Dietrich Schäfer

Deutsche Geschichte

Neunte Auflage

Zweiter Band:

Neuzeit

Verlag von Gustav Fischer in Jena

Ex Libris

PROFESSOR J. S. WILL

Deutsche Geschichte

Von

Dietrich Schäfer

Neunte,
bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage

❖❖

Zweiter Band

Neuzeit

Jena
Verlag von Gustav Fischer
1922

DD
90
S32
1922
Bd. 2

Alle Rechte vorbehalten.

LIBRARY
OCT 9 - 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

812058

PRINTED IN GERMANY

Dem Andenken

an

Heinrich von Treitſchke und Georg Waitz

gewidmet

Inhaltsübersicht.

Viertes Buch.

Seite

Reformation und Gegenreformation (1517—1648) . . . 1—161

Erſtes Kapitel. **Martin Luther als Urheber der Reformation** . . . 3—38

Luthers Entwickelung S. 3. — Der Mönch und Profeſſor S. 5. — Die 95 Theſen S. 6. — Die Behandlung der Streitfrage S. 8. — Die gravamina; der Humanismus S. 10. — Erasmus, Reuchlin S. 11. — Die nationale Oppoſition; Hutten S. 12. — Luther und der Humanismus; Melanchthon S. 14. — Die Reformation eine Störung „ruhiger Bildung"? S. 16. — Päpſtlicher Bann und weltliche Gerichtsbarkeit S. 18. — Geiſtesbewegung und ſtaatliche Lage S. 20. — Maximilian und die habsburgiſche Machtſtellung S. 21. — Die Kaiſerwahl von 1519 S. 23. — Der Reichstag zu Worms und Luther S. 25. — Karl V. und Luther S. 27. — Das Reichsregiment S. 29. — Luther auf der Wartburg S. 30. — Die Wittenberger Unruhen S. 31. — Luthers Eingreifen S. 33. — Die kirchliche Neuordnung S. 35. — Mangelnde Widerſtandskraft des alten Kirchenweſens S. 36.

Zweites Kapitel. **Verbreitung und Befeſtigung der Reformation** . . 39—84

Das Reichsregiment und der Ritterſtand S. 39. — Das Reichsregiment und die Städte S. 42. — Die Bauernbewegung S. 45. — Die Niederwerfung der Bauern S. 47. — Sturz des Reichsregiments; Landeskirchentum S. 49. — Karls V. Weltmachtſtellung S. 51. — Karl V. und Franz I. von Frankreich S. 53. — Friedensſchlüſſe von Madrid und Cambrai S. 55. — Die Reichstage zu Speier S. 56. — Die Reformation Zwinglis S. 59. — Das Marburger Religionsgeſpräch S. 61. — Der Augsburger Reichstag von 1530 S. 62. — Der Schmalkadiſche Bund S. 65. — Karl V. und ſeine europäiſchen Aufgaben S. 67. — Erfolge der

Seite

Reformation 1534—1544 S. 68. — Keine Gewalt zur Verbreitung der Reformation S. 70. — Karl V. nimmt Utrecht, Cambrai und Geldern S. 72. — Untätigkeit der Evangeliſchen S. 74. — Die Konzilsfrage S. 75. — Der Schmalkaldiſche Krieg S. 77. — Luthers Ende S. 78. — Das Interim S. 80. — Moritz von Sachſen S. 81. — Der Augsburger Religionsfriede S. 83.

Drittes Kapitel. Die Zeit der Gegenreformation (1555—1618) . . 85—131

Folgen der Reformation; Wandlungen des 16. Jahrhunderts S. 85. — Hebung der Staatsmacht S. 86. — Wandlungen des Weltverkehrs S. 88. — Deutſchlands Seehandel und die Stellung der Hanſe S. 90. — Lübeck und die Niederländer S. 91. — Die Grafenfehde S. 92. — Städtiſche Unruhen S. 93. — Starke Zunahme des Oſtſeeverkehrs S. 95. — Kein Niedergang der Städte S. 96. — Stellung zur überſeeiſchen Koloniſation S. 97. — Das 16. Jahrhundert kein Jahrhundert des Rückgangs S. 98. — Das Geiſtesleben der Zeit S. 99. — Hebung des Unterrichtsweſens S. 100. — Die deutſche Sprache S. 101. — Gelehrte Bildung; Dichtung und Kunſt S. 103. — Sitte und Kirchenzucht S. 104. — Die Zweiteilung der habsburgiſchen Macht und das Reich S. 106. — Zurückdrängen der Deutſchen in England, Skandinavien, Livland S. 109. — Innere Ordnung des Reichs S. 111. — Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Matthias S. 113. — Die evangeliſchen Stände und der Reichsfriede S. 114. — Spanien und die Reformation S. 116. — Der Jeſuitenorden S. 117. — Das Tridentiner Konzil S. 119. — Die Jeſuiten in Deutſchland S. 121. — Beginnende Gegenreformation S. 123. — Die Gegenreformation mit ſpaniſcher Hilfe am Rhein und in Weſtfalen S. 125. — Der Calvinismus; die Konkordienformel S. 126. — Konfeſſionelle Bündnisbeſtrebungen S. 127. — Der Donauwörther Handel S. 128. — Union und Liga S. 130.

Viertes Kapitel. Der Dreißigjährige Krieg . . . . . 132—161

Mangelnde Einheitlichkeit des Beſitzes der deutſchen Habsburger S. 132. — Ferdinand II.; die Gegenreformation in ſeinen Erblanden S. 134. — Ferdinands Nachfolge in Böhmen S. 135. — Sein Streit mit Böhmen S. 137. — Friedrich von der Pfalz als böhmiſcher König S. 138. — Die Schlacht am Weißen Berge und ihre Folgen S. 140. — Der pfälziſche Krieg S. 142. — Chriſtian IV.; der niederſächſiſch-däniſche Krieg S. 144. — Wallenſtein S. 147. — Das Reſtitutionsedikt S. 148. — Unfähigkeit und Hilfloſigkeit der evangeliſchen Reichsſtände S. 151. — Schweden und Guſtaf Adolf S. 152. — Schwedens Wehrkraft S. 154. — Guſtaf Adolf in Deutſchland S. 156. — Nach Guſtaf Adolfs Tode S. 158. — Frankreichs Einfluß S. 160.

Seite

Fünftes Buch.

Vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1648—1814) . . . . . 163—296

Erſtes Kapitel. **Deutſchland im Zeitalter Ludwigs XIV. (1648—1715).** 165—201

Ergebniſſe des Großen Krieges S. 165. — Verluſt an deutſchem Land S. 167. — Tiefſtand deutſcher Kultur S. 169. — Neugeſtaltung der deutſch-franzöſiſchen Beziehungen S. 170. — Die Lage Deutſchlands für Frankreich überaus günſtig S. 172. — Ludwigs XIV. Angriffspolitik S. 174. — Emporkommen Brandenburgs S. 176. — Der Große Kurfürſt S. 178. — Das Herzogtum Preußen ſelbſtändig S. 179. — Eintreten des Kurfürſten für die Niederlande S. 181 — Fehrbellin; Reichskrieg gegen Frankreich S. 183. — Mißbrauch franzöſiſcher Macht durch Ludwig XIV. S. 185. — Militäriſche Kräftigung der größeren deutſchen Reichsſtände S. 187. — Franzöſiſch-türkiſches Zuſammenwirken S. 189. — Die Belagerung Wiens S. 190. — Die pfälziſche Erbfolgefrage S. 191. — Der pfälziſche Krieg und der Friede von Ryswick S. 192. — Die ſpaniſche Erbfolgefrage S. 194. — Hannovers Kurwürde S. 196. — Preußens Königtum S. 197. — Sachſens polniſche Königswürde S. 198. — Der Große Nordiſche und der Spaniſche Erbfolgekrieg S. 199.

Zweites Kapitel. **Deutſchland zur Zeit Friedrichs des Großen und Maria Thereſias (1715—1786)** . . . . . 202—243

Die Lage Europas nach dem Spaniſchen Erbfolgekrieg S. 202. — Deutſche Dynaſtien in ausländiſchen Reichen S. 204. — Die Pragmatiſche Sanktion Karls VI. S. 206. — Preußen und der Große Nordiſche Krieg S. 208. — Preußen unter Friedrich Wilhelm I. S. 210. — Die ſchleſiſche Frage; Maria Thereſia S. 212. — Der Öſterreichiſche Erbfolgekrieg S. 214. — Der Urſprung des Siebenjährigen Krieges S. 216. — Das Kriegsjahr 1757 S. 219. — Die Not der folgenden Jahre S. 220. — Bewertung des Krieges S. 223. — Friedenstätigkeit in Preußen S. 224. — Die erſte Teilung Polens S. 226. — Kaiſer Joſef II. S. 229. — Die bairiſche Erbfolgefrage und der deutſche Fürſtenbund S. 230. — Der „aufgeklärte Deſpotismus" in Deutſchland S. 232. — Aufklärung und Humanität S. 235. — Die deutſche klaſſiſche Bildung S. 237. — Deutſche Dichtung und Philoſophie S. 238. — Der Toleranzgedanke S. 240. — Deutſchlands innere Lage verglichen mit der Frankreichs S. 241. — Fühlbarkeit der Mängel des Wirtſchaftslebens und der ſtändiſchen Gliederung S. 242.

Drittes Kapitel. **Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Wiener Kongreß (1786—1814)** . . . . . 244—296

Die franzöſiſchen Emigranten; die geſchädigten Reichsſtände

Seite

S. 244. — Österreichs Lage; Preußens Politik S. 246. — Scheitern des Hertzbergschen Planes S. 248. — Verständigung von Reichenbach S. 249. — Der Ursprung des Revolutionskrieges S. 251. — Beginn der Feindseligkeiten S. 253. — Die zweite Teilung Polens S. 256. — Frankreichs Widerstandskraft S. 256. — Das Kriegsjahr 1794; die dritte Teilung Polens S. 257. — Der Baseler Friede S. 258. — Französische Eroberungen S. 259. — Unterschied französischen und deutschen Empfindens S. 261. — Das Unstaatliche der deutschen Bildung S. 262. — Der Ausgang des ersten Revolutionskrieges S. 264. — Der Rastatter Kongreß S. 265. — Der zweite Koalitionskrieg S. 266. — Der Friede von Luneville; Napoleon Retter Frankreichs? S. 269. — Der Reichsdeputationshauptschluß S. 270. — Das Ende der geistlichen Staaten S. 271. — Die neue Besitzverteilung S. 272. — Neue Gewaltakte Napoleons S. 274. — Der dritte Koalitionskrieg S. 275. — Die Gründung des Rheinbundes S. 277. — Preußens Politik vom Baseler Frieden bis 1806 S. 279. — Der Krieg von 1806 S. 281. — Der Tilsiter Friede S. 282. — Napoleon auf der Höhe seiner Macht S. 283. — Der Feldzug gegen Rußland S. 286. — Preußens Lage S. 287. — Preußens Erhebung S. 288. — Der Frühjahrsfeldzug 1813 S. 291. — Die Entscheidung S. 292. — Napoleons Bedeutung für Deutschland S. 294.

Sechstes Buch.

Die Aufrichtung des neuen Reiches (von 1814 bis zur Gegenwart) . . . . . 297—467

Erstes Kapitel. **Der Beginn nationaler und konstitutioneller Bestrebungen (1814—1840)** . . . . . 299—334

Der Pariser Friede S. 299. — Schwierigkeit der deutschen Neuordnung S. 300. — Der deutsche Einheitsgedanke S. 302. — Die sächsisch-polnische Frage auf dem Wiener Kongreß S. 304. — Die Großmächte S. 305. — Österreichs Stellung zu Preußen und zur deutschen Frage S 307. — Preußen im Nachteil auf dem Wiener Kongreß S. 308. — Die Hundert Tage S. 310. — Die Bundesakte S. 311. — Der Deutsche Bund S. 312. — Preußens Stellung in Deutschland S. 315. — Die preußische Verfassungsfrage S. 317. — Verfassungen in deutschen Mittel- und Kleinstaaten S. 319. — Karlsbader Beschlüsse S. 320. — Politische Stagnation S. 322. — Wirkungen der Julirevolution S. 323. — Deutschlands wirtschaftliche Lage S. 325. — Neuordnung des preußischen Zoll- und Steuerwesens S. 326. — Die Begründung des Zollvereins S. 328. — Die Erweiterung des Zollvereins zu einer deutschen Wirtschaftseinheit S. 330. — Schwierigkeiten der Zolleinigung S. 332.

Seite

Zweites Kapitel. **Die Zeit Friedrich Wilhelms IV. (1840—1858)** . 335—374

Friedrich Wilhelm IV. S. 335. — Anfänge S. 336. — Der Vereinigte Landtag S. 338. — Verschiedene Richtungen deutscher Denkweise und ihre Grundlagen S. 339. — Frankreich als politisches Vorbild S. 342. — Freiheit und Einheit S. 344.— Neuordnung der katholischen Kirche in Deutschland S. 347. — Der neue Geist des Katholizismus S. 348. — Der Kölner Kirchenstreit S. 351. — Die preußische Führung S. 353. — Die Kriegsgefahr Anfang der 40er Jahre S. 354. — 1848 S. 355. — Das Frankfurter Parlament S. 357. — Die schleswig-holsteinische Frage S. 358. — Schleswig-Holstein und das Frankfurter Parlament S. 361. — Wiederherstellung der Regierungsmacht in Preußen und Österreich S. 362. — Die Reichsverfassung und die Kaiserwürde S. 364. — Ausgang der 48er Erhebung S. 367. — Preußen und die Union S. 368. — Die Reaktion S. 371. — Österreich, Preußen und der Bund S. 372.

Drittes Kapitel. **Die Neubegründung des Reiches (1858—1871)** . . 375—416

Prinz Wilhelm S. 375. — Der Krieg von 1859 S. 378. — Die preußische Heeresreform S. 379. — Bismarcks Anfänge S. 380. — Bismarck am Bundestage S. 382. — Wilhelm I., Preußen und Deutschland S. 384. — Bismarck, die Verfassung und die deutsche Frage S. 386. — Bundesreformversuche S. 389. — Die schleswig-holsteinische Frage S. 391. — Der Dänische Krieg 1864 S. 393. — Der österreichisch-preußische Konflikt S. 394. — Bismarck und das allgemeine Wahlrecht S. 397. — Die Entscheidung am Bunde S. 399. — Der Krieg von 1866 S. 400. — Frankreichs Haltung S. 403. — Der Norddeutsche Bund S. 405. — Napoleon und Frankreich nach dem Kriege S. 407. — Die spanische Thronfolgefrage S. 409. — Ausbruch des Krieges S. 410. — Die deutschen Siege S. 413. — Wilhelm I. Kaiser S. 415.

Viertes Kapitel. **Im neuen Reich** . . . . . 417—467

Unbegründete Furcht vor dem neuen Deutschland; Frankreichs Wiedererstarken S. 417. — Europas Lage; Rußlands Balkanpolitik; der Dreibund S. 419. — Gesteigerte Spannung in den Beziehungen zu Rußland S. 422. — Deutschlands Eintritt in die Kolonialpolitik S. 424. — Erste Besitzergreifungen S. 428. — Die Rivalität Englands; die Kongo-Konferenz S. 429. — England und die deutsche Handelskonkurrenz S. 431. — Die englandfreundliche Episode S. 433. — Englisch-französische und englisch-russische Annäherung S. 435. — Der Marokko-Streit S. 437. — Deutschlands schwierige Lage S. 439. — Der erste deutsche Reichstag S. 441. — Bildung des Zentrums S. 443. — Spaltung der Liberalen S. 445. — Die Heeresfrage; Aufkommen der Sozialdemokratie S. 447. — Wirtschaftspolitik und Reichs-

Seite

finanzen S. 449. — Spaltung der Nationalliberalen S. 451. — Die Regierung genötigt, mit dem Zentrum zu arbeiten S. 453. — Die Sozial- und die Kolonialpolitik S. 455. — Neue Parteibildungen S. 457. — Die Stellung des Zentrums und der Reichsgedanke S. 459. — Die jüngsten Erfahrungen S. 461. — Die Kraft des Reichsgedankens S. 463. — Reich und Sozialdemokratie S. 465. — Unsere drei Kaiser S. 467.

Fünftes Kapitel. **Kampf ums Dasein** . . . . . 468—530

Der Balkankrieg 1912/13 S. 469. — Stellung der Großmächte S. 471. — Verschärfung der internationalen Lage S. 473. — Der Mord von Serajewo S. 475. — Deutschland zum Kriege gezwungen S. 477. — Glänzende Erfolge S. 479. — Türkei und Bulgarien Verbündete S. 481. — Italien Gegner S. 483. — Krisis im Herbst 1916 S. 485. — Der Seekrieg S. 487. — Die U-Boot-Waffe S. 489. — Ihre schwankende Anwendung S. 491. — Amerika und England S. 493. — Der rücksichtslose U-Boot-Krieg S. 495. — Die russische Revolution S. 497. — Erster Kanzlerwechsel S. 499. — Papstnote S. 501. — Polnische Neuordnung S. 503. — Friedensschlüsse S. 505. — Die Wühlarbeit der Entente S. 507. — Ungenügende deutsche Gegenwirkung S. 509. — Die Parteien S. 511. — Innere Zermürbung S. 513. — Waffenstillstandsverhandlungen S. 515. — Die Revolution S. 517. — Verwilderung S. 519. — Der Friede S. 521. — Die Entschädigungen S. 523. — Abstimmungen S. 525. — Deutschlands Lage 527. — Deutschlands Zukunft S. 529.

Rückblick und Schluß . . . . . 531—547

Germanentum und deutsche Staatsgründung S. 533. — Zertrümmerung unseres mittelalterlichen Staates; die Reformation S. 535. — Preußen deutsche Großmacht; deutsche Bildung S. 537. — Das Reich und die Auslandsdeutschen S. 539. — Wert unserer Kultur S. 541. — Gefahren für unser sittliches Sein S. 543. — Schwierigkeiten unserer Lage S. 545. — Glauben an unser Volk S. 547.

Sach- und Wortverzeichnis . . . . . 548—574

Viertes Buch.

Reformation und Gegenreformation (1517—1648.)

Erſtes Kapitel.

Martin Luther als Urheber der Reformation (bis 1522).

Es iſt neuerdings, einer Zeitrichtung folgend, der Verſuch gemacht worden, Martin Luther aus den Bedingtheiten ſeiner Umgebung, aus dem „Milieu", zu erklären. Es iſt mit Geiſt und Kenntniſſen geſchehen, hat aber zu einem vollen Erfolge nicht geführt und nicht führen können. Denn das Verfahren iſt überhaupt verfehlt, ſobald man ſeine letzten Konſequenzen ziehen will. Nicht einmal Durchſchnittsmenſchen laſſen ſich reſtlos aus den Verhältniſſen verſtehen, unter deren Geltung ſie geworden ſind, viel weniger führende Geiſter. Nicht nur, daß man — etwa aus mangelnder Kenntnis — nicht vollſtändig nachweiſen kann, welche Einflüſſe in ihnen wirkſam wurden, ein Teil ihres Weſens — je höher ſie ſtehen, um ſo mehr — iſt tatſächlich nicht von außen in ſie hinein getragen; es iſt mit ihnen geboren. Es möchte kaum einen Menſchen geben, der nichts hätte, was ihm und ihm allein zu eigen gehört; bei den Großen aber liegt gerade hier die Quelle ihrer ſchöpferiſchen Kraft. Bei Luther iſt das, was wir Tatſächliches über ſeine Umgebung wiſſen, wichtiger für das Verſtändnis damaliger Zuſtände als für die Erklärung gerade ſeiner Art.

Luther entſtammte dem Bauernſtande: „Ich bin eines Bauern Sohn; Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſt."

Daß der Vater, als Luther geboren wurde, ſchon in Eisleben wohnte und ſpäter in Mansfeld bergmänniſcher Beſchäftigung oblag, ändert nichts an der Bedeutung dieſes Zeugniſſes. Denn was es ſagen will, bleibt beſtehen: Der Reformator entſtammte engen und kleinen Verhältniſſen. Es waren aber Verhältniſſe, in denen Vorzüge lebendig waren, auf denen noch heute Kraft und Geſundheit unſeres Volkes vor allem beruhen, deren es ſich nicht entſchlagen darf, wenn es nicht zu Grunde gehen will: Anſpruchsloſe Einfachheit und gewiſſenhafte Arbeit, ſcharfe Zucht und ernſte Strenge wie gegen andere, ſo gegen ſich ſelbſt. Was wir aus Luthers Kindheit und Jugend über die Kreiſe erfahren, aus denen Luther ſtammte, und in denen er aufwuchs, gehört zu den wertvollſten Zeugniſſen, die erweiſen, daß die bezeichneten Züge ſchon jener Zeit als Ergebnis mittelalterlicher Entwickelung eigen waren. Aus dem Kriegervolke der Germanen war ein Arbeitsvolk geworden; das Mittelalter hatte dem „Bärenhäutertum", ſoweit es vorhanden geweſen war, ein Ende gemacht.

Es würde aber nicht richtig ſein, wollte man aus Luthers Herkunft den Schluß ziehen, daß er aus größter Not und Dürftigkeit ſich habe emporringen müſſen. Sein Eiſenacher Kurrendentum und die freundliche Aufnahme, die er bei Frau Cotta fand, können dafür nicht als Beleg angeführt werden, wenn auch Luther ſelbſt einmal ſagt, daß er dort „nach Brot gegangen" ſei. Ernſtliche Sorge um die tägliche Notdurft iſt ihm und den Seinen nie nahe getreten. Schon daß er ſich gelehrtem Studium ohne Unterbrechung zuwenden konnte, beweiſt das. Der Vater iſt mit der Zeit zu einem gewiſſen Wohlſtande gelangt. Luther ging aus Kreiſen hervor, in denen man zu erfahren pflegt, was es heißt, ſich im Leben aufrecht erhalten, in dieſem Kampfe aber beſteht und nicht nur Mut und Kraft behält, für die Familie auch nach Höherem zu ſtreben, ſondern auch Selbſtbewußtſein und Unabhängigkeitsſinn bewahrt und den Nachkommen weiter gibt. Die große Mehrzahl unſerer Tüchtigſten entſtammt ſolchen Verhältniſſen. Dieſe Herkunft befähigt mehr als irgend eine andere, mit dem Beſten, was im Volke lebt, in ſteter Fühlung zu bleiben, ſeinem Denken und Empfinden reinſten Ausdruck zu geben.

Von Luthers Univerſitätsbildung iſt nichts bekannt geworden, was ihm eine beſondere Stellung anwieſe. Er betrieb ſcholaſtiſche Philoſophie, wie ſie in Erfurt gelehrt wurde, und gewann Fühlung mit dem Humanismus, der im benachbarten Gotha in Mutianus Rufus einen hervorragenden Vertreter hatte. Daß er der Jurisprudenz, für die ihn der auf das Praktiſche gerichtete Vater beſtimmt hatte, den Rücken wandte, legt Zeugnis ab für ein tieferes Geiſtesbedürfnis. Welcher Art es war, wird aber erſt klar, als aus dem Studenten ein Mönch wurde. Es iſt der entſcheidende Schritt ſeines Lebens, der erſte unzweideutige Beleg, daß etwas in ihm war, was ihn ſonderte von ſeiner Umgebung, ihn über ſie hinaus hob.

In rein mittelalterlichem Geiſte iſt Luther ein Jünger Auguſtins geworden, und durchaus in dieſem Geiſte hat der Mönch ſich durch Jahre bemüht, den übernommenen Pflichten gerecht zu werden. „Iſt je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, ſo wollte ich auch hinein gekommen ſein; ich war der Welt rein abgeſtorben.“ Keinem noch ſo harten Dienſt, keiner Kaſteiung hat ſich Luther entzogen. Die erhoffte Seelenruhe vermochte er aber lange nicht zu gewinnen; er las: „Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott!“ Doch iſt das für Luther nicht Anlaß geworden, mit dem Kloſter oder ſeinem Orden zu hadern; auch hat ſeine mönchiſche Umgebung ihm dazu keinen Anlaß gegeben. Von irgend welcher Verderbtheit des Kloſterlebens iſt bei Luthers Genoſſen nichts zu ſpüren. Ja, ſein Orden hat ihm den Weg gewieſen zur Beruhigung ſeines geängſtigten Gemütes. Die Lehre des Auguſtin, der ſelbſt ſo ſchwer gerungen hatte, betonte die entſcheidende Bedeutung der göttlichen Gnade. Der viſitierende Obere Johann von Staupitz ward Luther Führer aus dem Dunkel. Allein durch Vertrauen auf Gott und ſeine Gnade könne die Erlöſung gewonnen werden! Luther begann ſich aufzurichten an der Verheißung: „Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben.“

Staupitz öffnete dem Mönche auch den Weg zurück in die Welt. Die Laufbahn des kaum dem Jünglingsalter Entwachſenen bezeugt

ſeine ungewöhnliche Begabung. 22 Jahre alt war er 1505 Mönch geworden; zwei Jahre ſpäter empfing er die Prieſterweihe. Im nächſten Jahre (1508) nahm ihn Staupitz hinüber an die ſechs Jahre zuvor von Kurfürſt Friedrich dem Weiſen begründete Wittenberger Univerſität.

Unter ihren Profeſſoren iſt Luther raſch einer der erſten geworden, noch nicht dreißigjährig Doktor der Theologie, auch in ſeinem Orden bald ein Vertrauensmann. In deſſen Auftrage führte er im Winter 1510/11 die viel erörterte Romreiſe aus. Über ihre Bedeutung für Luthers Entwickelung ſind mancherlei Meinungen laut geworden; darüber kann kein Zweifel ſein, daß ſie Luther niemals genügender Anlaß hätte werden können, den Kampf gegen Rom zu eröffnen. Sie iſt für Luthers ſpäteres Auftreten durchaus nebenſächlich. Entſcheidend iſt, was ihn dem Kloſter zugeführt hatte und ihn unabläſſig bewegte.

Unter fortgeſetzten, zum Teil ſchweren Kämpfen haben ſich Luthers religiöſe Überzeugungen immer mehr gefeſtigt und geklärt im Sinne der Verlegung des Schwerpunktes alles religiöſen Lebens in den unmittelbaren Verkehr des Menſchen mit Gott. Das ward ihm auch Grundgedanke ſeiner akademiſchen Tätigkeit. Sie richtete ſich auf die Bibel, nicht auf die Kirchenväter, vor allem auf die Teile der heiligen Schrift, welche das Problem des Glaubens und der göttlichen Gnade am tiefſten erfaſſen, den Römer-, den Galaterbrief, die Pſalmen. Ein innerer Beruf zum Lehren trieb ihn, möglichſt verſtändlich zu werden. So kam es, daß er nicht ſelten das übliche Latein „tapfer verdeutſchte“. Auch in ſeinen Predigten drängte das Bedürfnis, andere hinein zu ziehen in das, was ihn bewegte, zu volkstümlicher Art in Stoff und Form. Er wollte volle Teilnahme, Hebung und Läuterung der Gläubigen von innen heraus. Zweifel fehlten nicht; er kämpfte ſie nieder im Gebet, „bis daß es Gott Zeit deuchte und mich Junker Tetzel mit dem Ablaß trieb“.

Es iſt für das Geſamturteil müßig, ob Luther mit ſeinen 95 Theſen gegenüber der kirchlichen Ablaßlehre überall im Rechte

war oder nicht. Mochte die Lehre nicht ſo anfechtbar ſein, wie ſie Luther erſchien; die geübte Praxis rechtfertigte ſeinen Zorn. Darüber ſollten Anhänger und Gegner heute einig ſein. Was immer neu bekannt wird über die widerliche Verbindung zwiſchen Entſcheidung über des Menſchen Seelenheil und den Geldhändeln des Bankhauſes der Fugger, des Mainzer Erzbiſchofs und des mediceiſchen Mäcenatenpapſtes läßt die herrſchende Übung im Vertriebe des Ablaſſes nur noch abſtoßender erſcheinen. Es iſt auch gar keine Frage, daß allgemein ſo empfunden wurde. Der Theſenanſchlag iſt mit vollem Recht von jeher als Beginn der Reformation angeſehen worden; er iſt den Mitlebenden ſofort als ein Ereignis von unberechenbarer Tragweite erſchienen. Die Kunde hat ſich verbreitet, „als wären die Engel Botenläufer geweſen“. Mit Recht hat ſpäter Luther von dieſem ſeinem erſten Schritt in die große Öffentlichkeit geſagt: „Weil alle Biſchöfe und Doktores ſtille ſchwiegen und niemand der Katzen die Schelle anbinden wollte, da ward der Luther ein Doktor gerühmet, daß doch mal einer kommen wäre, der drein griffe.“ Bewunderung und Staunen über die Kühnheit des Mönches und Profeſſors waren allgemein.

Mitnichten verkündete Luther etwas durchaus Neues. Was er ſagte, und auch was er ſpäter über die Rechtfertigung gelehrt hat, läßt ſich bis auf einige minder wichtige Züge ſchon in der früheren Literatur nachweiſen. Ganz beſonders iſt das auch mit ſeiner Auffaſſung von der entſcheidenden Bedeutung des Glaubens und der göttlichen Gnade, wenn auch nicht bis in alle Einzelheiten und Wendungen des Gedankenganges, der Fall. Wer darin aber einen Beweis für mangelnde Urſprünglichkeit ſehen wollte, würde fehl gehen. Sicher iſt, daß von dem, was er in Übereinſtimmung mit Früheren vertrat oder lehrte, ihm nur zu einem geringen Teil bekannt oder bewußt war, daß es Vorgänger ſchon ausgeſprochen hatten, oder gar, wo und wie es ausgeſprochen worden war. Die Übereinſtimmung beruhte in zahlreichen Fällen überhaupt nicht auf irgend welcher erlangten Kenntnis. Das eben iſt das Große an dem Manne, daß die Gedanken und Empfindungen von Millionen,

die Hunderte und Tauſende auch mündlich oder ſchriftlich zum Ausdruck gebracht hatten, in ſeinem Kopfe ſich nicht nur abermals regten, ſondern auch zu einem Geſamtbilde vereinigten und in ſeinem Herzen zu dem unwiderſtehlichen Triebe wurden, ſich einzuſetzen für ſein und ſeiner Mitmenſchen Seelenheil. Daß dieſem Manne dann auch die Kraft des Geiſtes und des Leibes verliehen war, den Kampf aufzunehmen und durchzuführen, vollendete die weltgeſchichtliche Erſcheinung. Luthers Perſönlichkeit, die iſt, wie ſie iſt, die ſich nicht zuſammenſetzt aus Entlehnungen und Einflüſſen, ſondern die ein einheitliches, ein geſchloſſenes, nur aus ſich ſelbſt zu verſtehendes Gebilde darſtellt, die iſt es, die immer wieder jeden anziehen wird, der für menſchliche Größe empfänglich iſt, und die dem deutſchen Reformator für alle Zeiten einen Platz ſichert unter den Gewaltigſten, die auf der Erde wandelten.

Die drei Jahre, die zwiſchen dem Theſenanſchlag und der Verbrennung der Bannbulle ſowie der römiſch-kirchlichen Rechtsbücher vor dem Elſtertore zu Wittenberg liegen (31. Oktober 1517 bis 10. Dezember 1520), ſcheinen dem rückſchauenden Blick mehr als eine denkbare Möglichkeit zu bieten, den angefachten Streit beizulegen, den völligen Bruch zu vermeiden. Zunächſt war Luther nicht in jedem gegebenen Augenblick ſeiner Sache gleich ſicher. Die Ablaßfrage berührte den Kern der kirchlichen Lehre. Sollte er, der Eine, wirklich im Rechte ſein gegenüber ſo vielen frommen und gelehrten Männern, die an ihrem Aufbau gearbeitet hatten? Luther könnte nicht ernſt genommen werden, wenn ihm nicht ſolche Zweifel aufgeſtiegen wären. „Das Lied habe ſeiner Stimme zu hoch werden wollen!“ Er überwand ſie. „Iſt's aus Gott, wer wird's hindern, iſt's aber nicht aus Gott, wer kann's fördern?“

Auf Luthers Haltung gegenüber dem zur Abwehr und Ahndung ſchreitenden Papſte ſind ſeine Bedenken nicht immer ohne Einfluß geblieben. Es wäre vielleicht möglich geweſen, Luther zum Schweigen zu bringen. Aber die Kirche wollte von ihrem Standpunkt nicht laſſen; ſie vertrat ihn unentwegt. Silveſter Prierias, gleich Tetzel

Dominikaner, reizte ſo unnötig wie plump. Cajetan forderte in Ausgburg einfachen Widerruf; auf irgendwelche Erörterungen wollte er ſich nicht einlaſſen. Dem konnte Luther ſich nicht beugen. Erſt recht war er nicht durch Erzbistum und Kardinalshut zu gewinnen, wie ihm ſpäter nahe gelegt worden iſt. Wenn erzählt wird, wie Cajetans Landsmann Urbanus de Serralonga nicht begreifen konnte, daß Luther das kleine Wörtchen revoco, das ihn doch aus allen Fährlichkeiten befreit hätte, nicht ausſprechen wollte, ſo erkennt man die Kluſt, die das ſittliche Empfinden des italieniſchen Kurialen von dem des deutſchen Mönches trennte. Dem Verſuch des Kammerjunkers von Miltitz fehlte nicht nur das Gewicht der Perſönlichkeit, ſondern auch der päpſtliche Auftrag.

Das Eingreifen des Schwaben Eck (Johann Mayr aus Eck) hat den vorhandenen Gegenſatz erheblich verſchärft. Daß den vielgefeierten Disputator vor allem die Eitelkeit trieb, ſich in die vorderſte Kampfreihe zu drängen, iſt genügend belegt. In den Streit, den er mit Karlſtadt hatte, zog er unnötig Luther hinein, machte ihn zum Hauptgegner. Es entſprach ſeiner Art und Bildung, wenn er glaubte, die Frage nach den letzten Gründen menſchlichen Heils durch dialektiſche Künſte entſcheiden zu können. Indem er aber in ſeinen Theſen gegen Luther den Schwerpunkt des Zwiſtes auf die Frage vom Primat des Papſtes verlegte, zog er zwar die letzten logiſchen Konſequenzen, ſpielte aber ein gefährliches Spiel. In den fünf Tagen vom 4.—8. Juli 1519, wo in Leipzig über die betreffende Theſe disputiert wurde (am Abend des 4. ſtarb im dortigen Dominikanerkloſter der kranke Tetzel, nicht ohne von Luther vor ſeinem Hinſcheiden noch einen tröſtenden Brief erhalten zu haben), vermochte Eck Luther in die Enge zu treiben, nachzuweiſen, daß Luthers Anſichten über eine auch ohne Papſttum mögliche Kirche wiklifitiſche und huſſitiſche Ketzereien und vom Konſtanzer Konzil verdammt ſeien. Luther fand keinen anderen Ausweg, als daß er erklärte, auch nicht alle Lehren dieſer beiden Männer und nicht alle vom Konzil verworfenen Sätze ſeien ketzeriſch, auch ein Konzil könne irren, die Wahrheit bei einem einzelnen ſein. Damit

hatte er ſelbſt Stellung genommen außerhalb der beſtehenden Kirche.

Auch ſo hätte der Ausgang einer privaten Gelehrten-Disputation, obgleich ſie ſich in feierlichen Formen und in Gegenwart des Landesherrn, des Dresdener Herzogs Georg, des Vetters Friedrichs des Weiſen, abſpielte, für den weiteren Gang der Dinge noch nicht entſcheidend zu werden brauchen. Aber ihn zu lenken, lag nicht mehr allein in Luthers Hand. Sein Auftreten hatte die Loſung gegeben für ein Kriegsgeſchrei, das ſich von allen Ecken und Enden Deutſchlands her gegen Rom erhob und eine bunte Schar von Gegnern ins Feld rief.

Zunächſt tauchten die alten Beſchwerden Deutſcher Nation aus der Zeit der Reformkonzilien wieder auf. Es rächte ſich jetzt, daß man damals enttäuſcht worden war. Cajetan war nicht allein um Luthers willen auf dem Augsburger Reichstag des Jahres 1518 erſchienen; ſeine weltgeſchichtliche Aufgabe beſchäftigte ihn nur im Nebenamt. Er ſollte Geld ſchaffen für Leo X. Kaiſer Maximilian unterſtützte ihn; zur Zeit brauchte er den Papſt. Der verſammelte Reichstag, der letzte Maximilians, verſagte ſich nicht völlig, hegte aber Zweifel an dem Türkenzug, für den gefordert wurde. Das ſeien „florentiniſche Künſte, den Deutſchen ihr Geld abzuſchwatzen“. Die Beſchwerden (gravamina) der Deutſchen Nation, die man dem Kardinal entgegen hielt, brachten die bei geiſtlichen wie weltlichen Fürſten verbreitete Stimmung zum Ausdruck. Der Lütticher Biſchof meinte, „das Geld fliege nur ſo über die Alpen dieſe Jäger, ſtarke Kinder Nimrods, gingen täglich auf die Jagd nach Pfründen“.

Noch viel ſchärfer und wirkungsvoller aber als bei den Regierenden erhob ſich die Oppoſition in den Kreiſen des Volkes, unter den gebildeten Laien. Jetzt zeigte ſich, was das Aufkommen weltlicher Bildung neben der geiſtlichen bedeutete. Der italieniſche Humanismus iſt für die Reformation nebenſächlich, der deutſche iſt von ihr nicht zu trennen.

Der bedeutendſte der deutſchen und aller Humaniſten überhaupt iſt Erasmus von Rotterdam. Soweit täglicher Gebrauch einer Sprache das Volkstum beſtimmen kann, müßte er für einen Römer oder Griechen gelten. Irgend einer beſtehenden Nation wollte er nicht angehören. Aber wenn er auch der Form nach völlig in der Geiſteswelt der Alten lebte, ſo führte ſeine philologiſche Gelehrſamkeit doch zur Pflege der umfaſſendſten geiſtigen Intereſſen, und die Welt, die ihn umgab, forderte ihr Recht. Er konnte an ihrem kirchlichen Leben nicht teilnahmlos vorüber gehen. Zu ſeinen zahlreichen Klaſſikerausgaben fügte er 1516 eine Ausgabe des Neuen Teſtaments. Sie iſt Leo X. gewidmet, iſt aber ein Rüſtzeug der Reformation geworden. Er hat der Neuerung aber nicht nur auf dieſe Weiſe gedient, er hat auch die Kirche direkt angegriffen. Sein „Lob der Narrheit“ (Encomium moriae, 1509) und ſpäter ſeine Geſpräche (colloquia) folgen dem Brauche der Zeit, die Schwächen, Fehler und Verirrungen der Menſchen unter der Maske des Narrentums zu geißeln; ſie huldigen ihm auch inſofern, als ſie Spott und Hohn mit beſonderer Vorliebe über die Geiſtlichen ausgießen. Erasmus hat es vermieden, für Luther Partei zu nehmen. Er iſt ſpäter, gedrängt von der Geiſtlichkeit, offen gegen ihn aufgetreten; im Jahre 1526 haben beide heftige Streitſchriften über die Bedeutung des freien Willens mit einander gewechſelt. Die Unvereinbarkeit der beiden Naturen trat deutlich hervor. Aber die Mönche hatten nicht ſo ganz unrecht, wenn ſie auch dann noch der Meinung waren, Erasmus, der ihnen ſo viel Leid zugefügt, verdiene es, zuerſt auf den Scheiterhaufen zu kommen. Die Feder des „Hauptes der Humaniſten“ hat die Kirche empfindlich geſchädigt, die vorhandene ihr feindliche Stimmung zugleich verſchärft und vertieft.

Neben Erasmus ward und wird unter den deutſchen Humaniſten der um 13 Jahre ältere Pforzheimer Johann Reuchlin genannt. Ihn hat, anders als Erasmus, das umgebende Leben völlig in ſeine Kreiſe gezogen; vom Jünglings- bis in das Greiſenalter iſt er in ihm tätig geweſen, zuletzt als einer der Oberrichter des Schwäbiſchen Bundes. Doch blieb auch ſein Herz bei den klaſſiſchen

Studien; in humaniſtiſcher Tätigkeit hat er ſeine Tage beſchloſſen. Schon ſtark in den Vierzigern, hatte er eine Reiſe nach Rom, die er in pfälziſchem Auftrage ausführte, benutzt, Hebräiſch zu lernen. Er ſchenkte dann ſeiner Heimat das erſte Lehrbuch dieſer Sprache, „ein Denkmal dauerhafter als Erz“. Eben ſeine Kenntnis des Hebräiſchen verwickelte ihn in den Streit mit den Dominikanern über nachteſtamentliche jüdiſche Glaubensſchriften. Der Zuſammenſtoß wird für alle Zeiten eins der bezeichnendſten Beiſpiele für den Unterſchied wiſſenſchaftlicher Sachlichkeit und bornierten Glaubenseifers bleiben. Er wurde zum Sammelruf für das „Heer der Reuchliniſten“, der Humaniſten, die an allen höheren Schulen vertreten waren, die meiſten beherrſchten. Es iſt auch bezeichnend für die Stimmung, die verbreitet war, daß der Name eines Mannes, der friedfertig und kampfſcheu war wie einer, Schlachtgeſchrei werden konnte für die Neuerer.

Der Streit war, ſoweit er literariſch ausgefochten wurde, in vollem Gange, als Luther in die Öffentlichkeit trat. 1515 und 1517 ſind die Dunkelmännerbriefe erſchienen. An ihnen hat neben ihrem Haupturheber Crotus Rubianus (Johannes Jäger von Dornheim bei Arnſtadt) beſonders Ulrich von Hutten mit gearbeitet.

Dieſer fränkiſche Ritter gilt mit gutem Grund als der Hauptvertreter des *ſtreitbaren* Humanismus. Er war fünf Jahre jünger als Luther, und der bunte Lebensgang des früh Entwickelten iſt kennzeichnend für das Wanderdaſein, das zahlreiche Jünger der neuen Studienrichtung führten. Huttens literariſche Kampfluſt iſt bald zu Tage getreten und hat in privaten und öffentlichen Händeln Befriedigung geſucht. Sie fand jetzt ihr rechtes Feld. Mag der Ton, der ihm zu Gebote ſtand, gelegentlich die Bezeichnung des Kläffens, mit der Gegner ihn abzutun wähnen, nicht ganz ungerechtfertigt erſcheinen laſſen; nicht nur die Sache, die er verfocht, ſondern auch die Art, in der er es tat, und der Geiſt, der ihm gegeben war, heiſchen Anerkennung, ja Bewunderung.

Der Humanismus iſt für unſer Volk nicht nur Förderer philo-

logiſcher Gelehrſamkeit, ſondern auch Führer zu vaterländiſcher Geſchichtsbetrachtung geworden. Die Schwärmer für römiſche Sprache weckten die Erinnerung an die glorreichen Kämpfe der freien Germanen gegen römiſche Zwingherrſchaft und begeiſterten ſich an den Siegen der Altvordern. Das Mittelalter hat deutſche Geſchichte, abgeſehen von monographiſchen Darſtellungen verſchiedenen Zuſchnitts, nur in weltgeſchichtlichem Rahmen behandelt, als Geſchichte des fortbeſtehenden Römiſchen Reiches, dem ſeit dem ſinkenden 13. Jahrhundert auch die Papſtgeſchichte eingegliedert wurde; der Gedanke einer Geſchichte des deutſchen Volkes iſt ihm bis zu den Tagen des Humanismus nicht gekommen. Jetzt tauchten nach einander Nauklerus, Wimpheling, Beatus Rhenanus, Sebaſtian Franck, Johannes Turmair (Aventinus) auf und verſuchten ſich an ſolcher Aufgabe mit nationalem Selbſtgefühl.

Hutten lebte ganz in der gleichen Geſinnung. Ihm war die Geſchichte ſeines Volkes eine Fundgrube für Waffen gegen Rom. Mochte er aus der Literatur des 11. und 14. Jahrhunderts die Streitſchriften gegen päpſtliche Anſprüche ausgraben oder die taciteiſchen Germanen gegenüber Römern und Römlingen preiſen, es galt ihm deutſche Freiheit und deutſche Größe gegenüber der Fremdherrſchaft. Wie einſt bei Walther von der Vogelweide, nur viel leidenſchaftlicher, klingen hellen Lautes die Töne hingebender Liebe zum angeſtammten Volke. Die Erregung, die Luthers Auftreten folgt, bringt Huttens Gabe zu voller Entfaltung. Dieſer Zeit entſtammen ſeine Dialoge. Man kann ſie noch heute nicht leſen, ohne mit fortgeriſſen zu werden. Und die Verhältniſſe wurden dem Humaniſten Anlaß, nun auch deutſch zu ſchreiben, ein Deutſch, nicht weniger auf der Höhe der Zeit als ſein Latein. Daß Hutten nicht frei war von einer Zeitſünde und der Krankheit, die faſt unvermeidlich mit ihr verbunden war, ſollte auch von den Gegnern ſeiner Geſinnung nicht zum Anlaß genommen werden, ihn zu den Unwürdigen zu werfen. Er war ein Mann, der in einer großen Zeit, ſich ſelber treu, glänzendſte Gaben ſelbſtlos für ein großes Ziel einſetzte, und deſſen Erdendaſein Heimſuchungen genug aufzuweiſen

hat, als daß die Nachwelt ſich nicht verpflichtet fühlen ſollte, ihn ſchonend zu würdigen, ſoweit ſie ſeiner nicht dankend gedenken will.

Auch das Wenige, was hier angedeutet werden kann, genügt, um zu zeigen, daß ganz unabhängig von Luther im deutſchen Volke eine Kampfesſtimmung verbreitet war, die nun durch ſein Auftreten zur Gluthitze angefacht wurde. Es wird niemals gelingen, die inneren und äußeren Antriebe bei Luther völlig zu ſondern; es war aber unvermeidlich, daß die verſchiedenen Strömungen in einander floſſen, und daß er ſelbſt vorwärts gedrängt wurde von der allgemeinen Geiſtesrichtung.

Luthers Beziehungen zum Humanismus ſind oft und gründlich erörtert worden. Er gehörte ihm nicht nur durch die perſönlichen Verbindungen an, die er in Erfurt geknüpft hatte, und zu denen ſpäter neue hinzu getreten waren, ſondern auch inſofern, als eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen und ihrer Autoren ihm wiſſenſchaftliches Bedürfnis war. Aber die Richtung ſeines Geiſtes ward nicht beſtimmt durch die Philologie, und nicht irgend welche Dinge dieſer Welt wurden in den entſcheidenden Augenblicken Triebfedern ſeines Handelns; was ihn bewegte, war die Frage ſeines Seelenheils. Die aber ergriff ihn viel zu tief, als daß er anders als in heiligem Ernſt ſich zu ihr hätte äußern können. Es hat Luther, wie jedem richtigen Volkskinde, nicht an wahrem und echtem Humor gefehlt; aber ernſte Dinge konnte er nur ernſt behandeln. Mitarbeit an den Dunkelmännerbriefen wäre ihm unmöglich geweſen. Er iſt zu Hutten, oder vielmehr Hutten zu ihm, in Beziehung getreten. Den „Reuchliniſten“ kam der Mönch gerade recht. Aber eine nähere Verbindung iſt zwiſchen den Männern nicht entſtanden; dazu war der Geiſt, der in ihnen lebte, zu verſchieden.

Doch hat nun Luther aus dem humaniſtiſchen Gelehrtenkreiſe einen Genoſſen und Gehilfen gefunden, deſſen Name ſich für alle Zeiten dem ſeinen unauflöslich verknüpfte. Unſere Geſchichte hat einen eigenartigen Reichtum an großen Doppelgeſtalten, deren Verbindung im Leben nicht immer gleich enge war, die aber in Wollen

und Wirken so zusammentrafen, daß sie sich der Volksvorstellung in unzertrennlicher Vereinigung einprägten. Wie sich Goethe und Schiller, Blücher und Gneisenau, Bismarck und Moltke und jetzt wieder Hindenburg und Ludendorff gesellen, so Luther und Melanchthon. Noch ehe Luther vor Cajetan trat, war ihm auf Reuchlins Empfehlung dessen Verwandter, der 21jährige Philipp Melanchthon aus Bretten, von Kurfürst Friedrich als Kollege an der Wittenberger Universität zur Seite gesetzt worden. In ihm verschmolzen die beiden Richtungen mehr als in irgend einer andern Persönlichkeit der Zeit. Melanchthon ist nächst Erasmus der bedeutendste deutsche Philologe des Jahrhunderts; es war aber auch mehr als eine bloße Redewendung, wenn Luther voll Bewunderung einmal äußerte, daß „der kleine Grieche ihn sogar in der Theologie übertreffe". Wenn die Vertreter des Neuen durch ein Menschenalter nicht nur an Geist, sondern auch an Tiefe und Umfang der Gelehrsamkeit durchaus das Übergewicht über die Gegner behaupteten, so hat Melanchthon daran einen wesentlichen Anteil. Die Anliegen des Glaubens und der Gelehrsamkeit bewegten ihn in gleicher Weise. Nur dem Unverständigen sind ja Glauben und Wissen Gegensätze. Gesunde Geistesentwickelung ist unmöglich ohne ihren Ausgleich unter Anerkennung der Rechte beider. Wenn die Reformation solchen Ausgleich erstrebte und in ihrer Weise erreichte, so schuldet die Nachwelt dafür neben Luther vor allem Melanchthon Dank.

Die Bewegung, die neben Luthers Opposition und unabhängig von ihr das deutsche Volk in seinen Tiefen ergriffen hatte, zog aber noch in anderer Form, unmittelbarer wirkend, Luther in ihre Kreise. Mit vollem Recht wird der Reformator als eine Verkörperung deutschen Wesens gepriesen. Sein Deutschtum war aber lange von der Art, die sich ihrer selbst nicht bewußt wird, die sich betätigt, ohne auf Entschließungen begründet zu sein. Erst die humanistische und weltliche Opposition gegen Rom, die sich um ihn herum vernehmbar machte, brachte ihm den nationalen Gegensatz zum Bewußtsein, weckte die Empfindung, daß es eines Deutschen unwürdig sei, Rom in allem zu gehorchen. Seit dem Augsburger Reichstag schlägt er häufiger

dieſen Ton an. Er kommt am lauteſten zum Ausdruck in der wirkungsvollſten Schrift, die aus Luthers Feder gefloſſen iſt, der Schrift „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung“. Die Bannbulle, deren Erlaß Eck ſeit der Leipziger Disputation eifrig betrieb, war noch nicht fertig geſtellt, als Luther dieſe Schrift zu ſchreiben begann. Daß er ſie deutſch ſchrieb, daß überhaupt die Mutterſprache jetzt auch bei ihm in den Vordergrund trat, hängt auch zuſammen mit der Oppoſition, deren Urſpung nicht bei Luther zu ſuchen iſt. In der Schrift „An den Adel“ überwiegen durchaus die weltlichen, die ſtaatlichen, die nationalen Beſchwerden. Ihr Inhalt ſtützt ſich vor allem auf die gravamina, die in Augsburg vorgebracht worden waren. Die Bedeutung der beſonderen Lage Deutſchlands gegenüber Rom iſt hier mit Händen zu greifen. Luther hätte die eigentliche Brandſchrift der Reformation nicht ſchreiben können, wenn das Baſeler Konzil nicht für Geſamt-Deutſchland ergebnislos verlaufen wäre.

Als die Bannbulle erlaſſen war (16. Juni 1520) und Eck ſie in Deutſchland zu verbreiten ſuchte, veröffentlichte Luther, erſt lateiniſch, dann deutſch, ſeine Schrift „Ein Vorſpiel von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche“, deutſch „Von dem babyloniſchen Gefängnis“. Ihr folgte in wenigen Wochen, ſprachlich in umgekehrter Folge, die Schrift „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“, deren lateiniſcher Ausgabe ein Brief an Leo X. beigefügt war. Dieſe Schriften haben den Bruch vollendet. In der „Babyloniſchen Gefangenſchaft“ ſucht Luther chriſtliche Lehre wieder auf ihre urſprüngliche Geſtalt zurückzuführen, ſie zu reinigen von ſpäterem Beiwerk. Er hat die Überzeugung gewonnen, daß die Kirche, wie ſie iſt, Menſchenwerk, im Gang der Jahrhunderte entſtanden iſt. Zu den religiöſen Gründen treten die geſchichtlichen. Es gibt für ihn nur eine unbedingt rein fließende Quelle theologiſcher Erkenntnis, die heilige Schrift. Was ſich nicht auf ſie gründen läßt, lehnt er ab. „Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen“ baut die chriſtliche Sittenlehre, „die ganze Summe eines chriſtlichen

Lebens“ auf den Glauben auf. Er allein macht frei; er allein wirkt gute Werke. Gute Werke ſind nur, die aus ihm fließen. Die Lehre, die dieſe beiden Schriften verkündeten, ließ für die beſtehende Kirche keinen Platz.

Kein Geringerer als Goethe hat den Ausſpruch getan: „Die Reformation hat ruhige Bildung zurückgedrängt“, und eine ähnliche Auffaſſung begegnet in den verſchiedenartigſten Wendungen bei Späteren, beſonders häufig auch in der unmittelbaren Gegenwart. Sie iſt auch den Zeitgenoſſen nicht fremd geweſen. Die „ſelige Ruhe“ (beata tranquillitas) des Mutianus Rufus in Gotha iſt auch andern als höchſtes Lebensziel erſchienen. Und wer möchte leugnen, daß die ruhige Gelehrſamkeit eines Reuchlin oder Erasmus behaglicher anmutet als das ſturmvolle Leben eines Luther oder Hutten?

Aber die Zeit ſtellte andere Anforderungen; was ſie brauchte, konnten dieſe Männer ihr nicht bieten. Sie haben ja ſelbſt ihre beſchauliche Ruhe nicht ungeſtört genießen können, und das nicht durch Schuld der Neuerer. Erasmus, der der Meinung war, daß man nicht alles ſagen dürfe, was wahr ſei, und daß es ſehr darauf ankomme, wie man es ſage, hat doch die Erfahrung machen müſſen, daß die Form, in der er es für angemeſſen hielt, die Wahrheit zu ſagen, ihn nicht vor heftigſter Anfeindung ſchützte. Die geiſtigen Fortſchritte, die der Arbeit des Erasmus, des Reuchlin und anderer Männer zu danken ſind, haben durch die Reformation wahrlich keine Schmälerung erfahren; im Gegenteil, ſie ſind durch ſie erſt zu voller Wirkung gelangt. Ohne die Reformation aber hätten ſie niemals geiſtiges Leben aus den kirchlichen Banden, in denen es gefeſſelt lag, befreien können. Die Weisheit, die da meint, daß „gewiſſe Wahrheiten nicht für das Volk ſind“, und daß man „das Volk nicht in ſeinem Glauben wankend machen dürfe“, hat doch eine eng begrenzte Berechtigung und wird zu beſchränkter Kurzſichtigkeit, wenn es ſich um Wahrheiten handelt, an deren Sieg das geiſtige Wohl der Menſchheit hängt. Solche Wahrheiten aber ſtanden in Frage in dem Kampfe mit dem mittelalterlichen Rom. Es galt, menſchliches Denken und menſchliches Empfinden

von kirchlicher Überwachung und Bevormundung zu befreien und auf eigene Füße zu ſtellen. Übrigens hat Goethe den Ausdruck „zurückgedrängt“ ſicher mit guter Überlegung gebraucht. Er ſollte ſchwerlich einen Tadel in ſich ſchließen, kaum mehr ſagen, als daß „ruhige Bildung“ zur Zeit einer Kampfrichtung habe das Feld räumen müſſen. Dem feinen geſchichtlichen Verſtändnis eines Goethe, dem Dichter des Götz von Berlichingen iſt keine andere Auffaſſung zuzutrauen.

Der Bann war erklärt. Die Kirche hatte ihr Urteil geſprochen. Was hatte zu geſchehen?

Wer die Reihe der päpſtlichen Bannſprüche des Mittelalters auch nur ganz oberflächlich überblickt, dem kann nicht entgehen, daß ihre Wirkung eine ſehr verſchiedene war, daß ſie in nicht wenigen Fällen überhaupt völlig wirkungslos geblieben ſind. Waren die Gebannten weltliche Gewalthaber, ſo war und blieb für den Papſt immer die Hauptfrage, ob genügende materielle Macht bereit ſtand, den gefällten Bannſpruch wirkſam zu machen, dem Gebannten das Verderben zu bereiten, das ihm angedroht war. Aber auch in den Fällen, wie jetzt einer vorlag, wo der Bann ſich gegen abtrünnige Glieder der Kirche richtete, war dieſe Frage keineswegs nebenſächlich. Es iſt, trotz der beanſpruchten Geltung des Kirchenrechts, außerhalb des Kirchenſtaats kaum ein Kleriker denkbar, der nicht neben ſeinem geiſtlichen Oberhaupt auch ein weltliches gehabt hätte; traf ihn der Bann, ſo konnte deſſen Wirkung abgeſchwächt oder gar ganz aufgehoben werden, wenn ſein weltlicher Herr ſich deckend vor ihn ſtellte. Auch ſolchen Schutz mit dem Bann zu ſtrafen, hat Rom nicht immer gewagt. So ziemlich alle Zeiten des Mittelalters, in denen das Bannen gebräuchliches Strafmittel war (ſeit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurde es unendlich viel häufiger angewandt als früher), bieten dafür Belege.

Die Kurialen haben ſeit der Ausgeſtaltung des päpſtlichen Machtſyſtems immer behauptet, daß weltliche Gewalt widerſpruchs-

los verpflichtet ſei, zur Durchführung rechtskräftig gewordener kirchlicher Urteile auf Erfordern ihren Arm zu leihen. Auf ſolchem Anſpruch beruht die Wirkſamkeit der Ketzergerichte, der Inquiſition. Todesurteile konnten ja ohne die weltliche Gewalt überhaupt nicht vollzogen werden; denn „die Kirche vergießt kein Blut". Auf das kanoniſche Recht ließ ſich ſolcher Anſpruch auch zweifelsohne ſtützen. Aber das kanoniſche Recht war auch für die Zeit, welche die Fälſchung der pſeudo-iſidoriſchen Dekretalen noch nicht erkannte, etwas geſchichtlich Gewordenes, nur für den Papſtgläubigen göttlichen Urſprungs. Nie und nirgends iſt es in deutſchen Landen in ſeiner Allgemeinheit oder in den betreffenden Beſtimmungen ausdrücklich als bindend anerkannt worden. Auch rein juriſtiſch gefaßt war weltliche Gewalt in jedem gegebenen Falle befugt, ihm das landesherrliche Recht über den Untertanen entgegenzuſtellen. Es war in Deutſchland und anderer Orten in ſolchen Händeln wiederholt zur tatſächlichen Geltung gebracht worden. Fehlte der Glaube, daß darin ein Vergehen gegen Gott liege, daß Widerſetzlichkeit gegen den Papſt oder kirchliche Willensäußerungen an ſich eine Sünde ſei, ſo fielen alle Bedenken hinweg. Wohin aber war es im ſinkenden Mittelalter mit dieſem Glauben gekommen! Man kann nach allem, was wir wiſſen, unbedenklich behaupten, daß von den Tagen Gregors VII. bis auf die Gegenwart keine Zeit davon ſo wenig gehabt hat wie das 15. und das beginnende 16. Jahrhundert.

So ſah ſich der Papſt, wollte er ſeinen Willen gegen Luther durchſetzen, angewieſen auf Deutſchlands weltliche Herrſcher. Es iſt bezeichnend für die Tragweite, welche die Kirche ſelbſt dem Banne noch beimaß, daß ſie nicht verſucht hat, die ſtaatlichen Gewalten, die ihr nicht zu Willen waren, durch Anwendung dieſer Waffe zum Gehorſam zu zwingen. Es iſt einer der zahlreichen Belege, wie morſch das Gebäude kirchlicher Macht innerlich war, deſſen äußerer Glanz gerade aus jenen Tagen noch die Gegenwart blendet.

Es war in dieſer Lage, daß der Gang unſerer mittelalterlichen Geſchichte mit unwiderſtehlicher Wucht die weiteren Geſchicke unſeres

Volkes bestimmte, sie in die Bahn drängte, in der sie sich noch heute bewegen. Die Ereignisse, die sich jetzt vollzogen, zeigen unwiderleglich, daß unsere Gegenwart im letzten Grunde auf den Geschehnissen unserer mittelalterlichen Kaiserzeit beruht.

Die Bewegung, die unser Volk durchflutete, war eine allgemeine. Sie ward gespürt von den Meeresküsten bis in die Alpentäler und von den welschen Grenzen bis zu den äußersten, verstreuten Posten deutschen Wesens im Osten, am Finnischen Meerbusen und an den Enden der Karpaten. Jenseits der Sprachgrenzen fand sie besonders im stammverwandten skandinavischen Norden lauten Widerhall. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß die allgemeine Stimmung lechzte nach größerer Freiheit von Rom, zunächst nicht in dem Sinne völliger Lösung, wohl aber einer stärkeren Sicherung landeskirchlicher und persönlicher Selbständigkeit.

Wie unendlich oft ist von protestantischer Seite beklagt worden, daß sich nicht eine starke Reichsgewalt, ein mächtiger Kaiser gefunden hat, der der größten und tiefsten geistigen Bewegung, die unser Volk je erlebt hat, ein Führer geworden wäre, sie zu einheitlicher Geltung und fester Form gebracht hätte. Und vielleicht nicht weniger oft ist von Zeitgenossen, die sich als Verfechter des Alten Luthers Forderungen entgegen stemmten, und von späteren Anhängern Roms gewünscht worden, daß ein starker weltlicher Arm unserm Volke das mittelalterliche Kirchenwesen einheitlich hätte erhalten mögen. Wer die Dinge im Zusammenhange überblickt, wird nicht einen Augenblick zweifeln, daß sie nach keiner dieser Richtungen hin sich gestalten konnten. Was vorauf gegangen war, forderte mit unerbittlicher Notwendigkeit die Einbuße unseres staatlichen Bestandes oder die unserer religiösen und kirchlichen Einheit. Ein anderes Ergebnis war ausgeschlossen. Niemand, der deutsch empfindet, wird heute zögern anzuerkennen, daß von diesen beiden alleinigen Möglichkeiten die zur Wirklichkeit gewordene die glücklichere war, daß wir froh sein müssen, daß uns das Reich erhalten blieb, wenn auch mit zwiespältigem Glauben.

Am 12. Januar 1519 ist zu Wels in Oberösterreich der „erwählte Kaiser" Maximilian gestorben, der erste, der diesen dann dauernd gebrauchten Titel geführt hat. Daß Maximilian sich Kaiser nannte, ohne vom Papste gekrönt zu sein, zeigt auch, daß sich das Verhältnis des deutschen Königs zum Papsttum verschoben hatte.

Seit dem ersten Habsburger hatte unser Volk keinen König gehabt, dessen Bild in so freundlicher Erinnerung geblieben wäre, wie das des „letzten Ritters". Seine frische, natürliche, umgängliche Art hat ihm die Herzen gewonnen; ein reger Geist und rastlose Tätigkeit haben ihn allem und jedem nahe gebracht, was die Zeit bewegte. Wie hätte er Luther unbeachtet lassen können! Daß er ihm irgendwie innerlich nahe stand, ist mehr als unwahrscheinlich. Aber es entsprach ganz seiner anschlagreichen Art, wenn er Friedrich den Weisen ermahnte, den Mönch fleißig zu bewahren d. h. ihn vor Verfolgung zu schützen. Es ist doch nicht ausgeschlossen, daß Maximilian bei längerem Leben in den wechselnden politischen Beziehungen zum Papst — andere hat Maximilian zu Rom nicht gehabt — versucht hätte, Luthers Opposition zu benutzen. Ob sie dadurch gefördert worden wäre, ist aber sicher zweifelhaft.

Auf Maximilian ist Karl V. gefolgt. Am 28. Juni, wenige Tage vor der Leipziger Disputation, wurde er in Frankfurt gewählt.

Die Zeit des Zwischenreichs war nicht ungewöhnlich lang. Die Wahl ist gleichwohl nicht erfolgt, ohne auf ernste Schwierigkeiten zu stoßen. Niemals vorher oder nachher ist Frankreich so scharf in Mitbewerbung getreten. An Stelle Ludwigs XII. von Orleans hatte dort 1515 Franz I. von Angoulême den Thron bestiegen, der Rival Karls V. „schon in der Wiege". Man muß sich die europäische Lage vergegenwärtigen, um zu verstehen, daß er der Wahl Karls zum Deutschen Kaiser unmöglich untätig zusehen konnte.

Maximilian ist in endlosen, ewig wechselnden, aber nimmer ruhenden Versuchen und Bemühungen bestrebt gewesen, die Macht seines Hauses zu mehren. Aber gerade seine Vielgeschäftigkeit brachte es mit sich, daß „die Gelegenheiten ihm selten recht kamen", und

ſo hatte er außerhalb wie innerhalb des Reiches an unmittelbarem Gewinn nur beſcheidene Erfolge zu verzeichnen. Doch aber war es ihm beſchieden, ſein Haus an die Spitze des Erdteils empor zu heben. Indem er ſeinen 18jährigen Sohn Philipp (den Schönen), den Herzog von Burgund, mit Johanna, der Tochter Ferdinands von Aragonien und Iſabellas von Kaſtilien, vermählte, verſchaffte er ihm die Anwartſchaft auf die vereinigte ſpaniſche Macht. 1504 wurde Philipp der Erbe ſeiner Schwiegermutter. Er ſtarb zwar ſchon 1506, und ihm folgte auf der Halbinſel zunächſt der Schwiegervater Ferdinand; aber nach deſſen Tode (1516) wurde Philipps und Johannas jetzt 16jähriger Sohn Karl V. (in Spanien Karl I.) Herr der jetzt für immer verbundenen beiden Königreiche, vereinigte ſie mit ſeinen burgundiſchen Landen. Und wiederum Maximilian war es, der den um drei Jahre jüngeren Bruder Karls, Ferdinand, von der ſpaniſchen Erbſchaft fern hielt, indem er ihn mit Anna, der mutmaßlichen Erbin Böhmens und Ungarns, verlobte, der Schweſter König Ludwigs, der ſelbſt, auch von Maximilian, ſchon für die Schweſter ſeines zukünftigen Schwagers als Gemahl beſtimmt war, ehe er noch das Licht der Welt erblickt hatte. So iſt Maximilian der Begründer ſowohl der oſt- wie der weſteuropäiſchen Großmachtsſtellung des Hauſes Habsburg geworden.

Die Verbindung Philipps mit der Johanna geſellte aber zu dem burgundiſchen Gegenſatz gegen Frankreich, der überliefert und nicht aus der Welt zu ſchaffen war, ſo lange Burgund blieb, was es war, den ſpaniſch-aragoniſchen.

In Erinnerung an die Rechte des Hauſes Anjou war Karl VIII. von Frankreich 1494 nach dem Tode des Königs Ferdinand aus dem aragoneſiſchen Hauſe nach Neapel aufgebrochen. Seit Jahrhunderten ſchon hatten zwiſchen Frankreich und Aragonien Grenzſtreitigkeiten geſchwebt; jetzt kam die neapolitaniſche Frage hinzu. Sie wurde zum Urſprung jenes Gegenſatzes, der für die nächſten zwei Jahrhunderte die Kernfrage der großen europäiſchen Politik geblieben iſt. Aus dem Kriege um Neapel ward bald ein Krieg um Italien. Das geeinigte Frankreich und das geeinigte Spanien be-

gannen um das Land zu ringen, das ſo lange ein Annex deutſcher Königsmacht geweſen war. Jetzt vermochte dieſe auch in den Händen eines Maximilian nur eine Nebenrolle zu ſpielen. Sie mußte ihren Platz an der Seite Spaniens nehmen, wenn auch die Vielgewandtheit Maximilians ihn gelegentlich andere Wege hat gehen laſſen. Seitdem ſein Enkel die ſpaniſche Königskrone trug, ſah ſich Frankreich überall der geſchloſſenen Macht des Hauſes Habsburg gegenüber, an den Pyrenäen, im Norden und Nordoſten nicht allzu weit von Paris ſelbſt und auf den begehrten Fluren Italiens.

Franz I. hat in Deutſchland Parteigänger gefunden, die für ihn zu Felde gezogen ſind und in ſeinem Namen zugleich ihre Sonderfehden geführt haben. Daß er mit ſeiner Bewerbung keinen Erfolg hatte, wird kein Deutſcher beklagen. Was wäre aus unſerem Weſten, was aus dem Reich überhaupt geworden, wenn ein franzöſiſcher König als Todfeind des habsburgiſchen Hauſes an ſeiner Spitze geſtanden hätte? Ob es der Reformation zugute gekommen wäre, wenn ein Franz I. ihr Geſchick beeinflußt hätte, iſt nicht weniger fraglich.

Aber es iſt während der Wahlverhandlungen, welche die Fürſten mit einander führten, und in die halb Europa ſich einmiſchte, außer mancher anderen auch eine Kandidatur Friedrichs des Weiſen zur Sprache gekommen. Wieweit ſie ernſtlicher war als die übrigen, iſt ſchwer zu ſagen; war ſie es, ſo ſcheiterte ſie ſchon an der ablehnenden Haltung des Kurfürſten ſelbſt. Hätte es unſerem Reiche und Volke, hätte es der Reformation wirklich nützen können, wenn Friedrich deutſcher Kaiſer geworden wäre? Der Traum iſt oft geträumt worden; er bleibt aber ein Traum. Friedrichs Beſitz war anſehnlich. Alles in allem genommen mochte er Deutſchlands reichſter und mächtigſter Fürſt ſein; der Aufſchwung, den der Bergbau des Erzgebirges gegen Ende des Mittelalters erlebte, hatte den Wohlſtand des Wettiner Hauſes nicht unerheblich gemehrt. Aber dieſes Haus war geſpalten; der Albertiner Georg lebte in ſchwer auszugleichender Spannung mit dem Wittenberger Vetter und ſuchte und

fand Stütze an Habsburg. Zu Maximilian hat Kurfürſt Friedrich nicht durch ſeine Schuld faſt unausgeſetzt in ſchlechtem Verhältnis geſtanden. Noch auf dem Augsburger Reichstag von 1518 war Maximilians Wunſch, den Enkel Karl ſchon bei ſeinen Lebzeiten zum Kaiſer gewählt zu ſehen, beſonders an Friedrichs Widerſpruch geſcheitert. Auch die Beziehungen zum brandenburgiſchen Kurfürſten waren nicht frei von unerquicklicher Rivalität. Wie hätte es einem „Kaiſer" Friedrich gelingen ſollen, das Reich gegen Habsburg zu regieren, gegen den Herrn von Öſterreich und Burgund, von Spanien und Neapel, den mit Böhmen, Ungarn, Dänemark Verſchwägerten, der auch hinüber zu den Reichsfürſten ungleich zahlreichere und feſtere Fäden in der Hand hielt, als dem nominellen Haupte der Wettiner zu Gebote ſtanden! Wer da meint, ein evangeliſcher Kaiſer hätte ſich durch Einziehung des geiſtlichen Beſitzes leicht die nötige Macht verſchaffen können, der vergißt, daß die deutſchen Fürſten einem nicht mit erdrückender Macht ausgeſtatteten Herrn allenfalls ein Aufteilen unter die zahlreichen Begehrlichen, nimmermehr aber ein völliges Einziehen der geiſtlichen Herrſchaften zugunſten der Krone geſtattet haben würden. Es wäre ein Scheinkaiſertum ſchlimmſter Art geworden, dem die ſoeben erſt mühſam wieder zuſammen gekittete Einheit des Reiches faſt unausbleiblich hätte zum Opfer fallen müſſen. Friedrich war wirklich „weiſe", als er die Ehre ablehnte.

Daß mit dem Zerfall des Reiches auch das Schickſal der Reformation als einheitlicher deutſcher Neuordnung beſiegelt geweſen wäre, bedarf kaum der Erwähnung. Friedrich der Weiſe wäre ſicher der letzte geweſen, der das Schwert für ſie gezogen hätte. Landſchaftliche Durchführung in einem Teil des deutſchen Sprachgebiets wäre das höchſte geweſen, was ſie hätte erhoffen können. Es war nun einmal ſo, die Geſchichte hatte Deutſchlands Geſchick an das des Hauſes Habsburg geknüpft. Das war für unſer Reich und damit auch für den Beſtand unſeres Volkes ein Glück, für Luthers Sache und damit auch wieder für unſer Volk ein ſchweres Verhängnis.

Denn wie täuſchte ſich doch Luther, und wie ſtand ſeine Un-

kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse ihm im Wege, als er von dem „jungen, edlen Blut vom Hause Österreich“ Verständnis für seine Sache erwartete! Karl V. war ein Burgunder, d. h. ein französisch sprechender Mann, dem außer dieser Sprache nur noch das Vlamische seiner Geburtsstadt Gent, in der er auch den größten Teil seiner Jugend zugebracht hatte, vertraut war. Spanisch, Deutsch, Italienisch hat er erst entsprechend den an ihn herantretenden Erfordernissen gelernt; deutschem Geistesleben ist er überhaupt in keiner Weise je näher getreten. In der Zeit, als wir Luther hatten, war unser Kaiser ein Fremder und — konnte kein anderer sein. Man kann das beklagen, aber nicht hinweg denken.

Als Karl gewählt wurde, war er in Spanien. Es verfloß ziemlich ein Jahr, bis er wagen konnte, dieses Land zu verlassen. Im Oktober 1520 kam er aus seinen burgundischen Gebieten ins Reich. Am 28. Januar des nächsten Jahres eröffnete er in Worms seinen ersten Reichstag. Es galt, seine kaiserliche Stellung zu ordnen und zu festigen.

Karl gewann nähere Fühlung mit seinen Wählern. Er erlangte von den Fürsten eine ungewöhnlich starke Beihilfe (4000 Pferde und 20000 Mann auf ein halbes Jahr) für seinen „Romzug“. Dafür mußte er aber auch Zugeständnisse machen. Was unter Maximilian an Reichsreformen durchgesetzt war, ward bestätigt und verbessert. Dazu sollte abermals ein Versuch gemacht werden mit einem Reichsregiment. Schon 1500—1502 hatte ein solches vorübergehend in Nürnberg getagt. Das erneute Zusammentreten eines reichsständischen Ausschusses sollte, obgleich es auch diesmal von kurzer Dauer war, für die Entwickelung der Reformation von weittragender Bedeutung werden.

Doch sind es nicht diese Ergebnisse gewesen, die den Wormser Reichstag zum berühmtesten aller gemacht haben, die je in Deutschland gehalten worden sind. Diese Einschätzung verdankt er dem Auftreten Luthers „vor Kaiser und Reich“ am 17. und 18. April 1521. Seine Sache hat die Versammelten während der ganzen Dauer des Reichstags beschäftigt; sie ist nicht ohne Einfluß geblieben auf den Gang der Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Fürsten. Das weltbewegende

Ereignis, das diesen Reichstag vor allen andern denkwürdig gemacht hat, ist das Verhör des Wittenberger Mönchs und Professors.

Wir sind über Luthers Stimmung, als er vor Kaiser und Reich geladen war, gut unterrichtet. Er müßte kein Mensch gewesen sein, wenn ihn in den Kampfesjahren nicht gelegentlich bange Gefühle beschlichen hätten. Aber vor die Entscheidung gestellt, wankte sein Mut, gestärkt im Gebet, keinen Augenblick. Schon seit dem Verhör vor Cajetan erwartete er den Bannstrahl. Er war, wie er sich ausdrückte, „gegürtet zum Aufbruch, sobald der Bannfluch komme; wie Abraham wollte er ausziehen, ohne zu wissen wohin, nur dessen gewiß, daß Gott überall sei". Das Erwartete war eingetroffen, hatte ihn aber nicht heimatlos gemacht. Ungestört und ungestraft hatte er des Papstes Bulle höhnend vernichten können. Und er war nun nicht geladen von einer kirchlichen Behörde, nicht vor ein Konzil. Vor Kaiser und Reich sollte er sich verantworten. Es lag vor jedermanns Augen, daß die weltliche Gewalt keineswegs gewillt war, sein Schicksal auf Grund des päpstlichen Urteils als besiegelt anzusehen. Es war offenbar, daß sie das kanonische Recht nicht gelten ließ. Luther würde auch vor jeder kirchlichen Instanz seine Sache unerschrocken vertreten haben wie einst Huß. Was jetzt aber geschah, mußte seinen Mut beleben, seine Kraft stärken. Es blieb ihm unverborgen, daß unter den Vornehmsten seines Volkes mehr als einer bewundernd zu ihm hinauf sah.

So ist er hingetreten vor diese Vornehmen. Ob er am 18. April seine Verantwortung mit den bekannten Worten geschlossen hat, wird weder völlig erwiesen, noch einwandfrei verneint werden können. Es ist gleichgültig. Die Gesinnung, in der er sprach, kann nicht wahrer ausgedrückt werden als mit diesen Worten: „Ich kann nicht anders! Hier stehe ich! Gott helfe mir! Amen!" Das deutsche Volk wird sie sich nicht nehmen lassen. Sie drücken aus, was es am höchsten schätzt; sie drücken aus, was der Menschheit nie verloren gehen darf.

Das Verhalten Karls V. und Sigmunds ist oft in Parallele gestellt worden. Luther ist, wie Huß, gekommen in des Kaisers

Geleit und hat, glücklicher als er, in dieſem Geleit von dannen ziehen können. Wie man auch Sigmunds Haltung beurteilt, es iſt klar, daß der Unterſchied nicht ſo ſehr in den Perſönlichkeiten als in den Zeitverhältniſſen lag. 1415 zeigte ſich weltliche Gewalt ungeſäumt bereit, geiſtlichem Gerichte ihren Arm zu leihen; 1521 beging der Kaiſer nicht nur die „Frechheit, nicht ungehört zu verdammen", ſondern ſogar die, den auch nach ſeiner Meinung völlig Geſtändigen nicht zu treffen. Und ein Kaiſer, der mit dem Papſt in gutem Einvernehmen, ſein Bundesgenoſſe zu ſein wünſchte!

Auch an Kaiſer Karl iſt der Gedanke heran getreten, Luther und die Stimmung der Deutſchen gegen den Papſt, der Franz I. begünſtigte, zu gebrauchen. Er hat ihn ſchwerlich auch nur einem Augenblick ernſtlich erwogen, gewiß nicht, nachdem er Luther gehört hatte. Karls Lehrer war Leos X. Nachfolger, der Utrechter Hadrian VI., neben Alexander VI. der einzige nichtitalieniſche Papſt nach der Periode von Avignon, aber das volle Gegenteil von dem Spanier, ernſt, gelehrt, ſittenſtreng und gläubig, ein würdiger Prieſter in jeder Beziehung. Seine kirchliche Geſinnung iſt auf Karl V. übergegangen; ſie konnte durch die Tradition ſeines Hauſes und durch ſein ſpaniſches Königtum nur beſtärkt werden. Luthers Auftreten iſt dem Kaiſer Anlaß geworden, ſie zum klaren Ausdruck zu bringen. Es geſchah noch an demſelben Tage, an dem er Luther gehört hatte; er las, was er geſchrieben hatte, am nächſten Morgen den verſammelten Fürſten vor. „Es iſt das erſte Schriftſtück, von dem wir wiſſen, daß es das Erzeugnis ſeines eigenen Geiſtes war."

Es ſagte: „Ihr wißt alle, daß ich von den chriſtlichen Kaiſern deutſcher Nation und den katholiſchen Königen der Spanier, von den öſterreichiſchen Erzherzögen und den burgundiſchen Herzögen ſtamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treueſten Söhne der katholiſchen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholiſchen Glaubens zur Ehre Gottes, zur Vermehrung des Glaubens und zum Heil ihrer Seelen geweſen ſind." . . . „Wir haben als Recht befunden, zu erhalten, was die genannten unſere Vorgänger ſowohl auf dem Konſtanzer als auf anderen Konzilien feſtgeſetzt

haben. Da es nun aber offenbar iſt, daß ein einzelner Mönch, durch ſeine beſondere Meinung betrogen, in die Irre geht, ſich mit dem Glauben der ganzen Chriſtenheit in Widerſtreit ſetzt, ſowohl derjenigen, welche vor tauſend Jahren, als derjenigen, welche heute leben, und ſich anmaßt, zu behaupten, alle Chriſten ſeien bis jetzt im Irrtum geweſen, ſo haben wir beſchloſſen, an dieſe Sache alle unſere Reiche und Lande, unſere Freunde, unſer eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu ſetzen." Der Kaiſer bedauert, „ſo lange das Einſchreiten gegen genannten Luther und ſeine falſchen Lehren verſchoben zu haben". Er will ihn unter keinen Umſtänden weiter hören. „Er ſoll nach dem Inhalt ſeines freien Geleites, das wir halten wollen, zurück geführt werden," aber „wir haben beſchloſſen, gegen ihn wie gegen einen wahren und überführten Ketzer zu verfahren, und ermahnen euch, daß ihr in dieſer Sache wie gute Chriſten und ſo, wie ihr es verſprochen habt, euere Meinung kund gebt."

Als die Fürſten die Worte des jungen Kaiſers vernommen hatten, berichtet der Nuntius Aleander, wurden „viele bleicher, als wenn ſie geſtorben wären". Das Verfahren gegen Luther fand ſeinen Abſchluß im „Wormſer Edikt", das zum Banne die Acht, auch gegen Luthers Anhänger, fügte und ſchärfſte Zenſurmaßregeln traf, ein perſönliches Werk des Nuntius. In den Reichstagsabſchied vom 26. Mai hat dieſer vom 8. datierte Erlaß keine Aufnahme gefunden; Tags zuvor war er in der Wohnung des Kaiſers, nicht in einer Sitzung der Stände, verleſen worden; der anweſende Kurfürſt Joachim von Brandenburg, ein ſcharfer Gegner Luthers, hatte die Erklärung abgegeben, daß die Stände das Mandat in dieſer Form billigten. Die Mehrzahl der Fürſten hatte Worms ſchon verlaſſen.

Luther verſchwand auf der Wartburg. Er „ließ ſich eintun". Der Kaiſer zog gegen Frankreich zu Felde. Die Leitung des Reiches ging über an das in Worms verabredete Reichsregiment, das in Nürnberg zu Anfang des nächſten Jahres zuſammen trat. Wie würde es ſich ſtellen? Würde es dem Kaiſer zu Willen ſein? Das war die Frage.

Bis auf die Neuordnungen von 1867 und 1871 hin hat das Reich

wenige Körperſchaften gehabt, die über Lebensfragen der Nation ſo ſelbſtändig Beſchlüſſe gefaßt hätten wie das Regiment von 1522—1524. Der Kaiſer war aus der Verwaltung des Reiches ſo gut wie ausgeſchaltet. Auch in allen äußeren Angelegenheiten ſprach das Regiment das entſcheidende Wort. Ohne ſeine Zuſtimmung konnte ein Reichskrieg nicht geführt werden; Bewilligen und Aufbringen der nötigen Mittel lagen bei ihm. Die Angeſehenſten der Fürſten wechſelten im Vorſitz ab.

Mancherlei Fragen haben das Regiment beſchäftigt, vor allem der weitere Ausbau des Reichsgerichts und die dauernde Sicherung der für Reichszwecke unentbehrlichen Mittel. Die wichtigſte wurde bald die Stellungnahme zur neuen Lehre.

Unter den Gegnern Luthers ſtand von den weltlichen Fürſten Georg von Sachſen in der vorderſten Reihe. Er hatte auch ſeine bitteren Klagen über Rom; von dem Wittenberger Profeſſor aber wollte er nichts wiſſen. Er betrieb alsbald am Reichsregiment die Durchführung des Wormſer Edikts. Aber der Vetter Friedrich hielt ihm Widerpart und verhinderte entſprechende Beſchlüſſe. Der neue, deutſche Papſt ſuchte durch ehrliches Entgegenkommen zu beſchwichtigen. Sein Legat Chieregati geſtand ſchwere Vergehen und Mißbräuche an Haupt und Gliedern der Kirche zu. Er konnte aber dadurch nicht erreichen, daß ſich das Regiment willig gezeigt hätte, den lutheriſchen Neuerungen entgegen zu treten. Im Gegenteil, das Eingeſtändnis wurde dem Regiment zur Stütze für ſeine Auffaſſung. Es war der Meinung, es könne den nicht ſtrafen, der das Übel aufgedeckt habe, die Sache gehöre vor ein allgemeines, von Kaiſer und Papſt zu berufendes Konzil mit Sitz und Stimme für die Laien; inzwiſchen aber könne niemand gehindert werden, das Evangelium zu lehren; nur ſolle nichts geſchrieben werden, was zu Aufruhr und Ärgernis Anlaß geben könne.

So ſtellte ſich das Reichsregiment in offenen Gegenſatz zum Kaiſer. Die Anweſenheit Ferdinands, des kaiſerlichen Bruders, hat das nicht hindern können. In des Kaiſers Namen ging ins Reich hinaus, was dem Wormſer Edikt direkt widerſprach. Das Regiment nahm in des Reiches Schutz, was der Kaiſer verurteilte.

Und nun ſollte ſich bald zeigen, daß Machtſtellung und Ge-

ſinnung der Fürſten, nicht des Kaiſers, entſcheidend waren für das Geſchick der lutheriſchen Bewegung.

Luther hat von der Wartburg aus nichts getan, ſie zu fördern. Die Kirchenpoſtille und die Bibelüberſetzung konnten naturgemäß erſt ſpäter eine Wirkung üben. Wenn irgend etwas, ſo iſt dieſe Zeit geeignet, zu belegen, daß im deutſchen Volke ein Drang nach Änderung vorhanden war ganz unabhängig von Luther.

Aus tauſend Rinnſalen iſt der Strom zuſammen gefloſſen, der in dieſen Jahren Deutſchland überflutete. Wenn er ſich jetzt ſammelte in dem Bett, das Luther ihm grub, ſo hat das ſeinen Grund vor allem in der Überlegenheit, in dem Zauber der Perſönlichkeit des Reformators, der mit der Sicherheit des Genies alle Kraft anſetzte an dem Punkte, von dem allein aus eine durchgreifende Erneuerung zu erreichen war. Wie mannigfaltig waren die Wünſche, die man gegenüber dem Beſtehenden hatte, nationaler und religiöſer, wiſſenſchaftlicher und literariſcher, politiſcher und ſozialer und, wie unvermeidlich war, vermiſcht damit auch rein perſönlicher Art. Luthers Stimme hatte ſie alle zu lauter Äußerung geweckt. Was der Einzelne wollte, wußte er; was der Geſamtheit dienen konnte, hatten wohl wenige ernſtlich erwogen. Die Bewegung hatte überwiegend verneint; ſie war verloren, wenn ſie nicht auch zu bejahen wußte. Davon hing ihre Zukunft ab.

Sie hatte alle Stände ergriffen, vom Fürſten bis hinab zum Bauersmann; es iſt unmöglich zu ſagen, welchen am meiſten. Daß die beſonderen Anliegen und Wünſche, die jeder hatte, nicht durch die Tagesfrage zum Schweigen gebracht wurden, verſteht ſich von ſelbſt; ſie empfingen vielmehr aus dem allgemeinen Drang nach freierer Betätigung neuen Antrieb. Die feſteſte Autorität, die das Mittelalter für die Regelung menſchlichen Lebens heraus zu bilden vermocht hatte, die Kirche, befand ſich in Auflöſung. Für die Orden ſchien das Gelübde des Gehorſams nicht mehr zu beſtehen. Das „Prieſtertum aller Laien“ gab dem geiſtlichen Stande eine ganz veränderte Stellung. Alle Anſprüche, Forderungen und Beſchwerden, die Laien gegenüber der Kirche hatten, gewannen verſtärkte Kraft

Dazu lehnte die neue Lehre alles ab, was erſt durch die „babyloniſche Gefangenſchaft“ dem Kirchenweſen zugewachſen war, Reliquien- und Heiligen-Verehrung, Mönchtum und Zölibat, Meßopfer, Kelchentziehung und Ohrenbeichte, und was ſonſt an Bräuchen ſich eingebürgert hatte. Wie konnte geſichert werden, daß die neue Freiheit richtig gebraucht, daß ſie nicht in Zuchtloſigkeit, in Verneinung aller feſten Ordnung verkehrt wurde? Das war die Aufgabe, die zu löſen war, die ſich während der Wartburgzeit in den Vordergrund drängte. Es iſt ein abermaliger Beleg für die Grundſtimmung der Zeit, daß ſie innerhalb Jahresfriſt nach dem Erlaß des Wormſer Edikts unvergleichlich viel brennender wurde als die Frage, wie man ſich vor dieſem ſichere.

Luther war Idealiſt, ſeiner Geiſtesanlage, ſeinem Bildungsgange nach. Er war von Haus aus gewohnt, ein Innenleben zu führen; erſt die Glut der Seele trieb ihn nach außen. So war und blieb ihm das Entſcheidende die Lehre. „Das Wort muß es bringen.“ Es ſollte die Geſinnung wirken, aus der das richtige Handeln entſpringt, der Glaube die Werke. Wie er ſelbſt keinen Zwang duldete, ſo wollte er auch keinen geübt wiſſen gegen andere; Gott „werde es richten“. Aber die Welt belehrte ihn, daß es mit dieſer Zurückhaltung nicht getan war, daß menſchliche Dinge nicht nur einen Inhalt, ſondern auch eine Form brauchen, und daß ihnen die nur gegeben werden kann durch Gebot.

Die Wittenberger Unruhen, die mit dem Ende des Jahres 1521 einſetzten, und denen anderer Orten, beſonders in Zwickau, ähnliche Bewegungen zur Seite gingen, ſind ihrem Weſen nach allgemein bekannt. Es handelte ſich um Fragen, die unumgänglich waren oder ſich doch wie von ſelbſt an das knüpften, was zur Sprache gebracht war: Abſtellung der Meſſe, Zulaſſung der Prieſterehe, Austritt aus dem Kloſter, der Laienkelch, die Behandlung der Bilder und Reliquien und nicht zuletzt die Geſtaltung des neuen geiſtlichen Standes. Bedurfte er noch der Weihe, bedurfte er noch gelehrter Bildung? Konnte es der Herr nicht jedem geben, nicht auch durch Laien ſeinen

Willen kund tun? War nicht auch die Kindertaufe verwerflich, wenn alles auf inneres Erfassen ankam? Indem die überkommene Ehrerbietung vor dem Priesterstande in ihr Gegenteil umschlug, kamen gewalttätige Naturen auch auf den Wahn, das neue Heil könne es erfordern, die „Pfaffen" zu erschlagen, ja alle „Gottlosen" zu vertilgen. Weniger blutig war jedenfalls der „Bilderſturm", der Kampf gegen Altäre und Heiligtümer aller Art, der einzusetzen begann und manchem Kunstwerk ein bedauerliches Ende bereitet hat. Von religiösen wie politischen Umwälzungen sind Begehren nach Ausschreitungen ja nie ganz fern zu halten, kaum Untaten selber.

Es gehört zu dem Größten, was Luther geleistet hat, daß er gegenüber den Versuchen, das Neue tumultuarisch zur Durchführung zu bringen, mit raschestem Entschluß, fast instinktiv, Stellung nahm. Es geschah nicht ohne Gefährdung seiner Person. Der Kurfürst warnte ernstlich. Aber Luther war nicht der Mann, der sich durch solche Bedenken schrecken ließ. Er hatte sich längst an den Gedanken gewöhnt, auch sich selbst zu opfern. „Für Gewalt ist nicht mehr hier denn ein armer Körper. Will Gott mich nicht erhalten, so ist mein Kopf ein Geringes, verglichen mit Christus." Die Bedenken des Kurfürsten, der doch auch die gegnerische Richtung im Reichsregiment im Auge behielt, wies er fast schroff zurück. Er bedürfe des Schutzes nicht: „Ich halte, ich wolle Ew. Kurfürstlichen Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dieser Sache soll noch kann kein Schwert raten oder helfen; Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschlich Sorgen und Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen."

Es ist erstaunlich, wie rasch Luther, heimkehrend aus seinem Patmos, in Wittenberg Ordnung geschaffen hat. Wenige Wochen genügten. Er erfüllte die berechtigte Forderung, die den Unruhen zugrunde gelegen hatte, dem Neuen nun auch Gestalt, der Lehre Leben zu geben. Aber auch so ist ihm die Form keineswegs die Hauptsache geworden. Seine eigene Persönlichkeit hat er nur langsam aus dem Alten gelöst. Als letzter hat er 1525 sein Kloster verlassen; erst in dem gleichen Jahre schloß er die Ehe. Er hat

noch lange Nachsicht in den Äußerlichkeiten empfohlen und geübt. Er wollte die Schwachen schonen, nur, wo er gefliſſentliches Widerſtreben zu ſehen glaubte, durchgreifen.

Mit der Rückkehr Luthers nach Wittenberg im Frühling 1522 beginnt der Aufbau der evangeliſchen Kirchen Deutſchlands. Es iſt nicht ſelten zwiſchen einem liberalen und einem reaktionären Luther, zwiſchen dem Reformator und dem Mönch, unterſchieden und die Trennungszeit in dieſes Jahr verlegt worden. Man hat einen unausgleichbaren Gegenſatz zwiſchen dem früheren und dem ſpäteren Auftreten gefunden und behauptet, daß die Reform, die ſich an Luthers Namen knüpft, nicht durchgeführt worden ſei in dem freiheitlichen Geiſte, in dem ſie begonnen worden.

Dieſe Auffaſſung kann als geſchichtlich berechtigt nicht anerkannt werden. Sie ſtellt an Luther und an die Zeit Anforderungen, die ſie nicht erfüllen konnten. Die Kirche, die Luther aufrichtete, war nicht für alle Zeiten fertig; ſie konnte es nicht ſein. Welche Kirche wäre es denn je geweſen? Sie haben ja alle ihre Geſchichte, auch die römiſch-katholiſche. Was Luther ſchuf, konnte unmöglich aller Zukunft genügen. Die noch heute ſtarr an allem und jedem, was er gelehrt und geſchaffen, feſthalten wollen, verſtehen ihn eben ſo falſch wie die, welche ihm vorwerfen, daß er nicht ſchon feſtgelegt hat, was ſie heute für richtig oder wünſchenswert halten. Was er aufrichtete, war das der Zeit Dienliche, in der Hauptſache das in der Zeit allein Mögliche. Indem er grundſätzlich an das Beſtehende anſchloß, bewies der Gelehrte und Glaubensmann doch auch ein ſicheres und feines Gefühl für das in Staat und Geſellſchaft Durchführbare.

Es iſt Luther zum Vorwurf gemacht worden, daß er der Gemeinde nicht genügende Freiheit und Selbſtändigkeit gelaſſen habe. Er hat die beſtehende Kirchengemeinde als Trägerin der Rechte an der Kirche feſtgehalten ohne große Skrupel über Austritt und Neubildung von Gemeinden. Allein das ſollte ihn vor ſolchem Vorwurf ſichern. Daß er die Beſtellung der Geiſtlichen nicht den Ge-

meinden oder ihnen nicht allein überließ, war ſicherlich weiſe, war geboten. Wo dieſe Einrichtung in Deutſchland beſtand, iſt ſie faſt durchweg erhalten geblieben. Wir haben Belege aus der Zeit genug, die zeigen, daß ihre volle Durchführung, trotz nicht ſo ſelten auftauchender Forderungen in dieſer Richtung, eine Unmöglichkeit war.

Noch weniger kann Luther der Tadel treffen, daß er die landesfürſtliche Gewalt zu ſehr geſtärkt habe. Wo war denn die Inſtanz, die eine neue Ordnung hätte ſichern können? Wo die landesherrliche Autorität eine ſtädtiſche war, haben die Bürger ſelbſt ihre Sache in die Hand genommen; der Unterſchied hat ſich erhalten bis auf den heutigen Tag. Aber in den fürſtlichen Territorien gab es kaum irgendwo lebenskräftige Organe des Selbſtregiments außer den „Ständen", d. h. faſt überall Adel und Geiſtlichkeit. Die Geiſtlichkeit verlor als ſolche ihre politiſchen Rechte; daran wird kein Moderner Anſtoß nehmen. Der ſtändiſche Adel aber zeigte ſich ſo ſehr geneigt, ſeine Machtſtellung gelegentlich der Kirchenänderung zum eigenen Vorteil auszunutzen, daß das Landesfürſtentum ſich ein wahres Verdienſt erworben hat, indem es ſolchem Begehren Schranken ſetzte. In den bäuerlichen und kleinen ſtädtiſchen Gemeinden fanden ſich keine Organe, die bereit und geeignet geweſen wären, höheren Geſichtspunkten, z. B. der Notwendigkeit gelehrter Vorbildung für den Pfarrerſtand, Rechnung zu tragen. Allzu ſehr waren dieſe Stände der Selbſtverwaltung entwöhnt. Wir haben es auch hier mit einem Ergebnis unſerer mittelalterlichen Geſchichtsentwickelung zu tun, die ſie ihrer politiſchen Bedeutung faſt völlig entkleidet hatte. Es lag anders als in der Schweiz, in den Niederlanden, in Schweden, auch anders als in Schottland und Frankreich, wo der Landadel ein Führer der Reformation wurde und werden konnte.

So hat das evangeliſche Deutſchland durch Luthers Kraft und Beſonnenheit, nicht zuletzt durch den in ihm lebendigen, angeborenen Ordnungsſinn, im weſentlichen diejenige Neuordnung ſeines Kirchenweſens erhalten, die unter den Zeitverhältniſſen erſprießlich, ihnen angemeſſen war. Die ſchweren Mängel, die heute an ihr gefunden

werden, können nicht berechtigen, ihren Urheber der Verständnislosigkeit oder gar selbstgefälligen Starrsinns zu beschuldigen. Die gelegentlichen abstoßenden Härten, die verletzenden Zornesausbrüche, die grundsätzlichen Gegnern so bequeme Angriffspunkte bieten, sollten nicht in Rechnung gestellt werden bei einem Manne, dessen Leben nicht aufhörte und nicht aufhören konnte, Kampf zu sein. Luther hätte nicht Luther werden können, wenn es ihm nicht gegeben gewesen wäre, zugleich ein überzeugter Vertreter der Freiheit und der Autorität zu sein. Es ist etwas Richtiges darin, wenn man gesagt hat, er sei sein Leben lang Mönch geblieben; aber er ist darum nicht weniger auch sein Leben lang der Reformator gewesen. Wer Neues schaffen will, muß zugleich einreißen und aufbauen können; das hat Luther verstanden wie einer.

Besonders oft ist Karlstadt auf Luthers Kosten gefeiert worden. Man gefällt sich, in ihm den besser Gebildeten, den Urteilsfähigeren, den Unbefangeneren zu sehen. Als Theologe und Philosoph mag Luther gegenüber Karlstadt nicht überall im Rechte gewesen sein; er mag ihn auch gelegentlich ungebührlich abgetan haben. Daß man sich Karlstadt nicht an Luthers Stelle denken kann, ist entschieden, sobald die Frage gestellt wird. Neben Luther war für einen Mann von *seinem* Charakter kein Raum, so bedeutend seine Befähigung sein mochte. Es hat noch in keiner großen Bewegung an Männern gefehlt, die sich gern an führender Stelle sahen, aber eben dadurch unfähig wurden zu der Mitwirkung, die ihre Gaben gestattet hätten.

Der Umordnung der Verhältnisse traten Schwierigkeiten in den Weg, die von Anhängern der Neuerungen ausgingen. Unwillkürlich erhebt sich die Frage: Wehrte sich in den einzelnen Herrschaftsgebieten denn nicht auch das Alte?

Es ist ein beliebter Vorwurf, der gegen die Reformation erhoben wird, daß sie nur mit Gewalt habe durchgeführt werden können. Man könnte dem mit guten Grunde die Behauptung entgegensetzen, daß sie nirgends in deutschen Landen so hat eingeführt zu werden

brauchen. In keinem Falle ist in den der Reformation sich öffnenden Territorien Gewalt in dem Sinne angewendet worden, wie sie in den im katholischen Glauben noch zeitweise oder dauernd verharrenden lange an der Tagesordnung war. Kein Altgläubiger hat in deutschen protestantischen Landen den Tod erlitten seines Glaubens wegen, während umgekehrt die Zahl der Märtyrer sich nach Hunderten beziffert. Der Augsburger Religionsfriede hat die Todesstrafe für Andersgläubige aufgehoben, den Landesregierungen nur noch Ausweisung gestattet, natürlich auf protestantische, nicht auf katholische Anregung. Es war bei der Einführung der Reformation kein Anlaß zur Anwendung so harter Gewalt. Wir wissen nicht anders, als daß, wo die Neuerung in Stadt oder Land von den leitenden Kreisen beschlossen war, sie auf umfassenderen Widerstand nicht gestoßen ist. Heinrich von Zütfen ward 1524 von den Dithmarscher Bauern verbrannt, als er anfing, ihnen die neue Lehre zu predigen; aber eben diese Bauern haben sie wenige Jahre später auf Landesbeschluß bei sich eingeführt. Es versteht sich von selbst, daß es wohl nirgends an einer größeren oder geringeren Minderheit geistlicher und auch weltlicher Leute gefehlt hat, die sich den neuen gottesdienstlichen Einrichtungen und Ordnungen nicht fügen mochten. Gegen sie ist allerdings, nicht alsbald, aber im Laufe der Jahre oder Jahrzehnte, Zwang angewendet worden, der sich bis zur Landesverweisung steigerte. So kann man gewiß sagen, daß auch die neue Lehre nicht in modernem Sinne tolerant war; aber daß sie der Toleranz die Bahn gebrochen hat gegenüber dem mittelalterlichen und in der Neuzeit noch lange festgehaltenen Brauch der römischen Kirche, darüber ist unter sachlich Urteilenden kein Wort zu verlieren.

Der ganze Verlauf der Protestantisierung, wie er sich in den nächsten Jahrzehnten vollzogen hat, wäre nicht denkbar, wenn die alte Kirche in sich mehr gefestigt gewesen wäre. Sie hat in deutschen Landen überall, soweit sie sich nicht auf Staatsgewalt oder auf Hilfe von außen hat stützen können, eine überraschend geringe Widerstandskraft bewiesen. Gewiß hatte das zunächst seinen Grund im mangelnden Glauben; man war dieser Kirche fremd geworden.

Aber es wirkte doch noch etwas anderes mit. Mehr als man in der Regel annimmt, war die deutſche Kirche ſchon vor der Reformation Landeskirche. Man hat in neuerer Zeit mit gutem Grunde von einem germaniſchen Kirchenrecht geſprochen, ſein Weſen in der „Eigenkirche“ gefunden. Die Auffaſſung, die hier zugrunde liegt, hat ſich in Deutſchland durch das ganze Mittelalter erhalten; ſie hat durch die Fürſtenkonkordate nach dem Baſeler Konzil eine weſentliche Stärkung erfahren. In der Reformation gelangt ſie zum vollen Durchbruch. Man knüpft unbewußt an etwas Altes an, das man nicht erſt volkstümlich zu machen brauchte. Auch in der Zeit größter päpſtlicher Machtfülle war die Vorſtellung lebendig geblieben, daß Kirchen und Klöſter, Pfründen aller Art, zunächſt nach den Abſichten der Stifter dem Beſten ihrer Nächſten und der Landeskinder oder Mitbürger zu dienen hätten. Eben weil dieſe Vorſtellung herrſchte, wurden Eingriffe von draußen her ſo widerwillig aufgenommen; ihnen ein völliges Ende zu bereiten, erſchien der herrſchenden Volksvorſtellung als gutes Recht, gar noch, wenn es theologiſch begründet werden konnte. Der Boden, auf dem die alte Kirche ſtand, war doch nach allen Richtungen hin unterwühlt.

Luther hat ſeine Sache auf die territorialen Gewalten geſtellt. Damit folgte er dem Gange der deutſchen Geſchichte. Eben der Gang unſerer Geſchichte war es auch, der ihm und der Reformation im Reichsregiment eine Deckung ſchuf, als der Kaiſer ſich gegen ſie ſtellte. Die Landesgewalten ſind es geweſen, die Deutſchland die Reformation geſichert haben. Ultramontane Geſchichtsauffaſſung wird nicht müde, ſie dafür zu ſchelten, ja zu ſchmähen. Wie oft ſind ſie wüſter, brutaler Habgier beſchuldigt worden, wie oft hat man den Fürſten religiöſe Überzeugung abgeſprochen! Die ſo urteilen, ſollten doch auch einen Augenblick nachdenken, woher dieſe böſen Fürſten, dieſe Landesgewalten ſtammen. Hat ſie nicht Gregor VII. ſelbſt auf die Füße geſtellt? Hätte er ſeine Anſprüche vertreten, hätten ſeine Nachfolger ſie durchſetzen können ohne dieſen Fürſtenſtand? Wäre dem ſo viel mächtigeren deutſchen Königtum ohne ſeine päpſtlichen Widerſacher etwa nicht gelungen, was alle

Herrſcher Weſt- und Nordeuropas im Mittelalter erreicht haben, die feſte Aufrichtung königlicher Macht? Wie kann ſich über die autoritätsloſe Zerſplitterung beklagen, der ſie ſelbſt geſchaffen hat? Ja, wenn jetzt in Deutſchland Karl V. ein wirklich regierender Kaiſer geweſen wäre mit der Macht eines Otto I., eines Konrad II., eines Friedrich Barbaroſſa, geſteigert, wie ſie inzwiſchen in Frankreich, England und Spanien geſteigert war, dann hätte Rom nicht zu bangen brauchen. Aber da wäre ja Rom auch gar nicht in dieſe Lage gekommen. Dann wären die Reformkonzilien anders ausgegangen oder vielmehr gar nicht nötig geworden. Die geſchichtlichen Zuſammenhänge verketten ſich wunderbar; wie unendlich weit ſind ſie doch davon entfernt, ſich geſetzmäßig zu vollziehen! Es iſt an ſeiner Stelle geſagt worden, daß Gregor VII. nicht weniger, ja mehr Revolutionär geweſen ſei als Luther. Hier kann hinzugefügt werden, daß, wenn man eine Einzelperſönlichkeit für die Kirchenſpaltung verantwortlich machen will, man Gregor VII. zu nennen hat, nicht Martin Luther. Die Stellung, die Gregor der Kirche zu geben gedachte, war eine unmögliche; ſie wird nie möglich ſein. Indem er ſie erſtrebte, weckte er die Kräfte des Widerſtandes. In Luthers Tagen reifte nur, was Gregor geſät hatte. So hat geſchichtliche Erwägung zu urteilen, die den Zuſammenhang der Dinge zu überblicken ſucht. Sie wird nicht anſtehen, Gregor VII. ehrliche Überzeugung zuzuerkennen; es ſollte auch keine Geſchichtſchreibung geben, die Luther ſolche abſpricht. Sie richtet ſich ſelbſt, wo immer ſie ſich zum Wort meldet.

Zweites Kapitel.

Verbreitung und Befeſtigung der Reformation (1522—1555).

Indem ſo die ſtaatliche Zerſplitterung auf den Gang der deutſchen Geſchichte einen Einfluß gewann, den der Freund der Reformation befriedigt verzeichnet, entfeſſelte das Fehlen einer ſtarken Staatsgewalt aber auch Kräfte, die ſich als ſchwere Hemmniſſe der herrſchenden Strömung erwieſen. Die Zerſplitterung war nicht nur eine territoriale, ſie war auch eine ſtändiſche.

Das ausgehende Mittelalter hatte im Reich die Grundlagen einer neuen ſtaatlichen Ordnung zu ſchaffen, ihren Ausbau aber kaum zu beginnen vermocht. Noch war ſo ziemlich alles im Fluß. Es gab Stände, die Gefahr liefen, von ſtaatlicher Geltung abgedrängt zu werden, oder mit denen das ſchon wirklich geſchehen war, und die doch nicht gewillt waren, zu verzichten. Wie hätte eine Zeit ſo allgemeiner Erregung, ſo vielgeſtaltiger Wandlungen vorübergehen können, ohne auch ſie für ihre Rechte und Anſprüche in Bewegung zu ſetzen!

Die Ritter waren im Reichsregiment nicht vertreten; auf den Reichstagen waren ſie höchſtens geduldet, ohne anerkannte Stellung. Ihre Reichsſtandſchaft ward in unendlich zahlreichen Fällen beſtritten; ſelbſt Angeſehene unter ihnen wurden gelegentlich von Fürſten als Abhängige in Anſpruch genommen. Und wie oft war ſolcher Streit überhaupt gar nicht mit Sicherheit zu entſcheiden!

Am wenigsten mochten die Ritter sich dem schwerfälligen und langwierigen, kostspieligen und nicht immer unparteiischen Prozeßgange des Reichsgerichts anvertrauen; das Schwert lag ihnen näher.

Denn für die Kriegsverfassung des Reiches hatten sie eine Bedeutung weit über das Gewicht ihres Besitzes und auch ihrer Zahl hinaus. Seitdem das Soldwesen aufgekommen war, lieferten sie vor allen Dingen die kriegsgewohnten Führer. Ihrem Stande gehörten zumeist die Männer an, deren Werbetrommel Reisige und Knechte in Scharen zusammen strömen ließ. Wer Fehde führen wollte, war auf ihren guten Willen angewiesen. Wie hätte dieser Stand nicht ungebeugtes Selbstgefühl, nicht ein starkes Streben nach Unabhängigkeit haben sollen?

Als sein führender Vertreter galt den Zeitgenossen, gilt heute der landläufigen Vorstellung Franz von Sickingen aus der linksrheinischen Pfalz, dessen Haus und Gut der Vater Schwicker gemehrt und emporgebracht hatte. Seine Persönlichkeit ist kaum weniger umstritten als die Ulrichs von Hutten, dessen Name dem seinen — ein weiteres Heldenpaar — unzertrennlich vereint ist. Die enge Verbindung gehört in die Zeit, wo Sickingen seine Ebernburg, bei Münster am Stein im Winkel der Nahe und Alsenz, zur „Herberge der Gerechtigkeit" machte. Luther ward hier ein Zufluchtsort angeboten, wenn etwa in Wittenberg nicht mehr seines Bleibens sei. Hutten war es, der Sickingen in die Schriften des Reformators einführte. Es fehlen an dem Helden nicht ganz die Züge, die wir mit dem geschichtlich zwar recht anfechtbaren, aber doch geläufigen und feststehenden Begriff des Raubrittertums verbinden. Wie es sich um diese Zeit darstellte, ist durch Götz von Berlichingens Selbstbiographie den weitesten Kreisen bekannt geworden, auch sonst aus schier unerschöpflichen Mitteilungen deutlich erkennbar. Auch Sickingen hat Kaufleute „niedergeworfen", ohne mehr als zum Schein Absage ergehen zu lassen. Aber er war auch Karls Feldhauptmann gewesen, als es galt, des jungen Königs Wahl gegen Franz von Frankreich zu decken. Er konnte Heere ins Feld bringen, die ihm auch in großen Händeln ein Gewicht gaben.

Der Unwille der Ritter richtete sich vor allem gegen die Übermacht der Fürsten in der Leitung des Reiches, besonders gegen ihren Druck auf die Gerichtsbarkeit. Am Reichsgericht und im Schwäbischen Bund war gegen sie nicht aufzukommen. Wie hätte ein kühner Kopf aus diesem Kreise nicht auf Grund der Lehren Luthers und der Zeitströmungen auf den Gedanken kommen sollen, daß zunächst das geistliche Fürstentum beseitigt werden könne und müsse! Das „Heimramschen", das Einziehen des geistlichen Gutes zum Besten des Reiches, ist noch lange Gegenstand flüchtiger und ernster Erwägungen gewesen. Wie hätte dem Ritterstand aufgeholfen werden können, wenn ihm, der doch des Reiches Kriege zu führen pflegte, das als eine stehende Pflicht übertragen worden wäre gegen dauernde Nutznießung des neuen Reichsguts!

Niemand kann sagen, daß dies ein ungangbarer Weg gewesen wäre, wenn Kaiser Karl V. sich selbst der Reformation angeschlossen und sie durch seine Macht gestützt hätte. Es waren nicht so ausgestaltete Pläne, die Sickingen verfolgte; aber die Dinge in diese Richtung zu treiben, schwebte ihm doch vor, als er im Herbst des Jahres 1522 losschlug, „dem Evangelio eine Gasse zu machen". Der Gegner, den er sich wählte, der Erzbischof von Trier Richard von Greifenklau, war aber nicht umsonst ein Standesgenosse. Er widerstand siegreich dem Versuch, ihn zu überrennen. Alsbald traten die Fürsten zusammen. Ihre vereinte Macht bereitete Sickingen den Untergang; am 7. Mai 1523 fand er in der Verteidigung seiner Feste Landstuhl den Tod.

Sein Untergang hat dem Rittertum das Rückgrat gebrochen; fortan konnte die Selbständigkeit des Standes neben dem Fürstentum nicht mehr ernstlich in Frage kommen. Es war ein Ausgang, der in der Richtung der Zeit lag; sie begünstigte Aufkommen und Festigung umfassenderer staatlicher Gebilde und stärkerer Landesgewalten. Aber für die Gedanken der Reformation bedeutete Sickingens Niederlage keinen geringen Nachteil. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß der Ritterstand in seinem weitaus größeren Teile zu ihnen hinüber neigte. Zur Niederwerfung wirkten An-

hänger des alten und des neuen Glaubens einmütig zuſammen, allen voran der feurige junge Philipp von Heſſen, an dem Luther auf dem Wormſer Reichstag einen Freund gewonnen hatte. Die verſchiedenen Strömungen durchkreuzten einander; in den zerfahrenen deutſchen Verhältniſſen konnte es bei ihrem Zuſammentreffen ohne Wirbel nicht abgehen.

Sickingens Auftreten hat aber für den Gang der Reformation noch eine weitere nachteilige Folge gehabt. Von den alten Landfriedensbündniſſen behauptete ſich das größte und einflußreichſte, das je beſtanden hat, der Schwäbiſche Bund, weit über den Wormſer Landfrieden hinaus. Es umfaßte ſo ziemlich das ganze obere Deutſchland, ſoweit es nicht habsburgiſch war, und geſtaltete ſich mehr als irgend eine frühere Vereinigung zu einer politiſchen Macht, die neben Kaiſer und Reich eine ſelbſtändige Stellung einnahm. Fürſten und Städte gehörten ihm an; aber die Intereſſen der Fürſten überwogen durchaus. Gegen die Ritter waren alle einig. Der Bund ließ die Gelegenheit nicht ungenutzt, mit ihnen aufzuräumen, ihre Burgen zu brechen. Solch Strafgericht wäre Sache des Reichsregiments geweſen, das ſich auch bemüht hat, die Sache in die Hand zu nehmen. Es mußte als müßiger Zuſchauer zur Seite ſtehen. Nicht des Reiches, ſondern des Bundes und der einzelnen Fürſten Autorität ſchuf Ordnung. Die lutheriſchen Sympathien des Reichsregiments konnten den Rittern nicht zugute kommen, und ſein Anſehen, das für die Reformation ſo viel bedeutete, litt Schaden.

Es ſollte bald noch ſchlimmer kommen. Kaum in irgend einem Teile unſeres Volkes hatte Luther ſo willig Gehör gefunden wie bei den Bürgern der Städte, und nun ſollte gerade von dieſem Kreiſe aus dem Reichsregiment das Grab gegraben werden.

Seit den großen Kämpfen und Bündniſſen des 14. Jahrhunderts hatte ſich das Verhältnis der Städte zu den Fürſten nicht wenig zu ihren Ungunſten verſchoben. Zwar war ihr Wohlſtand auch in dieſer Zeit im allgemeinen gewachſen; fehlte es dafür an anderen

Zeugniſſen, die Bauten würden es beweiſen. Aber Anbau und Wohlſtand des flachen Landes waren im allgemeinen noch mehr empor geblüht, und vor allem hatte die Verwaltung der Territorien große Fortſchritte gemacht in der Entfaltung und Verwertung ihrer wirtſchaftlichen und inſonderheit ihrer finanziellen Kräfte. Die Überlegenheit der Städte auf dieſem Gebiete war nicht mehr die alte. Ihre Anſprüche auf Konzentration von Gewerbe und Handel aber wurden um ſo läſtiger, je mehr die landſchaftlichen Territorien, beſonders als Förderer und Vertreter ihrer Städte, in Mitbewerb traten.

Die wachſende Macht der Landesherren ſteigerte auch ihr Begehren und ihre Fähigkeit, die Städte zu unterwerfen. In mehr als einem deutſchen Territorium haben die Landſtädte ſich im Laufe des 15. Jahrhunderts in die Landesordnung einfügen laſſen müſſen. Auch die mächtigſten ſtädtiſchen Gemeinweſen, auch Reichsſtädte, mußten fortgeſetzt mit dieſer Gefahr rechnen, immer wieder Bündniſſe ſchließen und ſich mit ſchweren Geldopfern unter den Fürſten einen „Schutzherrn" ſuchen, der ſich bereit finden ließ, ihre Selbſtändigkeit decken zu helfen. Denn militäriſch ſtanden die Städte weſentlich ungünſtiger als früher. Ihre Bürger haben ſie, abgeſehen vom Seedienſt der Küſtenſtädte, mehr und mehr nur noch zur Verteidigung ihrer Mauern heran gezogen. Im Aufbringen und Leiten von Söldnerheeren mit adligen und ritterlichen Führern hatten fürſtliche Kriegsherren aber eine natürliche Überlegenheit. Sie einigermaßen auszugleichen, war Zweck und Sinn des „Schutzherrn". An Spott über das kriegeriſche Gebaren der Stadtleute hat es nicht gefehlt.

Die Neuordnung des Reiches hatte die Städte weiter in Nachteil geſetzt. Die Reichsſtandſchaft der einzelnen war vielfach beſtritten worden. Schon auf den Reichstagen des 15. Jahrhunderts hatte man verſucht, ſie, nach ihrer Meinung „über Vermögen", heranzuziehen, hatte ſie wohl mittaten, nicht aber mitraten laſſen wollen. Der ſteigende Einfluß der Fürſten in der neuen Ordnung ſtärkte dieſe Neigung. Unter den 22 Stellen des

Reichsregiments waren ihnen nur zwei vorbehalten. Zu den Lasten suchte man sie aber wesentlich stärker heranzuziehen und zwar nicht nur, wie es hergebracht war, in den Anschlägen. Im Mittelpunkte der Finanzpläne des Regiments stand ein vierprozentiger Grenzzoll. Es ist bis ins 19. Jahrhundert das einzige Mal, daß man ernstlich den Gedanken faßte, die Reichsgrenzen zu einer Zollschranke und damit das Reich zu einer wirtschaftlichen Einheit zu machen. Seine Durchführung hätte sicher weit über das finanzielle Ergebnis hinaus Folgen gehabt. Der kühne Plan sollte so wenig zur Ausführung kommen wie früher die allgemeine direkte Reichssteuer, der gemeine Pfennig.

Aus dem Kreise der Städte ward Widerspruch erhoben, insbesondere von Oberdeutschland her, wo ja im Südwesten die unter dem Reiche stehenden Gemeinden so viel zahlreicher und mit ihm in viel engerer Verbindung waren. Daß das Reichsregiment eine straffe Haltung annahm gegen die „Monopoler", die großen Handelsgesellschaften, gegen die allgemeine Mißstimmung herrschte, traf auch wieder die Oberdeutschen, in deren Mitte besonders Augsburg ein Sitz dieser Gesellschaften war. Man wandte sich Beschwerde führend an den Kaiser und schickte im Sommer 1523 eine Gesandtschaft an ihn nach Spanien, die nach anfänglich ablehnender Haltung Karls Gehör fand. Es geschah aber nicht, ohne daß Geldmittel verwendet worden waren und man sich gegen die Vorwürfe wegen Begünstigung der lutherischen Neuerungen durch Abschieben der Schuld auf die Fürsten zu wehren gesucht hatte.

Der Kaiser war ohnehin nicht gut auf das Reichsregiment zu sprechen. Er stand ihm in der gleichen Stimmung gegenüber wie einst Maximilian den Organen der Reichsreform; er fand, daß man *seine* Rechte handhabe, ihm Dienste zu leisten aber wenig willig sei. Er versagte seine Zustimmung zu den Beschlüssen über Zoll und Monopoler und erklärte, daß er einen Statthalter bestellen und die Leitung des Reiches selbst in die Hand nehmen wolle. Der im Sommer 1524 in Nürnberg versammelte Reichstag hat es dann abgelehnt, über die Unterhaltung des Reichsregiments zu beraten.

So konnte die Reformation in der bisherigen Weise nicht mehr gestützt und gefördert werden. Führer beim Vorgehen der Städte waren die Fugger gewesen, die seit zwei Generationen besonders an den Geldgeschäften des Hauses Habsburg reich geworden und mit den alten Verhältnissen in Staat und Kirche so enge verknüpft waren, daß sie sich von ihnen nicht lösen mochten.

Noch waren diese Differenzen nicht völlig ausgetragen, als ein dritter Stand anfing, seine Anliegen auf die Tagesordnung zu setzen.

Wir wissen aus dem früheren und dem hohen Mittelalter wenig von gewaltsamen Versuchen der Bauern, ihre Lage zu bessern. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts folgen sich solche Versuche in umfassender Ausdehnung in Frankreich, England und Deutschland. Ihre Ursachen oder gar ihre Berechtigung befriedigend zu begründen, ist bis auf den heutigen Tag höchstens in einzelnen Fällen, lokal, gelungen. Die Lage des bäuerlichen Standes war in dem weiten Gebiet des Deutschen Reiches natürlich außerordentlich verschieden. Ob damit aber die Tatsache zusammenhängt, daß der sogenannte Bauernkrieg nur gewisse Teile Deutschlands heimgesucht hat, daß ihn z. B. die ganze norddeutsche Tiefebene kaum kennt, während er von den Vogesen bis zum Böhmerwald und von Thüringen bis in die Alpen (auch in Herrschaftsgebieten der Eidgenossen) fast überall tobte, ist kaum mit Sicherheit zu sagen.

Im allgemeinen bestand die Leistung an den Grundherrn in jenem Gebiet wohl schon damals mehr in Arbeit, in diesem mehr in Abgaben oder Gefällen, und es ist sicher, daß wenigstens in späterer Zeit letztere Form der Verpflichtung die mildere gewesen ist. Gewiß ist, daß in nicht wenigen Einzelfällen Unbill und Ungebühr der Herren den Anlaß zum Ausbruch gaben, gewiß aber auch, daß man die Lage des Bauernstandes nicht überall einfach als drückend, den Aufruhr herausfordernd bezeichnen kann. Im Gegenteil, die wirtschaftliche Lage des Bauernstandes gerade in den von der Bewegung ergriffenen Gebieten, die durchweg zu den fruchtbareren und

zu den noch heute im allgemeinen durch geſundere agrariſche Verhältniſſe ſich auszeichnenden gehören, würde eher zu der Auffaſſung berechtigen, daß es zum Bauernkrieg ſchwerlich gekommen wäre, wenn in dem Stande nicht noch Selbſtgefühl und Kraftbewußtſein in hohem Maße lebendig geweſen wären.

Von einzelnen Bauernerhebungen hören wir im 15. Jahrhundert, im Anſchluß an die Huſſitenkriege, nicht ſelten; ſie wurden häufiger und umfaſſender im 16., noch ehe Luther das Wort ergriff. Sein Auftreten konnte nicht verfehlen, in bäuerlichen Kreiſen eine beſondere Wirkung zu üben. Gerade kirchliches Beſitztum, kirchliche Rechte, kirchliche Anſprüche waren es, die dem Bauersmann am häufigſten läſtig in den Weg traten, wenn auch nicht davon die Rede ſein kann, daß geiſtliche Grundherren im allgemeinen härteren Druck übten als weltliche. Sich mit ihnen abfinden zu ſollen, während man ihnen keine Berechtigung mehr zugeſtand, war ein hartes Verlangen.

Es war auch natürlich, daß die ländlichen Kreiſe in der neuen Lehre vor allem das Evangelium der armen Leute ſahen, die Gleichheit der Menſchen vor Gott heraushörten und geneigt waren, wozu es an Anleitung durch berufene und unberufene Verkünder des neuen Glaubens nicht fehlte, bibliſche Verhältniſſe zum Muſter für die eigenen zu nehmen. Es lag ſo nahe, Gottes Natur als zu jedermanns Nutzen geſchaffen anzuſehen, Wald und Wild, Weide und Waſſer. So iſt zwar ſicher, daß die Reformation die Bauernunruhen nicht hervorgerufen hat, aber ebenſo ſicher auch, daß ſie Miturſache der heftigen Ausbrüche der Jahre 1524 und 1525 geworden iſt. Die ſo oft wiederkehrende Forderung, daß Gottes Wort rein gelehrt werden müſſe, daß man die Prediger ſelbſt wählen wolle, belegt es ja auch unmittelbar.

Noch ein Moment möchte Beachtung verdienen. Die Gebiete, in denen der Bauernkrieg ſich abſpielt, decken ſich ziemlich mit denjenigen, die in damaliger Zeit Deutſchlands kriegeriſche Kraft bargen. Es ſind die Gegenden, aus denen ſich die Landsknechtshaufen ganz beſonders rekrutierten. Übung des Waffenhandwerks iſt nicht zu

allen Zeiten gleichmäßig in unſerem Volke verbreitet geweſen. Neuere Zeiten haben ſich gewöhnt, den Norden Deutſchlands als den eigentlichen Sitz ſeiner Wehrhaftigkeit anzuſehen. Aber dieſe Auffaſſung hat erſt durch den Siebenjährigen Krieg Berechtigung gewonnen; die Taten des Großen Kurfürſten und das Soldatenweſen der aufſteigenden brandenburgiſch-preußiſchen Monarchie leiten die Wandlung ein. Im 16. Jahrhundert galt in Ober- und Mitteldeutſchland der Norden nicht ganz ohne Grund weder für kriegsluſtig, noch für kriegsbrauchbar, auch der Adel nicht. Der Eintritt des habsburgiſchen Hauſes in die große europäiſche Politik hatte dem deutſchen Landsknechtsweſen einen mächtigen Aufſchwung gegeben. Es waren unter den Bauern doch nicht wenige, die mit dem Kriegshandwerk vertraut waren; Selbſtbewußtſein und Tatendrang ſind dadurch geſteigert worden. Es iſt auch nicht ſo ganz leicht geweſen, die Bauernhaufen aus dem Felde zu bringen.

Auf dauernde Erfolge konnten ſie doch nicht ernſtlich hoffen. Dazu fehlte es zu ſehr an Einheit und Leitung. Mit den blutigen Zuſammenſtößen von Frankenhauſen, Zabern und Königshofen (15. Mai bis 2. Juni 1525) war das Schickſal der Erhebung entſchieden. Aus Verſuchen dieſer Art haben untere Volksklaſſen ja noch nie Vorteil gezogen. Die Art, wie hier geſtraft und heimgeſucht wurde, iſt aber mit Recht oft und ſcharf getadelt worden. Unſere Geſchichte kennt glücklicherweiſe nur wenige Beiſpiele eines Mißbrauchs der Macht, wie er damals mehrfach geübt wurde, am ſchlimmſten bei Zabern unter Führung Antons von Lothringen.

Daß blinde Leidenſchaft ſo oft das Verhalten der Sieger beſtimmte, iſt um ſo bedauerlicher, als den Bauern das Zeugnis nicht verſagt werden kann, daß ſie über die unmittelbaren Intereſſen ihres Standes hinaus auch die Lage des Ganzen ins Auge faßten. Ritter und Bauern unterſcheiden ſich in dieſem Punkte zu ihrem Vorteil von den Städtern. Beide waren entſchiedene Anhänger einer ſtarken monarchiſchen Gewalt; ſie wünſchten, an einem machtvollen Kaiſer eine Stütze zu haben gegen fürſtlichen Druck. Unter den Forderungen

der Bauern taucht, allerdings kaum ihrem Kreise entsprungen, auch der Plan einer völligen Neugestaltung des Reiches auf einheitlicher und demokratischer Grundlage auf. Auch er rechnet mit dem „Heimrauben"! Heute sind die bäuerlichen Forderungen von damals, auch nicht einmal in stark abweichender Form, fast ausnahmslos erfüllt. Gleichwohl muß gesagt werden, daß sie der Zeit weit voraus eilten. Aber andererseits war es doch ein schwerer Schaden für unser Volk, daß das schroffe Eindämmen dieser Bewegung, ohne auch nur einmal den Gedanken einer Reform von oben herab, unsern Bauernstand auf Jahrhunderte politisch, wirtschaftlich und kulturell in völlige Unselbständigkeit hinab drückte.

Luthers Verhalten in diesen Händeln ist oft und nicht ganz ohne Grund getadelt worden. Er hat anfangs, wie es ihm wohl anstand, zur Versöhnung gemahnt, dann aber, gereizt durch die wilden Ausschreitungen der Bauern und durch das Auftauchen eines Thomas Münzer und eines Karlstadt in ihren Reihen, leidenschaftlich zum Kampfe „wider die räuberischen und mörderischen Bauern", die Mordpropheten und Rottengeister, aufgerufen. Sein angeborener Ordnungs- und Pflichtsinn fühlte sich tief verletzt. Alt- und neugläubige Fürsten standen denn auch wiederum, wie gegen die Ritter, einträchtig zusammen. Es konnte aber nicht fehlen, daß die Sache der Reformation Schaden litt. Gewaltsame Ausbrüche mögen unvermeidliche Begleiterscheinungen aller tiefer greifenden Umgestaltungen sein, förderlich wirken sie nie. Die Bauernerhebung hat besonders die geistlichen Stände des Reiches, die bei den Beschwerden gegen Rom nicht gefehlt hatten, dazu geführt, sich wieder mehr dessen zu erinnern, was sie mit der allgemeinen Kirche verband, weniger dessen zu gedenken, was von ihr trennte. Sich von ihr zu lösen, war ja überhaupt nie ihre Meinung gewesen.

Noch ehe die Hauptentscheidungen fielen, am 5. Mai 1525, ist Friedrich der Weise gestorben. Sein Name ist mit der Reformation unauflöslich verknüpft; er gilt als ihr vornehmster fürstlicher Förderer. Mit Recht! Und doch würde man ihn falsch beurteilen, wollte man ihn als einen Lutheraner bezeichnen. Er ist in den

Anſchauungen der alten Kirche aufgewachſen, iſt ihr frommes Glied geweſen und hat in ihren Formen bis nahe an ſein Lebensende verharrt. Erſt auf dem Totenbette nahm er das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Es war nicht ſeine Art, raſche oder verantwortungsvolle Entſcheidungen zu fällen. Den Wittenberger Unruhen hatte er ratlos gegenüber geſtanden. „Das ſei ein großer Handel, den er als Laie nicht verſtehe; ehe er mit Wiſſen wider Gott handeln möchte, wolle er lieber einen Stab an ſeine Hand nehmen und davon gehen.“ Ähnlich unentſchloſſen fanden ihn auch die Forderungen der Bauern. Nie hätte dieſer Mann gegen ſein Gewiſſen gehandelt. Er hat ſeinen Arm über Luther gehalten, nicht mehr. Es iſt bezeichnend, daß er zu dem Reformator in keinerlei perſönliche Beziehungen getreten iſt, obgleich Wittenberg und Schweinitz nur wenige Meilen von einander liegen. Gegenüber ſolchen Perſönlichkeiten wird es zur groben Verleumdung, wenn man die evangeliſchen Fürſten beſchuldigt, allein um des Kirchenguts willen ſich der Reformation angeſchloſſen zu haben. Und Friedrich der Weiſe war nicht der einzige dieſes Sinnes.

Der Sturz des Reichsregiments begrub die letzte Möglichkeit, noch in irgend einer Form zu einer *gemeinſamen* Neuordnung zu gelangen. Die Verſuche ſind nicht aufgegeben worden; aber es war entſchieden, daß die Neugeſtaltung jetzt allein auf landesgeſetzlicher Grundlage erfolgen ſollte. Die beſtehenden großen Verſchiedenheiten mußten ſo wieder zu erhöhter Geltung kommen.

Hadrians VI. Pontifikat iſt von kurzer Dauer geweſen. Im November 1523 folgte wieder ein Italiener, der Mediceer Clemens VII. Er dachte nicht daran, im Sinne ſeines Vorgängers durch Eingeſtändnis beſtehender Übel zu einer Verſtändigung zu gelangen. Wo man glaubte, nachgeben zu ſollen, ſuchte man das Nötige von ſich aus ins Werk zu ſetzen. Die abermals vorgebrachten „Beſchwerden“, jetzt hundert an der Zahl, behandelte man, als ob ſie nicht ernſt zu nehmen ſeien. Dagegen drängte man auf

Durchführung des Wormser Edikts und betrat den alten bewährten Weg der Verhandlung mit den Einzelnen. Noch im Laufe des Jahres 1524 konnte man wichtige Erfolge verzeichnen. Die bairischen Herzöge und Ferdinand von Österreich, dem der Bruder Karl 1521 und 1522 das gesamte deutsche Besitztum des Hauses Habsburg überlassen hatte, ließen sich bereit finden, gegen Zusicherung nicht unbeträchtlicher Einkünfte aus den geistlichen Gütern ihrer Lande der Kurie ihre Beihilfe zur Abwehr der Reformation in Aussicht zu stellen. Bei ihnen suchten und fanden dann benachbarte geistliche Fürsten Anschluß und Stütze. Daß auch die entgegengesetzte Richtung, da das Reichsregiment keinen Halt mehr bot, sich anderen Mitteln der Sicherstellung zuwandte, war natürlich. So kam es zu Verabredungen, zu Bündnissen. Es ist nebensächlich, welche Partei auf diesem Wege zuerst zu einem formellen Abschlusse gelangte; die Tendenz lag auf beiden Seiten vor, sich für etwaige kriegerische Zusammenstöße zu stärken, und das Entscheidende ist, daß die zu lösende Aufgabe aus der Bahn gesetzgeberischer Bemühungen hinüber glitt in die der Machtpolitik.

Es ist klar, daß in dieser Lage alles auf den Kaiser ankam. Die Anhänger des Alten konnten nicht wagen, ohne ihn zu den Waffen zu greifen, und den Anhängern des Neuen hat, wenn man von Philipp von Hessen absieht, zu allen Zeiten der Gedanke fern gelegen, dem Evangelium mit dem Schwerte den Weg zu öffnen.

Zwei durchgehende Züge sind es, die den weiteren Gang der Entwickelung kennzeichnen. Karl V. wankte nicht einen Augenblick in seiner Gesinnung gegenüber der Reformation. Aber seine Herrschaftspläne, seine Verwickelung in die großen europäischen Machtfragen ließen ihm nur in Zwischenräumen die Hände frei für die Gewissensfrage seines Lebens, und sie nötigten ihn nicht selten, den Gegnern, deren Bekämpfung ihm Glaubens- und Herzenssache war, Entgegenkommen zu zeigen, ihnen Freundlichkeiten zu erweisen, die seiner wahren Gesinnung nicht entsprachen.

Dann aber ward von Bedeutung, daß er der Bundesgenossenschaft des Papstes, dessen Sache er zu vertreten wünschte, nie völlig

ſicher zu werden vermochte. Zu ſehr bedrohte die Stellung, die Karl als Vertreter der ſpaniſchen Macht in Italien erſtrebte und erreichte, das weltliche Beſitztum und die Selbſtändigkeit des Papſtes überhaupt, als daß dem Oberhaupt der Kirche ein enger und feſter Anſchluß an dieſe Macht möglich geweſen wäre. Zudem war Karl keineswegs ein Gegner jeder Reform; er vertrat den Konzilsgedanken, Erörterung und Schlichtung der Streitigkeiten vor dieſem Forum. Eben ſolchem Ausweg aber ſuchten die Päpſte zu entgehen; kaum ein anderer ſchien ihnen bedenklicher, gefährlicher für ihre Autorität. So geſchah es, daß die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit der religiöſen Neuerung zwar gleich ablehnend gegenüber ſtanden, ſich aber über ihre Bekämpfung nicht nur nicht einigen konnten, ſondern auch, wenigſtens gilt das von den Päpſten gegenüber dem Kaiſer, ihr geradezu Hinderniſſe in den Weg legten. Es gehört zu den ſchlimmſten Entſtellungen, deren ſich ultramontane Geſchichtſchreiber ſchuldig gemacht haben, daß ſie das nicht wahr haben wollen. Es iſt ſo und nicht anders, daß die Haltung der Kurie auch in dieſer ſchweren Zeit keineswegs beſtimmt worden iſt allein durch religiöſe und kirchliche Erwägungen, ſondern auch, und wiederholt ganz vorherrſchend, durch politiſche Gründe weltlichſter Art.

Karl V. hat, und zwar als Erſter, dem Gedanken kaiſerlich-römiſcher Weltherrſchaft ernſtlich Geſtalt zu geben verſucht; er iſt dem Ziele, das dieſem Gedanken vorſchwebte, näher gekommen als irgend einer ſeiner Vorgänger. Als er zur Kaiſerwürde gelangte, war er ſchon ein Herrſcher, in deſſen Reichen die Sonne nicht unterging. Die Politik der Heiratsverbindungen ſetzte er fort; ſie hat unter ihm ihr Netz am weiteſten ausgeſponnen. Mit England verband Katharina, die Schweſter der Mutter Karls, als Gemahlin Heinrichs VIII. Karls eigene Schweſter Iſabella war ſeit 1515 mit dem letzten ſkandinaviſchen Unionskönige Chriſtian II. vermählt. Unmittelbar nach dem Wormſer Reichstage wurden dann die von Maximilian vorbereiteten Ehen vollzogen, Ferdinands mit Anna von Ungarn und Böhmen und ihres Bruders Ludwig mit Karls und

Ferdinands Schweſter Maria. Karl ſelbſt war mit Iſabella von Portugal vermählt. Auch hier ſchloß man Kreuzheiraten. Karls älteſte und ſeine jüngſte Schweſter, Eleonore und Katharina, ſind portugieſiſchen Königen angetraut worden, dieſe, obgleich ſie Friedrich dem Weiſen für ſeinen Neffen und künftigen Nachfolger Johann Friedrich (den Großmütigen) längſt feſt zugeſagt war. Als Ziel ſchwebte die volle Vereinigung der Iberiſchen Halbinſel vor, die ſpäter ja auch zeitweiſe erreicht wurde. So umſpannten die Fäden habsburgiſcher Politik ganz Europa, durch die neuen Entdeckungen und die Wünſche auf Portugal auch beide Indien. Es konnte kaum etwas in der Welt geſchehen, woran Karls Macht nicht beteiligt war. Gleiches hatte die Vorzeit nicht geſehen.

Es war aber nicht allein der nackte Herrſchaftsgedanke, der dieſen weit ausgreifenden Bemühungen zugrunde lag. Die Kaiſermacht war für Karl auch zugleich die chriſtliche Macht.

Man wird ihm und ſeiner geſchichtlichen Bedeutung nicht gerecht, wenn man ſich nicht vergegenwärtigt, daß die Chriſtenheit in ſeinen Tagen in der Tat einer Zuſammenfaſſung ihrer Kräfte bedurfte. Schon vor dem Falle Konſtantinopels (1453) hatten die Türken den größeren Teil der Balkanhalbinſel erobert. Als ſie die Sophienkirche in eine Moſchee verwandelt hatten, begannen ſie den Halbmond auch in den Donauländern aufzupflanzen. Es war doch eine glückliche Wendung für deutſches und chriſtliches Weſen, daß um dieſelbe Zeit ſeine Geſchicke mit denen der mächtigſten Dynaſtie Europas verſchmolzen. Gerade jetzt erhoben ſich die Türken unter Selim I. und Soliman II. zu neuen Anſtrengungen. Auch den mittelalterlichen Kampf zwiſchen Chriſtentum und Islam um das Mittelmeer erneuerten ſie mit bedrohlichen Erfolgen. Sultan Selim unterwarf 1517 die Mamelucken in Ägypten; Soliman vertrieb die Johanniter 1522 von Rhodos; ſie waren froh, durch des Kaiſers Gnade acht Jahre ſpäter Malteſer werden zu können. Die letzten Spuren der Kreuzzugszeit wurden verwiſcht. An der Nordküſte Afrikas entwickelten ſich ſeekräftige Räuber-Herrſchaften als Vaſallen der Türkenmacht. So wurde wichtig, daß Spanien einig

war, keinen mauriſchen Staat mehr barg und ſeine Hand auf Sizilien und Neapel gelegt hatte, daß in Gibraltar, Meſſina und Wien die gleiche Macht auf der Grenzhut ſtand.

Der Gedanke des Kampfes gegen die Ungläubigen, der Wiedereroberung des heiligen Grabes iſt auch dem ſpäteren Mittelalter nicht verloren gegangen. Karl VIII. von Frankreich auf ſeinem Zuge nach Neapel, Kolumbus auf ſeiner Suche nach Indien beſchäftigten ſich mit ihm. Wie hätte er einem Karl V. fern bleiben ſollen! Es war ſein höchſter, ſein ſehnlichſter Wunſch, an der Spitze der geeinigten Chriſtenheit zu ſolchem Unternehmen auszuziehen. Aber ehe das geſchehen konnte, galt es, in der Chriſtenheit ſelbſt einen Gegner nieder zu ringen, mit dem eine Ausſöhnung zu gleichem Recht nicht möglich war, der ſtets auf Habsburgs Schädigung bedacht ſein mußte.

Mit Karls VIII. mißlungenem Verſuch, Neapel zu gewinnen, haben die Bemühungen Frankreichs, in Italien Fuß zu faſſen, nicht ihren Abſchluß gefunden. Zu den Anſprüchen auf das alte Beſitztum der Anjous traten durch Ludwig XII. ſolche auf Mailand, die mit wechſelndem Erfolge verfochten wurden. Franz I. war es 1515 gelungen, bei Marignano einen glänzenden Sieg zu erringen, den erſten, der über Schweizer Fußvolk in offener Feldſchlacht davon getragen wurde. Er gewann das Herzogtum zurück. Karl V. dachte nicht daran, ihm das Reichslehen — denn das alte Anrecht war immer noch in Übung — einzuräumen, wie Maximilian es getan hatte, auch nicht, zu verzichten auf das burgundiſche Stammland des Hauſes. So begannen die Kriege, die Karls Leben füllten; denn die Unterbrechungen ſind immer nur ebenſo viele Vorbereitungen zu neuen Waffengängen geweſen.

Nur zu ſehr geringem Teil waren dieſe Kriege Reichskriege, eigentlich nur in ihrem erſten Beginn, wo der Kaiſer die Hilfe für den „Romzug“ ins Feld bringen konnte. Der Kaiſer hat den Kampf mit ſeinen Mitteln beſtehen müſſen, aus dem Reich nur Zuzug erhalten, ſoweit es dienſtſuchende Söldner barg oder einzelne

Fürſten ihm zu Willen ſein mochten. Des Kaiſers Stellung brachte es aber mit ſich, daß dieſe Kriege als deutſch-franzöſiſche erſchienen und ſtets als ſolche angeſehen worden ſind. Die deutſchen Sympathien folgten den Fahnen des Herrſchers. Es iſt auch kein Zweifel, daß das Reich Vorteil aus ihnen gezogen hat. Es ſtießen doch zwei Offenſiven auf einander. Daß Frankreich ſich nicht zum Schaden Deutſchlands ausbreitete, verhinderte Karl V. mit der Macht ſeiner weiten und reichen Erblande.

Wenn man die beiderſeitigen Herrſchaftsgebiete, die an Kultur und Bevölkerungsdichte im allgemeinen auf der gleichen Höhe ſtanden, nach ihrem Umfange vergleicht, ſo möchte man eine erdrückende Überlegenheit auf der Seite des Kaiſers annehmen. Aber Frankreich hatte den großen Vorteil der Einheit und Geſchloſſenheit in Verfaſſung, Volkstum und Lage. Das Nationalgefühl ſeiner Bewohner, früh entwickelt, hatte in den Kämpfen mit England einen mächtigen Aufſchwung genommen; gegen jeden Verſuch, auf Frankreichs Boden vorzudringen, lehnte es ſich entſchloſſen auf, und die Bemühungen dieſer Art haben entweder geringen oder gar keinen Erfolg gehabt. Verbunden mit dem kriegeriſchen Sinn des Adels hat dieſe Vaterlandsliebe die Nation einig um ihren König geſchart und ſie zu Opfern bereit gemacht. So widerſtand Frankreich der Weltmacht und konnte zum Schluß aus der Zerriſſenheit der deutſchen Verhältniſſe noch lang erſtrebten, dauernden Vorteil ziehen.

Zu Beginn ſchien ſich allerdings der Sieg völlig auf Karls Seite zu neigen. Die Franzoſen wurden wieder aus Mailand und Italien vertrieben. Als Franz I. einen erneuten Verſuch machte, ward er am 24. Februar 1525 bei Pavia völlig geſchlagen. Die deutſchen Landsknechte und die ſpaniſchen Hakenſchützen trugen den Sieg davon über das Schweizer Fußvolk und die franzöſiſche Ritterſchaft. Es war das Ende des eidgenöſſiſchen Waffenglanzes. Franz I. geriet in des Kaiſers Gefangenſchaft. Er ließ ſich herbei, im Januar des nächſten Jahres in Madrid einen Frieden zu unterzeichnen, der einen vollen Verzicht in allen umſtrittenen Fragen bedeutete, nicht nur auf das, was er in Italien erſtrebte, ſondern

auch auf die altfranzöſiſchen Gebiete. Die Bourgogne ſollte abgetreten, Frankreichs Hoheit über Flandern und Artois aufgegeben werden. Franz verſprach der verwitweten Königin Eleonore von Portugal die Ehe, ließ ſo auch Frankreich einfügen in das habsburgiſche Syſtem. Er gelobte Heeresfolge gegen Türken und Ketzer.

Der neue Trabant dachte aber nicht daran, ſeine Verſprechungen zu halten. Er hatte den Vertrag in dem Augenblicke, wo er ihn unterzeichnete, ſchon insgeheim widerrufen. Auch der Papſt mißbilligte das Abkommen durchaus. Er ſtellte ſich jetzt offen auf Frankreichs Seite, ſchloß mit Franz im Mai 1526 das Bündnis von Cognac. Ob Spanier, Franzoſen oder Deutſche, der Papſt wollte keine fremde Herrſchaft in ganz Italien; ſeine Verſuche, den Kirchenſtaat zu vergrößern, hatte Karl nicht gefördert. So traten Papſt und Kaiſer gegen einander in Waffen, während in Deutſchland die beiden verhaßte Reformation zu bekämpfen war.

In dem nun beginnenden zweiten Kriege bekam vor allen Dingen der Papſt die Überlegenheit des Kaiſers zu fühlen. Clemens VII. mußte ſeinen dreiſten Entſchluß ſchwer büßen. Rom wurde im Sturm genommen und geplündert, am 6. Mai 1527 (sacco di Roma). Die Deutſchen, die zuerſt die Mauern erſtiegen, waren über die Gelegenheit, ihren Zorn am Papſt auslaſſen zu können, faſt noch mehr erfreut als über den Erfolg ihres Kriegsherrn. Clemens wurde vorübergehend ein Gefangener des Kaiſers.

Etwas glücklicher als im erſten Kriege kämpfte Frankreich. So konnte Franz I. im Juli 1529 im Damenfrieden von Cambrai, der dieſen Namen führt, weil er durch des Königs Mutter Luiſe von Savoyen in Verbindung mit des Kaiſers Tante Margarete von Öſterreich vermittelt wurde, die Bourgogne behaupten. Damit war dem Madrider Abkommen ſein ſchärfſter Stachel genommen. Im nächſten Jahre iſt auch die Ehe zwiſchen Franz und Eleonore geſchloſſen worden. Der Kaiſer hatte die Hände frei für Erfüllung ſeiner Chriſtenpflichten gegen Türken und Ketzer. Auch in dem neuen Vertrage wiederholte Franz das bezügliche Verſprechen von Madrid.

Die zwanziger Jahre ſind für die konfeſſionelle Gliederung Deutſchlands grundlegend geworden. Die Abweſenheit des Kaiſers hat den Dingen freien Lauf gelaſſen; als er eingreifen konnte, hat er nur noch zu verzögern, nicht mehr aufzuhalten vermocht.

Was den Händen des Reichsregiments entzogen worden war, ging über an die Geſamtheit des Reichstags. Soweit beim Sturz des Regiments Gegnerſchaft gegen die Neuerung am Werk geweſen war, kam ſie nicht auf ihre Rechnung. Es zeigte ſich bald, daß auch in der Reichsverſammlung die Anhänger und Mitgänger Luthers nicht einfach über den Haufen gerannt werden konnten. Auf dem Speierer Reichstag von 1526 waren ſie ſogar im Übergewicht. Noch planten ſie keine Trennung. Sie verlangten ein Konzil und inzwiſchen Aufhebung des Wormſer Edikts und Zugeſtändniſſe zur Regelung dringlicher Fragen, beſonders in betreff der Prieſterehe und des Laienkelchs. Der Kaiſer dachte nicht daran, das zu gewähren, konnte auch, wie ſein Verhältnis zum Papſte war, in der Konzilsfrage nichts tun. Andererſeits hielt er es aber angeſichts des päpſtlich-franzöſiſchen Bündniſſes nicht für geraten, ſchroff abzulehnen. Die Lage fand einen zutreffenden Ausdruck in dem Abſchied, mit dem der Reichstag aus einander ging, man möge es ſo halten, wie man es vor Gott und Kaiſerlicher Majeſtät zu verantworten ſich getraue.

Über den Sinn dieſes Beſchluſſes können Zweifel beſtehen; er iſt vielleicht von vornherein nicht übereinſtimmend verſtanden worden. Sein Wortlaut war geeignet wie einer, die Neuerer im begonnenen Werke zu ſtärken. Bis der Kaiſer zum zweiten Male mit Frankreich Frieden ſchloß, war eine ganze Reihe anſehnlicher Territorien zur neuen Ordnung übergegangen. Zum kurfürſtlichen Sachſen geſellte ſich das anſtoßende Heſſen. Dadurch hatten die Evangeliſchen in Mitteldeutſchland durchaus die Oberhand; von der mittleren Elbe bis vor die Tore von Mainz verfügten ſie über einen geſchloſſenen Beſitz. Im Norden war der angeſehenſte Fürſt des welfiſchen Hauſes, der Lüneburger Herzog Ernſt der Bekenner, ein überzeugter Anhänger der neuen Lehre geworden und verſchaffte ihr mit dem

angrenzenden Schleswig-Holstein, wo Vater und Sohn, König Friedrich von Dänemark und Herzog Christian, ihr zugetan waren, auch dort ein zusammenhängendes Herrschaftsgebiet. Aus dem hohenzollernschen Hause benutzte der Hochmeister 1525 die Gelegenheit, das Ordensland Preußen in ein weltliches Herzogtum zu verwandeln; Markgraf Georg ward der Reformator der fränkischen Lande. Kleinere fürstliche und nicht wenige städtische Territorien, besonders Reichsstädte gingen den gleichen Weg. Auch gab es kein deutsches Land mehr, in dem die evangelische Lehre nicht über eine starke Anhängerschaft verfügte; in den Städten wurden häufig unentschlossene Obrigkeiten durch die Bevölkerung vorwärts gedrängt. So fehlte es nicht an Kräften des Widerstandes, als auf dem Reichstage, der im Februar 1529 in Speier zusammentrat, unter dem Eindruck der Erfolge des Kaisers und seiner zeitweiligen guten Beziehungen zum Papst sich zum ersten Male eine altgesinnte Mehrheit zusammenfand.

Sie suchte den Beschluß von 1526 zu beseitigen. Neuerungen sollten nicht mehr gestattet sein, die Rechte geistlicher Stände in keiner Weise angetastet werden. Das bedeutete nicht nur eine Hinderung jedes weiteren Fortschrittes der Bewegung, sondern auch Anfechtung des schon Geschehenen. Die Minderheit widersetzte sich; Vermittlungsversuche blieben ergebnislos. Als dann im Sinne der Mehrheit beschlossen wurde, erfolgte am 25. April 1529 der Protest. Es war eine kleine Gruppe, die so weit ging: Sachsen und Hessen, Lüneburg und Anhalt, Georg von Brandenburg-Ansbach und 14 oberdeutsche Städte. Es ist aber bald offenkundig geworden, daß solche Gesinnung in weit größerem Umfange verbreitet war. Die Protestierenden bestritten, daß eine Mehrheit einen früheren Reichsabschied ungültig machen könne; sie würden nach dem von 1526 fortleben. Die Verwahrung hat den Evangelischen den Namen eingetragen, der ihnen bis heute geblieben ist, obgleich er den Kern ihres Wesens nicht ausdrückt.

Die äußere Macht, die hinter dem Protest stand, konnte auf den Kaiser keinen beängstigenden Eindruck machen. Man darf

ſagen, daß er noch im Laufe des Jahres den Gipfel ſeiner Erfolge erſtieg. Sultan Soliman hatte 1526 bei Mohacz die Ungarn völlig geſchlagen; ihr König Ludwig war dort gefallen. Die Herrſchaft ging an deſſen zwiefachen Schwager Ferdinand über. Das wurde dem Sultan Anlaß, auch den Erzherzog zu bekriegen, zumal dieſem in Ungarn in Johann Zapolya ein nationaler König entgegengeſtellt wurde. Im September 1529 erſchien der Türke mit gewaltiger Streitmacht vor Wien. Er mußte nach dreiwöchiger Belagerung von der deutſchen Stadt ablaſſen und hat zunächſt auch Ungarn zum großen Teil wieder geräumt; auch von dieſer Seite drohte zur Zeit alſo keine Gefahr.

Karl V. weilte damals in Italien. Mit dem letzten ſeiner Gegner, Venedig, ſchloß er einen vorteilhaften Frieden. Mit dem Papſt war er im beſten Einvernehmen. Clemens VII. bewilligte, was keiner ſeiner Vorgänger hatte zugeſtehen wollen, daß der Kaiſer Herr von Mailand und Neapel blieb; er krönte ihn am 24. Februar 1530 in Bologna. Karl iſt der Letzte geweſen, an dem dieſe Handlung von einem Papſte vollzogen wurde, der Erſte, der die Krone nicht in Rom empfing und den Titel ſchon ungekrönt führte. Wohin war es doch gekommen mit den mittelalterlichen päpſtlichen Weltherrſchaftsanſprüchen! Clemens VII. war froh, daß er durch einen Pakt mit der ſpaniſchen Macht die Angehörigen ſeines Hauſes unter die anerkannten Fürſten Europas einreihen konnte. Nach der Krönung in Bologna machte der Kaiſer der Republik Florenz ein Ende und begründete in der Arnoſtadt die dauernde Herrſchaft der Mediceer. So ſchien alles aufs beſte vorbereitet zum gemeinſamen und erdrückenden Vorgehen gegen die Proteſtanten.

Der Augsburger Reichstag von 1530 iſt berufen worden zum Zweck eines letzten Verſuchs, mit den Neuerern zu einer Verſtändigung zu gelangen. Mißlang er, ſo kam die Gewalt in Frage. Die Evangeliſchen konnten den Ernſt der Lage nicht verkennen. Da wurde es von beſonderer Bedeutung, daß zu der landſchaftlichen Zerſplitterung, die nun einmal von ihrer Sache unzertrennlich war, auch noch innerhalb ihres Kreiſes eine Scheidung in der Lehre trat.

Die Eidgenoſſenſchaft hatte ſich politiſch vom Reiche gelöſt; die neue Reichsverfaſſung war Anlaß ihrer Abtrennung geworden. Aber ſie war und iſt, ſoweit ſie deutſch ſpricht, bis heute geblieben „eine geiſtige Provinz“ von Deutſchland, faſt zu allen Zeiten eine der beſten. An der reformatoriſchen Bewegung hat ſie vollen und ſelbſtändigen Anteil genommen. Was Luther für Deutſchland, ward Ulrich Zwingli für die Eidgenoſſenſchaft.

Wie oft ſind die beiden Männer, die gleichen Lebenskreiſen entſtammten, vergleichend neben einander geſtellt worden! Faſt unvermeidlich ruht dabei das moderne Auge mit größerem Wohlgefallen auf Zwingli. Er war Theologe von Haus aus, iſt aber nie Mönch geworden. Er blieb ſtets in engſter Fühlung mit dem ihn umgebenden Leben. Den Schwerpunkt ſeiner Bildung fand er im Humanismus. So ſind für ihn wiſſenſchaftliche und bürgerliche Anliegen erſter und ſtärkſter Antrieb zu reformatoriſchem Auftreten geworden, erſt nach ihnen religiöſe. Vor allem blieb er ein Eidgenoſſe. Hier liegt der bezeichnendſte Sonderzug des Mannes und ſeines Werkes. Es wurde begonnen und durchgeführt in und von den „Orten“. Sie hatten nach Kaiſer und Reich nicht zu fragen; was ſie für Recht erkannten, war Recht. Ein unleugbarer, ein unſchätzbarer Vorzug für den Gang des Ganzen wie für den Einzelnen, aber ein Vorzug, der nur denkbar iſt unter den Schweizer Verhältniſſen, und der zum Nachteil wird, wenn es ſich um Fernwirkung auf anderem Boden handelt.

Die in der Eidgenoſſenſchaft alles beherrſchende Frage war ſeit den Burgunderkriegen das Penſionsweſen. Die Eidgenoſſen waren die geſuchteſten Söldner Europas. Das hatte zur Folge, daß den großen Kriegen der Zeit innere Parteiungen unter ihnen zur Seite gingen. Seitdem Frankreich durch ſeine Angriffe auf Italien der gefürchtetſte Gegner auch des Kirchenſtaates geworden war, waren „hie franzöſiſch, hie päpſtlich“ die trennenden Rufe, die den inneren Frieden der Eidgenoſſenſchaft ſtörten. Zwingli war ſelbſt zweimal als Feldprediger „mit dem Haufen“ gezogen; er hatte Marignano mitgemacht. Er war durchdrungen von der Verderblichkeit des

Treibens, nicht nur wegen der politiſchen Folgen, ſondern auch und weit mehr noch wegen des böſen Einfluſſes auf die Sitten, den aller Geldgewinn des Landes und der Einzelnen nicht auszugleichen vermochte. So ward er der heftigſte Gegner des „Reislaufens“. Der Kampf gegen dieſen Brauch iſt der Beginn ſeiner Reformtätigkeit, längſt bevor er an kirchliche Oppoſition dachte. Er beſonders öffnete ihm die Stellung an Zürichs Großmünſter, Neujahr 1519. Mit der Beſeitigung des Treibens, wie ſie dann in den evangeliſchen Orten der Eidgenoſſenſchaft ſich vollzog, iſt ſein Name aufs engſte verknüpft.

Wie hier klare Sachlichkeit und die Richtung auf die Wohlfahrt ſeiner Mitbürger Zwinglis Handlungsweiſe beſtimmten, ſo baut ſich auch ſeine kirchliche Reformtätigkeit vor allem auf Verſtandesgründe auf. Sie wollte beſeitigen, was ſeine Berechtigung nicht erweiſen konnte. Maßſtab war auch ihm die heilige Schrift. Aber er trat ihr als der forſchende Theologe gegenüber, nicht als der Erlöſung Suchende, um den Glauben Ringende. Was neu eingeführt wurde, war auf die heimiſchen Erforderniſſe zugeſchnitten. Zwingli hatte den Eidgenoſſen, nicht den Menſchen im Auge. Er wollte der ſittliche und religiöſe Erneuerer ſeiner Landsleute werden, nicht die Welt reformieren. Es gelang ihm, von Zürich aus den auf *ſtädtiſche* Macht gegründeten Teil der Eidgenoſſenſchaft überwiegend zu ſich herüber zu ziehen, Bern, Baſel und Schaffhauſen, auch das ländliche Glarus, wo er einſt als 22jähriger ſeine erſte Pfarre um hundert Gulden von einem Kurtiſanen erſtanden hatte. Appenzell teilte ſich, während Solothurn ſpäter eine der wenigen Stätten der Chriſtenheit wurde, wo die Gegner ſich zu friedlichem Zuſammenleben verſtändigten. Über die heimiſchen Grenzen hinaus hat aber Zwinglis Kirchenreform nur Nachahmung gefunden in Nachbarorten, in denen gleichartige Verhältniſſe ſie ermöglichten. Weltbewegend wie Luthers Auftreten iſt das ſeine nicht geworden, hat es nicht werden können.

Die polemiſche Auseinanderſetzung, die zwiſchen Luther und Zwingli erfolgte, iſt nicht von Luther geſucht worden. Durch ſeinen

Brief an den Reutlinger Reformator Alber, in dem er Luthers Abendmahlslehre ſcharf verurteilte, ja verhöhnte, hat Zwingli ſie bewußt veranlaßt. Sie gehört zu den Hergängen der Reformationsgeſchichte, die man ungeſchehen machen möchte. Aber verſtändlich genug iſt es, daß in einer religiös ſo tief bewegten Zeit die beiden Männer, obgleich ſie ſo unendlich viel mit einander gemein hatten, ſich doch nicht nur nicht verſtanden, ſondern auch wenig geneigt waren, ſich gegenſeitig zu dulden. In der Polemik mag Zwingli den Preis größerer Sachlichkeit davon tragen, den größerer Verſöhnlichkeit kann man ihm kaum zugeſtehen.

Wohl aber erwarb er ſich nun dieſen Ruhm im Marburger Religionsgeſpräch. Der Gedanke eines Ausgleichs zwiſchen den beiden Männern lag zu nahe, als daß er nicht ernſtlich hätte verfolgt werden ſollen. Den politiſch Denkenden mußte er ſich geradezu aufdrängen, als der Speierer Reichstag die bedrohliche Lage der „Proteſtanten“ klar gelegt hatte. So nahm Landgraf Philipp die Sache in die Hand. In den Tagen, als die Türken Wien beſtürmten, ſah das Marburger Schloß neben Luther und Zwingli die vornehmſten Theologen beider Richtungen in ſeinen Mauern. Tagelang ward zwiſchen den beiden Führern, zwiſchen ihren Genoſſen verhandelt. Luther blieb dabei: „Das iſt mein Leib.“ Zum erſtenmal in der ganzen Bewegung wurden Glaubensartikel zuſammengeſtellt, über die man ſich einigen konnte. In der entſcheidenden, der Abendmahlsfrage, kam es aber zu keiner Verſtändigung. Es wurde gewünſcht, man möchte ſich als Brüder gelten laſſen, ſich gegenſeitig das Abendmahl geſtatten. Luther lehnte es ab: „Ihr habt einen andern Geiſt als wir.“ Als man, wenn nicht chriſtliche Brüderſchaft gewährt werden könne, doch chriſtliche Liebe begehrte, ward eingewilligt, „ſoviel es das Gewiſſen eines Jeden erlaube“. Melanchthon und die andern Genoſſen waren mit Luther einverſtanden.

Es wird ſchwerlich jemals gelingen, ſicher feſtzuſtellen, daß bei dieſem Entſchluſſe politiſche Erwägungen mitwirkten, auf Grund deren es im Hinblick auf den Kaiſer und die alte Kirche bedenklich

erſcheinen mochte, ſich mit Leugnern des Verwandlungswunders, mit „Sakramentirern", zu einer Gemeinſchaft zu vereinigen. Bei Luther haben ſolche Gedanken jedenfalls keine Rolle geſpielt, und Tauſende und aber Tauſende, die unendliche Mehrzahl ſeiner Anhänger, haben ſeine Haltung rückhaltlos gebilligt. So bedauerlich der Ausgang iſt, ſo nachteilig er zweifellos auf den weiteren Gang der Dinge wirkte, man wird ihn als etwas Unabwendbares hinnehmen müſſen. Die Bewegung konnte über die ihr durch ihren Urſprung gezogenen Schranken nicht hinaus. Von ihren ſtarken Seiten waren die ſchwachen unzertrennlich. Der Marburger Luther war wie der Wormſer, der dem mahnenden Trierer Erzbiſchof, demſelben Richard von Greifenklau, an dem Sickingen ſich vergeblich verſuchte, entgegnete: „Gnädigſter Herr, da kann ich nicht weichen; es gehe mir, wie Gott will."

Der Augsburger Reichstag von 1530 iſt der zweite, den Karl V. perſönlich abgehalten hat. Zwiſchen Worms und Augsburg iſt er nicht im Reiche geweſen. Am 15. Juni ward er mit feierlichſtem Gepränge eingeholt.

Wie ſeine derzeitige Machtſtellung angeſehen wurde, läßt ſich kaum beſſer belegen als durch die Unterwerfung Chriſtians II., des nordiſchen Unionskönigs, der ſich früh der Neuerung angeſchloſſen, dann aber 1523 vor ſeinen vereinigten Gegnern, den Hanſeſtädten, dem ſchleswig-holſteiniſchen Herzoge und ſeinen eigenen geiſtlichen und weltlichen Großen, ſein Reich hatte räumen müſſen. Er reiſte dem heranziehenden Kaiſer nach Innsbruck entgegen, unterwarf ſich ihm und dem päpſtlichen Legaten Campeggio, der Karl auf den Reichstag begleitete, gelobte, beim katholiſchen Glauben zu bleiben, und verſprach, nach des Schwagers Willen zu regieren, wenn er wieder zur Herrſchaft gelange, alles in Erwartung der ſtarken Hilfe des Gewaltigen. Sein Beiſpiel hätte Nachahmung finden können, wenn es ſich allein oder auch nur überwiegend um politiſche Erwägungen gehandelt hätte.

Es war nur eine Handvoll Fürſten, die ſich in Augsburg dem

Herrn der Chriſtenheit entgegenſetzten, der Kurfürſt Johann der Beſtändige, Friedrichs Bruder und Nachfolger, und Landgraf Philipp, Markgraf Georg von Ansbach, die Brüder Ernſt und Franz von Lüneburg und Fürſt Wolfgang von Anhalt. Ihnen ſchloſſen ſich ſechs Städte an, Nürnberg und Reutlingen, Straßburg und Memmingen, Konſtanz und Lindau. Das Marburger Religionsgeſpräch war wohl theologiſch nicht ganz ergebnislos geblieben, indem es zu einer Feſtſetzung gemeinſam vertretener Lehren führte und ſo die Polemik einſchränkte und mäßigte. Wie wenig das aber, ſelbſt in der Stunde der Gefahr, für die Einheit der Evangeliſchen bedeutete, zeigt ihre Haltung auf dem Augsburger Reichstag. Der „Konfeſſion", die überreicht wurde, glaubten die vier letztgenannten Städte eine beſondere, der zwingliſchen Lehre näher ſtehende Faſſung, die Tetrapolitana, zur Seite ſtellen zu ſollen, ein weiterer unabweisbarer Beleg für das Bedürfnis peinlichſter religiöſer Gewiſſenhaftigkeit. Die Konfeſſion ward Gegenſtand eingehender und im ganzen ruhiger Erörterungen. Die Evangeliſchen ſtritten unter Melanchthons Führung; auch die Gegner hatten ihre Beſten und Eifrigſten zur Stelle: Eck und Cochlaeus, den Hoftheologen Herzog Georgs ſeit dem Tode des Lutherfeindes Emſer, Faber, der Zwingli überall Widerpart gehalten hatte, und Wimpina, den Verteidiger Tetzels und erſten Rektor der 1505 in Konkurrenz mit Wittenberg von Kurfürſt Joachim I. begründeten Frankfurter Univerſität. Von einer Einigung konnte nicht die Rede ſein, kaum von einer Annäherung, ſo ſehr auch Melanchthon ſich mühte, das Gemeinſame zu betonen.

Der Kaiſer hat ſich auch in dieſer günſtigen Lage nicht entſchließen können, das Schwert zu ziehen, wie es des Papſtes und deutſcher Eiferer Meinung war. Es iſt vielleicht die entſcheidende Wendung ſeines Lebens und des Schickſals der Reformation. Der Reichstagsabſchied ging über eine Erneuerung des Wormſer Edikts nicht weſentlich hinaus. Für ſeine Durchführung wurde zunächſt nur der gerichtliche Weg in Ausſicht genommen. Die Reformation hatte zu einer beträchtlichen Schädigung geiſtlicher Rechte und Einkünfte geführt. Hier vor allem dachte man den Hebel anzuſetzen.

Den gewünſchten Erfolg ſuchte man zu ſichern durch eine verſtärkte und erneute Beſetzung des Reichskammergerichts, die den Altgläubigen ein zweifelloſes Übergewicht gab.

Wenn ſo auch jetzt noch ein mittlerer Weg gewählt wurde, ſo ſpielte dabei zum Teil die Erwägung der Machtfrage eine Rolle. Das Ringen um den endlichen Abſchied hatte deutlich gezeigt, daß die Zahl der Widerſtrebenden doch weſentlich größer war als der kleine Kreis jener, der ſich offen zu den Konfeſſionen bekannt hatte, beſonders unter den Städten. Die Drohung, man werde ſich genötigt ſehen, zu dem Schriftſtück, der „Konfeſſion", „die roten Rubriken zu machen", hatte die Antwort gefunden, die ſo wollten, möchten ſich vorſehen, daß ihnen „das Blut nicht unter die Augen ſpritze". Aber nicht weniger ſchwer als das wog doch beim Kaiſer und bei nicht wenigen Ständen die Scheu, aus ſolchem Anlaß den Frieden zu brechen. Glaubens- und Überzeugungskämpfe mit dem Schwert auszufechten, iſt nie recht deutſche Art geweſen. Auch Karl V. hat ſich dazu nicht leicht entſchließen können. Er hat ſein Wormſer Bekenntnis, daß er alles an die Sache ſetzen wolle, oft wiederholt; der letzte, entſcheidende Schritt iſt ihm doch ſchwer geworden. Ein Gefühl perſönlicher Verpflichtung gegenüber den widerſtrebendeu Fürſten hat dabei mitgeſpielt. Erſt als das Alter ſein Gemüt zu härten begann, iſt der kalte Staatsmann auch in dieſer Frage zur vollen Geltung gelangt.

Die beſondere Art der deutſchen Verhältniſſe empfängt auch hier wieder die richtige Beleuchtung durch einen Blick auf die Schweiz. Dort iſt es ſchon 1531 zu einer Waffenentſcheidung gekommen. Sie wäre auch hier nicht erfolgt, hätte es ſich nicht um Fragen gehandelt, die zu unmittelbarer Löſung drängten und deren politiſche Seite von der religiöſen gar nicht zu trennen war oder die überhaupt letztere gar nicht beſaßen. Der Streit entbrannte über die untertänigen Herrſchaften und Vogteien, die von mehreren Orten der Eidgenoſſenſchaft gemeinſam regiert wurden. Wo dieſe ſich konfeſſionell teilten, konnte der Konflikt nicht ausbleiben. Zwinglis vordringende Art beſchleunigte ihn. Dazu kam der Streit über das Penſions-

weſen, an dem die Altgläubigen feſthielten. Das Gefecht von Kappel am 11. Oktober 1531, in dem Zwingli den Tod fand, hat über die Verteilung der Bekenntniſſe in der Schweiz entſchieden, den Siegeslauf der Reformation gehemmt. Viel tiefer als in Deutſchland griff hier die kirchliche Frage in das ſonſtige öffentliche Leben ein, weil der Eidgenoſſe in ungleich höherem Grade Bürger ſeines Landes war als die große Mehrzahl ſeiner deutſchen Zeitgenoſſen.

Dem Proteſtantismus im Reiche hat der Ausgang des Augsburger Reichstages eine Friſt gewährt, die ihm außerordentlich wertvoll geworden iſt. Der günſtigſte Augenblick, gegen ihn gewaltſam vorzugehen, war verpaßt.

Die fortwährende Bedrohung durch die am Reichskammergericht ſchwebenden Prozeſſe, die jetzt begann, drängte zu näherem Zuſammenſchluß. Ende 1530 bildete ſich der Schmalkaldiſche Bund. Nicht weniger als 15 Städte, ſieben ober- und acht niederdeutſche, ſchloſſen ſich teils ſogleich, teils ſpäter den führenden Fürſten an. Die Mitglieder verpflichteten ſich zu gegenſeitiger Hilfe, wenn eines von ihnen der Religion wegen belangt werden ſollte. Es war oft erörtert worden, ob die Stände ſich ihrem Oberhaupt widerſetzen dürften. Die Theologen, denen das fraglich ſchien, da man der Obrigkeit untertan ſein, dem Kaiſer geben ſolle, was des Kaiſers ſei, mußten den Juriſten weichen. Man erwog, daß man ſelbſt das ältere Recht habe, der Kaiſer erſt von den Fürſten gewählt werde, dieſe alſo nicht Untertanen ſeien. Die Auffaſſung war nicht ſo neu, wie man wohl geſagt hat. Sie war im Grunde genommen doch nur eine veränderte Form mittelalterlicher Denkweiſe, die beſonders in den ſpäteren Jahrhunderten den Ständen faſt überall die Befugnis nicht nur des Widerſtandes, ſondern auch des angriffsweiſen Vorgehens gegen ihre Landesherren zur Wahrung eigenen Rechtes zuerkannt hat.

Der neue Bund fand alsbald ein fruchtbares Feld für ſeine Tätigkeit. Das Jahr 1532 brachte erneute Türkengefahr. Soliman war ausgerückt, als „Kalif von Rom" die Welt zu erobern. König Ferdinand begehrte Hilfe vom Reich, und der Kaiſer verſammelte

in Regensburg einen neuen Reichstag. Da aber knüpften die Proteſtanten, im Bunde geeinigt, das Zugeſtändnis des verlangten Zuzugs an die Bedingung der Sicherung vor den Erkenntniſſen des Reichskammergerichts. Sie ſetzten ihre Forderung durch. Im Nürnberger Religionsfrieden vom 23. Juli 1532 verſprach der Kaiſer, daß er „alle Rechtfertigungen in Sachen des Glaubens vor ſeinem Fiskal und anderen wider den Kurfürſten von Sachſen und ſeine Mitverwandten", d. h. die Mitglieder des Schmalkaldiſchen Bundes, „einſtellen wolle". Man war froh, einen „gnädigen Kaiſer" zu haben, und leiſtete die verlangte Hilfe.

Es zeigte ſich aber bald, daß der Kaiſer mit der Verfolgung doch nicht inne zu halten gedachte. Die Proteſtanten hatten den Abſchied ſo verſtanden, daß er ſich auf alle kirchlichen Dinge erſtrecke. Die Prozeſſe wegen Störung und Behinderung kirchlicher Rechte wurden aber bald wieder aufgenommen. Auf ihren Widerſpruch erhielten ſie zur Antwort, das ſeien weltliche Sachen. „Die Worte unſerer Abrede," meinte der Kaiſer, „erſtrecken ſich nur auf Religionsſachen; was aber Religionsſachen ſind, darüber kann keine beſſere Erläuterung gegeben werden, als die Sachen ſelbſt mitbringen." Er wollte mit dieſem Beſcheide den katholiſchen, insbeſondere den geiſtlichen Fürſten zu Willen ſein, um deren Gut es ſich handelte. So war die alte Not wieder da. Die Proteſtanten ſchritten im Januar 1534 zur „Rekuſation" des Kammergerichts; ſie wollten es für dieſe Fragen nicht mehr als zuſtändig anerkennen. So ward auch dieſe Frucht der Reichsreform in Frage geſtellt.

Es ſind dann über elf Jahre vergangen, ehe die Gefahr wieder ſo nahe an die Evangeliſchen herantrat wie zwiſchen dem Augsburger und dem Regensburger Reichstag. Dem Kaiſer warf ſich ein Hindernis nach dem andern in den Weg. Im deutſchen Süden war die Macht des Katholizismus auf Baiern und Öſterreich beſchränkt worden; die geiſtlichen Fürſtentümer konnten hier nur im Anſchluß an ſie etwas bedeuten. Die Häuſer Habsburg und Wittelsbach aber waren wohl in ihrer Anhänglichkeit an den alten Glauben einig, nicht aber in der Politik. Der Gegenſatz, den das 12. Jahr-

hundert zwischen Baiern und Österreich begründet, das 14. voll heraus gebildet hatte, hat sich erhalten bis ins 19. Das Emporsteigen Habsburgs zur dauernden Führung Deutschlands und zu einer Weltstellung hat ihn nur verschärft. Nicht ohne Grund sahen sich die Wittelsbacher fortgesetzt bedroht; hatten sie doch den sogenannten Landshuter Erbfolgekrieg (1503—1505) nicht ohne einen namhaften Landverlust an Maximilian überstehen können. So widersetzten sie sich habsburgischer Machtsteigerung nach Kräften; die Wahl Ferdinands zum römischen König im Januar 1531 hat gegen sie durchgesetzt werden müssen. Die religiösen und die politischen Interessen standen einander im Wege; es ist schwer geworden, sie auch nur zeitweise in Einklang zu bringen.

Weit mehr aber hinderte, was auf den ersten Blick ein zweifelloses Übergewicht zu sichern schien, die Vormachtstellung, die der Kaiser in Europa einnahm. Es gelang ihm nicht, Frankreich dauernd an seine Politik zu fesseln, und mit den Türken mußte Ferdinand in Ungarn, Karl im Mittelmeer kämpfen. 1535 sah sich der Kaiser zu einer großen Expedition gegen Tunis genötigt. Er überwältigte die feste Stadt; sie ist bis kurz vor der Schlacht bei Lepanto (1571) behauptet worden. Im nächsten Jahre aber brach ein neuer Krieg mit Franz I. aus, der wieder in Italien Fuß zu fassen versuchte. Türken und Franzosen traten verbündet im Mittelmeer auf; der Gedanke allchristlicher Waffengemeinschaft ging gänzlich in Trümmer. Der Stillstand, der 1538 in Nizza geschlossen ward, bedeutete für Karl kaum einen Gewinn. 1541 griff er Chaireddin Barbarossa in Algier an; die Räubereien des kühnen Piratenfürsten zwangen ihn dazu. Er mußte aber trotz gewaltiger Macht nach schweren Verlusten von dieser Stadt ablassen. Im nächsten Jahre begann, längst bevor der geschlossene Stillstand abgelaufen war, wieder der Krieg mit Frankreich.

In diesen Jahren hat der deutsche Protestantismus seine letzten großen, seine entscheidenden Siege errungen, indem er, abgesehen von Baiern und Österreich, alle namhafteren weltlichen Territorien

entweder ganz gewann oder ſo ſtark durchſetzte, daß er nie mehr völlig aus ihnen hat verdrängt werden können.

Es iſt natürlich nicht möglich, ſtatiſtiſch feſtzuſtellen, wie weit die evangeliſche Lehre zur Zeit ihrer größten Erfolge in den Ländern deutſcher Zunge verbreitet geweſen iſt. Es ſollen ihr ſieben Zehntel der Bevölkerung angehangen haben, zwei Zehntel ſchwankend, ein Zehntel entſchieden gegneriſch geſinnt geweſen ſein. Man kann Zweifel an dieſer Angabe nicht als unberechtigt erweiſen; aber ſo viel muß nach allem, was wir wiſſen können, als ſicher gelten, daß eine überwältigende Mehrheit der Neuerung anhing, und daß ſie, vielleicht abgeſehen von einigen Tälern der inneren Alpen, ausnahmslos über alle Territorien, auch über die geiſtlichen und die bairiſchen und öſterreichiſchen Lande, verbreitet war. Ob ſie das Übergewicht erlangte oder nicht, hing vom erſten Speierer Reichstag (1526) an ausſchließlich von den Landesgewalten ab. Dieſe Sachlage hat in den Jahren 1534—44 die große Mehrzahl der weltlichen Reichsſtände auf die proteſtantiſche Seite gebracht.

Graf Eberhard im Barte, „Württembergs geliebter Herr", war 1495 auf dem Wormſer Reichstage von Maximilian zum Herzog erhoben und zugleich war die Unteilbarkeit des Landes, wie der Münſinger Vertrag von 1482 ſie feſtgelegt hatte, vom Könige beſtätigt worden. Württemberg rückte damit in die vorderſte Reihe der ſüddeutſchen Territorien. Die beiden nächſten Herzöge nach Eberhard, ſein gleichnamiger Vetter und deſſen Neffe Ulrich, haben ſich böſer Mißwirtſchaft ſchuldig gemacht; Ulrich überfiel 1519 die Reichsſtadt Reutlingen mitten im Frieden. Er wurde vom Schwäbiſchen Bunde vertrieben und ſein Land im nächſten Jahre Erzherzog Ferdinand übergeben. Die öſterreichiſche Verwaltung hat den Proteſtantismus, der ſich raſch und tief im Schwabenlande verbreitete, mit nachdrücklicher Kraft bekämpft. Wäre ſie am Ruder geblieben, er hätte nicht zum Siege kommen können. Da warf im Mai 1534 Landgraf Philipp in keckem Angriff die öſterreichiſche Herrſchaft über den Haufen und führte Ulrich zurück, der von nun an beſonnener des Landes waltete. König Ferdinand mußte ſich mit der Anerkennung

einer öſterreichiſchen Oberlehnsherrſchaft begnügen; die Einführung der Reformation konnte er nicht mehr hindern.

In Brandenburg war Kurfürſt Joachim I. ſtets ein eifriger Gegner der Reformation geweſen. Seine Gemahlin Eliſabeth, eine Schweſter Chriſtians II. von Dänemark, hat in nächtlicher Flucht das Land räumen müſſen, der Ahndung ihrer gegenteiligen Geſinnung zu entgehen. Als 1535 ſein Sohn Joachim II. an des Vaters Stelle trat, wurden die Verfolgungen alsbald eingeſtellt. Der Kurfürſt iſt noch bis 1539 bei der alten Lehre geblieben, hat dann aber dem Begehren des Adels und der Bürger, dem ſich auch die Landesbiſchöfe nicht entgegen ſetzten, nachgegeben und die Reformation zur Durchführung gebracht.

1539 iſt auch Herzog Georg von Sachſen geſtorben. Er und Joachim I. mit ihren Theologen Cochlaeus und Wimpina waren auf dem Augsburger Reichstage eifrigſte Befürworter eines ſcharfen Vorgehens geweſen. Auch ſein Ableben gab das Zeichen zum Umſchwung. Sein Bruder Heinrich (der Fromme) führte die Reformation ein, die trotz aller Gegenwehr Georgs längſt im Lande Fuß gefaßt hatte. Heinrichs Sohn Moritz, der ihm ſchon nach zwei Jahren folgte, iſt dieſer Richtung treu geblieben.

In den dreißiger Jahren ſind auch die pommerſchen und mekleburgiſchen Herzöge und von den Welfen die Herren der kalenbergiſchen und grubenhagenſchen Lande der Reformation beigetreten. In unverſöhnlicher Feindſchaft ſtand ihr von den größeren Fürſten nur noch Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig-Wolfenbüttel gegenüber. Als er 1542 ein Kammergerichtsurteil gegen Goslar erlangt hatte und die über die Stadt verhängte Acht benutzen wollte, ſie zu unterwerfen, fielen ihm der ſächſiſche Kurfürſt, ſeit 1532 Johanns des Beſtändigen Sohn Johann Friedrich der Großmütige, und der heſſiſche Landgraf in den Arm. Sein Verſuch endete mit der eigenen Vertreibung; eine ſächſiſch-heſſiſche Landesverwaltung führte auch hier die von den Einwohnern erſehnte neue Kirchenordnung ein.

1536 hat Chriſtian III., der ſich ſchon als ſchleswig-holſteiniſcher Prinz auf dem Wormſer Reichstag für Luther erwärmt hatte,

auch Dänemarks Kirchenverhältnisse nach der neuen Lehre geordnet und diese damit im Königreich und in dem ihm angeschlossenen Norwegen zu endgültiger Herrschaft gebracht. Das Gleiche geschah durch Gustaf Wasa in Schweden. In den deutschen Städten war im Laufe der dreißiger Jahre der evangelische Glaube der fast allein herrschende geworden. Unter den namhafteren Reichsstädten war allein Köln, der alte Sitz der scholastischen und dominikanischen Opposition gegen Humanismus und Neuerung, für ihn nicht überwiegend gewonnen.

Die dem Protestantismus neu zugewandten Stände sind nicht sämtlich dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten. Gleichwohl haben die von der Reformation in diesen Jahren errungenen Erfolge Ansehen und Macht des Bundes außerordentlich gemehrt. Wäre diese Macht in geschlossenem Auftreten nachdrücklich und planmäßig gebraucht worden, sie hätte den Protestantismus zu vollem Siege führen können. Es ist nicht geschehen.

In zwei Fällen hatte das Schwert geholfen, der Reformation die Bahn zu öffnen, in Württemberg und in Braunschweig-Wolfenbüttel. Beide Hergänge lassen erkennen, welche Auffassung maßgebend war für die Anwendung von Gewalt. Hier wie dort handelte es sich um überlieferte, berechtigte Zustände, die aufrecht zu erhalten oder wieder herzustellen die Aufgabe war. Zu letzterem Zweck einzugreifen hat übrigens allein Philipp von Hessen sich entschlossen! Der Bund als solcher und die weitaus größere Zahl seiner Mitglieder dachten über bloße Verteidigung nicht hinaus. Sie wollten sich gegen Vergewaltigung decken. Daß das gegebenen Falles am besten, ja wirksam nur geschehen konnte durch Angriff, lag zum Teil jenseits des Gesichtskreises der Einzelnen, ward zum Teil grundsätzlich nicht in Betracht gezogen. Beide sächsischen Kurfürsten, Johann und Johann Friedrich, die angesehensten und mächtigsten Glieder des Bundes, waren für eine andere Politik nicht zu haben; sie wäre gegen ihr Gewissen gewesen.

Wie oft ist diese Haltung getadelt worden! Und niemand

kann leugnen, daß ſie ſchweren Schaden nach ſich gezogen hat. Aber das war nun einmal der Grundgedanke lutheriſcher Lehre; ſie wollte nichts gewinnen durch die Mittel dieſer Welt. „Das Wort muß es bringen." So weit konnte Luther gehen, daß er der weltlichen Obrigkeit innerhalb ihres Amtskreiſes das Recht zuerkannte, ja die Pflicht auferlegte, dem Wort zu helfen, wenn es durch hartnäckigen Widerſtand einer Minderheit an ſeiner vollen Wirkung gehindert werde; aber darüber hinaus wollte er keine Berechtigung des Eingreifens anerkennen. Er hat auch die gleiche Berechtigung der Gegner innerhalb ihres Machtbezirks gelten laſſen; der Gläubige muß auch für ſeinen Glauben leiden können. Es iſt eben die Richtung auf den inneren Menſchen, die im Luthertum durchaus vorwiegt, die äußeren, weltlichen Erforderniſſen nur das Unumgängliche zugeſtehen will. Erſt der Folgezeit ſollte der unvergängliche Schatz, der damit in Denken und Empfinden der Beſten unſeres Volkes hinab geſenkt wurde, erſchloſſen werden. Die Zeitgenoſſen haben faſt nur die Nachteile empfunden, und ſie treten auch heute noch dem erſten Blick beherrſchend entgegen.

Beſonders beachtenswert iſt, daß die Evangeliſchen ſich zu keiner planmäßigen und entſchloſſenen Politik gegenüber den geiſtlichen Reichsſtänden, den Bistümern und Reichsabteien, aufrafften. Von der Teilnahme an Reformbeſtrebungen waren dieſe Kreiſe ſchon in der erſten Hälfte der 20er Jahre faſt ſämtlich zurückgetreten. Die Behinderung der von den Biſchöfen in ihren Diözeſen außerhalb ihrer weltlichen Herrſchaftsgebiete geübten Gerichtsbarkeit und die Schwierigkeit, gewohnte Rechte und Gefälle unter den neuen Verhältniſſen zu genießen, haben ſie bewogen, die Front zu ändern. Sie fanden doch, daß ihr Vorteil im Feſthalten am Alten liege. Seitdem waren ſie die eifrigſten Vertreter ſcharfer Maßnahmen geworden. Sie waren es, welche die Prozeſſe bei Kaiſer und Kammergericht anſtrengten, die fortwährend bedrohlich über dem Beſtand des Neugeſchaffenen ſchwebten. Eine kraftvolle Gegenaktion iſt bei den Schmalkaldiſchen nie ernſtlich in Frage gekommen. Vom „Heimramſchen" zum Beſten des Reiches iſt bei Rittern und Bauern und

auch sonst die Rede gewesen; die geistlichen Territorien einzuziehen zum Besten weltlicher Stände, haben die Evangelischen nie auch nur einen Versuch gemacht. Nicht ein einziges Bistum, nicht eine einzige Reichsabtei ist durch die protestantischen Fürsten „säkularisiert" worden! Man kann, um das Gegenteil zu belegen, nicht auf die brandenburgischen und sächsischen Bischöfe und auf die des Ordenslandes Preußen verweisen. Sie haben sich der landesgesetzlichen Neuordnung der Kirchenverhältnisse fügen müssen, auch meistens willig gefügt, weil das ihrer herkömmlichen Eingliederung in die staatliche Ordnung dieser Territorien entsprach. Sie waren Landstände, hatten anerkannte Reichsstandschaft nicht erlangt.

Der Gedanke, in dieser Richtung vorzugehen, hätte um so näher gelegen, als der Kaiser selbst, der vornehmste Verfechter des Alten, den Weg wies. Er hat skrupellos die Gelegenheit benutzt, seinen burgundischen Landen aus geistlichem Gut höchst wichtige Gebietserwerbungen hinzuzufügen. Unter seinem Vorgänger Maximilian war auch der Rest des friesischen Landes bis zum Dollart fast ganz unter Burgund gekommen. Eine Landverbindung von Holland und Brabant dorthin, unabhängig von der Unsicherheit des Seeverkehrs, wie die Beschaffenheit der Nordseeküste und die Flutverhältnisse sie mit sich bringen, war erwünscht. Die Erwerbung des Bistums Utrecht, das von allen deutschen Bistümern zwar nicht gerade über den wertvollsten, wohl aber über den umfangreichsten Landbesitz verfügte (es umfaßte die drei heutigen niederländischen Provinzen Utrecht, Overijssel und Drenthe), war dazu ein wichtiger Schritt und zugleich eine wertvolle Abrundung der burgundischen Lande. Karl benutzte 1528 Zwistigkeiten über die Nachfolge im Bistum, um es in Besitz zu nehmen, und hat sich durch keine Vorstellungen der Reichsfürsten bewegen lassen, es wieder heraus zu geben. 1543 fügte er Cambrai hinzu. Er wäre nicht ungern in die Fußstapfen Sickingens, des „Königs des Ebernburgischen Reiches", „des Afterkaisers", getreten und hätte dem Erzbistum Trier und dem Bistum Lüttich das gleiche Schicksal bereitet. Die Historiker,

die den evangeliſchen Fürſten den Titel „Kirchenräuber" entgegenſchleudern, ſollten doch nicht überſehen, daß Kaiſer Karl V. ſelbſt dieſen Titel vor allen andern Regenten ſeiner Zeit verdient! Kein anderer hat wie er beſtehenden deutſchen Staatsweſen ein Ende gemacht, kein anderer ſo großen Vorteil aus gewaltſam gewonnenem Kirchengut gezogen.

Im engſten Zuſammenhang mit dieſen Erwerbungen hat Karl V. aber noch einen großen Erfolg davon getragen, den die Proteſtanten leicht und mit unzweifelhafter Berechtigung hätten verhindern können, einen Erfolg, durch den nicht nur die Reformation in ihrem Gange gehemmt, ſondern auch dem geſamten deutſchen Staatsweſen ein ſchwerer Schade zugefügt worden iſt.

Entlang der Maas, nicht weit unterhalb Maaſtricht beginnend, hinweg über die Rheininſel, die Waal und Lek mit einander bilden, und weiter an der Iſſel hinab bis zur Süderſee erſtreckte ſich das Herzogtum Geldern. Es trennte die beiden Teile des Bistums Utrecht. Sein kriegeriſches Fürſtenhaus — das der Egmont — ſtand in erblicher Feindſchaft zu Burgund. Wie konnte es anders ſein gegenüber dem bedrohlichen Umſichgreifen dieſer Macht! Karl der Kühne, Maximilian und Philipp, Karl V. haben nach einander das ſelbſtändige Beſtehen dieſes Herzogtums als einen Pfahl im burgundiſchen Fleiſche empfunden; es ſtand in jedem Kriege unentwegt auf der Seite ihrer Gegner. 1538 ſtarb Herzog Karl erbenlos. Er beſtimmte Herzog Wilhelm von Kleve, der im nächſten Jahre von ſeinem Vater Johann III. die Regierung dieſes Landes übernehmen ſollte, zum Nachfolger. Mit dem Herzogtum Kleve war ſeit langem die weſtfäliſche Grafſchaft Mark verbunden; 1511 waren dem Hauſe auch die Herzogtümer Jülich und Berg und die mit ihnen vereinigte Grafſchaft Ravensberg in Weſtfalen zugefallen. Es war ein weiter, wertvoller Beſitz in faſt ganz geſchloſſener Lage. Die Erwerbung des Herzogtums Geldern hätte ihn in die vorderſte Reihe deutſcher Territorien, neben, ja über Kurſachſen und Baiern geſtellt. Da ſchritt Karl V. ein und beſetzte Geldern. So machte er die Süderſee zu einem burgundiſchen Binnenmeer, Rhein

und Maas von da an, wo jener ſich gabelt, dieſe das Lütticher Land verläßt, zu burgundiſchen Flüſſen.

In dem ausbrechenden Kriege (1543/44) fand Wilhelm von Kleve die in geldernſchen Angelegenheiten herkömmliche Unterſtützung Frankreichs. Auch Dänemark gewährte Beiſtand. König Chriſtian III. ſtand noch immer im Kriegsverhältnis zum Kaiſer, der es ſeinem Schwager Chriſtian II. 1531 ermöglicht hatte, von den Niederlanden aus in Norwegen einzufallen. Das Unternehmen hat Chriſtian II. zum Gefangenen ſeines Onkels, Friedrichs I., dann ſeines Vetters, Chriſtians III., gemacht, deſſen Thronbeſteigung Karl V. nach Kräften zu hindern verſucht hat. Es wäre ausſchlaggebend geweſen, hätten neben Frankreich und Dänemark auch die proteſtantiſchen Fürſten in den Krieg eingegriffen. Dänemarks König, zugleich Schleswig-Holſteins Herzog, war Mitglied des Schmalkaldiſchen Bundes. Der kleviſche Herzog bat dringend um Unterſtützung. Man gab ihn der Übermacht preis. Als er auf Geldern verzichtet hatte, ſchloſſen auch Frankreich und Dänemark zu Crépy und Speier ihren Frieden (1544). Herzog Wilhelm ſchwankte in der Religionsfrage; Hilfe des Bundes hätte ihn der Reformation gewonnen.

Die Haltung der Evangeliſchen iſt um ſo weniger verſtändlich, als gleichzeitig der Kölner Kurfürſt Hermann von Wied bemüht war, ſein Erzſtift zu reformieren, und ſich ſehnſüchtig nach einer Stütze am Bunde umſah. Es bedarf keiner Ausführung, was der Sieg des Proteſtantismus von Bonn bis zum Meere bedeutet haben würde. Die alte Kirche hätte Weſtfalen nicht behaupten, unmöglich hätten die Spanier ſpäter dieſe Gebiete zu einem Hauptſitz des Katholizismus in Deutſchland machen können. Aber auch die Errichtung einer ſelbſtändigen niederländiſchen Republik iſt ohne Utrecht und Geldern gar nicht denkbar. Sie ſind die folgenreichſten Erwerbungen, die Karl V. überhaupt ſeinem Beſitz hinzugefügt hat. Der Urſprung der niederländiſchen Selbſtändigkeit liegt in dem Emporkommen des Hauſes Burgund und in ſeinen Eroberungen; weder ihre landſchaftliche Eigenart, noch auch fremdnachbarlicher Einfluß hätten zur Löſung vom Reiche zu führen brauchen.

Die unheilvolle Neutralität der Evangeliſchen, die ſo eigentümlich abſticht von der rückſichts-, ja treu- und glaubensloſen Art, mit der deutſche Fürſten des 15. Jahrhunderts gegen ihre Könige aufgetreten waren, beruhte doch nicht ganz ausſchließlich auf lutheriſchen Grundſätzen. Philipp von Heſſen ſah dieſe Fragen anders an als die ſächſiſchen Kurfürſten. Wie er ſich in ſeiner religiöſen Richtung Zwingli näherte, ſo hielten ihn auch keine Gewiſſensbedenken ab, die Politik in den Dienſt der Religion zu ſtellen. Er war unter den Proteſtanten ſtets der vorwärts Treibende geweſen, der Befürworter eines Bündniſſes mit den evangeliſchen Eidgenoſſen, einer Anlehnung an Frankreich, engeren, kräftigeren Zuſammenſchluſſes. Der Gewinn Württembergs iſt ja allein ſein Verdienſt. Gegen Ende der 30er Jahre hat ſich dieſe Haltung langſam geändert. Im März 1540 hat ſich Philipp, bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin Chriſtine, der Tochter Georgs von Sachſen, mit Margarete von der Sale trauen laſſen. So belaſtete er ſich mit der Schuld der Bigamie. Es iſt nicht geſchehen ohne Mitwiſſen und, wenn auch noch ſo widerſtrebender, Billigung der Wittenberger Reformatoren. Es iſt der häßlichſte Fleck, der die Reformationsgeſchichte entſtellt. Die Tat gab den Landgrafen in die Hand des Kaiſers. Er hat um ſo weniger gewagt, ihm noch entgegen zu treten, als Karl es gut verſtand, ihn und die übrigen Schmalkaldener vertrauensſelig zu machen, was ihm die Art Johann Friedrichs von Sachſen ja außerordentlich erleichterte.

Die langen Jahre, die nach dem Augsburger Reichstag dahingingen, ohne daß von der einen oder der andern Seite ein ernſtlicher Verſuch gemacht worden wäre, eine abſchließende Entſcheidung herbeizuführen, haben zu den verſchiedenartigſten Geſtaltungen der ſchwebenden Frage geführt. Fortgeſetzt iſt der Konzilsgedanke erwogen, erörtert, befürwortet, abgelehnt worden. Noch war der alte Streit über die Autorität von Konzil und Papſt ungeſchlichtet. Wenn die Proteſtanten ein Konzil forderten, ſo dachten ſie daran, daß ein Konzil auch gegen und über den Papſt hinweg entſcheiden könne, und ſtellten ſich mit dieſer Auffaſſung noch keineswegs auf

unkirchlichen Boden. Karl ſelbſt ſtand ihr nicht ſo vollſtändig fern; Franz I. von Frankreich hatte 1516 die Autorität des Papſtes über Konzilien ausdrücklich anerkannt, um mit Zuſtimmung Roms größere Rechte über die franzöſiſche Kirche zu gewinnen. Ein ähnlicher Schritt lag von Karl nicht vor. So konnte der Konzilsgedanke dem Papſt nur Mißtrauen einflößen.

Als er daher keinen Fortſchritt machte, iſt in Deutſchland erwogen worden, ob man nicht den verſammelten Reichstag als Nationalkonzil konſtituieren und ihm die Entſcheidung übertragen könne. Man hätte damit zurückgegriffen auf eine Übung, die *vor* dem alles überwuchernden Einfluß Roms allgemeiner Brauch geweſen war. Aber man ſtieß hier auf den entſchiedenſten Widerſtand des Kaiſers. Er ſah, daß nach der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, damit die Sache des Alten verloren geweſen wäre.

Man hat es ſeit Beginn der 40er Jahre mit Religionsgeſprächen verſucht. Sie waren unendlich oft zwiſchen den verſchiedenen Richtungen der Neugläubigen abgehalten worden und waren nicht immer ergebnislos geblieben. Warum ſollten ſie nicht dienlich ſein, die Hauptkluft auszufüllen, zumal man in der Verhandlung der rechtlichen Streitfragen nicht weiter kam? Von beiden Seiten ſind die ernſteſten und gelehrteſten Männer zuſammen getreten, von der evangeliſchen Angehörige verſchiedener Richtungen. Man kann auch keiner der beiden Parteien aufrichtigen guten Willen abſprechen. Auch von katholiſcher Seite hat man ernſtlich die Möglichkeit eines Entgegenkommens erwogen, ſelbſt in Rom. Die Geſpräche haben auch den Gewinn gebracht, daß man ſich wieder lebhafter des Gemeinſamen bewußt ward, des gleichen chriſtlichen Bodens. Aber zu einer vollen Verſtändigung *konnten* ſie nicht führen. Allzu weit waren die Evangeliſchen abgeraten von der mittelalterlichen Papſtkirche, zurück zur altchriſtlichen.

Der Kaiſer hat in all dieſen Jahren ſein Ziel unentwegt im Auge behalten. Es war auch ihm Gewiſſensſache. Aber viel zu ſehr war er politiſch gerichtet, als daß er nicht ſeine Haltung den Bedürfniſſen des Tages hätte anpaſſen ſollen. Sie hat unendlich

oft gewechſelt, wie die Lage ſich änderte. Bald ſahen ſich die Proteſtanten hart angelaſſen, bald wieder konnten ſie der Meinung ſein, einen „gnädigen Kaiſer“ zu haben. Je mehr der Kaiſer fühlte, daß er der Entſcheidung näher komme, deſto vorſichtiger wurde er. Als er ſo gut wie gewiß war, daß er den Krieg werde beginnen können, ließ er am wenigſten erkennen, was er im Schilde führte.

Auf dem Reichstage, den der Kaiſer auf den Frühling 1544 nach Speier berufen hatte, um Hilfe gegen Türken und Franzoſen zu erlangen, iſt er den Proteſtanten noch einmal weit entgegen gekommen. Er hat ſich nicht einmal mehr dem Verlangen nach einem Nationalkonzil, einem die Religionsfrage in die Hand nehmenden Reichstage, widerſetzt. Aber gerade das iſt für Paul III., der 1534 auf Clemens VII. gefolgt war, Anlaß geworden, in der Frage des Konzils ſeine Haltung zu ändern. Er bewilligte ſein Zuſammentreten und berief es auf Dezember 1545 nach Trient. Dort glaubte er, es ſicher leiten, jedenfalls, wenn die Evangeliſchen erſcheinen würden, ſie ins Unrecht ſetzen zu können. Als ſie die Beſendung verweigerten und ein deutſches Konzil verlangten, erſchien dem Kaiſer die Sache reif. Daß Heinrich von Braunſchweig bei einem Verſuche, ſein Herzogtum wieder zu gewinnen, im Oktober ein Gefangener des Landgrafen geworden war und die Reformbeſtrebungen des Kölner Erzbiſchofs eine Entſcheidung forderten, reizte noch beſonders zur Tat.

Indem der Kaiſer nun aber auszuführen verſuchte, was ihn durch ein Vierteljahrhundert bewegt hatte, verbaute er ſich von vornherein den Weg zu einem Erfolge im urſprünglichen Sinne. Er glaubte, um den Sieg zu ſichern, Bundesgenoſſen aus den Reihen der Proteſtanten ſelbſt nicht entbehren zu können, erkaufte ſie aber um Zugeſtändniſſe, die das vertretene Prinzip der Kircheneinheit völlig durchbrachen. Dem brandenburgiſchen Kurfürſten hatte er ſchon 1541 auf deſſen Wunſch die Neuordnung des Kirchenweſens in ſeinem Lande ausdrücklich beſtätigt gegen die Zuſage dauernder und unbedingter Gefolgſchaft im Dienſte des Kaiſerhauſes. Jetzt zog er Herzog Moritz von Sachſen zu ſich herüber, den die zwiſchen

Erneſtinern und Albertinern überlieferten Streitigkeiten vom Kurfürſten trennten. Es konnte nicht geſchehen ohne Zugeſtändniſſe, die alles Weſentliche der im Herzogtum vollzogenen Reformation ſicherten. Auch kleinere proteſtantiſche Fürſten, die ſich dem Kaiſer zur Verfügung ſtellten, dachten nicht daran, damit ihren oder ihrer Lande Glauben in Frage zu ſtellen. Damit ſchuf Karl Schwierigkeiten, die ſich ihm auch im Falle allerbeſten Erfolges als neue Hinderniſſe in den Weg ſtellen mußten.

Der Kaiſer hat den letzten ſeiner *großen* Kriege ſo glücklich geführt wie einſt den erſten. Die Schmalkaldener, vor allem der Kurfürſt, waren nicht die Männer, gegen ihren Kaiſer zu ſtreiten. Sie zauderten im Herbſt 1546 an der Donau, ohne ihre Überlegenheit, die anfangs erdrückend war, auszunutzen. Sie räumten Oberdeutſchland und trennten ſich, als Herzog Moritz in Johann Friedrichs Land einfiel. Die oberdeutſchen Städte erkauften des Kaiſers Gnade. Im Frühling 1547 beſiegte der Kaiſer mit ſeinen kriegsgewohnten Truppen Johann Friedrichs Streitmacht mit Leichtigkeit bei Mühlberg an der Elbe und nahm ihn ſelbſt gefangen. Als der Landgraf ſich in Halle ſtellte, ward er gegen begründete Erwartung ebenfalls gefangen gehalten. Karl führte ſie beide hinweg. Er ſchien Herr im Reiche.

Unwillkürlich drängt ſich die Frage auf, was würde Luthers Schickſal geweſen ſein, was würde er geſagt, was getan haben, hätte er das erlebt. Kränkelnd war er nicht lange vor Ausbruch des Krieges, am 18. Februar 1546, in ſeine Vaterſtadt Eisleben gereiſt und iſt dort geſtorben.

Es hat wenige Deutſche gegeben, die ſo tief in die Geſchicke ihres Volkes eingegriffen haben wie er, ja mehr als das, wenige, die ihren Namen der Weltgeſchichte ſo tief einprägten. Er hat ihn unzertrennlich verknüpft mit der Befreiung der Chriſtenheit von päpſtlicher und überhaupt von kirchlicher Bevormundung, die durch ſein Auftreten möglich geworden iſt. Dem Gläubigen hat er den geraden Weg zum Erlöſer und zu Gott wieder geöffnet. Indem er die Lehre wieder auf ihre urſprünglichen Quellen ſtellte, machte er ſie jedermanns Prüfung

und Urteil zugänglich. Mochte auch ſeine Kirche die Heilsanſtalt bleiben, die Möglichkeit der Weiterbildung war gegeben, der Weg zu ihr gewieſen. Wer das Enge und Starre in ſeinem Weſen betont, der vergißt, daß beide Züge ſchwer zu trennen ſind von der Feſtigkeit des Glaubens und Wollens, ohne die ſein Werk nicht hätte gelingen können, vergißt auch, daß dieſes Werk, wie er es durchſetzte, nach allem, was man wiſſen kann, wenigſtens für deutſche Verhältniſſe in ſeiner Zeit das einzig mögliche war, das Geſtalt gewinnen konnte. Dem innerſten Luther lag es fern, an den Buchſtaben zu feſſeln; wo ſein Name heute ſo gebraucht wird, geſchieht das nicht in ſeinem richtig verſtandenen Geiſte.

Dem deutſchen Volke iſt Luther aber noch mehr geweſen als ſein religiöſer Lehrer. Er iſt ihm Verkörperung geworden des Beſten, was es als ſein Eigen anſieht. Heller Verſtand, warme Empfindung und kühner Mut, lautere Wahrhaftigkeit, unerſchütterliche Überzeugungstreue und ſelbſtloſe Hingabe, ſichere Kraft und ſchlichter Sinn, der nicht mehr aus dem eigenen Ich zu machen bemüht iſt, als es in Wirklichkeit iſt, das ſind die Eigenſchaften, die es hochſchätzt, und die es in ſeinem Luther vereinigt findet. Sein Privatleben iſt unſerem Volke ein Vorbild ſittlicher Reinheit geworden, ſeine Ehe ein leuchtendes Muſter deutſchen Familienlebens, inſonderheit des evangeliſchen Pfarrhauſes, dem deutſche Kultur ſo außerordentlich viel verdankt. Es iſt verſtändlich, daß Andersgläubige Luther tadeln und ſchelten, je nach Temperament auch haſſen; ſchmähen und verunglimpfen ſollte ihn kein Deutſcher. Wer es tut, verrät unzureichende Kenntnis oder Mangel an Gerechtigkeitsgefühl.

Die Siege Verbündeter pflegen für ihre Beziehungen eine Belaſtungsprobe darzuſtellen. Auch in dieſem Falle konnten Kaiſer und Papſt nur eine Strecke Wegs mit einander gehen; ihre Ziele waren verſchiedene.

In Rom iſt fortgeſetzt das Bewußtſein lebendig geblieben, daß eine Steigerung der Macht Karls V. eine Gefahr für das Papſttum in ſich ſchließe. Es war nun einmal nicht allein geiſtlich. Dem Kaiſer war als ſelbſtverſtändlich erſchienen, daß der Papſt den Pro-

testanten gegenüber nicht seinen vollen Willen durchsetzen, daß er ihrem Reformverlangen sich nicht ganz versagen dürfe. Dazu war aber Paul III. wenig geneigt. Er hatte schon im März 1547 das Konzil von Trient, wo es auf Reichsboden tagte, nach Bologna verlegt, das seit Julius II. zum Kirchenstaat gehörte; er konnte hoffen, hier der Versammlung sicher zu sein. So kam es nun doch zu einer vorläufigen Regelung der Kirchenverhältnisse allein von Reichs wegen, durch Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Fürsten. Das Augsburger „Interim" vom 15. Mai 1548 gestand den protestantischen Ständen bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Konzil Laienkelch und Priesterehe zu, schränkte die Machtbefugnis des Papstes ein und ließ sogar die Frage der geistlichen Güter in der Schwebe. Es wurde Reichsgesetz, konnte aber keine der beiden Parteien befriedigen, die Protestanten nicht, weil es sie zwingen wollte, ihre Lehre preiszugeben, die Katholiken nicht, weil es ihnen die erlittenen Verluste nicht ersetzte. Da der Papst es nicht billigte, schwebte es auch kirchlich in der Luft.

Der Widerwille, dem es bei den Protestanten begegnete, führte bald zur offenen Auflehnung. Im Norden hatten zwei Städte den kaiserlichen Waffen ungebrochenen Widerstand entgegengesetzt, Magdeburg und Bremen. Magdeburg wurde dauernd umlagert, von Moritz selbst, der es für sich zu gewinnen hoffte. Die erwarteten Früchte seiner Politik hatte er bereits geerntet. Die Kurwürde des zum Tode verurteilten, dann aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigten Johann Friedrich war ihm übertragen worden und mit ihr der größere Teil der ernestinischen Lande. Jetzt machten die Bedenken seiner Stellung sich geltend. Er erschien als der Urheber und Verfechter des Interims, bei dessen Durchführung er selbst im eigenen Lande auf Hindernisse stieß, die er nicht zu überwinden vermochte. Dazu war der Sieg des Kaisers nicht nur von kirchlicher, sondern auch von staatlicher Tragweite. Er war auch ein Sieg der im Kaiser verkörperten Reichsgewalt über das Landesfürstentum, über das ständische Wesen im Reiche. Das wurde überall empfunden und durch die Umgebung des Kaisers, besonders

durch die hochfahrende Art der Spanier, auch Kreiſen zum Bewußtſein gebracht, die ihr kirchliches Intereſſe zum Kaiſer wies.

So fehlte es nicht an Anlaß zur Gegenwehr und nicht an Ausſicht auf Erfolg. Moritz fand gleichgeſinnte Fürſten, auch ſolche, die mit ihm für Karl eingetreten waren. Er verſtändigte ſich im November 1551 mit Magdeburg und erhob im Frühling gemeinſam mit ſeinen Verbündeten die Waffen gegen den Kaiſer. Als Diplomat wie als Heerführer war er Johann Friedrich weit überlegen. Karl V. ward völlig überraſcht, in den öſterreichiſchen Erblanden ſelbſt zu ſchleuniger Flucht von Innsbruck nach Villach aufgeſcheucht. Die Freilaſſung Johann Friedrichs, zu der er ſich entſchloß, konnte ihm den erwarteten Vorteil nicht mehr bringen. Im Paſſauer Vertrag, den König Ferdinand Anfang Auguſt 1552 zuſtande brachte und Karl beſtätigte, wurde den Proteſtanten volle Religionsfreiheit gewährt. Das tagende Konzil ſollte für ſie keine Geltung haben. Auch Landgraf Philipp wurde ſeiner Gefangenſchaft ledig.

In raſchem Aufſtieg war Moritz von Sachſen zu führender Stellung in Deutſchland gelangt. Das Urteil der Geſchichte über ihn ſchwankt; er hat nicht lange genug gelebt, ihm feſte Unterlagen zu geben. Bei ſeinem Vorgehen gegen den Kaiſer hat er, wie einſt Philipp von Heſſen, Anlehnung an Frankreich geſucht, Heinrichs II. Gunſt und Unterſtützung durch Zugeſtändniſſe auf Reichskoſten erworben. So ſind die Bistümer Metz, Toul und Verdun, nach denen Frankreich lange getrachtet hatte, dem Reiche verloren gegangen. Vergeblich hat Karl V. in ſeinem letzten Feldzuge verſucht, ſie wieder zu gewinnen. Wer aber aus konfeſſioneller Abneigung dem neuen ſächſiſchen Kurfürſten daraus den Strick dreht, überſieht die Zeitverhältniſſe und richtet den Splitter in des Bruders Auge, während er des Balkens in dem eigenen nicht gewahr wird. Wie viel Land hat Karl V. dem Reiche entfremdet oder zu entfremden verſucht! Des Reiches Rechte an Italien, die camerae imperii, ſind durch ihn ſpaniſcher Beſitz geworden. Das burgundiſche Gebiet hat er durch gewaltſame Beſitzergreifung von Reichslanden, die an Umfang und Wert die drei Bistümer um ein

Vielfaches übertrafen, erweitert, deſſen Beziehungen zum Reiche ſo gut wie vollſtändig gelöſt. Ehe er noch zu Anfang ſeiner Regierung des Reiches Boden betrat, hat er die Reichsſtadt Lübeck dem däniſchen Könige überlaſſen und auch ſpäter, wenn es galt, über Reichsboden eigenmächtig zu verfügen, Skrupel nicht gefühlt. Daß Moritz ſich im Abkommen mit Frankreich der Pflicht, Reichsboden zu verteidigen, entſchlug (von einer Abtretung darf man nicht reden), kann nicht entſcheidender Maßſtab für ſeine Beurteilung ſein.

Wohl aber iſt der Vorwurf des Verrats an den Glaubensgenoſſen und an Blutsverwandten mit gutem Grund an ſeinem Gedächtnis nicht nur haften geblieben, ſondern hat auch deſſen Geſtaltung überwiegend beſtimmt. Denn ſolche Tat kann nur geſühnt werden durch große und glänzende Erfolge in großer und guter Sache. Erfolge dieſer Art aber blieben Moritz verſagt. Sein entſchloſſenes Auftreten gegen den wilden Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der nach dem Paſſauer Frieden auf eigene Fauſt einen Raubzug gegen Nürnberg und die Bistümer Bamberg und Würzburg unternahm und ſich dabei kaiſerlicher Rückendeckung erfreuen konnte, ſtellt zwar dem politiſchen Urteil des Kurfürſten ein glänzendes Zeugnis aus; aber der Sieg über den Markgrafen bei Sieversſhauſen am 9. Juli 1553 koſtete ihm das Leben. Niemand vermag zu ſagen, was etwa unter ſeiner überlegenen, religiös nicht beengten Führung aus dem Reiche hätte werden können. So hat ſich nichts ergeben, was nicht auch *ohne* die zeitweilige Löſung von ſeinen natürlichen Bundesgenoſſen erreichbar geweſen wäre. Die Verſchiebung der Wettiner Beſitzungen und der Kurwürde zwiſchen den beiden Linien des Hauſes kann um ſo weniger als Entlaſtung für Moritz angeſehen werden, als ſie in den Hergängen der Folgezeit eine Rechtfertigung nicht gefunden hat. So iſt unleugbare Kraft ohne Nutzen für Reich oder Glauben verbraucht worden.

Dem Paſſauer Vertrage folgte drei Jahre ſpäter der Augsburger Religionsfriede. Er brachte den entſchiedenen Sieg der Neuerung in dem Sinne, daß ſie gegen jede weitere Anfechtung von Reichs

wegen gedeckt ward. Auch der abgeſchafften geiſtlichen Gerichtsbarkeit und der eingezogenen Güter wegen ſollten proteſtantiſche Stände nicht mehr in Anſpruch genommen werden. Aber er brachte nun auch, was unvermeidlich geworden war, die rein territoriale Feſtlegung der Konfeſſionen: Cujus regio, ejus religio.

Den Proteſtanten war dieſer Grundſatz nicht ungünſtig. Sie konnten hoffen, daß, auf ihn geſtützt, ihnen weiter gelingen werde, was ſie zum Teil ſchon erreicht hatten, auch geiſtliche Fürſtentümer auf friedlichem Wege zur Reformation herüber zu führen. Wiederum zeigte ſich, wie verderblich das Zurückdrängen des königlichen Einfluſſes auf die Beſetzung der Bistümer, um deſſentwillen das Papſttum einſt die Einheit des Reiches zertrümmert hatte, auch der Kurie geworden war. Wie hätte ſie ihn jetzt zurückwünſchen mögen, ihn, der, um mit den Trierer Kanonikern von 1131 zu reden, allein imſtande war, Hab- und Herrſchſucht der Laien im Zaum zu halten! Aber nun war es dahin gekommen, daß die Bistümer und ihre Wahlkapitel faſt ganz unter dem Einfluß der benachbarten Fürſten ſtanden, die Anſpruch erhoben, dieſes oder jenes Bistum faſt erblich mit den Ihrigen zu beſetzen, und höchſtens den Forderungen weltlicher Nebenbuhler wichen. Die Angehörigen proteſtantiſcher Fürſtenhäuſer, die ſo in biſchöfliche Sitze kamen, zögerten ſelten, ihrem Bekenntnis Raum zu ſchaffen, wozu die Stimmung der Bevölkerung meiſtens drängte. So ſind beſonders im alten Sachſenlande geiſtliche Fürſtentümer zum Proteſtantismus übergegangen, die Erzbistümer Magdeburg und Bremen, die Bistümer Halberſtadt, Verden, Minden, Lübeck, Schwerin, Ratzeburg und Kammin, zum Teil auch Osnabrück. In Hildesheim, Münſter, Paderborn und Köln hat die alte Kirche ſchwer um ihren Beſtand ringen müſſen.

Solcher Gefahr zu ſteuern, fügte die Partei der Altgläubigen dem Augsburger Religionsfrieden den „geiſtlichen Vorbehalt“ hinzu, die Beſtimmung, daß geiſtliche Landesherren kein Recht haben ſollten, ihre Religion zu wechſeln, daß für ſie der Übertritt zum Proteſtantismus den Verluſt ihrer Würde zur Folge haben ſolle. Sie wurde

von den Proteſtanten nicht anerkannt; ſie verwahrten ſich dagegen, daß der Vorbehalt für ſie verbindlich ſein ſolle. Sie erreichten auch, daß Ferdinand, allerdings nicht als einen Teil des Friedens, ſondern nur als perſönliche Erklärung die „Deklaration“ erließ, die beſagte, daß die Untertanen geiſtlicher Stände in der Konfeſſion, die ſie einmal angenommen hätten, nicht geſtört werden dürften.

So trug der geſchloſſene Friede die Keime neuer Zwiſtigkeiten in ſich. Er iſt in konfeſſionellen Fragen die Grundlage des Rechtszuſtandes für Jahrhunderte geworden; aber es war ein Rechtszuſtand, der auf einem Kompromiß von Mächten beruhte, die um des lieben Friedens willen zur Zeit auf weiteren offenen Hader verzichteten, von denen aber keine die andere vorbehaltlos anzuerkennen bereit war. Die Erhaltung der vereinbarten Eintracht hing beiderſeits von Stimmung und Gelegenheit ab.

Drittes Kapitel.

Die Zeit der Gegenreformation (1555—1618).

Indem man sich anschickt, den Gang der Ereignisse weiter zu verfolgen, empfindet man unwillkürlich das Bedürfnis, sich klar zu machen, was die Zeit der Reformation für Deutschlands Gesamtlage bedeutete, ob sie hinderte oder förderte, ob sie Entwickelungsfähiges pflanzte oder gesundes Wachstum vernichtete, oder ob beides zugleich der Fall war. Es ist damit auch die Frage nach Wert oder Unwert der kirchlichen Bewegung aufgeworfen. Sie einheitlich zu beantworten, ist zur Zeit unmöglich, wird unmöglich sein, so lange der Unterschied der Bekenntnisse besteht. Aber die Feststellung des Tatsächlichen hat gleichwohl ihren Wert; sie kann beiderseitiges Verstehen fördern, ja ist unerläßlich, es zu ermöglichen.

Es ist zunächst hervor zu heben, daß das Reich an Macht und Ansehen in der Reformationszeit nicht verloren hat. Darüber kann für niemanden ein Zweifel bestehen, der die Zeit des Augsburger Religionsfriedens mit jener König Wenzels und der Hussitenkriege vergleicht. Abgesehen von den drei Bistümern ist nirgends Reichsboden verloren gegangen, es sei denn zugunsten und auf Antrieb des eigenen Kaisers, der deutsches Gut auf das Konto seiner fremden Reiche übertrug, ein Vorgehen, das auch vor der Reformation nicht ohne Beispiel ist, und das ohne die Reformation nicht verhindert worden wäre. Wenn man auf die

polniſche Lehnshoheit hinweiſt, die der neue Herzog von Preußen anerkannte, ſo muß daran erinnert werden, daß ſie ſchon vom zweiten Thorner Frieden herſtammt.

Die Reformationszeit hat aber auch keine Verſchlechterung der inneren Ordnung des Reiches gebracht, im Gegenteil unverkennbar eine weſentliche Feſtigung und Förderung. Die unter Maximilian begonnenen Reichsreformen haben, ſoweit ſie überhaupt Dauer erlangten, ſich erſt unter Karl V. voll durchgeſetzt. Seit Jahrhunderten hatten die deutſchen Reichstage nicht mehr die Bedeutung gehabt, die ſie unter ihm und durch Behandlung ſo wichtiger Fragen, wie gerade dieſe Zeit ſie ſtellte, gewannen. Sie ſind ſeitdem das vornehmſte, faſt das alleinige Band geweſen, das Deutſchland zuſammen gehalten hat, wirkſamer als das Kaiſertum ſelbſt. Es war allerdings ein loſes und ſchwaches Band, aber darum nicht wertlos. Das leuchtet ſofort ein, wenn man Deutſchland mit Italien vergleicht. Unſer Vaterland iſt doch eine ſtaatliche Einheit geblieben; der Gedanke ward greifbar der Nachwelt überliefert.

Es iſt auch keine Frage, daß die Reformation den inneren Ausbau der Reichsverfaſſung gefördert hat. Sie hat unter Karl V., allerdings nicht durch ihn, ſondern durch die Tätigkeit der Fürſten und insbeſondere durch den Augsburger Reichstag von 1555 die Form gewonnen, die dann im weſentlichen durch die Jahrhunderte fortbeſtand. Kreisordnung und Kammergericht ſind im Zuſammenhange mit dem Augsburger Religionsfrieden zu anerkannter Geltung gelangt. Erſt von da ab iſt der Wormſer Ewige Landfriede zur Wirklichkeit geworden; das Reich hat bis zum Dreißigjährigen Kriege einen inneren Frieden genoſſen, wie ihn keine frühere Zeit gekannt hatte.

Es wird hervorgehoben, daß die fürſtliche Macht außerordentlich geſtiegen ſei gegenüber der kaiſerlichen. Wenn man aber die Frage aufwirft, ob fürſtliche Macht und Zügelloſigkeit zur Zeit Karls V. größer geweſen ſeien als im Interregnum, oder da man Friedrich II. einen Gegenkönig ſetzte, oder als König Adolf und König Wenzel beſeitigt wurden oder unter Sigmund und Friedrich III., ſo kann die Antwort nicht zweifelhaft ſein. Die Urſachen un-

geſunden Anwachſens deutſcher Fürſtenmacht liegen weiter zurück. Wer ihr Aufkommen jemandem zur Laſt legen will, der hat nicht auf die Reformation, ſondern auf Gregor VII. und Innocenz III. zu verweiſen.

Es iſt wahr, Luther hat die Berechtigung ſtaatlicher Gewalt neben und über der geiſtlichen mit Nachdruck vertreten. Er hat ſtolz betont, daß er zuerſt „gezeigt habe, was Stand und Würde ſtaatlicher Obrigkeit ſei". Er hatte nicht ganz Recht mit dieſem Anſpruch. Marſiglio von Padua hatte ſchon Ludwig dem Baiern und ſeinen Zeitgenoſſen dargelegt, daß der Staat durchaus unabhängig von der Kirche, in allem Weltlichen über ihr ſei, und Luthers älterer Zeitgenoſſe Machiavelli hatte auch den Staat völlig auf die eigenen Füße geſtellt. Indem aber Luther nicht nur lehrte, daß auch die Obrigkeit „von Gott geſetzt ſei", ſondern ihr auch die Überwachung der Landeskirche, deren oberſte Leitung zuwies, ging er einen Schritt weiter. Es haben aber dadurch die proteſtantiſchen Fürſten keineswegs in Bezug auf Herrſchaft über ihre Untertanen einen weſentlichen Vorſprung erlangt vor den katholiſchen. Sie ſind durch ihre Stände nicht weniger eingeengt worden als dieſe. Es waren die „allerkatholiſchſten" und „allerchriſtlichſten" Herrſcher Spaniens und Frankreichs, nicht Anhänger des evangeliſchen Glaubens, die zuerſt zu einer abſoluten Gewalt in ihren Reichen gelangten.

Man kann auch nicht ſagen, daß die Einziehung des Kirchengutes den proteſtantiſchen Fürſten einen Machtzuwachs verſchafft habe, den die katholiſchen hätten entbehren müſſen. Auch für dieſe hat die Reformation einen ganz erheblichen Gewinn an bisherigem Kirchengut und bisherigen Kirchenrechten zur Folge gehabt. Es iſt die allgemeine Tendenz der Zeit, daß Fürſtenmacht ſteigt, trotz der Lehre der Jeſuiten, die den Staat herabzuſetzen ſuchten, um die Kirche zu erhöhen. Der Unterſchied iſt nur der, daß das in den außerdeutſchen Staaten faſt überall zugunſten des Oberhauptes einer geeinigten Nation geſchieht, in Deutſchland aber allein zum Beſten ſeiner fürſtlichen Sondergewalten. Und da muß wiederum darauf ver-

wieſen werden, daß dafür der Grund weit zurück im Mittelalter zu ſuchen iſt, nicht in der Reformationszeit.

Deutſchland hat im Mittelalter eine hohe wirtſchaftliche Blüte erreicht, beſonders in ſeinen ſtädtiſchen Bildungen. Sie konnten ſich neben den italieniſchen nennen und waren, obgleich Paris und London ſchon damals alle deutſchen wie wahrſcheinlich auch alle italieniſchen Städte an Größe und Volkszahl übertrafen, denen Frankreichs und Englands, in ihrer Geſamtbedeutung betrachtet, überlegen. Dieſes Verhältnis hat im Reformationszeitalter angefangen ſich zu verſchieben. Wie iſt das geſchehen?

Wer nach den wirtſchaftlichen Verhältniſſen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit fragt, richtet ſeinen Blick gewohnheitsmäßig zuerſt auf die großen Entdeckungen. Sie ſtehen in den allgemein verbreiteten Vorſtellungen von Europas geſchichtlicher Entwickelung ſo ſehr im Vordergrunde, daß die Tat des Kolumbus neben Luthers Theſenanſchlag als Beginn der Neuzeit angeſetzt wird. Solche Auffaſſung hat ihre Berechtigung, wenn man die im Laufe der Jahrhunderte ſich ergebenden Folgen ins Auge faßt; aber ſie führt irre, wenn ſie den Glauben hervorruft, daß die großen Entdeckungen raſch eine durchgreifende Umgeſtaltung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Abendlandes bewirkt hätten.

Das iſt nicht der Fall geweſen. Die indiſchen Zufuhren nahmen einen anderen Weg, das iſt zunächſt alles. Amerika hatte anfangs keine Waren, die es in nennenswerten Mengen an Europa hätte abgeben können. Als es dann eine reiche Fundgrube für Edelmetalle wurde, hat es den Geldumlauf des Abendlandes vermehrt und ſo die Warenpreiſe geſteigert, auch die politiſchen Geſchicke der alten Welt beſonders dadurch beeinflußt, daß es der ſpaniſchen Macht, die unter Karl V. überwiegend, unter Philipp II. ſo gut wie ausſchließlich die Trägerin der habsburgiſchen Weltpolitik war, den weſentlichſten Teil der erforderlichen Geldmittel lieferte. Aber das iſt eine Wirkung, die erſt mit dem zweiten Viertel oder

Drittel des 16. Jahrhunderts langsam beginnt und die den Gang des europäischen Verkehrs nicht umgestaltet hat.

Von den Beispielen, die belegen, wie ganz ungereimte Vorstellungen von geschichtlichen Zusammenhängen aufkommen und sich hartnäckig behaupten können, ist kaum eines so beweiskräftig wie die immer wieder vorgetragene Meinung, daß Deutschlands geographische Lage es notwendig habe in den Hintergrund drängen müssen, als Spanier und Portugiesen die neue Welt entdeckten und in Besitz nahmen. Als wenn die geographische Lage nicht heute, wo wir nicht nur Spanien und Portugal, sondern auch Frankreich trotz ihrer atlantischen Küsten im überseeischen Verkehr weit überflügelt haben, die gleiche wäre wie vor 400 Jahren, und als ob nicht die Niederländer den Völkern mit der kürzesten Überfahrtzeit diesen Verkehr bald aus der Hand genommen hätten!

Die geographische Lage ist nur in einer Beziehung von Bedeutung geworden. So lange der Seeweg nach Indien unbekannt blieb, waren Genua und Venedig, seit der Eroberung Konstantinopels überwiegend diese Stadt, die Hauptstapelplätze für die Handelswaren nicht nur des näheren, sondern auch des ferneren Orients. Das brachte den oberdeutschen Städten, die diese Zufuhren über das obere und mittlere Reich und in die östlich angrenzenden Länder verbreiteten, reichen Gewinn. Als man anfing, indische Erzeugnisse auf dem Markt von Lissabon zu erwerben, ward Antwerpen, das gegen Ende des Mittelalters den „Weltmarkt" Brügge aus seiner beherrschenden Stellung zu verdrängen anfing, der Platz, wo das ganze mittlere und nördliche Europa sie kaufte. Doch ist es bezeichnend, daß gerade die Oberdeutschen, die „Monopoler", die in eben diesem Handelszweige zu ihrer verhaßten Stellung gekommen waren, ihn auch in diesem seinem neuen Sitze zum größeren Teile in der Hand behielten. Ihre nahen Beziehungen zu den Habsburgern haben sie darin nicht wenig unterstützt. Nicht der Erwerb, die Form, in der er gewonnen wurde, änderte sich. Auch für die Oberdeutschen bedeuteten die Niederlande jetzt gleich viel oder mehr als Venedig und Genua.

Die Wandlungen, die ſich im 16. Jahrhundert im Verkehr des deutſchen Nordens, in Deutſchlands Seehandel, vollzogen, waren anderer Art. Sie können nicht verſtanden werden ohne einen kurzen Überblick über die Entwickelung der deutſchen Beziehungen zur See, die bisher nur geſtreift wurden.

Der Bund der Hanſe beruhte auf dieſen Beziehungen. Es iſt dargelegt worden, wie er im 14. Jahrhundert unter den Mächten Geltung zu erlangen und im nordeuropäiſchen Handel eine führende Stellung zu gewinnen vermochte. Sie beſtand vor allen Dingen darin, daß die Städte nicht nur den eigenen Handel voll zu behaupten wußten, ſondern auch die kaufmänniſche Verwertung der Erzeugniſſe fremder Länder in die Hand nehmen und Vermittler ihres Warenaustauſches werden konnten. Der Fang der däniſchen Fiſcher im ſüdlichen Sunde, der der Norweger an ihrer klippen- und buchtenreichen Weſtküſte ging durch die hanſiſchen Kaufleute in alle Lande; das Seeſalz, das Frankreichs atlantiſche Küſte lieferte, verbreiteten ſie oſtwärts. Im Verkehr Skandinaviens mit England, Englands mit den Niederlanden, Frankreichs und der Niederlande mit England ernteten hanſiſche Schiffer und Händler Gewinn. Hauptgrundlage ihres Wohlſtandes und ihrer Macht aber war der Warenaustauſch zwiſchen Oſt und Weſt zur See und zu Lande, zwiſchen den Kultur- und Bodenerzeugniſſen Weſteuropas und den Naturprodukten Rußlands, Litauens und der Ordensgebiete auf der großen Hauptroute, welche die Kontore zu Brügge und Nowgorod verband.

Hier bahnte ſich ſchon früh im 15. Jahrhundert ein Wandel an, der bald auch auf andere Handelsgebiete übergriff, und den das 16. Jahrhundert vollendete.

Die bäuerlichen Bewohner des nördlichen Nordhollands, des kleinen, tief liegenden Landſtrichs zwiſchen der Süderſee und dem offenen Meere, der damals noch durch Pampus, Ij und Haarlemer Meer faſt eine Inſel war, und deren nordöſtliche ſtammesverwandte Nachbarn jenſeits der Süderſee nebſt den Inſelbewohnern vor und zwiſchen ihnen (Frieſen alle mit einander) ſind früh als Seefahrer

nachweisbar, ſchon im 13. Jahrhundert auch in der entlegenen Oſtſee. Sie wurden Rivalen der „Oſterlinge", der Angehörigen der Oſtſeeſtädte, im beſprochenen Verkehr. Sie waren dieſen gegenüber im Vorteil, da ihnen der Umſchlagsplatz Brügge näher lag, demnach ihre Städte, obgleich zunächſt — auch Amſterdam — dürftig neben den leitenden Plätzen der Hanſe, dem Warenaustauſch auch ſelbſt als Markt dienen konnten, und weil ihr Schiffahrtsbetrieb anſpruchsloſer, wohlfeiler war als der ſtädtiſche der Hanſen. Im Laufe des 15. Jahrhunderts ward ihr Mitbewerb ſo unbequem, daß die „Wendiſchen" Städte, Urſprung und Kern der Hanſe gerade durch dieſen Verkehr, unter Lübecks Führung glaubten, wirkſame Gegenwehr nicht weiter hinaus ſchieben zu dürfen.

Die drohendſte Gefahr, welche die Lage barg, beſtand in einer Verſtändigung der ſkandinaviſchen Mächte, die das Handelsübergewicht der Hanſe widerſtrebend ertrugen, mit den Holländern. Die däniſchen Könige Johann I. (1481—1513) und ſein Sohn und Nachfolger Chriſtian II., die der Verwirklichung der nordiſchen Union unter Dänemarks Vorherrſchaft am nächſten kamen, arbeiteten beide in dieſer Richtung, beſonders Chriſtian. Als er nach der Überwältigung Sten Stures des Jüngeren (1520) Schweden unterworfen zu haben glaubte und nun ſich anſchickte, Lübeck und die Hanſe und ſeinen Onkel, den ſchleswig-holſteiniſchen Herzog Friedrich, anzugreifen, dazu im Innern des Landes durch einſchneidende Neuerungen Adel und Geiſtlichkeit gegen ſich aufbrachte, verſtändigten ſich die Bedrohten. Im April 1523 mußte er ihrem vereinigten Angriff weichen, ſein Land verlaſſen. Als gefährlichſter Feind hatte ſich Lübeck mit ſeinen Bundesverwandten erwieſen. Der Onkel trat als Friedrich I. an die Stelle des Neffen, und unter den Zugeſtändniſſen, die er und Schwedens neuer König Guſtaf Waſa Lübeck und den Städten zu machen hatten, ſtand in vorderſter Reihe die Zuſage, helfen zu wollen zur Fernhaltung der Holländer von der Oſtſee und den Reichen.

Die Verkettung der Ereigniſſe, die hier weiterhin Platz griff, kann zu der Auffaſſung führen, daß an dieſer Stelle die Reforma-

tion verderblich eingegriffen habe. Ihre Lehre hat in Lübeck wie in allen Hanseſtädten raſch Anhänger gefunden und iſt dort, wie faſt überall, in kurzer Friſt herrſchend geworden. Es geſchah aber auch, wie das auch ſonſt nicht ohne Beiſpiel iſt, daß der Rat oder wenigſtens ſeine einflußreichſten Mitglieder ſich ihrer Durchführung zunächſt widerſetzten. Das hat in Lübeck zu Tumulten Anlaß gegeben, in denen der Hamburger Jürgen Wullenwever als ein Führer in der kirchlichen Bewegung zur Leitung des Gemeinweſens emporſtieg. Als er an deſſen Spitze trat, fand er nach außen eine Lebensfrage der Stadt zu löſen, die Regelung ihrer Beziehungen zu Dänemark, Schweden und den Holländern.

Beide nordiſchen Könige haben ſich, zur Macht gelangt, ihren Verpflichtungen zu entziehen geſucht und den Niederländern tunlichſt die Wege geebnet. Wullenwevers perſönliches Ungeſtüm, ſeine Neigung zu bedachtloſer Selbſtüberhebung wurden durch Geſchäftsgewöhnung, durch ſtaatsmänniſche „Erbweisheit“, wie ſie in den Ratsſtuben der Städte überliefert und erlernt wurde, nicht gezügelt. Er griff zu Gewaltmaßregeln, die ihr Ziel verfehlen mußten. Er benutzte die Auflehnung däniſcher Reichsräte, beſonders der über die begonnene Reformation unzufriedenen Biſchöfe, gegen die Nachfolge Chriſtians III., des Sohnes Friedrichs I., und die Unzufriedenheit däniſcher Bürger und Bauern mit dem unter der Regierung Friedrichs I. geſteigerten Adelseinfluß, um in Verbindung mit dieſen unter ſich ſo verſchiedenartigen Kräften den Verſuch zu einer Neugeſtaltung des däniſchen Reiches zu machen. Sie ſollte Lübeck und ſeinen Genoſſen eine dauernde Herrſchaft über den Sund ſichern und das Auftreten der Holländer in der Oſtſee und in den Reichen von ihrer Zulaſſung abhängig machen. Es wurde dabei ſogar mit der Befreiung des gefangenen Chriſtian II. gerechnet. Der Plan war mehr abenteuerlich als groß angelegt. Seine Durchführung überſtieg die Kräfte Lübecks durchaus. In der faſt zweijährigen Grafenfehde (1534/35), die dieſen Namen führt, weil Wullenwever die Grafen Chriſtoph von Oldenburg und Johann von Hoya als Prätendenten für Dänemarks und Schwedens Throne aufſtellte, unterlag Lübeck mit den

Nachbarſtädten Stralſund, Roſtock und Wismar, die teilweiſe mitgeholfen hatten, vollſtändig. Es iſt bezeichnend für das Anſehen, welches Lübecks Macht genoß, daß Dänemark im Hamburger Frieden 1536 gleichwohl der Stadt, deren Leitung inzwiſchen wieder an den alten, jetzt die Reformation anerkennenden Rat übergegangen war, die Wiederherſtellung ihrer ſämtlichen Privilegien zugeſtand.

Beide kämpfenden Teile gehörten dem Schmalkaldiſchen Bunde an. Seine Glieder haben durch ihre Haltung während des Krieges nicht nur bewieſen, daß ihre Sympathien auf der monarchiſchen Seite waren, ſondern auch, daß ſie dem Verdacht, hinter Wullenwevers Auftreten möchten radikal-religiöſe, „wiedertäuferiſche“ Umtriebe ſtecken, nicht entgehen konnten. Erklärlich genug, denn gleichzeitig mit der bürgerlichen Umwälzung in Lübeck, an die ſich ähnliche Hergänge in Nachbarſtädten angeſchloſſen haben, tobten die Münſteriſchen Unruhen.

Wie jede tiefgehende Volksbewegung, ſo begleiteten auch die Reformation extreme Richtungen, umſtürzleriſche Neigungen und Beſtrebungen. Auch die Reform des 11. Jahrhunderts iſt ja von ihnen nicht frei geblieben. Sie folgten der Denkweiſe der Zeit, wenn ſie ſich auf Bibelſtellen und bibliſche Hergänge zu ſtützen ſuchten. An myſtiſcher Schwärmerei hatte es ſchon in den vergangenen Jahrhunderten nicht gefehlt. Es galt, das Reich Gottes auf Erden herzuſtellen! Sollte Gott dazu die Seinen nicht erwecken können, die Auserwählten? Sollten ſie nicht berufen ſein können, außerhalb aller kirchlichen und bürgerlichen Ordnung die Gläubigen zu führen? Hatte doch auch Luther das Prieſtertum aller Laien gelehrt.

Bei ſtillen, in ſich gekehrten Naturen mochten ſolche Stimmungen und Anſchauungen zu weltfremder Frömmigkeit führen, in entſchloſſenen und tatfreudigen erregten ſie die Luſt, nicht nur mit dem Worte, ſondern auch mit der Waffe zu kämpfen. Das ſtreitbare Israel, das die Gottloſen mit der Schärfe des Schwertes ſchlägt, ward das Ideal der Schwärmer. Die Stimmung findet ſich in den 20er und 30er Jahren in Stadt und Land. Sie war im Bauernkriege ſtellenweiſe hervorgetreten und hat ſich vorher und

nachher bald hier, bald dort gezeigt. Niemand vermag befriedigend zu ſagen, wie es gerade kam, daß die gefährlichſten Vertreter dieſer Richtung ſich in der ehrenfeſten Biſchofsſtadt Münſter ſammelten und dort einen günſtigen Boden fanden. Allgemeine Züge, die der Stadt eigen geweſen wären, laſſen ſich dafür nicht anführen, es ſei denn, daß man auf die Nachbarſchaft der Niederländer hinweiſt, denen Ernſt Moritz Arndt die Schwerfälligkeit angedichtet hat, in deren Gewande ſie heute vorgeſtellt zu werden pflegen, die aber in Wirklichkeit, beſonders in ihrem frieſiſchen Bevölkerungsteil, von jeher an lebendigſter Volksbetätigung und friſcheſter Luſt an Hader und Lärm das Mögliche geleiſtet haben.

Die wunderlichen Überſpanntheiten und wüſten Greuel, die ſich unter der Führung der Rothmann und Mathys, der Bokelſon, Knipperdolling und Krechting in den Jahren 1533—35 in Weſtfalens vornehmſter Stadt abſpielten, ſtehen einzig da in der Geſchichte der Zeit und des Erdteils. Kaum irgendwo findet ſich wieder eine ſo widerwärtige Vermiſchung gemeiner Triebe mit religiöſem Fanatismus. Es konnte nicht anders ſein, als daß die Empörung allgemein war bei Alt- und Neugläubigen und die Nachbarn unterſchiedslos zuſammenwirkten, die Herrſchaft des Biſchofs wieder aufzurichten. Der Reformation konnten ſolche Ausſchreitungen keine Freunde gewinnen; aber auch dem Bürgertum haben ſie geſchadet. Sie haben die Beſtrebungen geſtärkt, die ohnehin im Vordringen begriffen waren, die Selbſtändigkeit der Städte zu beſchränken zugunſten des landesherrlichen Regiments. Der betroffenen Stadt haben ſie zugleich den Weg zu reichsſtändiſcher Stellung und zur Reformation verlegen helfen.

Es würde nun aber falſch ſein, wollte man in dieſer Förderung fürſtlicher Wünſche einen Beleg ſehen für ein wirtſchaftliches Sinken der Städte. Nach allem, was wir wiſſen, kann von einem ſolchen nicht die Rede ſein, inſonderheit im Norden nicht. Die zahlreichen Bauten aller Art, die Kunſtübung, die Lebensführung, von der wir uns gerade aus dieſer Zeit ein klares Bild machen können, laſſen

mit voller Deutlichkeit erkennen, daß von einem Rückgang des Wohlſtandes nicht die Rede ſein kann. Auch iſt ein Bevölkerungszuwachs, der im 15. Jahrhundert gefehlt zu haben ſcheint, für mehrere Städte nachweisbar, für nicht wenige wahrſcheinlich. Wenn gleichwohl eine Verſchiebung der deutſchen Stellung im großen Verkehr zu Deutſchlands Ungunſten eintrat, ſo iſt ſie anderer Art und hat Gründe, die mit der Religionsbewegung in keinem Zuſammenhange ſtehen.

Der beſprochene oſtweſtliche, baltiſche Warenaustauſch hat im Laufe des 16. Jahrhunderts eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren. Nun die Sundzoll-Liſten zugänglich gemacht worden ſind, können wir das ziffernmäßig belegen, eine nicht allzu häufige Möglichkeit aus ſo früher Zeit. Durch den Sund gingen im Jahre 1497 795 Schiffe, im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts dagegen im Durchſchnitt alljährlich 5554. Dabei muß man ſich vergegenwärtigen, daß die übliche Größe der Schiffe in der Zwiſchenzeit bedeutend geſtiegen war, wahrſcheinlich auf das Doppelte oder mehr.

Der Zuwachs des Verkehrs beruhte ganz überwiegend auf der geſteigerten Ausfuhr von Maſſenerzeugniſſen aus den baltiſchen Ländern weſtwärts, vor allem von Getreide und Erforderniſſen des Schiffbaus. Sie iſt bewirkt worden durch den vermehrten Bedarf der Iberiſchen Halbinſel und der Niederlande, der ſeinerſeits allerdings zum weſentlichen Teile wieder zurückzuführen iſt auf die neuen überſeeiſchen Verbindungen der Spanier und Portugieſen und die beſonderen Beziehungen, die zwiſchen Spanien und den Niederlanden durch die Vereinigung unter einer Herrſchaft erwachſen waren. Sie haben auch zu einer vermehrten Ausfuhr deutſcher gewerblicher Erzeugniſſe, vor allem der Leinewand, den Anſtoß gegeben. Aus der häufigeren Fahrt in den europäiſchen Südweſten ergab ſich ferner die teilweiſe Verlegung der Salzhäfen von Weſtfrankreich nach Portugal und gegen Ende des Jahrhunderts die Eröffnung des Mittelmeeres für die Seefahrer des Nordens. Von der zweiten Hälfte des 13. (ſeit dem Aufhören norddeutſcher Kreuzfahrten) bis in das 16. Jahrhundert waren in direkter Schiffahrt zwiſchen den beiden

Europa umſchließenden Meeren nur Italiener, und auch ſie nur in beſchränkter Zahl und beſchränkter Ausdehnung, tätig geweſen.

Dieſer zugleich aufblühende und ſich räumlich erweiternde Verkehr iſt weitaus der lebhafteſte geweſen, den chriſtliche Völker im 16. Jahrhundert überhaupt betrieben haben. Und in ihm ſind nun die Niederländer emporgekommen; hier liegt der Urſprung ihrer Handels- und Schiffahrtsgröße und damit ihrer wirtſchaftlichen und politiſchen Glanzzeit überhaupt. Sie ſind an die Stelle der Hanſe getreten, doch auch wieder ein deutſches Volk, „Niederdeutſche“ nach eigener Redeweiſe. Sie genoſſen zu den alten neue Vorteile, die engen politiſchen Beziehungen nach der Iberiſchen Halbinſel hinüber, ihre Stellung unter dem mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit, der ſeine ſtarke Hand über ſie hielt. Die nordiſche Politik der ſpaniſch-habsburgiſchen Monarchie iſt, auch gegen Intereſſen und Wünſche ihrer übrigen Angehörigen, vor allem beſtimmt worden durch die Bedürfniſſe der nördlichen Niederlande, der Holländer. Seitdem die Oſtſee und die ſkandinaviſchen Reiche ihnen ſchrankenlos offen ſtanden, kommt als ihr führender Platz Amſterdam empor. Der Fall Antwerpens (1585) beſiegelte ſeine Überlegenheit über alle anderen europäiſchen Handelshäfen.

Keineswegs bedeutet nun aber dieſer Aufſchwung einen Niedergang der deutſchen Städte. Man ſah ſich aus der erſten in die zweite Stelle gedrängt, erfreute ſich aber gleichwohl guter Tage. Im Jahre 1497 ſind einige 200 deutſche Schiffe durch den Sund gegangen (bis 1548 im Durchſchnitt alljährlich 534), im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts aber durchſchnittlich 1532 gegenüber 3230 niederländiſchen. An dem Wachstum des nordeuropäiſchen Hauptverkehrs hatte man alſo einen nicht unerheblichen Anteil. Weniger günſtig entwickelten ſich allerdings andere Betriebe. Im Verkehr durch den Kanal und weiter weſtwärts empfand man je länger, deſto mehr die Ungunſt der heimiſchen ſtaatlichen Verhältniſſe. Die ſpaniſch-niederländiſchen, weit mehr die ſpaniſch-engliſchen Zwiſtigkeiten in den ſpäteren Jahrzehnten des Jahrhunderts

haben die hanſiſchen und deutſchen Schiffer und Kaufleute in ſchwierige Lagen gebracht, weil ſie ſich auf keine leiſtungsfähige Macht ſtützen konnten. Auch der ſogenannte Nordiſche Siebenjährige Krieg, den Dänemark und Schweden 1563—70 mit einander führten, hat gezeigt, was das Fehlen eines Reiches bedeutete. Bis auf Lübeck, das zum letztenmal, und zwar jetzt an Dänemarks Seite, für ſeinen Kaufmann und Schiffer das Schwert zog, haben die deutſchen Küſtenſtaaten ſich in dieſem Kriege neutral gehalten. Sie vermochten aber ihre Neutralität nicht zu decken und ſahen ihr Auftreten auf der See von der Gnade der Streitenden abhängig gemacht, während die Holländer als Untertanen Philipps II. faſt unbehindert ihrem Erwerbe nachgingen.

Das 16. Jahrhundert iſt nach der landläufigen Vorſtellung das Jahrhundert überſeeiſcher Koloniſation. Daß Deutſche an ihr keinen Anteil nahmen, erſcheint manchem als mangelnde Unternehmungsluſt der deutſchen Seeſtädte, der Hanſe.

Gerechterweiſe müßte man dieſen Vorwurf gegen alle europäiſchen Nationen mit der einzigen Ausnahme der Spanier und Portugieſen erheben. Denn dieſe allein waren im 16. Jahrhundert überſeeiſche Koloniſatoren. Engländer und Franzoſen ſind in dieſer Zeit über dürftigſte Verſuche nicht hinaus gekommen. Die Niederländer haben ſolche überhaupt nicht gemacht. Die Engländer ſind den Spaniern im 16. Jahrhundert wohl als Piraten und Kaper gefolgt, nicht aber als Siedler in fremden Erdteilen. Erſt als Spanien ſich Portugal angliederte (1580) und dann alle Häfen der Halbinſel ernſtlich ſchloß, ſuchten Engländer und Niederländer auch jenſeit des Meeres Fuß zu faſſen. Ihre dauernde koloniale Tätigkeit beginnt zu Anfang des nächſten Jahrhunderts mit der Begründung der oſt-, dann der weſtindiſchen Kompagnie. Der Gedanke, mit überſeeiſchen Ländern Verbindungen anzuknüpfen, iſt übrigens auch den Deutſchen — und zwar nicht nur oberdeutſchen Handelshäuſern auf Grund habsburgiſcher Beziehungen — im 16. Jahrhundert nicht ganz fremd geblieben, wie denn auch die Einſicht, daß die Herrſchaft über das Meer an den eigenen Küſten auch den

Binnendeutſchen nicht ganz gleichgültig ſein dürfe, ihre Vertreter gefunden hat. Aber derartige Wünſche und Pläne erſtickten und ſcheiterten wie von ſelbſt an der Schwierigkeit, das Reich als ſolches zur Machtäußerung zu bringen. Überall ſtößt man wieder auf die Ungunſt der Verhältniſſe, die fertig und unabänderlich geworden waren, lange bevor an eine Reformation gedacht wurde.

Wie im ſtädtiſchen, ſo iſt auch im ländlichen Weſen das 16. Jahrhundert ein Jahrhundert des Fortſchreitens, nicht des Rückganges, trotz des Bauernkrieges. Dieſe Heimſuchung hat wohl die politiſche, nicht aber die wirtſchaftliche Betätigung des Bauernſtandes nachhaltig geſchädigt. Wir wiſſen nicht anders, als daß der Bodenanbau ſich auch in dieſer Zeit gehoben hat, beſonders in der langen, für weite Gebiete Deutſchlands ganz ununterbrochenen Friedensperiode vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege. Die Landplage der beſchäftigungsloſen Söldner, der „gartenden Knechte", hat in ihrer ſchlimmen Form den Anfang dieſer Periode nicht allzu lange überdauert. Für mehrere Bezirke läßt ſich mit ziemlicher Sicherheit nachweiſen, daß Bevölkerungszahl und Umfang des bewirtſchafteten Bodens in den erſten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ziemlich die Höhe erreicht hatten wie um die Mitte des 19. Auf die Produktion Niederſachſens und Weſtfalens hat der verbeſſerte Markt in den Niederlanden einen fördernden Einfluß geübt. An der geſteigerten Kornausfuhr der Oſtſeegebiete weſtwärts haben nicht nur die entlegenen baltiſchen Landſchaften Preußen und Livland, ſondern ebenſo ſehr die reichsdeutſchen Gebiete Meklenburg, Pommern und die Marken Anteil gehabt. In allen dieſen Ländern und noch weiter hinein im öſtlichen Binnengebiet haben die großen Gutswirtſchaften in dieſer Zeit ihren Betrieb weſentlich erweitert. So beginnt eine Zeit der Kapitalanſammlung bei den adligen Beſitzern auf Grund der Landwirtſchaft, die den Vermögensunterſchied zwiſchen Bürgern und Rittern auszugleichen anfängt, allerdings der Lage der bäuerlichen Bewohner der betreffenden Gegenden nicht zum Vorteil geweſen iſt. Mehrung der Arbeitspflicht und Bauernlegen ſind in dieſem Zuſammenhang üblicher Brauch geworden.

Das deutſche Geiſtesleben war durch die Reformation mächtig angeregt worden. Huttens Wort: „Die Wiſſenſchaften blühen; die Geiſter erwachen; es iſt eine Luſt zu leben“ enthält eine treffende Kennzeichnung der Zeit. Die literariſche Produktion hatte einen bisher nicht erreichten Umfang gewonnen. Allerdings ſtand ſie überwiegend mit der neuen Lehre in Zuſammenhang. Wie einſt das 11. und dann das 14. Jahrhundert und wieder die Zeit der Reformkonzilien polemiſche Schriften in reicher Menge zu Tage gefördert hatten, ſo geſchah das jetzt, geſteigert durch die leichte Vervielfältigung mittels Druckes. Aber nie hatten ſich die kirchlichen Meinungsverſchiedenheiten ſo eng und ſo mannigfach verquickt mit allen möglichen Fragen des öffentlichen und privaten Lebens wie in dem Durcheinander der reformatoriſchen, humaniſtiſchen und Renaiſſance-Beſtrebungen. Luther ſelbſt wird kaum der Ruhm verſagt werden können, neben Goethe und Leibniz der fruchtbarſte und vielſeitigſte deutſche Schriftſteller zu ſein. Es iſt richtig, daß im Laufe der Jahrzehnte, als der reine Humanismus, der losgelöſt von den Zeitfragen ja nicht beſtehen konnte, auszuſterben begann, die theologiſchen, inſonderheit die dogmatiſchen Intereſſen das geſamte übrige geiſtige Leben überwucherten, ja zu erſticken ſchienen. Aber es war das eine Erſcheinung, die ſich von einer ſo gewaltigen Umwälzung nicht wegdenken läßt. Wo über Glauben und Seelenheil in jeder Herberge, auf jedem Marktplatze, an jedem Brunnen gerechtet, wo durch öffentliche Disputationen vor verſammeltem Volk über Wahrheit und Unwahrheit die Entſcheidung geſucht wurde, da war es auch unvermeidlich, daß gelehrte und ungelehrte Schriftſtellerei, daß auch die Dichtkunſt in den Dienſt des einen geſtellt wurde, was nach der Meinung der Zeit not tat.

Es iſt unbeſtreitbar, daß im Dienſte des Neuen, es zu verbreiten und zu befeſtigen, dem deutſchen Geiſtesleben Vorzüge zugewachſen und Einrichtungen geſchaffen worden ſind, die ſich ihm zu dauernder Zier geſtaltet haben. Die Reformation iſt Urſprung und Grundlage deutſcher gelehrter Bildung geworden. Sie iſt ausgegangen von einer Univerſität. Gewiß waren die deutſchen Uni-

versitäten schon früher Heimstätten gelehrter Arbeit; aber der Aufschwung, den sie im Zeitalter der Reformation nahmen, die Stellung, die sie damals im geistigen Leben ihrer Landschaften gewannen, haben doch erst angefangen, sie in der Weise zum Mittelpunkt deutscher Geisteskultur zu machen, wie sie es fernerhin geworden und bis heute geblieben sind. Es beruht das vor allen Dingen auf dem Einfluß, den die Reformation auf das gesamte Bildungswesen geübt hat.

Das spätere Mittelalter hat neben den alten Kloster- und Stiftsschulen auch weltliche Lehranstalten gekannt, vor allem in den Städten. Sie unterrichteten den Laien, allerdings auch ganz überwiegend durch Geistliche, in den Kenntnissen und Fertigkeiten, die als fast unentbehrliches Erfordernis für jeden besseren Lebensberuf gelten konnten, Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und Latein, bei fortgeschrittener Entwickelung auch in den „freien Künsten" des Triviums und Quadriviums.

Die Reformatoren empfanden zunächst die Notwendigkeit, im Glauben zu festigen durch verbesserte Kenntnis seiner Grundlagen. Dem sollten außer der Bibelübersetzung vor allem Luthers großer und kleiner Katechismus dienen, neben denen zahlreiche andere zu gleichem Zweck in Gebrauch gekommen sind. Unterricht in Bibelkenntnis und christlicher Lehre sollte ausnahmslos jedem Gemeindemitglied zuteil werden. Die humanistische Richtung, die sich in Melanchthon neben Luther stellte und ihm selbst ja auch nicht fehlte, strebte aber auch nach möglichster Verbreitung sonstiger nützlicher Kenntnisse, besonders durch das Studium der alten Sprachen und ihrer Klassiker. In seinem Sendschreiben „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes" sagt Luther: „Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin dies Messer des Geistes steckt."

Man hatte aber auch ein Gefühl dafür, daß sie nicht die einzigen Scheiden darstellen, in denen dieses Messer bewahrt werden kann. Auch die Einführung in andere Wissenszweige ist durch die

Reformatoren gefördert worden. Von Melanchthon rührt die Bearbeitung des Chronicon Carionis her, aus der die Jugend deutscher „Gelehrtenschulen" durch fast zwei Jahrhunderte ihre Geschichtskenntnis bezogen hat. Daß auch die strengsten Lutheraner geschichtliche Forschung hoch bewerteten, beweist die große Kirchengeschichte der Magdeburger Centuriatoren, die unter der Leitung des unermüdlichen Luthereiferers Flacius Illyricus das weitaus bedeutendste deutsche Geschichtswerk des Jahrhunderts wurde. Den Gelehrtenschulen und den Universitäten, die bestanden, oder zu denen sich jene nicht selten erweitert haben, fiel nach der Meinung der Reformatoren die Ausbildung des Beamtenstandes zu, dessen die weltliche Obrigkeit, jetzt auch Inhaber der obersten Kirchengewalt, für ihre sich ausgestaltende Verwaltung immer mehr bedurfte. So verwuchs das Unterrichtswesen immer mehr mit dem Staat, ward gelöst von der Kirche. Es ist in den protestantischen Territorien nicht wenig dadurch gefördert worden, daß das verfügbare Klostergut ganz überwiegend für diesen Zweck verwendet worden ist. Es hat keineswegs, wie oft behauptet wird, der Bereicherung der Landesherren gedient. Mehrere der besten höheren Schulen, die Deutschland noch heute besitzt, verdanken der Verwendung von Klöstern zu Lehrzwecken ihren Ursprung. Die katholischen Landesgewalten haben später nicht umhin gekonnt, der Form nach wenigstens, den gleichen Weg der Verstaatlichung des Unterrichts zu gehen. So ist auch unter ihnen nach und nach die vom Staate geleitete Universität in den Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Unterrichts getreten.

Weit wichtiger noch als diese Wandlung, die den Sieg der Laienbildung entschied und vor allem dadurch das Mittelalter zur Neuzeit hinüber leitete, wurde für unser Volk Luthers Gebrauch der deutschen Sprache. So weit das Verdienst, dem deutschen Volke eine einheitliche Schriftsprache gegeben zu haben, sich an einen Namen knüpfen läßt, kann es nur der seine sein. Gewiß ist Luther nicht Urheber dieser Sprache. Er sagt selbst: „Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten in Deutschland;

alle Reichsſtädte, Fürſtenhöfe ſchreiben nach der ſächſiſchen und unſeres Fürſten Kanzlei; darum iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache." Die Vorſtellung, die er von Urſprung und Verbreitung der von ihm benutzten Sprache hat, hält näherer Unterſuchung nicht völlig Stand. Die Stellung, die er ihr zuſchrieb, hat er ihr ſelbſt doch weſentlich mit gegeben. Beſonders im weiten Sprachgebiet des Niederdeutſchen, das ja ganz überwiegend der proteſtantiſchen Lehre folgte, iſt der Sieg des Neuhochdeutſchen als Schriftſprache durch ihn entſchieden worden. Kirche und Schule kämpften für dieſen Sieg mit Bibelüberſetzung, Kirchenpoſtille, Geſangbuch und Katechismus. Ohne dieſe Volksbücher und die Bedeutung, die ſie in proteſtantiſchen Landen gewannen, wäre er jedenfalls verzögert, vielleicht nicht errungen worden. Spracheinheit aber iſt Grundbedingung gemeinſamer Geiſteskultur. Trotz der konfeſſionellen Spaltung, die ſich an Luthers Namen knüpft, kann ihm das Verdienſt nicht abgeſprochen werden, die feſteſte Stütze geſamtdeutſchen Volkstums zu ſeinem Teil mit aufgerichtet zu haben.

Die Reformationszeit hat unſerer Literatur unvergängliche Schätze geſchenkt. Nichts, was unſere Sprache beſitzt, läßt ſich an Bedeutung für die deutſche Geiſtesbildung mit Luthers Bibelüberſetzung vergleichen. Es iſt ganz nebenſächlich, wie oft und mit welchem Erfolge der Verſuch, die Bibel ins Deutſche zu übertragen, ſchon vor ihm gemacht worden iſt; Luthers Verdienſt bleibt davon unberührt. Seine Zeit ſchenkte uns auch, unter Luthers eigener Führung, das deutſche Kirchenlied. „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" bleibt in ſeiner Kraft und Schlichtheit unübertroffen. Es verſchlägt auch hier nichts, daß die Reformation deutſchen Kirchengeſang nicht als etwas ganz Neues aufbrachte; die Bedeutung, die er für die Andacht der Gemeinde durch den neuen Gottesdienſt gewann, hat er früher nicht gehabt. Man „ſang ſich in den neuen Glauben hinein".

Wenn darauf hingewieſen wird, daß die ſchöne Literatur des 16. Jahrhunderts kaum etwas hervor gebracht habe, was dauerndes Gemeingut unſeres Volkes geworden ſei, ſo ſagt man nichts, was ſich nicht auch mit gleichem Rechte von den beiden voraufgehenden

Jahrhunderten behaupten ließe. Hans Sachs iſt unter den Dichtern dieſer Zeit an erſter Stelle zu nennen, und er iſt vom Geiſt der Reformation nicht unberührt geblieben. Auch beſaßen, was man in Deutſchland vermißt, im 16. Jahrhundert, abgeſehen von Italien und England, auch die übrigen Länder Europas nicht. Neben Frankreichs Rabelais kann Deutſchlands Fiſchart doch noch genannt werden. Welche Gunſt der Götter Völker und Zeiten mit großen Dichtern beſchenkt, iſt uns verborgen, aus ihrem Fehlen auf mangelndes Geiſtesleben zu ſchließen aber verkehrt.

Auch von einem Verfall der Kunſt im Zeitalter der Reformation kann nicht ernſtlich die Rede ſein. Dürer iſt unabhängig von ihr, jedenfalls aber mehr ihr Freund, als ihr Gegner geweſen. Auf gleicher Höhe hat ſich die Kunſt in der Folgezeit nicht gehalten. Aber war das etwa im Italien Rafaels, Michel Angelos und Leonardo da Vincis der Fall, und iſt nicht bald mitten aus dem Proteſtantismus heraus Rembrandt erſtanden? Künſtleriſche Übung iſt dem 16. Jahrhundert nicht verloren gegangen, wie zahlreiche Arbeiten des Kunſthandwerks aus allen Teilen deutſcher Nation beweiſen. Es hat, alles in allem betrachtet, vielleicht niemals ſo hoch geſtanden wie in den Tagen der deutſchen Renaiſſance, die ja mit dieſer Periode zuſammenfallen, und die ja auch an monumentalen Profanbauten reicher ſind als frühere Zeiten.

Es würde auch dieſem knappen Umriß ein wichtiger Zug fehlen, würde nicht hervor gehoben, daß die Reformation deutſchem Geiſtesleben eine internationale Bedeutung gegeben hat, wie die frühere Zeit ſie nicht kannte, wie ſie ſpäter in gleichem Maße auch nie wieder erreicht worden iſt. Die Gedanken Luthers machten ihren Weg durch die abendländiſch-chriſtliche Welt, für die germaniſche wurden ſie Grundlage einer neuen Kultur. Die ſkandinaviſchen Lande ſchloſſen ſich auch auf das allerengſte den Formen lutheriſchen Kirchentums an. Dadurch wurden die deutſchen Hochſchulen, ſo weit ſie der Reformation folgten — und das war ja bei der großen Mehrzahl der Fall — in einer Weiſe Bildungsſtätten für das Ausland, wie ſie das bisher nie geweſen waren. Für ein

Jahrhundert — bis der Dreißigjährige Krieg hemmte — drängten sie, besonders für den Norden, die französischen und italienischen Universitäten völlig in den Hintergrund. Wittenberg war, so lange Luther und Melanchthon lebten, ein Wallfahrtsort für lernbegierige skandinavische Jünglinge. Es versteht sich von selbst, daß das alles der Verbreitung der deutschen Sprache zugute kam. Sie erlangte im 16. Jahrhundert einen Geltungsbereich, wie sie ihn bis dahin nicht gehabt hatte.

Es ist oft hervor gehoben worden, daß in der Zeit vom Augsburger Religionsfrieden bis in den Dreißigjährigen Krieg öde Prunksucht und sinnlose Schwelgerei, ja wüste Völlerei deutsches Leben in besonderer Weise verunziert hätten, und von katholischer Seite ist nicht versäumt worden, der Reformation die Schuld beizumessen. Die Beobachtung ist an sich richtig, aber wer sie anerkennt, der muß sich auch bewußt bleiben, daß er sich damit des Rechtes begibt, von starkem wirtschaftlichen Niedergang zu reden. Luxus und übertriebene Genußsucht sind nicht ohne Wohlstand möglich. Ausschreitungen der bezeichneten Art sind Belege äußeren Wohlergehens und wirtschaftlichen Gedeihens.

Man braucht Erklärung für sie auch nicht in der Kirchenumwälzung zu suchen. Zeiten behaglichen Wohlstandes pflegen die Völker nun einmal nicht zu ertragen ohne starke Äußerungen sinnlicher Lebenslust. Große staatliche, kirchliche, gesellschaftliche Aufgaben können ihre Betätigung eindämmen, nicht völlig hindern. Solche Aufgaben erscheinen der Zeit nach der Reformation gestellt, wenn man sie in ihren großen geschichtlichen Zusammenhängen erfaßt; unter den Mitlebenden konnten sie nur die Weitblickenden erkennen. Die großen Entscheidungen waren gefallen; jetzt handelte es sich vor allem, je nachdem, um Ausbau des Errungenen oder Sicherung des Bewahrten. So konnten große Ziele, die große Opfer erfordert hätten, in dieser Zeit die Massen nicht bewegen. Wie hätte es da anders sein sollen, als daß überschüssige Lebenskraft und Lebenslust sich in Nichtigkeiten ergingen?

Übrigens zeigen die Bekenntniſſe in dieſer Beziehung keinen merklichen Unterſchied. Wenn gegen Ende des Zeitraums katholiſche Fürſten auftauchen, die, ergriffen von dem neuen Leben ihrer Kirche ſich einer beſonneneren Lebensführung befleißigten, ſo kann darauf hingewieſen werden, daß es auch auf evangeliſcher Seite nicht ganz an ſolchen Landesherren fehlt, und daß die Staatsmänner der jungen niederländiſchen Republik dem allgemeinen Brauche gegenüber kühl und überlegen die für ihre beſſeren Stände landesübliche Nüchternheit bewahrten und auch ſonſt Maß zu halten wußten. Auch ein Hinweis auf die im allgemeinen wohl einfachere Lebensweiſe im gleichzeitigen Frankreich, Italien und England iſt nicht am Platze. Frankreich verzehrte ſich in ſeinen Hugenottenkriegen; Italien ward von den Spaniern ausgeſogen, und England hatte ſich unter Anſpannung ſeiner Volkskraft der ſpaniſchen Weltmacht zu erwehren, war übrigens auch proteſtantiſch. Zudem iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ſchon das 15. Jahrhundert grober Genußſucht und ſinnloſer Vergeudung in nicht geringerem Maße huldigte. Jedenfalls haben die Sünden wider das ſechſte Gebot damals eine ungleich weitere Verbreitung, vor allem auch in den mittleren Volksſchichten, gehabt als ſpäter. Daß hier die Reformation durch Kirchenzucht und durch Landes- und Städteordnungen in hohem Maße reinigend und beſſernd gewirkt hat, iſt eine genügend belegte Tatſache.

Beſſer noch als für die Zeit *vor* der Reformation ſind wir für das 16. Jahrhundert über die *kirchlichen* Zuſtände unterrichtet. Die auf beiden Seiten Platz greifenden Beſtrebungen nach ihrer Beſſerung haben zu zahlreichen Viſitationen geführt, von denen wir erwünſchte und zuverläſſige Kunde beſitzen. In den der Reformation ſich anſchließenden Gebieten haben nicht immer alsbald befriedigende Zuſtände geſchaffen werden können, beſonders in würdiger Beſetzung des Pfarramts nicht. Aber das iſt eine Übergangszeit geweſen. Der Fortſchritt, den Kirchenordnung und Kirchenzucht in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gegenüber dem Stande vor der Reformation zu verzeichnen haben, iſt in dieſen Gebieten ein

ungeheuerer. Er ist auch für die altgläubigen Lande festzustellen, nicht nur nach dem Tridentiner Konzil, sondern auch schon vorher. Aber was hier geschehen ist, wird doch vor allem der durch den Protestantismus geschaffenen Notwendigkeit verdankt. Unter keinen Umständen kann hier der Reformation irgend etwas zur Last gelegt werden, man hefte denn den Blick ausschließlich auf Glauben und Lehre.

So kann, wer unbeirrt von seinem religiösen Standpunkt allein die Tatsachen ins Auge faßt, zu keinem andern Ergebnis kommen, als daß von einem Niedergange des deutschen Volkes infolge der Reformation nicht die Rede sein kann, nicht auf dem Gebiete des staatlichen und des wirtschaftlichen, noch weniger auf dem des geistigen Lebens, auch, trotz Prunk- und Genußsucht, in Zucht und Sitte nicht. Denn die Grundfeste aller Sitte, die Reinheit der Familie, stand trotz prunkender Feste und vielfach üppiger Lebensweise in unerschütterter Kraft. So war zweifellos die Möglichkeit ungestörter, ununterbrochener Weiterentwickelung gegeben, hätte man die religiösen Differenzen auf das Gebiet zurückdrängen können, auf dem sie nach heutiger Auffassung allein eine Berechtigung haben. Das ist nicht gelungen. Der Augsburger Religionsfriede sollte über die Bedeutung eines Stillstandes nicht hinaus kommen, erst ein neuer, unendlich schwererer und unheilvollerer Waffengang dauernde Ruhe schaffen.

Seit dem Passauer Frieden hat Karl V. die Leitung der deutschen Angelegenheiten ganz überwiegend und bald unter voller Verantwortlichkeit dem Bruder Ferdinand, dem Römischen Könige, überlassen. Ein halbes Jahr vor seinem Tode, im März 1558, übertrug er ihm von Spanien aus die Kaiserkrone auch förmlich; seinen sonstigen Herrscherrechten hatte er schon vorher entsagt. Am 21. September dieses Jahres ist er in einem Hause, das er sich neben dem Kloster des heiligen Hieronymus zu Yuste in der Estremadura hatte erbauen lassen, gestorben. Sein Rückzug aus der Welt und sein letzter Zufluchtsort reden die Wahrheit über die Grundstimmung seines Lebens. Seine Unversöhnlichkeit gegenüber

der Reformation äußerte ſich gerade in ſeinen letzten Tagen noch in denkbar größter Schärfe.

Karls V. Ausſcheiden bedeutete die Spaltung und damit eine ſtarke Schmälerung der habsburgiſchen Weltmacht; die Verbindung der Kaiſerwürde mit dem ſpaniſchen Königtum hörte auf. Spanien und mit ihm Burgund, Neapel und Mailand, die ſeine Nebenlande geworden waren, folgten Philipp II., Deutſchland und die habsburgiſchen Erblande dem neuen Kaiſer.

Dem Reiche brachte das Vorteile und Nachteile. Es erhielt wieder einen einheimiſchen Herrſcher, deſſen Macht ihren Schwerpunkt in reichsländiſchem Beſitz hatte, und der den deutſchen Angelegenheiten näher ſtand. Auch daß er zugleich König von Böhmen und Ungarn war, kann als ein Vorteil angeſehen werden. Die neue Verbindung, in die das Reich dadurch mit Böhmen und ſeinen Nebenländern Mähren, Schleſien und Lauſitz kam, bedeutete zwar keine Wiederherſtellung des alten, einſt in der Kaiſerzeit geübten Einfluſſes (die Einrichtungen der Reichsreform haben für dieſe Länder nie irgend welche Bedeutung erlangt), aber ihre Beherrſchung durch den deutſchen Kaiſer bewahrte doch das Reich vor Feindſeligkeiten, wie die Huſſitenkriege und ſpätere Jahre ſie gebracht hatten. Die habsburgiſche Königsſtellung in Ungarn, die dieſes Land in ſo enge Beziehungen zu Deutſchland brachte, wie es nie vorher gehabt hatte, war ebenfalls ein Gewinn, obgleich ſie vom Reiche auch Opfer gefordert hat. Da national-ungariſche Könige doch nur türkiſche Vaſallen geworden wären, ſo geſtattete ſie Deutſchland, ſeine Grenzen überwiegend auf fremdem Boden zu verteidigen.

Aber die Nachteile waren doch wohl überwiegend. Die Macht, die Karl V. übte, beruhte zwar nicht in erſter Linie auf ſeiner Kaiſerſtellung, aber das Anſehen, das ſie ſicherte, kam doch dieſer Stellung und damit Deutſchland und dem Reiche zugute. Sie traten jetzt wieder zurück aus der Reihe der führenden europäiſchen Mächte, in die Karl V. ſie noch einmal emporgehoben hatte. Dazu folgten Mailand und Neapel und die geſamten Anſprüche des

Reiches auf Italien, die hart umkämpfte Machtstellung unserer mittelalterlichen Kaiser auf der Halbinsel, dem spanischen Erbe und blieben von nun an für Deutschland auf immer verloren.

Das Gleiche war mit den auf Kosten des Reiches von Karl V. um Utrecht, Geldern und Cambrai vergrößerten burgundischen Landen der Fall. Philipp II. hat dort, wie schon vorher Karl V., das Reich — allerdings ohne Erfolg — wohl zur Verteidigung heranzuziehen gesucht, ihm aber irgend welchen Einfluß auf die Regierung nicht zugestehen wollen. Trotz ihrer Benennung als „Burgundischer Kreis" schieden diese Lande aus dem Reiche aus, wenn dieses auch nie, wie Frankreich im Frieden von Cambrai, auf seine oberlehensherrliche Stellung in aller Form verzichtet hat.

So hat das habsburgische Haus dem Reiche Gut entfremdet. Das scheint der dargelegten Auffassung, daß das Emporwachsen Habsburgs zu europäischer Vormachtstellung und seine gleichzeitige dauernde Verbindung mit der Kaiserkrone einen Vorteil für das Deutsche Reich und Volk darstelle, zu widersprechen. Aber in richtiger Würdigung der Sachlage wird man anerkennen müssen, daß die in Frage stehenden Gebiete dem Reiche ohnehin verloren waren, daß das Reich nie hätte hoffen können, aus eigener Kraft irgend etwas von ihnen wieder zu gewinnen, und daß der spanische Besitz dieser Lande für das Reich einen ungeheuern Gewinn in sich schloß gegenüber französischer Herrschaft, die sonst, in Italien wie in Burgund, allein in Frage gekommen wäre.

Die österreichischen Habsburger konnten sich an Macht mit ihren spanischen Vettern nicht messen. Es ist fast überflüssig, besonders hervor zu heben, daß ihre Reichspolitik den Weg ging, der seit Jahrhunderten üblich geworden war, den Weg ausschließlicher Vertretung der Sonderinteressen. Die Verengung des Wirkungskreises, die sich daraus, verglichen mit der Tätigkeit Karls V., ergab, äußerte auch ihren Einfluß im Reiche; es wurde den großen europäischen Angelegenheiten fremd. Soweit seine Stände überhaupt noch an ihnen teilnahmen, geschah es so gut wie ausschließlich auf eigenen Antrieb, nicht auf Veranlassung von Kaiser und

Reich. Was das bedeutet, kann man nur richtig einschätzen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß gleichzeitig die Niederländer ihre Freiheit von Spanien erkämpften und Frankreich sich in Religionskriegen zerfleischte. Was hätte eine starke, einheitliche Reichsgewalt in berechtigter Vertretung deutscher Interessen dort erreichen können! Die Gelegenheit schwand für immer dahin. Die Teilnahme einzelner deutscher Fürsten an den Erschütterungen in den westlichen Nachbarländern geht über die Formen des alten Pensionswesens, das in dieser Zeit die Gestalt eines französischen und eines spanischen Systems unter den deutschen Fürsten annahm, nicht wesentlich hinaus.

Es ist schon berührt worden, wie verderblich des Reiches Schwäche für Deutschlands Beziehungen zur See wurde. Die Länder, mit denen die deutschen Städte in Handelsbeziehungen standen, waren fast alle unter befestigten Dynastien zu geschlossener, nationaler Staatenbildung gelangt. Der zersplitterte Bund der Hanse war ihnen nicht mehr gewachsen, konnte auch, wie schon dargelegt wurde, bei den fürstlichen Landesgewalten Stütze und Rückhalt nicht finden. Ein Reich, das zu schützen vermocht hätte, fehlte.

So haben zunächst die deutsch-englischen Handelsbeziehungen eine völlig veränderte Gestalt gewonnen. Bis in die Zeit der Königin Elisabeth hat die Hanse trotz schwerer Anfechtungen die alte Ordnung zu erhalten gewußt, nach der wohl ihre Angehörigen dauernde Handelsniederlassungen in England gründen und jahraus, jahrein bewohnen konnten, nicht aber Engländer in Hansestädten. Auf diese Weise sind die Deutschen Herren des Handels hinüber und herüber, zum Teil auch von England aus nach anderen Richtungen geblieben. Die Gesellschaft der „abenteuernden Kaufleute", Englands Bahnbrecherin im Auslandsverkehr, war schon lange bemüht gewesen, das zu ändern. Königin Elisabeth hat sie zum Siege geführt. Als die Hanse in Ausübung ihrer vertragsmäßigen Rechte die Aufnahme der englischen Kaufleute in den Städten untersagte, hat die Königin die hansischen Freiheiten in England aufgehoben. Einen 1597, übrigens ganz besonders auf Betreiben der englandfeindlichen

Spanier, gefaßten Beschluß des Reiches, der den Engländern den Aufenthalt auf deutschem Boden verbot, beantwortete Elisabeth mit der Schließung des Stahlhofs, der hansischen Niederlassung in London. Er blieb für die deutschen Ansprüche wirkungslos. Die Hanse mußte ihre wohl erworbenen Rechte preisgeben.

In ähnlicher Weise hat sich Christian IV., der 1596 zu voller Regierung von Dänemark-Norwegen kam, bestehender, vertragsmäßiger Verpflichtungen entledigt. Als im 17. Jahrhundert die seefahrenden Nationen den Spaniern und Portugiesen auf der Bahn kolonialer Erwerbungen folgten, tobte in Deutschland der Dreißigjährige Krieg.

In dieser Zeit des fehlenden Reiches und schwacher norddeutscher Territorialmacht sind auch Livlands Selbständigkeit und sein Zusammenhang mit dem Reiche verloren gegangen. In die inneren Unruhen, die unter dem letzten Landmeister, Gotthard Ketteler, ausbrachen, mischte sich 1558, als er die Tatarenreiche Kasan und Astrachan unterworfen hatte, Zar Iwan IV. Wassiljewitsch, der „Grausame". Der Einbruch der Russen wurde Anlaß für Schweden und Polen, von Norden und Süden her zuzugreifen, während die Dänen die Insel Ösel und nahe gelegene Plätze des Festlandes besetzten. Die Russen konnten damals zu dauerndem Besitz nicht gelangen; so wurde das Ordensland unter den anderen Mächten aufgeteilt. Kurland und Semgallen behielt Gotthard Ketteler als weltliches Herzogtum unter polnischer Lehnshoheit. Im Stettiner Frieden von 1570, der dem Nordischen Siebenjährigen Kriege ein Ende machte, fanden des Kaisers Rechte am Lande eine theoretische Anerkennung. Sie blieb auf dem Papiere, hat tatsächliche Geltung nicht erlangt; Habsburg hatte kein Interesse an dem abgelegenen Gebiet. Ein Reich aber, das die Selbständigkeit des einst von Deutschen der Christenheit gewonnenen Landes hätte stützen können, gab es nicht, auch keinen deutschen Nachbarstaat, der an seine Stelle zu treten willens und im Stande gewesen wäre. So wurde Livland ein Zankapfel besonders zwischen Polen und Schweden und brachte zwei Mächte in Hader, zwischen denen bisher nie

eine Feindſchaft beſtanden hatte, deren Streit aber den Ruſſen den Weg an die Oſtſee öffnete.

Indem ſo die Tätigkeit des Reiches nach außen zur Bedeutungsloſigkeit herabſank, kann ihr doch für die inneren Verhältniſſe, verglichen mit der Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts, eine gewiſſe Rührigkeit nicht abgeſprochen werden.

Wie der Reformationszeit, ſo hat es auch der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht an geſunden ſtaatlichen Gedanken gefehlt, die auf eine Beſſerung der Zuſtände gerichtet waren und in Denkſchriften, Flugſchriften, Vorſchlägen und Verhandlungen zum Ausdruck gekommen ſind. Unter Fürſten und Adligen, Gelehrten und Bürgern ſtoßen wir auf einſichtige Männer von umfaſſendem und gründlichem Wiſſen und gemeinnütziger Geſinnung. Erweckt manches auch den Eindruck der Projektenmacherei, ſo iſt das doch ſo gut wie unzertrennlich auch vom Durchbruch erſprießlicher Neuerung. So iſt denn in dieſer Zeit in den Territorien mancherlei Verſtändiges und Segensreiches begonnen und fortgeführt worden. Maximilian II. ſelbſt als Herr ſeiner Erblande, Albrecht V. und Wilhelm V. von Baiern, Chriſtoph von Württemberg, Auguſt von Sachſen, Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel, auch Johann Albrecht I. von Meklenburg und manche andere haben ihre Namen mit der Geſchichte ihrer Länder dauernd und aufs beſte verknüpft. Das, was man Territorialwirtſchaft genannt, aber zu Unrecht von dem Städteweſen ſcharf geſondert und zu ihm in Gegenſatz geſtellt hat, iſt in dieſer Zeit zu voller Entwickelung gelangt und hat ſeine Richtung entſcheidend auf die öffentliche Wohlfahrt zum Beſten des Staatsganzen, wie der Fürſt es verſtand, genommen.

Wenn ſo in den Einzelgebieten zur Hebung der Landeskultur nicht wenig Förderliches geſchah, ſo war es anders im Reiche. Dort war der Gang der Geſchäfte viel zu ſchwerfällig, wurde auch viel zu ſtark durchkreuzt von ſtaats- und kirchenpolitiſchen Sonderanliegen, als daß Beſtrebungen, die auf beſſere und feſtere Reichsordnung gerichtet waren, mochten ſie nun vom Kaiſer oder von den

Ständen ausgehen, nicht den größten Schwierigkeiten hätten begegnen sollen. Immerhin ist einiges erreicht worden. Wirtschaftliche Angelegenheiten haben die Reichstage wiederholt beschäftigt. Im Münzwesen ist eine gewisse Besserung gegenüber den früheren Zuständen nicht zu bestreiten, besonders durch den Reichstag von 1559, der Ausprägung und Einteilung des Silberguldens festzulegen suchte.

Ein unleugbares Verdienst haben sich Reichs- und Kreisorgane um Förderung des inneren Friedens erworben. Führte das Reich auch in dieser Zeit kaum irgend welche, die Fürsten wenige Kriege, so blieb Deutschland doch Europas vornehmster Werbeplatz. Deutsche Söldner fochten in Dänemark und Schweden, in Polen und Livland, in den Niederlanden für und gegen Spanien, in Frankreich zum Besten der Hugenotten, aber auch der Guise und der Könige. Sie daheim im Zaum zu halten, war schwierig genug. Wenn es doch bis zu einem gewissen Grade gelang, jedenfalls weit besser als früher, so verdankte man das der von den Kreisen organisierten „eilenden Hilfe" und der Durchführung des Grundsatzes, daß Werbung nur gestattet sei mit Zulassung eines Territorialherrn und unter dessen Verantwortlichkeit. Zu Ende des Jahrhunderts wurde die Plage der „gartenden Knechte" entfernt nicht mehr so gefühlt wie zu Anfang.

Indem die Fürsten hier eine gewisse Energie an den Tag legten, waren sie damit auch tätig in eigener Sache. Mit dem Übel dämmte man zugleich das Rittertum ein. Die Grumbachischen Händel, die durch die ungewollte Ermordung des Bischofs von Würzburg Melchior von Zobel (1558) sich unlöslich verwickelten und mit der Hinrichtung Wilhelms von Grumbach in Gotha (1567) ihren Abschluß fanden, sind ein letzter Versuch von Angehörigen des Standes, sich neben dem Fürstentum zu behaupten.

Es versteht sich aber von selbst, daß die Hauptaufgabe der Zeit die weitere Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, die Bewahrung und Befestigung des aufgerichteten konfessionellen Friedens blieb.

Karls V. Ausscheiden bildet auch hier einen deutlichen Abschnitt. Mit ihm hört durch Generationen jeder ernstliche Versuch, an den bestehenden Verhältnissen etwas zu ändern, von kaiserlicher Seite auf. Seine Nachfolger haben auch in dieser Beziehung in allem Wesentlichen das Reich sich selber überlassen. Der Friede hing in erster Linie am Verhalten der Stände, nicht an dem des Kaisers.

Karls drei Jahre jüngerer Bruder Ferdinand I. (1558—64) war kirchlich im alten Sinne, hat selbst nie daran gedacht, sich der neuen Richtung anzuschließen. Aber er hat sein Leben fast ganz inmitten der Deutschen verbracht und war ihrer Art nahe gekommen; mit nicht wenigen Fürsten verbanden ihn persönliche Beziehungen. Es war der zutreffende Ausdruck der Lage gewesen, daß Karl die Reichsangelegenheiten in seine Hand legte, als eine friedliche Regelung der Religionsfragen notwendig wurde. Ferdinand hat auch später auszugleichen versucht. Auf dem Tridentiner Konzil ist er für Priesterehe und Laienkelch eingetreten, und kurz vor seinem Tode ist für seine und die bairischen Lande der Laienkelch von Pius IV. in der Tat zugestanden worden.

Sein Sohn und Nachfolger Maximilian II. (1564—76) war im Reiche aufgewachsen, mit deutschen Fürsten noch näher verknüpft als der Vater. Es sind Äußerungen von ihm bekannt, die den Schluß gestatten, daß er sich zeitweise mit dem Gedanken beschäftigte, zum evangelischen Glauben überzutreten. Ob aber ein solcher Entschluß je ernstlich in Frage gekommen ist, bleibt zweifelhaft. Als seine Kaiserwahl verhandelt wurde, wollte er es weder mit den protestantischen Fürsten noch mit dem Papst verderben. Sein Herz hing an den staatsmännischen Erfolgen seines Hauses. Er hat sich als Kaiser bemüht, zu den Kronen Böhmens und Ungarns auch noch die Polens für Habsburg zu gewinnen, ein Versuch, der unter seinem Nachfolger wiederholt worden ist. Wie hätte er sich mit dem Papst und mit Philipp II., der obendrein sein Schwager war, überwerfen mögen! Beeinflussung der deutschen Dinge durch den spanischen König hat er allerdings stets nach Kräften gehindert. Ein Glaubenseiferer ward er im reiferen Alter nicht mehr, und seine evangelischen

Untertanen haben das genießen können. Es entſpricht aber andererſeits ſeiner Stellung zu der Bekenntnisfrage, wenn er ſeinen Kindern eine feſte Richtung zu ſichern ſuchte. Sie wurden ſtreng im Dienſt der alten Kirche erzogen.

Seine Söhne Rudolf II. (1576—1612) und Matthias (1612 bis 1619) waren dem entſprechend überzeugte und gewiſſenhafte Katholiken. Aber ſie bedeuteten wenig als Regenten. Kaiſer Rudolf liebte es, ſeinen Privatneigungen nachzugehen. Seiner Politik eine beſtimmte Richtung zu geben, war er nicht der Mann; ſie geriet völlig in das Fahrwaſſer der ſpaniſchen. Die Aufgaben, die Weſteuropa ſtellte, der Abfall der Niederlande, Englands antiſpaniſche Betätigung, Frankreichs innere Kämpfe, nahmen Philipp II. aber ſo in Anſpruch, daß er nicht daran denken konnte, die deutſchen Habsburger zu einer planmäßigen antievangeliſchen Politik im Reiche anzuhalten. Die Verwahrloſung der öffentlichen Geſchäfte und die Unſicherheit der Erbfolge in den bunt zuſammen gewürfelten Reichen und Ländern des Hauſes hat dann dazu geführt, daß dem kränklichen kinderloſen Rudolf ſchon zu ſeinen Lebzeiten der Bruder Matthias zur Seite geſetzt wurde. Aber auch er war, als das geſchah, längſt nicht mehr ein Mann friſcher Tat. So ſind zwei volle Menſchenalter vergangen, ehe die Nation zu rechnen hatte mit einem Kaiſer, der bereit und fähig war, in der Religionsfrage einen beſtimmten und zwar einen den Frieden gefährdenden Willen zur Geltung zu bringen. Das Reich war alſo auch in dieſer Frage auf ſich ſelbſt geſtellt. Es hat ſich auch *ihrer* Löſung nicht gewachſen gezeigt.

Die lutheriſchen Fürſten der Zeit ſind oft und ſcharf getadelt worden wegen ihrer Untätigkeit. Die Evangeliſchen verfügten, wenn ſie zuſammen hielten, über die weitaus größere Macht. Die geiſtlichen Territorien fielen militäriſch wenig ins Gewicht, waren zudem im Norden überwiegend in proteſtantiſcher Hand. Die öſterreichiſchen und ſelbſt die bairiſchen Lande, die den einzigen geſchloſſenen Geltungsbereich des Katholizismus darſtellten, waren

ſtark durchſetzt mit offenen und geheimen Anhängern der neuen Lehre, die einer „Befreiung des Evangeliums“ Widerſtand kaum entgegengeſetzt haben würden. Spaniens Macht, ſchon unter Karl V. ſo ſelten für Deutſchland frei, war anderweit zu ſehr beſchäftigt, hatte auch in der katholiſchen Welt ihre Gegner. Man hätte hoffen dürfen, ſie bei etwaigem Auftreten auf deutſchem Gebiet ihrer Wege zu weiſen. Rein politiſche Berechnung hätte die Dinge ſo anſehen können, und ſie ſind mehr als einmal, beſonders in außerdeutſchen Landen, ſo angeſehen worden.

Wenn gleichwohl die entſprechende Tat niemals in den Bereich naher Möglichkeit gerückt oder auch nur wirklich ernſt erwogen worden iſt, ſo liegt das zum Teil an der Schwerfälligkeit, Engherzigkeit, Einſichtsloſigkeit in Frage kommender Perſönlichkeiten, dann auch an der Schwierigkeit, über beſtehende Zerwürfniſſe und Abneigungen hinweg alle Evangeliſchen zu gemeinſamem Handeln zuſammen zu faſſen. Kaum weniger kommt aber die fortwährend ihren Platz behauptende lutheriſche Überzeugung in Frage, daß es nicht geſtattet ſei, dem Evangelium mit Gewalt den Weg zu öffnen, in ſeinem Dienſt die Gegner mit dem Schwerte anzugreifen. Recht, auch Pflicht der Verteidigung ja, aber nicht des Angriffs, auch nicht, wenn menſchliche Einſicht ſagen mußte, daß Angriff die beſte, ja die notwendige Verteidigung ſei! Es hat der Zeit nicht an Männern gefehlt, die man als „Renaiſſance-Naturen“ anſprechen kann, die der Religion innerlich fern genug ſtanden, um mit ihr im Dienſte der Politik zu rechnen. Moritz von Sachſen und Wilhelm von Oranien können zu ihnen gezählt werden. Sie ſind oft geprieſen worden als ihre Zeit überragend, können auch ſo verſtanden werden. Man kann ſie aber nicht gebrauchen, um nach ihrem Maße die Menge der Zeitgenoſſen zu meſſen, denen die Religion nichts als die Quelle ihres Seelenheils war, die ſich in ihr nicht geſtört ſehen, aber auch Andersgläubige, über die Grenzen des ihnen von Gott gewieſenen ſtaatlichen Wirkungskreiſes hinaus, nicht ſtören wollten. Solche Auffaſſung befähigte aber nicht, die drückende Laſt der Verantwortung, die in der Störung des Reichsfriedens lag, auf ſich zu nehmen.

Der Entſchluß dazu mußte um ſo ſchwerer werden, als die Fürſten nicht ſelbſtherrliche Regenten, ſondern in weitem Umfange auf die Mitwirkung ihrer Stände angewieſen waren. In dieſen Kreiſen aber lebten ähnliche Geſinnungen; dazu wurde ihr Verhalten naturgemäß allein vom Nächſtliegenden beſtimmt. Sie hätten durch einen ſtarken Willen vorwärts gezwungen werden müſſen. Es kommt ferner in Betracht, daß auch im Gegenlager ſchroffe Angriffstendenzen lange nicht die Oberhand gewannen. So erhielt die Zeit, ſoweit die Beziehungen der deutſchen Stände unter einander in Frage kommen, ihren eigentümlichen, für uns kaum mehr recht verſtändlichen Charakter: Ein faſt unabläſſiges Verhandeln, Anklagen, Rechtfertigen, Dingen, Vereinbaren, eine ſich immer feſter, zur Unabänderlichkeit ausgeſtaltende kirchliche Lage und doch keine Ruhe, kein Vertrauen auf Beſtand. Die Zeit würde wohl gebeſſert haben; ehe es aber geſchehen konnte, ward noch einmal alles in Frage geſtellt und unſer Vaterland infolge der kirchlichen Spaltung ſchlimmer heimgeſucht denn je.

Evangeliſche Anſchauungen haben nur bei einem Teil der europäiſchen Völker Boden gewonnen, im allgemeinen nur bei den germaniſchen; ſie ſind ihnen ganz oder der Mehrzahl nach beigetreten. Verbreitung gefunden haben die neuen Gedanken überall hin, ſo weit die römiſche Chriſtenheit reichte; aber unter den romaniſchen Völkern iſt keines, das in ſeiner Mehrheit ein Bedürfnis empfunden hätte für eine Reform der Lehre. Die entſchiedenſten Gegner ſolcher Reform aber wurden die Spanier.

Es darf als feſtſtehend angeſehen werden, daß dieſe Geſinnung vor allem ein Ergebnis ihrer Geſchichte iſt. Sie hatte ſich abgeſpielt in Daſeinskämpfen gegen den Islam. Auf den Trümmern arabiſcher Macht hatten die Reiche der Iberiſchen Halbinſel aufgerichtet werden müſſen; noch zuletzt war die Vereinigung der beiden vornehmſten beſiegelt worden durch den gemeinſam erſtrittenen Sturz mauriſcher Herrſchaft auf ſpaniſchem Boden, dem die volle Vertreibung der Überwundenen folgte. Die großen Unternehmungen

über das Weltmeer ſind nicht zuletzt in dieſem Geiſte begonnen und lange auch fortgeſetzt worden. Die Spanier blieben Vorkämpfer chriſtlichen Glaubens im mittelalterlichen Sinne, der ſonſt überall in der abendländiſchen Chriſtenheit dahinſchwand, nachdem er in Karl V. ſeinen letzten mächtigen Vertreter gefunden hatte.

Dieſer Grundzug ihres geſchichtlichen Lebens hat die Spanier aber keineswegs zu willenloſen Dienern Roms gemacht. Wie die Chriſten der Pyrenäiſchen Halbinſel erſt ſpät zum Papſttum in nähere Beziehungen getreten ſind, ſo haben ſie ihm gegenüber auch dauernd eine verhältnismäßige Selbſtändigkeit bewahrt. Treue im Glauben, aber ſpröde, ja ſchroffe Haltung gegenüber päpſtlichen Herrſchaftsanſprüchen gehörten zur Art ſpaniſchen Kirchenweſens. Durch die ſelbſtbewußte Kraft, mit der ſowohl Iſabella wie Ferdinand und dann Karl V. und Philipp II. ihre Stellung an der Spitze der Landeskirche behaupteten, hat dieſe Art nur befeſtigt werden können. Der Beſitz, den Spanien in Italien gewann, nötigte es wiederholt, auch unter ſeinen frömmſten Herrſchern, dem Papſt ſeinen Willen aufzuzwingen. Es geſchah ſtets, ohne die religiöſe Ergebenheit in Frage zu ſtellen. In dieſem Geiſte vollzog ſich auch die ſogenannte ſpaniſche Reformation, die der deutſchen zur Seite lief. Aus tiefem religiöſen Ernſte geboren, erſtrebte ſie, ohne viel nach Rom zu fragen, die Beſeitigung anſtößiger Mißſtände; an eine Auflehnung gegen Roms Lehren dachte ſie nicht, im Gegenteil, ſie ward ihre eifrigſte Vorkämpferin.

Das ſtreitbare ſpaniſche Chriſtentum, der unwandelbare ſpaniſche Glaube und ſpaniſcher religiöſer Ernſt haben ihren weltgeſchichtlichen Ausdruck in der Begründung des Jeſuitenordens gefunden. Es ſteht mit der allgemeinen Entwickelung in vollem Einklang, daß der Stifter des Ordens ein Spanier war, wenn ſich auch gleich von Anfang an (1534) dem Don Iñigo Lopez de Recalde, Ignaz von Loyola, einige Franzoſen, Savoyarden und Portugieſen zugeſellten. 1540 hat Paul III. den neuen Orden beſtätigt. Man kann ſagen, daß von der Zeit an, wo er in der Kirche zu größerem Einfluß gelangte, ſich im religiöſen Kampfe ſpaniſcher und deutſcher Geiſt

gegenüber ſtanden, auf der einen Seite Ringen um geiſtige Freiheit, auf der andern vollendete Unterwürfigkeit, Zucht und Streitbarkeit.

Aufgabe der Jeſuiten wurde der Kampf, der Kampf gegen den Unglauben im Dienſte des Papſttums. Mit allen Mitteln ſollte er geführt werden. Was Benediktiner und Auguſtiner, Ciſterzienſer und Prämonſtratenſer, Dominikaner und Franziskaner als Sonderaufgaben geleiſtet hatten, Wiſſenſchaft und Lehre, geiſtliche und weltliche Anleitung, Glaubensaufſicht und Seelſorge, alles vereinte der Orden in ſich; er formte brauchbare Diener für jedes Werk, formte ſie auf Grund ſtrengſter Unterordnung. Das allgemeine Mönchsgelübde des Gehorſams ward zur Vernichtung jedes Eigenwillens. Daß der Begründer des Ordens ein Kriegsmann war, iſt ſeiner Stiftung zur dauernden Eigenart, ſie iſt die rechte ecclesia militans geworden. Wo der Orden aufkam, konnte Friede nicht ſein; es mußte gekämpft werden, gekämpft mit jedem Mittel, ſo lange noch ein Gegner atmete.

Ein ſolcher Orden war und iſt nicht denkbar ohne ſelbſtloſe Hingebung an einen alles beherrſchenden Glauben. Wenn irgend etwas beweiſen kann, daß in der alten Kirche noch innere Kraft, noch ein Lebensprinzip vorhanden war, ſo iſt es das Aufkommen dieſes Ordens. So wichtig er aber auch für die Kirche geworden iſt, er iſt nicht die einzige, ſicher auch nicht die wertvollſte Frucht der inneren Erneuerung, die ſich an ihr vollzog.

Der Reformpapſt Hadrian VI. war eine Tageserſcheinung geblieben. Daß es aber unter der italieniſch-römiſchen Geiſtlichkeit nicht an ernſten Männern fehlte, die das Heil der Kirche nur in aufrichtiger Reformarbeit glaubten fördern zu können, zeigte ſich bald auch unter den Nachfolgern. In den Verhandlungen mit den Evangeliſchen traten Beſtrebungen hervor, die ehrlich auf eine Annäherung, auf einen Ausgleich gerichtet waren und den Vermittlungstheologen von dieſer Seite, einem Butzer, einem Melanchthon nicht ſo fern blieben. Aber auch ſtreng im Sinne des Alten regten ſich in Italien lebendige Kräfte, im Ordensleben, in Einzelnen, die ſich,

wie ein Carlo Borromeo, reinen Herzens in den Dienſt der Kirche ſtellten. Das Renaiſſance-Papſttum ging ſeinem Ende entgegen. Mit dem Caraffa Paul IV., der 1555 als 79jähriger Greis den päpſtlichen Stuhl beſtieg, begannen die Statthalter Chriſti ſich wieder den Pflichten der Kirchenverwaltung nachhaltig zuzuwenden. Daß es im Sinne der vollen Erhaltung ihrer Macht geſchah, nicht in der Richtung der Vermittlungsbeſtrebungen, kann als geſchichtliche Notwendigkeit bezeichnet werden. Rom mußte Rom bleiben, oder es beſtand überhaupt nicht. Auch in Wittenberg ſind die Vermittlungsergebniſſe immer abgelehnt worden. Man war aber jetzt in Rom ernſtlich gewillt zu reformieren. Im Kirchenſtaate hat Paul IV. darüber keinen Zweifel gelaſſen.

Sein Nachfolger Pius IV. war gleicher Geſinnung. Er hat ſich entſchloſſen, die alten Bedenken gegen ein Konzil beiſeite zu ſetzen. Die weltlichen Mächte, vor allem Frankreich, drängten, weil ſie zur Ordnung ihrer Kirchenverhältniſſe einer anerkannten Autorität bedurften. Bei der Stimmung, die dort, in Spanien und Italien unter der Geiſtlichkeit vorherrſchte, konnte der Papſt hoffen, im Kampf um Reformen ſeine leitende Stellung in der Hauptſache aufrecht zu erhalten. So ließ er das vertagte Konzil in Trient wieder zuſammen treten. Es iſt dort vom Januar 1562 bis in den Dezember 1563 verſammelt geweſen.

Ordnung der verworrenen deutſchen Verhältniſſe war natürlich das nächſte Ziel. Die Kurie hätte gern geſehen, daß das Konzil auch von den proteſtantiſchen Ständen beſchickt worden wäre. Päpſtliche Legaten haben dazu in aller Form eingeladen; ſie begegneten aber allgemeiner Abneigung. Man meinte, daß billige Behandlung nicht zu erwarten ſei, fürchtete, nur ins Unrecht geſetzt zu werden. Aber auch die deutſchen Biſchöfe haben das Konzil gemieden. Sie fanden es bedenklich, ſich in ſcharfen Gegenſatz zu ihren evangeliſchen Mitſtänden zu ſetzen und die kaum eingetretene Beruhigung wieder zu gefährden. So erſchienen in Trient nur franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche Geiſtliche. Die Vertreter Kaiſer Ferdinands waren Böhmen und Ungarn.

Wie einſt in Baſel, ſo handelte es ſich auch jetzt um Reform und um Glaubensſachen. Dem Kaiſer, wie auch Frankreich, war die Erledigung jener Ziel und Zweck. Ihnen konnte nichts daran liegen, durch Erörterung der dogmatiſchen Unterſchiede die Gegenſätze womöglich noch zu verſchärfen; ihre Reiche verlangten nach feſten Kirchenordnungen.

Auch den Spaniern lag die Reform am Herzen. Gleichwohl ſetzte die Kurie es durch, daß die Frage der Lehre bald in den Vordergrund trat. Es wurde ihr nicht ſchwer, ſie mit ſpaniſch-jeſuitiſcher Unterſtützung in ihrem Sinne zu erledigen, jedes Entgegenkommen, jede Annäherung an evangeliſche Anſchauungen zu verhindern. Damit verlor das Konzil für den Kaiſer ſeine Bedeutung; eine Befeſtigung des Friedens war von ſeiner Tätigkeit nicht mehr zu erwarten. Etwaige Reformen konnten nur noch für den katholiſchen, nicht mehr für den proteſtantiſchen Teil des deutſchen Volkes Bedeutung haben.

Zu ſolchen Reformen iſt es in der Tat gekommen. So weit die katholiſche Kirche der Neuzeit ſich von der des Mittelalters unterſcheidet, beruht das ganz überwiegend auf der Geſetzgebung des Tridentiner Konzils. Mit oft bekämpften mittelalterlichen Ausartungen haben ſeine Beſchlüſſe aufgeräumt. Expektanzen, Reſervationen und Exemptionen ſollten außer Brauch kommen. Die Reſidenzpflicht der Biſchöfe ward eingeſchärft, die Häufung der Ämter auf eine Perſon unterſagt. Es wurden Anordnungen getroffen, die eine beſſere Auswahl und Erziehung des Klerus ſichern ſollten und zu gewiſſenhafterem Gottesdienſt, häufigerer Predigt, religiöſer Anleitung der Laien anwieſen. Zugleich aber ſuchte man auch zu einer genaueren Überwachung unerlaubter Lehre zu gelangen. Paul IV. hatte ſchon als Kardinal die Inquiſition neu organiſiert, als Papſt von ihr auch einen „Index“ zuſammenſtellen laſſen. Jetzt ward das Verfahren geregelt. Vor allem ſollten die gelehrten Schulen und die Erziehung ſorgfältig überwacht werden. Die Unvereinbarkeit der Lehre mit proteſtantiſchen Anſchauungen und ihre Alleingültigkeit wurden auf das ſchärfſte betont. In engſtem Anſchluß

an mittelalterliche Weltanſchauung blieb die Ketzerei die ſchlimmſte aller Sünden, jede andere läßlich, dieſe nicht. Ausrottung der Ketzerei ward zur oberſten ſittlichen Pflicht.

Es hat ſich als unmöglich erwieſen, die beſchloſſenen Reformen bald zur vollen Durchführung zu bringen. Beſonders ſo weit Beſitzverhältniſſe von vornehmen Geiſtlichen in Frage kamen, haben ſich ſchwer zu überwindende Hinderniſſe entgegengeſtellt. Die Häufung der Ämter hat noch lange fortgedauert, ja ſich gemehrt. Allein aus dem Wittelsbacher Hauſe haben z. B. von 1566 an fünf bairiſche Herzogsſöhne nach einander je fünf deutſche Erzbistümer und Bistümer gleichzeitig inne gehabt. Aber die Richtung, in der die Kirche gehen wollte und ſollte, war doch gewieſen. Sie iſt beibehalten worden. Doch iſt es nicht geſchehen und hat nicht geſchehen können ohne Anlehnung an die katholiſchen Staatsgewalten, und die Reform iſt überhaupt nicht denkbar ohne den Antrieb und die Aneiferung, die in dem Aufkommen der evangeliſchen Lehre und in der Entwickelung der evangeliſchen Lande lagen.

Indem man ſich ſo innerlich feſtigte, nahm man aber den Kampf gegen die Abtrünnigen erſt mit voller Energie auf. Die Beſchlüſſe des Konzils ſchloſſen jede Verſöhnung aus. Man muß ſich den grundſätzlichen Unterſchied, der jetzt feſtgelegt wurde, gegenwärtig halten. Lutheriſcher Geiſt iſt als ſolcher nie und nirgends Grund eines Angriffs von Staat zu Staat geworden. Er beanſpruchte Herrſchaftsrechte nur innerhalb des Wirkungskreiſes, welcher der von Gott geſetzten Obrigkeit nach irdiſchem Rechte zuſtand. Die alte Kirche aber hielt ihre überlieferten Anſprüche auf Alleinherrſchaft in vollem Umfange aufrecht, ſah in ſolcher Herrſchaft ihr gottgewolltes Recht, in ihrer Durchführung den wahren Dienſt Gottes. Für ihre aufrichtigen Anhänger war es jetzt nur noch eine Frage der weltlichen Klugheit, wann der Kampf mit weltlichen Waffen zu beginnen habe. Ihn vorzubereiten iſt vor allem der Jeſuitenorden tätig geweſen.

Angehörige des Ordens waren früh nach Deutſchland ge-

kommen. Bei seiner Gründung war der Gedanke an die Reformation nicht Antrieb gewesen; aber es ist erklärlich, daß Deutschland den Orden bald anzog. Die Bemühungen Hermanns von Wied, sein Kölner Erzstift der Reformation zu gewinnen, führten einen der ersten Gefährten Loyolas, den Savoyarden Favre, an den Niederrhein. Ihm schloß sich, kaum 20 Jahre alt, der erste und vielleicht für alle Zeiten bedeutendste deutsche Jesuit, Peter Kanis (Canisius) aus Nymwegen, mit Begeisterung an. In Köln erstand 1543, in der Hauptsache aus seinen Mitteln, das erste Ordenshaus auf deutschem Boden, dem bald andere folgten. Als das Tridentiner Konzil geschlossen wurde, bestanden Ordensniederlassungen in Wien, Innsbruck und Prag, in Ingolstadt und München, in Köln, Trier, Mainz und Dillingen. In Rom hatte Julius III. 1552 das Collegium Germanicum für deutsche Jünglinge begründet.

Aus diesen ersten Erfolgen darf man aber nicht schließen, daß es dem Orden leicht geworden wäre, in Deutschland zu Einfluß zu gelangen. Auch unter den Katholiken des Reiches war die Friedensstimmung weit verbreitet, das Friedensbedürfnis groß. Es fehlte nicht an Angehörigen des geistlichen Standes, die fortgesetzt einen Ausgleich im Auge behielten, die in der Verschiedenheit des Glaubens keinen genügenden Grund erblicken konnten für fortgesetzte Befehdung. Sie waren geneigt, das gemeinsam Christliche zu betonen, alle gelten zu lassen, welche „die Botschaft von der Erlösung annehmen und sich liebevoll behandeln". Auch konnte der Orden durch sein Auftreten allgemeine Sympathien bei den Glaubensgenossen nicht erwecken. Seine völlige Loslösung von der bischöflichen Organisation der Kirche, die Eigenmächtigkeit, ja Überhebung der Einzelnen, die auf die vorhandenen Vertreter des geistlichen Standes wenig Rücksicht nahmen, erregten vielfach Unbehagen und Unzufriedenheit.

Wenn der Orden trotzdem emporkam und sich steigender Bedeutung erfreute, so verdankte er das zunächst einer doch auch in Deutschland nicht fehlenden Stimmung, die sein Erscheinen freudig begrüßte. Wenn oft gesagt worden ist, daß der Protestantismus,

wäre ihm nicht mit Gewalt begegnet worden, aus eigener innerer Kraft zur vollen Herrschaft gelangt wäre, so weit Leute deutscher Zunge wohnten, so ist das nicht ganz zutreffend. Wie einerseits sicher ist, daß sich evangelische Neigungen in alle Ecken und Winkel deutschen Kulturgebiets verbreiteten, so ist andererseits auch gewiß, daß es nirgends an Leuten fehlte, die im alten Kirchentum zu beharren wünschten, und daß diese in einigen Gegenden auch ohne Zwang der Landesregierung eine Mehrheit darstellten. Und unter ihnen fanden sich auch Männer, die durch Geistesanlage, Erziehung, Bildungsgang Eiferer für ihren Glauben waren. Hier waren die Ansätze gegeben, an die der Orden anknüpfen konnte und mit dem scharfen Blick für Möglichkeit des Erfolges, den der Jünger Loyolas erwarb, tatsächlich anknüpfte.

Die Jesuiten haben in Deutschland Unterricht und Seelsorge in den Mittelpunkt ihrer Tätigkeit gestellt und zwar, in richtiger Würdigung der Dinge dieser Welt, mit so gut wie ausschließlicher Richtung auf die vornehmeren Stände. Wo sie auftraten, suchten sie die höheren Lehranstalten in ihre Gewalt zu bekommen. Als erste Universität wurde ihnen die vom Augsburger Bischof Otto, Truchseß von Waldburg, einem der leidenschaftlichsten und skrupellosesten Vertreter schärfster Gegenreformation, in seiner Residenz Dillingen begründete hohe Schule übertragen. Die jesuitische Erziehung hatte ihre Stärke im Drill; sie war auf Erfolge gerichtet, die vorgezeigt und als Empfehlung gebraucht werden konnten. So kam sie zu Ansehen in leitenden katholischen Kreisen. Ihr ist es zuzuschreiben, daß sich in diesen langsam, aber sicher ein Wandel der Gesinnung vollzog, daß das Ende des Jahrhunderts in konfessionellen Fragen strenger dachte, reizbarer empfand als die Mitte, daß die Friedensstimmung kriegerischen Neigungen Platz machte.

Zuerst trat das zu Tage in den verstärkten Bemühungen katholischer Landesherren, des eingedrungenen Protestantismus Herr zu werden. In den habsburgischen Landen setzen sie mit Rudolf II. ein. Baiern ist durch seine Herzöge Albrecht V. und Wilhelm V.

(1550—1597) ſo gut wie vollſtändig von der Ketzerei wieder geſäubert worden. Nur mit größter Mühe hat der kleine Ortenburger Graf ſeine paar Dörfer beim angenommenen evangeliſchen Glauben feſthalten können. Abt Balthaſar von Fulda begann 1571 die Rekatholiſierung ſeines anſehnlichen Gebiets, ſein Schwager, der von Jeſuiten dem Katholizismus wiedergewonnene Meklenburger Stralendorf, im Auftrage des Mainzer Erzbiſchofs 1576 die des benachbarten Eichsfeldes. Von weltlichen Fürſten ward Markgraf Philipp II. von Baden-Baden (1571—1588) unter der Vormundſchaft ſeines Onkels Albrecht von Baiern von Jeſuiten erzogen und führte dann ſein Land wieder zum Katholizismus zurück.

In Fulda und auf dem Eichsfelde handelte es ſich um Hergänge, die nach der von Ferdinand I. zugeſtandenen und von Maximilian II. beſtätigten Deklaration unzuläſſig waren. Hätten die Proteſtanten auf ihrem Recht beſtanden, ſie hätten hindernd eingreifen müſſen. Jeder ernſtliche Verſuch dazu iſt unterblieben. So kann es nicht auffallen, daß ſich die gleiche Zurückhaltung, die gleiche Hintanſetzung der Geſamtintereſſen des Proteſtantismus zeigt gegenüber nahe liegenden, ja ſich aufdrängenden Möglichkeiten, das Geltungsgebiet der eigenen Konfeſſion zu erweitern.

Als der Augsburger Religionsfriede geſchloſſen wurde, waren ſämtliche norddeutſchen Bistümer rechts vom Rhein, mit der einzigen Ausnahme von Osnabrück und Paderborn, durch die Wahl ihrer Kapitel mit proteſtantiſchen oder dem Proteſtantismus ſehr naheſtehenden Biſchöfen beſetzt. In ihren Herrſchaftsgebieten war die Reformation damals ſchon durchgeführt oder iſt, abgeſehen von Münſter, wo das alte Kirchentum wieder aufgerichtet wurde, und von Hildesheim, wo die Reformation ſich nur teilweiſe behauptete, bald zur vollen Durchführung gelangt. Osnabrück hat ziemlich fünfzig Jahre (1574—1623) ununterbrochen proteſtantiſche Biſchöfe gehabt und iſt dauernd zur Hälfte proteſtantiſch geblieben, Paderborn erſt am Ende des Jahrhunderts wieder zur katholiſchen Kirche zurückgezwungen worden. Die der Neuerung günſtige Stimmung der Bevölkerung, die beſonders in den Städten durchweg die Ober-

hand hatte, iſt faſt überall durch den Stiftsadel gefördert worden. Er blieb noch lange im Beſitz des bisherigen Einfluſſes, da die Beſtimmung des Tridentiner Konzils, daß die Hälfte der Kapitel mit Graduierten beſetzt werden ſollte, wie alle verwandten Anordnungen, nur ſehr langſam zur Durchführung gekommen iſt.

Über dieſe Gebiete hinaus hat auch im Kurſtift Köln ſeit den Reformverſuchen Hermanns von Wied fortgeſetzt eine ſtarke reformatoriſche Strömung beſtanden. Zwei Erzbiſchöfe, Friedrich von Wied und Salentin von Iſenburg, haben nach einander (1567 und 1577) ihrer Stellung entſagt, weil ſie den Beſchlüſſen des Tridentiner Konzils nicht Folge leiſten mochten. Ihr Nachfolger, Gebhard Truchſeß von Waldburg, ein Neffe des glaubenseifrigen Augsburger Biſchofs, fand ſich ebenfalls bald im Zwieſpalt mit ſeiner Kirche. Er trug ſich mit dem Gedanken, eine Inſaſſin des Kloſters Görresheim, Agnes von Mansfeld, zu ehelichen, trat 1582 zum Proteſtantismus über und hoffte ſein Erzſtift nach ſich zu ziehen. Aber ihm ward 1583 Ernſt von Baiern, damals ſchon Biſchof von Freiſing, Hildesheim und Lüttich, als Gegenbiſchof entgegen geſtellt. Gebhard unterlag in dem ausbrechenden Kampfe; die Stütze, die er bei ſeinen Untertanen finden konnte, reichte nicht aus, ihm Halt zu gewähren gegen die Übermacht der bairiſchen und ſpaniſchen Hilfstruppen. Eine lutheriſche Hand hat ſich für ihn nicht erhoben. Kurfürſt Auguſt von Sachſen war der Meinung, „das proteſtantiſche Intereſſe müſſe der Sorge für Erhaltung des Friedens weichen“.

Die Spanier, die dieſen Ausgang weſentlich mit entſchieden hatten, haben in ähnlicher Weiſe mit ihrer zur Unterdrückung des niederländiſchen Aufſtandes verſammelten Streitmacht auch in anderen rheiniſchen und weſtfäliſchen Territorien eingegriffen, im Bistum Münſter, wo die Ausſchreitungen der Wiedertäufer den Proteſtantismus keineswegs völlig hatten in Mißkredit bringen können, im Bistum Paderborn, in der Reichsſtadt Aachen, in den Herzogtümern Kleve, Jülich und Berg, die unter dem ſchwachen Herzog Wilhelm zwiſchen den beiden Bekenntniſſen hin und her ſchwankten. Damals iſt endgültig entſchieden worden, daß im deutſchen Nordweſten, von

dem man ſagen kann, daß er zeitweiſe dem Proteſtantismus faſt gewonnen war, der Katholizismus die Oberhand behalten ſollte. Gegenüber oft gehörten Vorwürfen muß doch feſtgeſtellt werden, daß es die katholiſche Partei war, die zuerſt Fremde ins Reich rief zur Verteidigung ihrer Glaubensintereſſen und zwar nicht nur, als der Kaiſer ſelbſt ihr Führer war, ſondern auch, als es ſich um Unterſtützung durch eine dem Reiche ganz fremde Macht handelte. Die proteſtantiſchen Stände wären völlig im Rechte geweſen, nicht nur jedes Eingreifen der Spanier als unbefugte Einmiſchung in Reichsangelegenheiten mit den Waffen zurück zu weiſen, ſondern auch den deutſchen Parteigängern des bairiſchen Erzbiſchofs mit Gewalt entgegen zu treten und die Behandlung der Frage ausſchließlich und allein als Landesſache zu fordern. In dieſem Sinne wenigſtens hatten ſie den Religionsfrieden geſchloſſen.

Den zahlreichen und wichtigen Erfolgen der katholiſchen Gegenreformation ſtehen nur wenige und geringe des Proteſtantismus aus der Zeit nach dem Augsburger Frieden gegenüber. Sie beſchränken ſich in der Hauptſache auf die Evangeliſierung nicht reichsſtändiſcher Abteien innerhalb der proteſtantiſchen Territorien; es waren ihrer nicht wenige durch das Interim wieder aufgerichtet oder neu befeſtigt worden. Ob den proteſtantiſchen Fürſten ein Recht zuſtand, ſie der Reformation zu unterwerfen, war umſtritten. Es iſt auch nicht überall geſchehen. Die katholiſchen Gemeinden mittelalterlichen Urſprungs, die ſich noch heute mitten in geſchloſſen proteſtantiſchen Gebieten finden, verdanken dem meiſtens ihr Beſtehen.

Es iſt die allgemeine Auffaſſung, daß vor allem der Zwieſpalt der Bekenntniſſe die Proteſtanten gelähmt habe, und es iſt gewiß, daß er große Mitſchuld trägt an ihrer Unfähigkeit zu entſchloſſener Tat.

In der Pfalz, deren Fürſten bis über den Augsburger Religionsfrieden hinaus in den konfeſſionellen Fragen eine ausgeprägte Parteiſtellung nicht eingenommen hatten, trat nach Otto Heinrichs Tode (1559) an Stelle der Heidelberger die Simmernſche Linie. Ihr

erster Kurfürst Friedrich III. (der Fromme) entschied sich nach längerem Schwanken und vergeblichen Vermittlungsversuchen für den Calvinismus, dem das Simmernsche Haus, abgesehen von Friedrichs Sohn Ludwig VI. (1576—1583), bis an seinen Ausgang ergeben geblieben ist. Keine anderen als religiöse Gründe bestimmten seinen Schritt; die Folgen aber waren politische. Sein lutherischer, nicht weniger glaubensfester Nachbarfürst Christoph von Württemberg wandte sich sofort von ihm ab und bestritt sein Recht auf Teilnahme am Augsburger Religionsfrieden. Ein persönlicher Konflikt Friedrichs mit August von Sachsen kam hinzu. Als Wilhelm von Oranien seine zweite Gemahlin Anna, des Kurfürsten August Nichte, Moritz' Tochter, entlassen hatte, hat der Pfälzer die dritte Vermählung vermittelt. Die pfälzische und die sächsische Politik sind nicht wieder eins geworden.

Zu einer weiteren Spaltung innerhalb der Protestanten führte 1577 die Konkordienformel. Sie sollte den Streitigkeiten zwischen der streng lutherischen und der melanchthonischen Auffassung, die nach Luthers Tode zum Teil mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt worden waren, ein Ende machen, hat aber in ihrer Wirkung ihrem Namen nicht entsprochen. Die große Mehrzahl der evangelischen Stände nahm sie an; aber ein so wichtiges Glied ihrer Gemeinschaft wie Hessen ging seinen besonderen Weg. Auch in den nordischen Königreichen fand sie keinen Beifall. Während die Altgläubigen sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kirchlich fester zusammenschlossen, erhielt die evangelische Eintracht einen neuen Riß.

Über nichts ist in dem Jahrhundert nach dem Augsburger Religionsfrieden so viel verhandelt worden wie über konfessionelle Bündnisse. Auf katholischer Seite hat die Kurie, seitdem sie im Konzil ihre kirchliche Stellung befestigt hatte, nichts anderes so ernstlich betrieben wie einen Zusammenschluß aller katholischen Mächte zur Bekämpfung der Ketzer. Die politischen Interessen gingen aber viel zu sehr aus einander, als daß das Ziel jemals hätte erreicht werden können. Auch von protestantischer Seite ist eine allumfassende Verbindung stets vergeblich erstrebt worden.

Die Haltung der einzelnen evangeliſchen Stände Deutſchlands gegenüber dieſen Verſuchen iſt faſt durchweg beſtimmt worden durch ihre konfeſſionelle Richtung. Die den Calvinismus auszeichnende Streitbarkeit hat ſich auch in den Pfälzer Kurfürſten nicht verleugnet. Beſonders Friedrichs des Frommen zweiter Sohn Johann Kaſimir, der 1583—1592 das Kurfürſtentum vormundſchaftlich verwaltete, iſt neben Friedrich ſelbſt von dieſem Geiſt erfüllt geweſen. Beide Fürſten haben daheim und auswärts die Politik der Tat vertreten und Bündnisbeſtrebungen nach Kräften zu fördern geſucht. Die proteſtantiſche Geſchichtſchreibung der Neuzeit pflegt dieſer Politik ſympathiſch gegenüber zu ſtehen, ihre großen Geſichtspunkte hervorzuheben, zu betonen, was ſie, einheitlich durchgeführt, in den ſpaniſch-niederländiſch-engliſchen Kämpfen, in den Hugenottenkriegen hätte erreichen können. Dem läßt ſich im allgemeinen nicht widerſprechen. Es iſt und bleibt aber auch eine Tatſache, daß gerade die pfälziſche Politik den Schritt getan hat, der den großen Deutſchen Krieg ſo gut wie unvermeidlich machte.

Der Schmalkaldiſche Bund hat mit dem Schmalkaldiſchen Kriege ſein Ende gefunden. Bis dahin waren die Einigungsbeſtrebungen der katholiſchen Stände über Anfangsverſuche nicht weſentlich hinausgekommen. Sie ſind nach dem Religionsfrieden wieder aufgenommen worden, ohne auch jetzt zu feſten Ergebniſſen zu führen. Der ſogenannte Landsberger Bund, der von 1556—1598 beſtanden hat, iſt kein rein katholiſcher geworden. Mit den ſteigenden Bemühungen und Erfolgen der Gegenreformation wuchs aber auch die Neigung, zu ſolchen Bündniſſen zuſammen zu treten. Der Anlaß, der ſie zu neuem Leben und auf katholiſcher Seite zu bisher ungekannter Kraft und Feſtigkeit führte, iſt kennzeichnend für die Art der üblichen Streitigkeiten und Reibereien.

Im Donauwörther Zwiſt laſſen ſich auch heute Recht und Unrecht noch nicht widerſpruchslos ſcheiden. Sobald man nur dieſe Frage aufwirft, iſt auch die Verbindung mit dem konfeſſionellen Standpunkt gegeben, da es ſich um das Recht handelt, das ein

Bekenntnis für seine öffentliche Betätigung in Anspruch nehmen kann, zugleich aber auch um die Pflicht der Berücksichtigung Andersgläubiger, die es dabei zu üben hat. Donauwörth gehörte zu den oberdeutschen Reichsstädten, in denen die Reformation, aufgehalten besonders durch das Interim, nicht zum vollen Siege hatte kommen können. Die kleine katholische Minderheit, die übrig geblieben war, konnte sich auf ein unmittelbar an die Stadt anstoßendes Benediktinerkloster stützen. Wenn die protestantische Mehrheit ihre Verstärkung zu hindern suchte, indem sie die Aufnahme katholischer Neubürger erschwerte, so übte sie, und zwar in milder Form, nur ein auf Grund des Augsburger Religionsfriedens den Landes- oder Ortsobrigkeiten zustehendes Recht, übte es auf Grund einer gewissen Selbsterhaltungspflicht, da in der Nachbarschaft der Stadt die katholische Bevölkerung durchaus überwog. Andererseits kann man aber auch nicht von einer eigentlichen Rechtsverletzung reden, wenn man vom Kloster aus die seit langem außer Brauch gekommenen Prozessionen durch die Straßen der Stadt in den 70er Jahren des Jahrhunderts wieder aufnahm und dann immer zahlreicher und prunkvoller und zuletzt unter voller Entfaltung der bisher immer aufgerollt geführten Fahne veranstaltete. Es war die in der jesuitischen Nachbar-Universität Dillingen gebildete neue Insassenschaft des Klosters, die solches Verhalten nicht nur als Recht, sondern auch als Pflicht ansah. Als es auf den gewaltsamen Widerstand der städtischen Bevölkerung stieß, erhob Bischof Heinrich von Augsburg Klage beim Kaiser. Es ist ein Beleg der neuen Strömung, die am kaiserlichen Hofe herrschte, daß die rein reichsrechtliche Frage vor das Hofgericht gebracht, dort entschieden und die Stadt, als sie sich fortgesetzt weigerte nachzugeben, auf Grund des hof-, nicht eines reichsgerichtlichen Urteils in die Acht getan ward. Die Vollstreckung der Acht übernahm Herzog Maximilian von Baiern. Er besetzte Donauwörth gegen Ende des Jahres 1607, und seine Kostenersatzansprüche zeigten bald, daß er nicht so rasch wieder hinaus zu gehen gedachte. Die Reichsfreiheit der Stadt, die schon einmal über ein halbes Jahrhundert in bairischem Pfandbesitz gewesen war, war ernstlich bedroht.

Im Mai 1608 iſt die „Union" zuſammengetreten. Das Schickſal Donauwörths bewog die nächſtbeteiligten lutheriſchen Fürſten Oberdeutſchlands, nun doch ihre Abneigung gegen den Calvinismus beiſeite zu ſetzen. Württemberg, Baden-Durlach, Pfalz-Neuburg und die fränkiſchen Markgrafen vereinigten ſich mit Kurfürſt Friedrich IV. von der Pfalz. Bald haben ſich auch die Städte Straßburg, Nürnberg und Ulm, der Pfalzgraf von Zweibrücken, der Graf von Öttingen und das norddeutſche Anhalt angeſchloſſen. Der Union ſetzte Herzog Maximilian mit den drei rheiniſchen Kurfürſten und Erzbiſchöfen und einer Anzahl oberdeutſcher Biſchöfe im Juni und Juli des nächſten Jahres die „Liga" entgegen. Da die kaiſerliche Gewalt in Reichsangelegenheiten weſentlich weniger bedeutete als in der Zeit Karls V., ſo ſtellen dieſe Bündniſſe eine weit ſchärfere politiſche Sonderung nach Konfeſſionen dar, als ſie damals beſtanden hatte.

Gleichwohl hat ſich auch jetzt noch unter den beteiligten Ständen auf beiden Seiten eine unverkennbare Scheu gezeigt, gegen einander die Waffen zu ergreifen. Sie hat auch fortbeſtanden, als eine neue Streitfrage auftauchte und Anlaß wurde, die Bündniſſe in die Berechnungen der großen europäiſchen Politik einzubeziehen.

Noch vor dem Zuſtandekommen der Liga, im März 1609, war der geiſteskranke Herr von Kleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg, Herzog Johann Wilhelm, kinderlos geſtorben. Berechtigte Erben waren Kurfürſt Johann Sigmund von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der Sohn des Mitbegründers der Union. Spanien ſuchte den Übergang der für ſein burgundiſches Beſitztum ſo wichtigen Lande, in denen es ſeit einem Menſchenalter faſt unbeſchränkt geſchaltet hatte, in proteſtantiſche Hände zu hindern und fand den Kaiſer auf ſeiner Seite. Dagegen erhoben ſich Frankreich und die Niederlande. Beide Parteien warben um Anſchluß unter den deutſchen Fürſten und wurden von den Nächſtbeteiligten umworben. Schon ſtand Heinrich IV. gerüſtet zum deutſchen Kriege, als er am 14. Mai 1610 der Mörderhand Ravaillacs zum Opfer fiel. So blieb der äußere Friede diesmal erhalten.

Er ward auch nicht gebrochen, als Wolfgang Wilhelm nach des Vaters Tode (1614) katholiſch und Mitglied der Liga wurde, um an dieſer einen Halt zu haben. Wohl aber haben beide Bündniſſe aus der Vergrößerung der Streitfragen neue Kraft geſogen, die Liga in engerem Anſchluß an den Kaiſer und an Spanien, die Union durch Ausbreitung unter den norddeutſchen Fürſten, ohne doch jemals alle proteſtantiſchen Stände gewinnen zu können. So war Deutſchland, dank vor allem den Beſtrebungen der Gegenreformation, in zwei konfeſſionell umgrenzte Lager getrennt, als dieſe Beſtrebungen in den öſterreichiſchen Erblanden zu Zuſtänden führten, die den Proteſtantismus dringender als je ſeit dem Schmalkaldiſchen Kriege vor die Frage ſtellten, ob Friedensliebe noch vereinbar ſei mit der Pflicht der Selbſterhaltung.

Viertes Kapitel.

Der Dreißigjährige Krieg.

Keines der europäiſchen Länder, in denen noch heute der Katholizismus herrſcht, auch Frankreich nicht, iſt im 16. Jahrhundert ſo ſtark vom Proteſtantismus durchſetzt geweſen wie die Herrſchaftsgebiete der deutſchen Habsburger. Seine Anhänger waren in faſt allen Kronländern ſtark vertreten; in mehr als einem, beſonders in Böhmen, Schleſien und Oberöſterreich, ſah ſich die alte Kirche auf einen beſcheidenen Beſitzſtand zurück gedrängt. In Stadt und Land waren evangeliſche Anſchauungen verbreitet, vor allem aber beim Adel.

Das gab der konfeſſionellen Frage eine ſtark politiſche Seite. Denn der Adel war der Träger der ſtändiſchen Macht; die Stände aber waren hier wie überall das vornehmſte Hemmnis der Entwickelung einer ſtarken Landesgewalt. Wir ſtoßen hier wieder auf einen klaren Beleg, wie wenig das wirkliche Werden durch allgemeine Sätze dem Verſtändnis näher gebracht werden kann. Die Reformation hat fürſtliche Gewalt gefördert; in den öſterreichiſchen Landen aber iſt ſie ihr hindernd in den Weg getreten. Da das Regentenhaus nun einmal katholiſch geblieben war, bot ſich ihm kaum ein anderer Weg, als durch Niederwerfung des Proteſtantismus zu wirklicher Herrſchaft zu gelangen. Die übliche Gegnerſchaft der Stände ſog hier beſondere Kraft aus der Notwendigkeit, zu-

gleich mit den politiſchen Rechten und in ihnen den Glauben zu verteidigen. Man kann die Hergänge der öſterreichiſchen Gegenreformation nicht richtig verſtehen, wenn man ſich dieſe beſondere Lage nicht gegenwärtig hält.

Der Größe des habsburgiſchen Beſitzes, auch ſeiner Bevölkerungszahl, entſprach nicht die ihm inne wohnende Kraft. Wäre es der Fall geweſen, die deutſchen Habsburger hätten kaum hinter Frankreich und Spanien zurück zu treten brauchen. Die geſchichtlich gewordene Zerſplitterung hob den Vorteil des engen räumlichen Zuſammenhanges faſt völlig wieder auf. In Ungarn und Böhmen war die Königsmacht aus alter Tradition beſchränkt, in Ungarn noch beſonders gefährdet durch den Rückhalt, den alle Unzufriedenen am ſiebenbürgiſchen Hoſpodaren und an den Türken fanden. Überall vervielfältigte der Gegenſatz der Bekenntniſſe die Streitfragen und ſteigerte das Mißtrauen. Sollte Habsburgs Beſitz die Machtſtellung gewinnen, die ſeinem Umfang und Wert und den überlieferten Anſprüchen ſeines Herrſcherhauſes entſprach, ſo mußte er zu einer feſteren, leiſtungsfähigen Einheit zuſammengefaßt werden.

Dieſes Ziel iſt ſeit Ferdinand I. erſtrebt worden. Es trat immer deutlicher hervor, je mehr der konfeſſionelle Gegenſatz Stände und Regenten trennte. Als unter Rudolf II. die Gegenreformation einzuſetzen begann, zeigte ſich bald, daß ſeine Erreichung zugleich ſchwieriger und dringlicher wurde. Unter Matthias hat man auf Generallandtagen eine Art Geſamtſtaatsverfaſſung, vor allem eine feſte Verpflichtung zu den nötigen finanziellen und kriegeriſchen Leiſtungen, zu erreichen geſucht. Man hat aber auf dieſem Wege eher die Stände der verſchiedenen Kronländer einander genähert und zu gemeinſamem Widerſtande zuſammen geführt. Nur das Fallenlaſſen aller gegenreformatoriſchen Gedanken hätte helfen können. So ſtieg das Geſpenſt eines vollſtändigen Zerfalles der habsburgiſchen Monarchie drohend empor. Ferdinand II. iſt es geweſen, der dieſer Entwickelung eine beſtimmte Richtung gegeben hat.

Kraft und Einheitlichkeit der öſterreichiſchen Lande ſind zeitweiſe noch beeinträchtigt worden durch die Teilung, die nach

Ferdinands I. Tode 1564 eintrat. Sein zweiter Sohn Ferdinand erhielt Tirol und Vorderösterreich, sein dritter Karl Steiermark, Kärnten, Krain und Görz. Ferdinands Lande sind, da die Vermählung mit Philippine Welser dem Regenten erbberechtigte Nachkommenschaft versagte, nach dessen Ableben 1595 wieder an die Hauptmasse gefallen. Die Grazer Linie sollte in Karls Sohn Ferdinand selbst zur Leitung der Gesamtmonarchie berufen werden.

Schon Karl war ein eifriger Anhänger der alten Kirche und hatte den Protestantismus in seinen Landen kräftig einzudämmen versucht, dadurch den Gegensatz zu den Ständen aber verschärft. Sein Sohn, der ihm 1590 im Alter von zwölf Jahren folgte, wurde, ehe er die Regierung wirklich antrat, nach Ingolstadt zu den Jesuiten geschickt und dort durch fünf Jahre erzogen; seine bairische Mutter Maria, Tochter Albrechts V., war im Glauben noch eifriger als ihr Gemahl. So entwickelte sich in Ferdinand II. jene völlige Hingebung an die Kirche, in der er von keinem österreichischen Herrscher, von keinem deutschen Fürsten übertroffen worden ist.

Ferdinand II. war in keiner Weise eine bedeutende Persönlichkeit. Seine Kenntnisse wie seine Geistesgaben hielten sich in Durchschnittsgrenzen. Auch war ihm kein besonderer Pflichteifer gegenüber den Geschäften eigen oder ein auszeichnendes Maß von Entschlußfähigkeit. Aber in einem war er stark und fest, in der Überzeugung, daß es seine Herrscherpflicht sei, den katholischen Glauben, so weit seine Macht reiche, überall zur vollen und alleinigen Geltung zu bringen, daß es eine Sünde sei, Ketzerei nicht zu verfolgen. Der blindeste Glaubensfanatismus des Mittelalters ward in diesem Jesuitenzögling wieder lebendig; in seinem Dienste war er zu jedem Opfer, zu jeder Anstrengung bereit.

In Loreto hat Ferdinand 1598 das Gelübde getan, „selbst mit Gefahr seines Lebens alle Sekten und Irrlehren aus den ihm vererbten Ländern zu vertreiben". Er hat es in den nächsten fünf Jahren erfüllen können, ohne irgend welche Gefahr für sein Leben oder seine Herrschaft. Der Protestantismus seiner allerdings un-

gefähr zur Hälfte slavischen Erblande hat sich wenig widerstandsfähig erwiesen, obgleich ihm der Adel überwiegend anhing. Keine Gewaltmaßregel ward gescheut, das Ziel zu erreichen. Daß der protestantische Schwabe Kepler, als er Graz verlassen mußte, in Prag bei Rudolf II. neben Tyge Brahe eine Zuflucht fand, zeigt doch den Unterschied in der Ergebenheit der beiden Vettern gegen die Kirche.

Von den Söhnen Maximilians II. blieben Kaiser Rudolf und Erzherzog Maximilian unvermählt, Kaiser Matthias und Erzherzog Albrecht lebten in kinderloser Ehe, Ernst und Wenzel starben vor Rudolf. So kam Ferdinand von der Steiermark als Gesamterbe und zugleich für die Kaiserwürde in Frage. Der Vetter Maximilian, der nach seinen vergeblichen Bemühungen um die polnische Königskrone Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens geworden war, ist besonders nachdrücklich für ihn eingetreten. Ihm und dem Bruder Albrecht, der seit 1596 die spanischen Niederlande regierte, empfahl sich Ferdinand besonders durch seinen Glaubenseifer. Spanische Wünsche und Ansprüche, die entgegen standen, sind durch das Versprechen einer Abtretung des Elsasses, das für Spanien wegen der Verbindung seines italienischen und hochburgundischen Besitzes mit dem niederländischen von Wichtigkeit war, befriedigt worden. Seit 1617 stand Ferdinand in anerkannter Anwartschaft auf sämtliche Würden und Rechte des regierenden Kaisers Matthias.

Noch in demselben Jahre ist es ihm gelungen, seine Ansprüche in Böhmen zur Geltung zu bringen, obgleich die Verhältnisse hier besonders schwierig lagen.

In den östlichen Ländern Europas, soweit sie in den abendländischen Bildungskreis gehören, hat das ausgehende Mittelalter kein Anwachsen der Königsmacht gegenüber den Großen der Reiche wie in Westeuropa zu verzeichnen, eher das Gegenteil. Auch den Habsburgern ist es in Böhmen und seinen Nebenländern nicht gelungen, in dieser Richtung Erfolge zu erringen. Die Verhältnisse waren hier besonders erschwert durch die fortdauernde kirchliche Sonderstellung.

Der Huſſitismus hatte ſich, beeinflußt von der deutſchen Reformation, in die „böhmiſche Konfeſſion“ umgewandelt, der die „evangeliſchen Chriſten“, wie ſie ſich ſelbſt nannten, anhingen. Daneben gab es noch Utraquiſten oder Kalixtiner im alten Sinne und eine beſcheidene Zahl von Anhängern der alten Kirche, die teils habsburgiſchem Einfluß ihr Beſtehen verdankten, teils in einigen deutſchen Städten, beſonders in Pilſen und Budweis, den Huſſitenſturm überdauert hatten. In Schleſien dagegen war, ſo weit das Deutſchtum reichte — und das war ſchon damals die größere und volkreichere Hälfte des Landes —, das Luthertum durchaus herrſchend.

Böhmiſche Konfeſſion und Utraquiſten waren fortgeſetzt ausgeſprochen deutſchfeindlich. 1615 beſtimmte ein Landesgeſetz, daß kein der tſchechiſchen Sprache Unkundiger ein Landesbürgerrecht erwerben ſollte, daß Nachkommen eines Fremden, der ſie erlernt habe, erſt im dritten Gliede zu öffentlichen Ämtern ſollten zugelaſſen werden können. Allein des Tſchechiſchen kundige Kinder ſollten unbewegliches Eigentum erben, vom beweglichen ſolche Kinder zwei Drittel, die des Tſchechiſchen Unkundigen nur ein Drittel erhalten. So vereinigten ſich in Böhmen und ſeinen Nebenlanden religiöſe, nationale, ſtändiſche Beſtrebungen, die Machtſtellung des Königtums einzuengen.

Unter Kaiſer Rudolf, der von der ſchönen Moldauſtadt aus ſeiner weiten Lande waltete, und für den die Krone Böhmens ſein ſchönſtes Beſitztum darſtellte, trat die religiöſe Frage in den Vordergrund. Er hat 1609 im „Majeſtätsbrief“ und dem ſich anſchließenden „Vergleich“ den Untertanen ſeiner böhmiſchen Lande das Recht zugeſtehen müſſen, ſich zur böhmiſchen Konfeſſion zu bekennen. Kirchenbau ſollte geſtattet ſein auf den Beſitzungen der Herren und Ritter, in königlichen Städten und auf königlichen Gütern. Als Matthias 1611 auch in Böhmen zur Regierung kam, mußte er Majeſtätsbrief und Vergleich beſtätigen, zugleich aber auch verſprechen, daß zu ſeinen Lebzeiten nicht über die Wahl eines neuen Königs verhandelt werden ſolle. Die Zuſage iſt verlangt worden nicht ohne den Hintergedanken, daß man nötigenfalls einen proteſtantiſchen König wählen könne.

Trotzdem hat Ferdinand 1617 ohne allzu große Schwierigkeiten seine Wahl durchgesetzt. Von kaiserlicher Seite wurde nicht ohne gute Gründe geltend gemacht, daß Böhmen kein freies Wahlreich sei. Auch zeigte sich schon damals die geringe Widerstandskraft der böhmischen Stände gegenüber einem festen und entschlossenen Willen. Doch mußte Ferdinand alle Rechte und Privilegien von früheren und gegenwärtigen Herrschern bestätigen, auch Majestätsbrief und Vergleich. Es war nicht seine Meinung, sie gelten zu lassen, so weit sie der zwangsweisen Durchführung seiner Religion im Wege standen. Er legte den Patres des Prager Jesuitenkollegs die Frage vor, ob er ohne Gewissensbisse bestätigen könne, was er nicht zu halten gedenke, und erhielt ein einstimmiges Ja zur Antwort. So bestätigte er und war „froh, daß er die Krone Böhmens ohne Gewissensbisse erlange".

Es war noch nicht ein Jahr seit Ferdinands Wahl verflossen, als den streitigen Kirchenbauten in Braunau und Klostergrab, bei denen es sich in der Hauptsache um die Frage handelte, ob Kirchenboden auch als königliches Gut anzusehen sei, gewaltsam ein Ende gemacht wurde und dann der Fenstersturz des Slawata, Martinitz und Fabricius vom Schlosse des Hradschin erfolgte. Böhmen stand in offener Empörung, und einzelne Leiter der Erhebung dachten an nichts Geringeres als an völlige Losreißung vom Hause Habsburg, als Kaiser Matthias am 20. März 1619 starb.

Matthias wäre bereit gewesen, durch Nachgiebigkeit zu versöhnen. Ferdinand hat daran nicht einen Augenblick gedacht; er sah in dem Aufstand „ein Glück", da er von allen Verpflichtungen befreite. Der Himmel bot die Gelegenheit, zugleich mit dem politischen den religiösen Widerstand zu brechen. Die Schwierigkeiten, die seiner Nachfolge auch in Ober- und Niederösterreich und in Ungarn entgegen traten, haben ihn nicht ins Wanken gebracht. So ist es den Gegnern Habsburgs nicht schwer geworden, zum völligen Bruch mit der Dynastie zu treiben. Am 26. August 1619 ward Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz in Prag zum böhmischen

König erwählt. Zwei Tage ſpäter erfolgte in Frankfurt Ferdinands Wahl zum Kaiſer, nicht ohne daß der Kurfürſt, und zwar in mehr als ungeſchickter Weiſe, ſie zu hindern verſucht hätte.

Friedrich V. hatte ſchon ſeit Jahren böhmiſche Politik getrieben. Indem er ſeine Wahl erſt wünſchte und förderte, die geſchehene dann annahm, ſtreckte er ſeine Hand aus nach einem Beſitztum, auf das die Habsburger zweifelloſe Erbanſprüche hatten, deſſen Verluſt ſie auf Jahrhunderte zurückgeworfen haben würde. Er mußte ſich klar machen, daß ſie ihr Recht verteidigen und ihn mit gutem Grunde verantwortlich machen würden für ſeinen Eingriff. Wenn man gelten laſſen will, daß der Kurfürſt weniger aus dynaſtiſchem Ehrgeiz oder Herrſchgelüſt als um der Religion willen, um einem bedrängten Volke ſein verbrieftes religiöſes Recht zu erhalten, das Schwert gezogen hat, ſo gewinnt das Unternehmen einen anderen Charakter. Es fällt in den Kreis der Handlungen, zu denen die katholiſche Kirche für ihre Angehörigen nicht nur das Recht in Anſpruch nahm, ſondern die ſie ihnen ſogar als Pflicht auferlegte. Aber ein ſolcher Kampf für den Glauben hätte nur durch den Erfolg volle Rechtfertigung finden können. Wäre Friedrich Sieger geblieben, er würde mit Recht als proteſtantiſcher Held geprieſen werden; ſein Mißerfolg hat unſägliches Elend über Deutſchland gebracht.

Es hat ſich bald gezeigt, daß dem Verſchönerer des Heidelberger Schloſſes, dem Urheber des „Engliſchen Baues", zum Helden ſo gut wie alles fehlte. In jeder Beziehung, ſtaatsmänniſch wie kriegeriſch, war der Zug des „Winterkönigs" völlig ungenügend vorbereitet. Friedrich wußte vorweg, daß er auf die Unterſtützung der Union bei dieſem Angriffsunternehmen nicht rechnen konnte daß er auch von ſeinem engliſchen Schwiegervater und von Frankreich her Hilfe nicht zu erwarten hatte. Johann Georg von Sachſen, deſſen Kurfürſtentum durch ſeine Lage den rechten Stützpunkt abgegeben hätte, die Religionsfreiheit der böhmiſchen Lande zu decken, war ſelbſt nach Geſinnung wie Perſönlichkeit völlig unfähig zu ſolcher Stellungnahme, war zudem dem Pfälzer als abgeſagter

Gegner ſeines Vorgehens bekannt. Von der Opferwilligkeit und Leiſtungsfähigkeit der böhmiſchen Stände hatte ihr neuer König höchſt unklare Vorſtellungen; er hat zu ſeinem Schaden bald lernen müſſen, daß er ſie weit überſchätzt hatte. Was das Königreich ſelbſt aufbrachte, ſteht in gar keinem Verhältnis zu den reichen Hilfsquellen dieſes von der Natur ſo trefflich ausgeſtatteten Landes. Der Verſuch, dem verhaßten reformierten Kultus Eingang zu verſchaffen, zu dem ſeine calviniſchen Hofprediger den König anleiteten, konnte deſſen Stellung auch nicht verbeſſern. Dazu rief ſein Erſcheinen in des Kaiſers Erblanden einen gefährlichen Gegner auf den Plan.

Herzog Maximilian von Baiern war fünf Jahre älter als ſein Vetter Ferdinand, war aber in Ingolſtadt noch ſein Mitſchüler bei den Jeſuiten geweſen. Verwandtſchaft und Geſinnungsgleichheit haben nahe perſönliche Beziehungen zwiſchen den beiden Fürſten geſchaffen. Der Herzog hat ſich gegenüber dem König und Kaiſer ſtets einer gewiſſen Ehrerbietung befleißigt trotz ſeines höheren Alters, und obgleich er ihm in jeder Beziehung überlegen war, in Kenntniſſen und Fertigkeiten, in Einſicht und Regententüchtigkeit und nicht zuletzt an Adel der Geſinnung. Er war kein ſchlechterer Katholik als Ferdinand ſelbſt, doch weniger bigott. Man kann es verſtehen und gut heißen, daß deutſch fühlender Katholizismus ihn als ſeinen Helden preiſt. Er verdient das Lob eines gewiſſenhaften Katholiken, eines guten Deutſchen, eines treuen Reichsfürſten, der vom Boden des Reiches nie etwas hat preisgeben wollen.

Als Haupt der Liga hat er zunächſt die Politik vertreten, daß man ſich der Einmiſchung in die inner-öſterreichiſchen Wirren enthalten müſſe. Ferdinands Hilfegeſuche hatten bei ihm wie beim nächſten Nachbar, dem Salzburger Erzbiſchofe, nur ablehnende Antworten gefunden. Man beſorgte, daß eigenes Eingreifen auch die Union in den Streit hinein ziehen, dieſen ins Reich übertragen werde. Erſt die Wahl des Pfälzers zum böhmiſchen König änderte dieſe Haltung. Von Frankfurt heimkehrend hat Ferdinand den Herzog und die Liga zum Bündnis bereit gefunden. Max wurden

für die zu leiſtende Hilfe die pfälziſche Kurwürde und Oberöſterreich, das ſich, ſeinen Glauben zu verteidigen, in offenem Aufruhr gegen Ferdinand erhoben hatte, und außerdem alle Eroberungen zugeſagt, die der Herzog dem Pfälzer abgewinnen würde. Damit war ausgeſprochen, daß man den Pfälzer für ſeine Einmiſchung an ſeinen Erblanden ſtrafen, den Krieg alſo ins Reich übertragen wollte.

Auch hier iſt ſchwer, ja unmöglich, zu ſagen, wo Recht und Unrecht ſich ſcheiden. Es war verſtändlich, daß der Kaiſer gegenüber einem Reichsfürſten, der ihn in ſeinen Erblanden angriff, nicht Halt zu machen gedachte an den Grenzen dieſer Lande. Andererſeits wäre die Union aber völlig berechtigt geweſen, das Eingreifen der Liga gegen ihr vornehmſtes Bundesmitglied als casus foederis anzuſehen. Indem ſie es nicht tat, handelte ſie durchaus gegen die Grundſätze geſunder Politik. Die Überlegenheit in Einigkeit und Entſchloſſenheit war zur Zeit durchaus auf katholiſcher Seite. Unter den Unionsfürſten ſelbſt ſtieß man ſich an dem „Eindringen in fremden Beſitzſtand", deſſen Friedrich ſich ſchuldig gemacht hatte. Man gab ſich Anfang Juni 1620 im Ulmer Vertrage zufrieden mit der Zuſicherung, daß die evangeliſchen Stände in ihrem Beſitz nicht geſchädigt werden ſollten.

So haben Kaiſer und Liga in dieſem Jahre dem böhmiſchen Aufſtand mit vereinten Kräften ein Ende machen können. Maximilian iſt ſelbſt mit zu Felde gezogen. Auch Unterſtützung von Spanien und dem Papſte und von Polen her hat nicht gefehlt. Die Zerfahrenheit der böhmiſchen Verhältniſſe und die Kopfloſigkeit des auserkorenen Königs haben es zu einem nachhaltigen Widerſtand nicht kommen laſſen. Am Weißen Berge wurden Friedrichs Streitkräfte am 8. November 1620 ohne allzu große Mühe zu Paaren getrieben, während er ſelbſt im Schloſſe auf dem Hradſchin mit engliſchen Offizieren frühſtückte. In ſchneller und ſchimpflicher Flucht mußte er mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth, Jakobs I. von England Tochter, aus ſeinem neuen Königreiche weichen.

Kaum ein anderes Ereignis der böhmiſchen Geſchichte, ſelbſt Huſſens Tod nicht, hat ſo tief eingegriffen in die Geſchicke nicht nur der unter der Wenzelskrone vereinigten Länder, ſondern Deutſchlands, ja Europas wie die Schlacht am Weißen Berge. Sie gab dem Proteſtantismus, ſoweit er unter Habsburgs Scepter vorhanden war, den Todesſtoß. Wo er ſich in Ungarn bis auf den heutigen Tag erhalten hat, verdankt er ſein Beſtehen der türkiſchen Herrſchaft. Mit unerbittlicher Strenge hat Ferdinand allem, was nicht katholiſch war, ein Ende gemacht; nur in Schleſien und der Lauſitz wurde zunächſt noch Rückſicht auf Sachſen genommen, das bei der Unterwerfung dieſer Länder mitgewirkt hatte. Als ſich die oberöſterreichiſchen Bauern 1626/27 noch einmal für ihren Glauben erhoben, wurden ſie, abermals mit bairiſcher Hilfe, überwältigt und grauſam geſtraft. Erſt durch dieſe Erfolge iſt der Katholizismus im geſamtdeutſchen Sprachgebiet ſeiner Verbreitung nach einigermaßen mit dem Proteſtantismus ins Gleichgewicht gebracht worden. Daß die Macht der Stände zur Bedeutungsloſigkeit herabgedrückt wurde, war die unvermeidliche Begleiterſcheinung. Kaiſer Ferdinand ſoll den Majeſtätsbrief eigenhändig zerſchnitten und das Siegel herabgeriſſen haben. Das ſo zugerichtete Exemplar wird in Wien noch heute bewahrt. Die habsburgiſche Monarchie wurde nicht nur konfeſſionell, ſondern auch politiſch ein einheitliches Reich.

Damit wurde ſie in eine Machtſtellung hinauf gehoben, die ſie bisher nicht gehabt hatte. Erſt ſeit Ferdinand II. kann Öſterreich neben Spanien, Frankreich und England unter die großen europäiſchen Mächte gezählt werden. Er hat ſeinem Staate und damit doch auch wieder dem Kaiſertum eine europäiſche Stellung gegeben. Und dieſe Stellung war nun, ſo katholiſch ſie gehandhabt werden mochte, doch eine deutſche und iſt eine deutſche geblieben. Nicht anders iſt ſie den fremden Völkern, die unter habsburgiſcher Herrſchaft zuſammengefaßt waren, entgegengetreten. Mit dem Katholizismus, geführt von den Jeſuiten, iſt das Deutſchtum wieder in die Länder der Wenzelskrone eingezogen. Ferdinands Sieg hat dem Huſſitentum nicht nur religiös, ſondern auch national ein Ende

gemacht. Der Kampf gegen die Ketzerei gestaltete sich in Böhmen und Mähren zu einem Kampf gegen das Tschechentum. Niemals, auch in den Tagen Ottokars und Karls IV. nicht, sind diese Länder deutscher gewesen, als sie es jetzt infolge der Gegenreformation wurden und weit über zweihundert Jahre, bis heran an unsere Zeit, geblieben sind. Nie sind diese Länder deutscher Führung so dienstbar gewesen wie in der nun folgenden Zeit. So eigentümlich durchkreuzen sich die Wege der Geschichte, und so wenig kann man ihren Gang durch allgemeine Richtlinien festlegen, daß der Kampf gegen die Reformation, die doch ihrem Wesen nach vor allem eine deutsche Tat war, und gegen das, was sich ihr angegliedert hatte, hier zu einem Erfolge des Deutschtums ward.

Schon vor der Schlacht am Weißen Berge waren die Spanier unter Spinola in die Pfalz eingefallen. Wieder waren es der Kaiser und die Führer der Katholiken, welche die Fremden ins Reich riefen. Daß es sich nicht nur um die Bestrafung des Kurfürsten, der die böhmische Krone nicht niederlegte, sondern auch um die Rekatholisierung seiner Lande handelte, wurde bald jedermann erkennbar. Ferdinand ist nach dem Prager Siege nach Mariazell gewallfahrtet und hat das Gelübde von Loreto erneuert. Der Union fehlte es jetzt wahrlich nicht an begründetem Rechtstitel zum Eingreifen; sie war es sich selbst schuldig. Aber nur vereinzelt sind Hilfstruppen ihrer Angehörigen im Felde erschienen. Im April 1621 bequemte sie sich zum Mainzer Akkord, der sie zur Neutralität verpflichtete gegen die Zusicherung, sie in ihren eigenen Territorien unbehelligt zu lassen. Allein Landgraf Moritz von Hessen-Kassel und Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, der wegen des Baden-Badener Landes seinen besonderen Streit mit dem Kaiser und der Liga hatte, sind dem Abkommen nicht beigetreten. So konnte Tilly mit den Streitkräften der Liga das Kurfürstentum unterwerfen, allerdings nicht ohne tapfere Gegenwehr einiger Städte, besonders des von vertriebenen reformierten Niederländern be-

gründeten Frankenthals. Der Markgraf, der ſich ihm im offenen Felde entgegen ſtellte, ward am 6. Mai 1622 bei Wimpfen geſchlagen. Kurfürſt Friedrich weilte in den Niederlanden, während um ſein Erbe gekämpft wurde.

Die Pfalz war erobert worden in Vollſtreckung der, allerdings erſt nach der Schlacht am Weißen Berge, vom Kaiſer über den Kurfürſten verhängten Acht. Die deutſche Geſchichte kennt zahlloſe Beiſpiele, daß mit ſolcher Vollziehung das Schickſal des Verurteilten noch keineswegs als beſiegelt anzuſehen war. Sie weiß überhaupt von keinem deutſchen Fürſten, der durch die Acht für ſich und ſein Haus um ſein volles Beſitztum gekommen wäre. So ward auch die Wiederherſtellung des Kurfürſten ein Punkt im Programm eines jeden, der in den Folgejahren gegen die Sieger, gegen Kaiſer und Liga, auftrat. Zunächſt haben zwei Männer ſie auf ihre Fahne geſchrieben, die oft als proteſtantiſche Helden geprieſen worden ſind, die dieſes Lob aber nur bei recht beſcheidenen Anſprüchen an ſolches Heldentum verdienen, Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig.

Beide waren Heerführer, keine regierenden Fürſten. Der Mansfelder hatte ſchon in Böhmen und der Oberpfalz, dann im Kurfürſtentum gegen Tilly im Felde geſtanden, mehr auf eigene Fauſt als im Dienſte Friedrichs. Er hat herüber und hinüber verhandelt und iſt auch ſpäter ein bedenklicher Parteigänger geblieben, beſonders auch durch die Zuchtloſigkeit ſeiner Söldnerſcharen. Eine edlere Natur war jedenfalls Chriſtian von Braunſchweig aus dem wolfenbütteliſchen Hauſe, 1616 zum Biſchof von Halberſtadt erwählt. Aber hinter der wilden Reiterart des „tollen Halberſtädters“ und ſeinem ungeſtümen Pfaffenhaß ſteckte doch keinerlei tiefere Begabung, die ihn befähigt hätte durchzuführen, wovon die landbeſitzenden Fürſten die Hand ließen. Die beiden waren es nun aber, die den Krieg nach Norddeutſchland zogen. Als ſie ihre Scharen in die wehrloſen weſtfäliſchen Bistümer warfen, folgte ihnen Tilly, die Genoſſen der Liga zu ſchützen. Er überwältigte die Bedränger unſchwer, blieb jetzt aber im Norden und beſetzte auch Heſſen, deſſen Landgraf ja

dem Mainzer Akkord fern geblieben war. Die Gegenreformation ward in den besetzten Bistümern vollendet, in Hessen, zunächst im Sinne des Interims, begonnen. Wie konnte zweifelhaft sein, daß sie bald auch auf die protestantischen Bistümer ausgedehnt werden würde? Das war die Gefahr, die Christian IV. von Dänemark ins Feld rief und aus dem böhmisch-pfälzischen den niedersächsisch-dänischen Krieg machte.

Christian IV. war ein Herrscher von nicht gewöhnlichen Gaben und von starkem Ehrgeiz. Er hat die Großmachtspolitik Christians II. noch einmal aufgenommen, an Schwedens Unterwerfung gedacht und als Erster und Einziger der dänischen Könige Anspruch auf Herrschaft über die Ostsee, auf das dominium maris Baltici, erhoben. Gleich Christian II. hat er auch nach Machterweiterung im Süden gestrebt, die gottorpsche Linie seines Hauses, mit der er sich in den Besitz der Herzogtümer Schleswig und Holstein teilte, einzuengen und vor allem die Handelsstellung der Hansestädte, ja ihre Selbständigkeit zu untergraben versucht. Lübeck und Hamburg hat er bei jedem Anlaß seine Übermacht fühlen lassen und zweimal, 1605 und wieder 1615, erst seinen Schwager Heinrich Julius von Wolfenbüttel, dann dessen Sohn Friedrich Ulrich, des Halberstädters älteren Bruder, angereizt, die Landeshauptstadt Braunschweig anzugreifen, hat sie bei deren Belagerung unterstützt.

Christian IV. war ein überzeugter Protestant. Der Gedanke, sich in Böhmen und in der Pfalz einzumischen, ist ihm um so näher getreten, als Friedrichs Gemahlin eine Tochter seiner Schwester Anna, der englischen Königin, war. Andererseits stand sein Haus seit dem Speierer Frieden von 1544, in dem Karl V. darauf verzichtet hatte, die Rechte der Familie Christians II. auf die dänische Krone weiter zu vertreten, in überlieferter Freundschaft mit Spanien. Die Lösung der Niederlande von der Monarchie Philipps II. hat die beiden Regierungen einander noch mehr genähert. Denn die holländische Überlegenheit zur See ward am Sunde bald nicht weniger peinlich empfunden als früher die hansische, da sie wenig

Neigung zeigte, ein dänisches dominium maris Baltici zu respektieren. Als Christian IV. sich anschickte, die Mündungen der Elbe und Weser unter seinen Einfluß zu bringen, kam es, trotz alt überlieferter Gegnerschaft der sich Einigenden, zu einem niederländisch-hansisch-schwedischen Verteidigungsbündnis gegen ihn. Hat schon auf katholischer Seite religiöse Interessengemeinschaft politische Gegensätze schwer auszugleichen vermocht, so ist das bei den Protestanten erst recht der Fall gewesen.

Das Auftreten der Liga in Niederdeutschland hat ihre führenden Mächte dann doch einander näher gebracht. Die Niederländer, für die nach Ablauf des zwölfjährigen Stillstandes (1621) der Krieg mit Spanien neu begonnen hatte, fanden Tillys starke, kriegsgewohnte Streitkräfte unmittelbar an ihren Grenzen. Christian IV. aber sah seine Bistumspolitik, an der nach dem geringen Erfolge seiner Bestrebungen gegen Schweden und die Städte seine Hoffnungen auf eine ansehnliche Machterweiterung allein noch hingen, auf das ernstlichste gefährdet. Sein zweiter Sohn, der spätere König Friedrich III., war Bischof von Verden und Koadjutor im Erzstift Bremen, warb um Osnabrück. Als die Ligisten in Verfolgung Christians von Braunschweig ins Halberstädter Bistum einzurücken drohten, bewog der König seinen Neffen, der an seinem Hofe erzogen worden war, seinen Namen empfangen und nicht wenig von seiner Art angenommen hatte, ebenfalls zugunsten Friedrichs auf seine Würde zu verzichten. Auch um Magdeburg, Minden und Paderborn bemühte sich König Christian für den Sohn. Weder auf Erweiterung, noch auch nur auf Erhaltung des errungenen Besitzes konnte er rechnen, wenn Kaiser und Liga in Deutschland das Heft in der Hand behielten. So ließ er sich bereit finden zur „evangelischen Allianz" mit den Niederlanden und England.

König Jakob I. hatte sich 1623 entschlossen, dem Drängen seines Volkes zu weichen und seine spanienfreundliche Politik aufzugeben. Seine und seines Ministers Buckingham Versprechungen sind es besonders gewesen, die Christians IV. Entschluß zum Kriege zur Reife gebracht haben, daneben die allerdings auf ganz falscher Beurteilung

der Sachlage begründete Befürchtung Chriſtians, daß Guſtaf Adolf ſich an die Spitze eines proteſtantiſchen Bundes ſtellen werde.

Des Königs Einfluß im niederſächſiſchen Kreiſe war groß genug, ſeine Wahl zum Kreisoberſten durchzuſetzen, für die ſeine holſteiniſche Herzogsſtellung die Grundlage abgab. Hätte er den Kreis geſchloſſen gegen die Liga führen und gar noch Johann Georg von Sachſen und Georg Wilhelm von Brandenburg ins Feld bringen können, ſo wäre die Ausſicht auf Erfolg bei entſchloſſener Kriegführung nicht gering geweſen. Aber die beiden Kurfürſten ſahen fortgeſetzt in der Neutralität ihre beſte Deckung und waren nicht zu bewegen, ſie aufzugeben, und der Kreis ſchloß ſich dem Könige höchſtens zur guten Hälfte an. Die großen und reichen Städte verſagten ſich ihm völlig. Wie hätten ſie ſich bereit finden laſſen mögen, ihrem ſchlimmſten Widerſacher zum Siege zu verhelfen? Ihre Lage war kritiſch genug, ſie ſchienen nur die Wahl zu haben, „entweder däniſch zu ſterben oder katholiſch zu verderben“. Von den welfiſchen Fürſten hat der König ſeinen ſchwachſinnigen Wolfenbütteler Neffen Friedrich Ulrich nur mit Gewalt in den Kampf hinein zwingen können. Herzog Georg von Lüneburg, einſt der nahe Freund und Kriegsgefährte des Königs, einer der Erſten unter denen, die ſich ſpäter Guſtaf Adolf anſchloſſen, nahm Stellung auf Seite des Kaiſers und der Liga. Von den Gottorpern ging Herzog Adolf in feindliche Dienſte. Lüneburger und Gottorper rächten ſich für des Königs begehrliche Bistumspolitik, die über ihre berechtigten Wünſche und Anſprüche rückſichtslos hinweg gegangen war.

Wenige Wochen nach Eröffnung des Feldzuges, als noch kein Blut gefloſſen war, tat der König in Hameln am 20. Juli 1625 in der Trunkenheit einen ſchweren Sturz, nach welchem er nie wieder in den vollen Beſitz ſeiner geiſtigen Kräfte gekommen iſt. Reiche und vielſeitige Begabung iſt in Chriſtian IV. verwüſtet worden durch ſeine Haltloſigkeit gegenüber niederen Trieben; ſelten hat ein einzelner Fall ſolcher Verfehlung ſo ſchwere Folgen nach ſich gezogen. Die Ereigniſſe bis zur Schlacht bei Lutter am Barenberge, wo Chriſtians Heer, das übrigens, abgeſehen von wenigen

königlichen Leibtruppen, ausſchließlich aus deutſchen Soldaten und Führern beſtand, am 27. Auguſt 1626 der überlegenen Kriegskunſt Tillys und ſeiner Regimenter unterlag, ſind von dieſem Vorfall entſcheidend beeinflußt worden.

Bis zum Beginn des däniſch-niederſächſiſchen Krieges hatte man des Kaiſers Fahnen außerhalb ſeiner Erblande nicht geſehen. Als Chriſtian IV. ſeine Armee rüſtete, ſtellte auch Ferdinand II. ein eigenes Heer auf. Den Auftrag dazu erhielt Albrecht von Waldſtein, Wallenſtein.

Die Zeit kannte ſchon ſtehende Heere; aber ein herrſchender Brauch waren ſie noch nicht. Sie ſind das, kann man ſagen, erſt weſentlich unter der Einwirkung des Dreißigjährigen Krieges geworden. Der Kriegsherr ſah ſich angewieſen auf Führer, deren Namen einen Klang hatten bei den Werbeluſtigen. Sie brachten die Haufen, die Regimenter und Fähnlein, zuſammen, die er in Dienſt zu nehmen hatte. Daß ein einzelner derartiger Führer ſeinem Kriegsherrn eine ganze Armee ſtellte und deren Leitung dann auch im Felde völlig in der Hand behielt, war nicht ohne Beiſpiel, aber doch auch nicht allzu häufig bei dieſem Verfahren.

Wallenſtein iſt einer in beſchränkten Verhältniſſen lebenden tſchechiſchen und evangeliſchen Adelsfamilie des nordöſtlichen Böhmens entſproſſen. Er hat es verſtanden, in der Welt empor zu kommen. Weder ſeine Nationalität, noch ſeine Konfeſſion hat ihn gehindert. Es würde ſchwer ſein, die Verdienſte zu nennen, die ſein raſches Emporſteigen erklären und rechtfertigen könnten. Zwei reiche Heiraten haben beſonders geholfen, ihn vorwärts zu bringen. Die umfaſſenden Konfiskationen, die der Niederwerfung Böhmens folgten, hat er aufs glücklichſte auszunutzen verſtanden. Als er 1623, vierzigjährig, zum Fürſten von Friedland erhoben wurde, war er des Landes reichſter Grundherr. Sein Beſitz hatte es ihm ermöglicht, den Kaiſer wiederholt zu verpflichten.

Wallenſtein beſaß keinen Feldherrnruhm, als er 1625 an die Spitze der von ihm geſchaffenen kaiſerlichen Armee trat und ſie,

ſtärker als die der Liga, neben dieſe ſtellte. Während ein Teil ſeiner Truppen mit bei Lutter kämpfte, erwarb er nicht allzu koſtſpielige Lorbeeren gegen den Mansfelder und durch Säuberung Schleſiens von den Feinden, die in die kaiſerlichen Lande eingefallen waren. Im Auguſt 1627 an die Niederelbe zurück gekehrt, waren es beſonders ſeine Mannſchaften, die den Krieg nach Dänemark ſelbſt hinein trugen. Sein General Schlick folgte dem weichenden Könige über die Eider und vertrieb ihn vom Feſtlande.

Wallenſtein entwarf Pläne, ihm auch übers Meer zu folgen. Er nannte ſich „des Ozeans und des Baltiſchen Meeres General". Bei den Städten, ohne die hier nichts auszurichten war, fanden aber weder der Kaiſer noch die Spanier mit ihren Anträgen und Verſprechungen Gehör. Wie hätten ſie ſich alle Seemächte, Dänemark und Schweden, England und die Niederlande, auf den Leib ziehen ſollen auf das Verlangen von Potentaten, die Schutz gegen dieſe Mächte noch lange nicht gewähren konnten, und deren letztes Ziel doch war, ſie von ihrer Religion abzudrängen! Lübeck und Hamburg zu zwingen, hat Wallenſtein gar nicht verſucht; von Stralſund mußte er nach hartem Kampfe ablaſſen. Er iſt es dann beſonders geweſen, der im Mai 1629 den Lübecker Frieden zuſtande brachte, in welchem dem Dänenkönige ſeine ſämtlichen angeſtammten Beſitzungen zurück gegeben wurden, ſo daß der Verluſt allein in ſeiner zeitweiſen Verdrängung aus den Bistümern beſtand. Nicht ohne ſeine eigenen Intereſſen neben denen des Kaiſers und gar denen der Liga im Auge zu haben, hat Wallenſtein dieſen Frieden geſchloſſen. Ferdinand, der nur ſchlecht hauszuhalten verſtand und ſtets geldarm war, hatte, ſeine ſchwere Schuld einigermaßen zu begleichen, den Friedländer 1628 zum Herzog von Meklenburg gemacht. Wallenſtein ſuchte das Feſthalten dieſer Beute durch gute Beziehungen zum Dänenkönig zu erleichtern.

Noch vor dem Abſchluß des Lübecker Friedens, am 6. März 1629, hat Ferdinand das Reſtitutionsedikt erlaſſen. Es ſchloß die Calviniſten vom Augsburger Religionsfrieden aus. Den geiſtlichen Vorbehalt hielt es in vollem Umfange aufrecht, ſo daß es nun keine

Bistümer mehr unter proteſtantiſchen Biſchöfen geben ſollte. Andererſeits ſah es die Deklaration als nicht vorhanden an; auch jeder geiſtliche Fürſt ſollte das Recht haben, ſeine Untertanen zu ſeinem Glauben hinüber zu führen. Dazu ordnete es, unbekümmert um die entgegen ſtehenden Zuſagen, die einzelnen Reichsfürſten gegeben worden waren, die Rückgabe aller geiſtlichen Stifter und Güter an, die ſeit dem Paſſauer Frieden von evangeliſchen Fürſten ihren bisherigen Zwecken entfremdet worden ſeien.

Überblickt man den Gang, den die Gegenreformation in Deutſchland durchmeſſen hatte, ſo kann über Ziel und Zweck des Edikts kein Zweifel ſein. Dem deutſchen Proteſtantismus ward die Axt an die Wurzel gelegt. Er hatte ſeit dem Augsburger Religionsfrieden kein Territorium mehr gewonnen, vereinzelte eingebüßt. Wo er unter katholiſcher Herrſchaft verbreitet geweſen war, war er vernichtet, die vereinzelten Verſuche, ihn in geiſtlichen Fürſtentümern einzuführen, waren vereitelt worden. Jetzt ſollte er weite Gebiete, die ſeit Menſchenaltern in ſeinem vollen Beſitz waren, wieder heraus geben. Zu den calviniſchen Fürſten gehörte auch der Landgraf von Heſſen-Kaſſel! Wie die Gegenreformation ins Werk geſetzt werden ſollte, dafür hatten die ligiſtiſchen und kaiſerlichen Truppen in den von ihnen beſetzten Gebieten ſchon die Belege geliefert. Sie hatten auch ohne Edikt katholiſche Geiſtliche und katholiſchen Gottesdienſt wieder eingeführt, wo ſich nur irgend eine Handhabe bot. Die neutralen evangeliſchen Stände hatten keinerlei Ausſicht, irgend wie geſchont zu werden. Hatte der Katholizismus in ihren Gebieten einmal wieder Fuß gefaßt, ſo war die Möglichkeit für weiteres Eingreifen gegeben. Blieben Macht und Wille ſeiner Führer, wie ſie waren, ſo war das Ende des deutſchen Proteſtantismus abzuſehen.

Über die Wendung, welche die deutſchen Dinge in dieſer Lage nahmen, werden proteſtantiſche und katholiſche Geſchichtsauffaſſung nie gleich urteilen. Als das Reſtitutionsedikt erlaſſen wurde, erfreute ſich Ferdinand II. einer Machtſtellung im Reiche, wie Karl V.

ſie nicht inne gehabt hatte. Man muß zurück gehen in die Zeit der erſten ſächſiſchen Könige, Lothars des Sachſen, Friedrich Barbaroſſas, um die Macht deutſcher Kaiſer an unſeren Meeresküſten ſo zur Geltung gebracht zu ſehen. War nicht die Möglichkeit vorhanden, trotz allem das Reich wieder zu einigen unter einer ſtarken kaiſerlichen Gewalt? Die wäre dann eine katholiſche geweſen, aufgerichtet über ein katholiſches Volk. Wohl ſtand ſolchen Ausſichten die Tatſache entgegen, daß die Übermacht des Katholizismus auf einem geſpaltenen Boden ruhte, auf kaiſerlicher und ligiſtiſcher Macht, und daß die errungenen Erfolge mehr dieſer als jener verdankt wurden. Die bairiſche Führerſchaft der Liga ſtand in alt überliefertem Gegenſatz zu dem habsburgiſchen Kaiſertum, der auch während des Dreißigjährigen Krieges ſtets nur zeitweiſe hat ausgeglichen werden können. Die Aufrichtung einer ſtarken Reichseinheit unter Habsburgs Herrſchaft wäre zweifellos auch auf katholiſchen Widerſtand geſtoßen. Wer ſolche Einheit als ſegensreich anſieht, wird aber leicht glauben, daß ſie trotzdem erreichbar geweſen wäre.

Sicher hätte ſie aber nicht zu der Entwickelung führen können, die unſerem Volke ſpäter beſchieden geweſen iſt. Das Geiſtesleben unſerer jüngſten Jahrhunderte ruht auf dem Proteſtantismus, iſt ohne ihn nicht denkbar. Unſere Großen im Reiche der Geiſter verdanken wir ihm. Wir können uns nicht vorſtellen, was unſer Volk, und zwar nicht allein, ſoweit es proteſtantiſch, ſondern auch, ſoweit es katholiſch iſt, geworden wäre ohne ſie. Wir begrüßen es als ein Glück für das geſamte deutſche Volk, ja für die Menſchheit, daß die Einheit, die vielleicht erreichbar geweſen wäre, wenn Kaiſer Ferdinand II. die Machtſtellung von 1629 behaupten und zur vollen Entfaltung hätte bringen können, nicht zur Durchführung kam. Es war wiederum eine Lage, wie ſie unſer Volk bis zur endlichen Erfüllung wiederholt erlebt hat, in der nur eins von zweien möglich war, Einheit ohne Geiſtesfreiheit oder Geiſtesfreiheit ohne Einheit; das dritte, die Vereinigung beider, war zur Zeit ausgeſchloſſen.

Es iſt ein trauriges Kapitel unſerer Geſchichte, daß die Ent-

scheidung in dieser Lebensfrage unseres Volkes herbeigeführt werden mußte durch eine auswärtige Macht, daß sich in unserer eigenen Mitte die erforderliche Kraft nicht fand.

Das erste Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges hat den Reichsfürstenstand, so weit er evangelisch war, in trauriger, fast beispielloser Unfähigkeit getroffen. Die katholischen Reichsstände wurden zusammen gehalten durch den bairischen Herzog, der seit 1623 auch pfälzischer Kurfürst war. Max war die Liga; seine Umsicht, seine ruhige Entschlossenheit waren ihre Kraft. Von den drei protestantischen Kurfürsten war keiner der Stellung gewachsen, die er bekleidete, der Pfälzer nicht wegen seines leichtfertigen, gedankenlosen Wagemuts, Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg nicht wegen ihrer an Stumpfsinn grenzenden Ruhebedürftigkeit. Die letzten Jahre des Krieges hatten aller Welt offenbar gemacht, daß sie sich alles bieten ließen.

Auch unter den minder mächtigen Fürsten fanden sich nur vereinzelte, denen Kopf und Herz am rechten Flecke saßen. Ein eigentümliches Spiel des Schicksals war es, daß damals gerade die ernestinische Linie des Hauses Wettin in den beiden Brüdern Johann Ernst und Bernhard zwei Männer von mehr als gewöhnlicher Geistes- und Willenskraft besaß, die in kurfürstlicher Machtstellung anders eingegriffen haben würden als in Gestalt dänischer und schwedischer Trabanten.

Die öde Prunk- und Genußsucht, die an den Höfen der Zeit herrschte und über eitlem oder wüstem Tand das Wichtigste vergaß und versäumte, hat kein Geringerer als Gustaf Adolf selbst an seinen Standesgenossen scharf gegeißelt. Die Städte aber und die Territorialstände haben in Engherzigkeit und Beschränktheit der Gesichtspunkte mit den Fürsten nicht nur gewetteifert, sondern sie übertroffen. Das Vordringen der Kaiserlichen und Ligisten in die protestantischen Gebiete hat die ganze Kläglichkeit dieser in jahrhundertelangem Kleinstaatsleben erstarrten Kreise an den Tag gebracht. Nur in der Verteidigung des unmittelbaren Heims, auf den Mauern der Städte und in den Wäldern und Schluchten

der Berge, hat ſich vereinzelt erwieſen, daß auch im Volke noch Tatkraft lebte. Es zu größerem Handeln zuſammen zu faſſen, mußte der Schwedenkönig eingreifen.

Schweden war bis dahin mit deutſchen Verhältniſſen nur in leichte Berührung gekommen. Es war durch die vorgelagerten däniſchen Beſitzungen Norwegen, Halland, Schonen, Bleking, Gotland und Öſel von Europa gleichſam abgeſchloſſen. Guſtaf Waſa hatte ihm die volle Selbſtändigkeit errungen, aber er ſo wenig wie ſeine beiden nächſten Nachfolger, die „Schneekönige", waren in die abendländiſche Fürſtenwelt voll aufgenommen. Eine europäiſche Stellung hat ſeinem Reiche und ſeinem Volke erſt Guſtaf Adolf gegeben.

Als Guſtaf Adolf, Guſtaf Waſas Enkel, 1611, noch nicht ganz 17 Jahre alt, an Stelle ſeines Vaters Karls IX. die Regierung übernahm, lag ſein Land in ſchwerem Kriege mit Dänemark. Den Frieden hat er von Chriſtian IV. nur erlangen können gegen zeitweiſe Abtretung des einzigen Zuganges, den Schweden zur Nordſee beſaß, des feſten Elfsborg an der Mündung der Göta-Elf dort, wo jetzt Gotenburg liegt. Nur durch äußerſte Sparſamkeit (ſein königliches Tafelſilber hat Guſtaf Adolf in die Münze bringen müſſen) iſt es möglich geworden, 1619 zum feſtgeſetzten Termine die letzte Rate des Löſegeldes zu zahlen und den wichtigen Platz zurück zu erlangen.

Und Dänemark war nicht der einzige Feind, mit dem Schweden zu rechnen hatte. Seit Jahrhunderten kämpfte es mit den Ruſſen um die Mündung der Newa. Guſtaf Adolf hat da, wo ſpäter Petersburg erbaut wurde, die Feſte Ny angelegt und im Frieden von Stolbowa 1617 den Fluß und den wichtigeren Teil von Ingermanland behauptet. Das Zarenreich war von der Oſtſee ausgeſchloſſen. Dauernd aber drohte der Dynaſtie Guſtafs und ſeinem Volke ſchwere Gefahr von Polen her. Dort war Sigmund III. König, als Sohn Johanns III. von Schweden, des zweiten Sohnes von Guſtaf Waſa, Guſtaf Adolfs Vetter und vor ihm berechtigter Erbe, auch 1593—1599 Schwedens anerkannter Herr. Weil er katholiſch war und katholiſch zu re-

gieren verſuchte, war Guſtaf Adolfs Vater an ſeine Stelle geſetzt worden. So ſtand Guſtaf Adolf im ſchärfſten Gegenſatz zu einer Macht, die vor allem am Katholizismus, am Hauſe Habsburg Rückhalt ſuchte und fand, und die ihm und ſeinem Lande gerade durch dieſen Rückhalt eine ſtetige Drohung war. Kaum irgendwo deckten ſich die politiſchen und die religiöſen Intereſſen ſo vollſtändig wie bei dem ſchwediſchen Könige.

So hat Guſtaf Adolf vom Beginn der böhmiſchen Wirren an daran gedacht, die evangeliſche Sache zu unterſtützen. Das war ihm zunächſt in wirkſamer Weiſe unmöglich. Er hat aber keine Gelegenheit verſäumt, zum Kampfe gegen Kaiſer und Liga anzuſpornen. Er behielt auf dieſe Weiſe freie Hand gegen Polen. In den 20er Jahren, als Ligiſten und Kaiſerliche das Reich überſchwemmten, drängte er ſeinen unverſöhnlichen Gegner von der Oſtſee zurück, eroberte Livland, Kurland und Weſtpreußen und nahm die Flußmündungen, durch die Polen mit der Welt in Verbindung ſtand, unter Aufſicht. Die Oſtſee ward bis gegen Bornholm hin ſchwediſch. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damit der überlieferte Gegenſatz zu Dänemark noch verſchärft wurde.

Wie falſch beurteilten doch die Staatsmänner die Lage, die es für möglich hielten, dieſe beiden Mächte in einer „evangeliſchen Allianz“ zu vereinigen, beurteilen Hiſtoriker, die das für ausführbar halten, ſie noch heute! Leichter hätte man Bourbon und Habsburg zuſammen vor den katholiſchen Wagen ſpannen können als Dänemark und Schweden vor den evangeliſchen. Guſtaf Adolf iſt Verhandlungen nicht ausgewichen; aber er hat mit klugem Bedacht ſeine Bedingungen für die Mitwirkung immer ſo geſtellt, daß ſie für Chriſtian IV. unannehmbar waren. Es iſt aber ein weiterer Beleg für ſeinen politiſchen Scharfblick, daß er die verlockende Gelegenheit der däniſchen Niederlagen trotz aller Einladungen von katholiſcher Seite nicht zu benutzen verſuchte, um dem Nebenbuhler völlig den Garaus zu machen. Er wußte mit Sicherheit zu unterſcheiden, wo die größere Gefahr drohte. Gelang es ihm, Kaiſer und Liga in ihre alte Stellung zurück zu drängen, ſo brauchte er

Dänemark ſo wenig wie Polen zu fürchten. Eine Niederwerfung Dänemarks mit katholiſcher Hilfe aber konnte nur ein Augenblickserfolg ſein.

Guſtaf Adolf zählt zu den Größten, die der Erdkreis als Herrſcher geſehen hat. Der Fundamentalſatz geſunder Staatsmannskunſt, daß die Kräfte eines Staatsweſens nur einzuſetzen ſind für deſſen eigene, wohl verſtandene Intereſſen, war ihm in Fleiſch und Blut übergegangen. Er war nicht, wie Chriſtian IV., an den deutſchen Dingen unmittelbar beteiligt; nie haben ſchwediſche Könige deutſche Bistumspolitik getrieben. Dazu lag ihnen Deutſchland zu fern. Was Guſtaf Adolf jetzt die Waffen in die Hand drückte, war die Gefahr, die über ihm und ſeinem Volke ſchwebte: „Wir müſſen ihnen in Stralſund begegnen, oder ſie werden uns in Stockholm aufſuchen!“ Alles, was er bis dahin errungen hatte, war in Frage geſtellt, wenn er die Kaiſerlichen an der Oſtſee feſten Fuß faſſen ließ. Wie weit ihn dabei Glaubens-, wie weit Staatsintereſſen vorwärts trieben, iſt eine müßige Frage, die obendrein niemand beantworten kann. Zweifellos war er ein überzeugter evangeliſcher Chriſt; aber es lag ſchon in der Natur des von ihm gelenkten Staatsweſens, daß ſeine Erfolge auch dem Proteſtantismus zugute kommen mußten. Nichts iſt geſchehen, was auch nur vermuten ließe, daß er bei längerem Leben und dauernder Macht proteſtantiſiert haben würde, wie Ferdinand und Maximilian rekatholiſiert haben. Hier liegt ein tief greifender Unterſchied, der allerdings mehr ſeinen Grund in der Verſchiedenheit der Bekenntniſſe als der Perſönlichkeiten hat.

Für Guſtaf Adolf gab es noch einen beſonderen Grund, der ihn nötigte, mit den Kräften ſeines Landes hauszuhalten und ſie nur für unumgängliche Entſcheidungen einzuſetzen. Nach Bevölkerungszahl und wirtſchaftlichen Hilfsquellen war Schweden neben Schottland trotz ſeines weiten Gebietes das unbedeutendſte aller europäiſchen Königreiche. Es konnte ſich in dieſer Beziehung weder mit dem däniſch-norwegiſchen, noch gar mit dem polniſchen Reiche meſſen; es ſtand, mit deutſchen Territorien in Vergleich geſtellt, nicht nur

dem ſächſiſchen Kurfürſtentum, ſondern auch z. B. den vereinigten Gebieten von Württemberg und Ansbach-Baireuth-Kulmbach nach, die widerſtandslos vor dem Willen der Liga zu Kreuze gekrochen waren. Die Erwerbungen aus dem polniſchen Kriege waren zu jung, um eine weſentliche Stärkung der überlieferten Macht darzuſtellen. Die Geſchichte kennt kein Beiſpiel, daß mit ſo geringen Mitteln ſo Großes geleiſtet worden iſt, wie Guſtaf Adolf an der Spitze Schwedens geleiſtet hat. Er wußte die Kraft ſeines Volkes nach allen Richtungen hin aufs äußerſte anzuſpannen und es zugleich bei gutem Willen zu erhalten.

Er konnte dabei an eine gewiſſe nationale Tradition anknüpfen, beſonders in der Rüſtungsfrage. In Schweden hat die Wehrhaftigkeit des Bauernſtandes, der ſo ziemlich das Volk ſelbſt darſtellte, nie völlig brach, vom Staate unbenutzt, gelegen. Zum Teil hatte das ſeinen Grund in der Armut des Landes. Deutſche Söldner haben ſchwediſche Könige ſtets nur in beſchränkter Zahl halten können. Für Guſtaf Adolf iſt die Verwertung der einheimiſchen Wehrkraft die Grundlage ſeiner militäriſchen Stärke geworden. Er ſcheidet ſich damit vollſtändig von allem, was ſonſt auf dem Gebiete der Kriegseinrichtungen die Übung der Zeit war. Er hat es verſtanden, aus ſeinen Schweden, Goten und Finnen, die das Reich ihm ſtellte, ein wohl organiſiertes und disziplíniertes Heer zu bilden. Als er Chriſtian IV. kurz vor Abſchluß des Lübecker Friedens zur Fortſetzung des Krieges zu beſtimmen ſuchte, und dieſer die Brauchbarkeit der ausgehobenen Mannſchaften anzweifelte, entgegnete ihm Guſtaf Adolf mit lebhafteſter Wärme: „Ich will mich wohl verpflichten, mit meinen Reitern, obgleich ſie keine ſchönen Pferde haben, eine der beſten Küraſſier-Kompagnien zu chargieren, die es in Tillys oder Wallenſteins Armee geben könnte.“ Die Armee, die Guſtaf Adolf ins Feld führte, war anderer Art als die Chriſtians IV.

Er iſt auch in den Jahren, bevor er ſelbſt eingriff, nicht müde geworden, die deutſchen Fürſten zur Verwendung ihrer Landeskraft in ſeinem Sinne anzuregen. 1623 ſchrieb er an Adolf Friedrich von Meklenburg: „Euer Liebden kann leicht aus dem Landvolk

2000 Mann ſchreiben, der Bruder ebenſo, der Herzog von Holſtein wohl mehr. Ein Schiff kann des Jahres nicht viel mehr koſten, als manch Bankett einem Euer Liebden unterweilen koſtet, und wäre doch Euer Liebden mit einem mehr als mit dem andern gedient. Es möchte Euer Liebden jemand einbilden wollen, als wenn das Landvolk nicht zum Kriege tauget; laſſen ſich ſolches ja von den Großſprechern nicht einbilden; glauben mir, der ich täglich die Probe davon nehmen muß, daß, wenn ſie wohl geführt und kommandiert werden, mit ihnen mehr denn mit der Soldateska auszurichten iſt."

Mit dieſer Zuſammenſetzung des ſchwediſchen Heeres hängt auch die ſo ſehr viel beſſere Mannszucht zuſammen, die Guſtaf Adolf, verglichen mit allen zeitgenöſſiſchen und früheren Armeen, aufrecht erhalten konnte. Erſt nach des Königs Tode, als es unvermeidlich wurde, dem Heere auch andere Beſtandteile in größerem Umfange einzureihen, die dann doch alle unter dem gemeinſamen Namen der „Schweden" gingen, iſt auch in dieſem Heere jene Zuchtloſigkeit eingeriſſen, für die dann der Name der Fremden mit Vorliebe als Kennzeichen gebraucht worden iſt. Jede Art der Beſchuldigung, als hätten die Angehörigen des ſtamm- und glaubensverwandten proteſtantiſchen Hilfsvolks beſonders ſchlimm im Reiche gehauſt, etwa ſchlimmer als die vom Kaiſer herbeigerufenen Spanier und Kroaten, Wallonen und Irländer, muß als völlig ungeſchichtlich zurückgewieſen werden. Es mag doch auch betont werden, daß beide Könige, der däniſche wie der ſchwediſche, gekommen ſind aus eigenem Antriebe, gedrängt durch die Intereſſen, die ſie vertreten wollten, nicht gerufen von Angehörigen des Reiches, wie es faſt ausnahmslos bei den katholiſchen Hilfsaktionen Auswärtiger der Fall geweſen iſt. Man ſollte mit derartigen Vorwürfen katholiſcherſeits endlich daheim bleiben; ſie richten ſich ſelbſt, da ſie nur Verleumdungsſucht oder Unkenntnis offenbaren.

Im Juni 1630 betrat Guſtaf Adolf auf dem Ruden und dann in Vorpommern deutſchen Boden. Zwei Monate ſpäter ward Wallenſtein vom Kaiſer auf Drängen der Fürſten entlaſſen. Seine

rückſichtsloſe Selbſtherrlichkeit hatte vor allem auch die Genoſſen der Liga verletzt. Der Druck, unter den ſein Syſtem der Heeresaufſtellung und Heeresunterhaltung Freund und Feind beugte, ſchien unerträglich. Man wird dem Wechſel in der militäriſchen Oberleitung eine gewiſſe Bedeutung beimeſſen; die überraſchenden Erfolge Guſtaf Adolfs erklären ſich doch vor allem aus ſeiner Überlegenheit zugleich als Staatsmann wie als Heerführer.

Seine Streitmacht war zunächſt nur 15000 Mann ſtark. Er hatte, als er landete, außer den meklenburgiſchen Herzögen, die ihre Wiederherſtellung von ihm erwarteten, keine Bundesgenoſſen auf deutſchem Boden. Den eigenen Schwager, den brandenburgiſchen Kurfürſten, hat er nur mühſam halb zwingen, halb gewinnen können. Die Mehrzahl der Fürſten, voran der ſächſiſche Kurfürſt, war einig, in der grundſätzlichen Neutralität und Defenſive zu verharren. Die Verzögerung, die ſo entſtand, verſchuldete den Fall und das Schickſal Magdeburgs im Mai 1631. Als Tilly Sachſen ſelbſt angriff, ſchloß ſich der Kurfürſt endlich dem Könige an. Es folgten dann des ſieggewohnten Ligaführers Niederlage bei Breitenfeld (7. September 1631) und Guſtaf Adolfs Siegeszug an den Rhein und bis in die Hauptſtadt des Baiernlandes. Erſt die Aufſtellung eines neuen kaiſerlichen Heeres unter Wallenſtein hemmte ſeine Fortſchritte. Im Entſcheidungskampfe bei Lützen am 6. November 1632 ward Wallenſtein geſchlagen, aber Guſtaf Adolf fiel, in blühendſter Manneskraft, noch nicht 38 Jahre alt.

Unendlich oft iſt erörtert worden, was geſchehen wäre, wenn der König ſeinen Sieg überlebt hätte. Was an Nachrichten erhalten iſt, genügt nicht, um zu ſagen, wie er ſelbſt ſich die Zukunft dachte. Sicher iſt, daß er nicht verſäumt haben würde, ſeine und Schwedens Stellung in Deutſchland genügend zu ſtützen durch unmittelbaren Beſitz, durch Bundesverhältniſſe oder Unterordnung. Es iſt möglich, vielleicht wahrſcheinlich, daß er die Hand nach der Kaiſerkrone ausgeſtreckt hätte. Guſtaf Adolf hätte, als Ferdinand II. ſtarb, im 43. Lebensjahre geſtanden. Entſchieden muß verneint werden, daß Schwedens König als deutſcher Kaiſer eine Gefahr

für Deutſchland bedeutet hätte. Suezifiert werden konnte Deutſchland nicht. Eine ſolche Geſtaltung der Dinge hätte die Lage des Reiches nicht verſchlimmern, ihr nicht ſo ſchädlich werden können wie einſt das ſpaniſch-burgundiſche oder wie das ſonſt drohend ſich zeigende franzöſiſche Kaiſertum. Vielleicht wäre ſogar aus ihr durch Einziehung der geiſtlichen Fürſtentümer, die durchzuführen Guſtaf Adolf wohl ſtark genug geweſen wäre, eine feſte Reichsgewalt hervor gegangen.

Den Katholizismus hätte ſie aber unter allen Umſtänden benachteiligt, den Proteſtantismus gefördert, ihn mindeſtens wieder auf den Stand der Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden gebracht, wahrſcheinlich noch weiter verbreitet. Er hatte ſeine innere Werbekraft auch jetzt noch nicht vollſtändig verloren. So kann auch hier das Urteil kein einheitliches ſein. Den „Retter des Proteſtantismus" wird man je nach dem Bekenntnis feiern oder verdammen. Über die perſönliche Bedeutung des Mannes aber ſollte kein Streit ſein. Sie iſt unleugbar; die Geſchichte kennt unter den Machthabern keinen, den ſie über ihn zu ſtellen hätte. Bei den Normannen hatten einſt die Päpſte Deckung gefunden vor der Übermacht der deutſchen Könige; jetzt entriß ein nordiſcher Held Rom die Beute, die es ſchon in Händen zu haben glaubte. Die ſkandinaviſchen Germanen haben ihren vollen Anteil an den entſcheidenden Wendungen der abendländiſchen Geſchichte genommen. Die Wirkung ihres Eingreifens kann aber nicht einſeitig als unglückliches Verhängnis beklagt werden; ſie iſt ausgleichend verteilt.

Es laſſen ſich nicht allzu viele Beiſpiele anführen, daß die Machtſtellung, die ein Herrſcher kraft ſeiner überragenden Fähigkeiten errang, aufrecht erhalten werden konnte auch ohne regierungsfähigen Erben. Axel Oxenſtjerna hat das als Reichskanzler weit über Schwedens natürliche Kräfte hinaus vermocht, weil Guſtaf Adolf es verſtanden hatte, die Beſten ſeines Volkes um ſich zu ſammeln und Inſtitutionen zu ſchaffen, die über ihn hinaus wirkſam blieben. Allerdings geſtaltete ſich der Kampf je länger, deſto mehr

zu einem bloßen Ringen um befriedigende Vorteile, nicht um einen entſcheidenden Sieg.

Am meiſten machte ſich das Fehlen des königlichen Führers in den Beziehungen zu den deutſchen Fürſten bemerkbar. Brandenburg und Sachſen gingen bald wieder ihren eigenen Weg, Georg Wilhelm beſonders wegen ſeiner Anſprüche auf Pommern. Aber die zahlreichen, zunächſt bedrohten mittleren und kleineren evangeliſchen Reichsſtände des Südweſtens, der „vier oberen Kreiſe", ſcharten ſich im Heilbronner Bündnis um Schweden. Im Februar 1634 ſchied Wallenſtein aus dem Kreiſe der Mithandelnden. Guſtaf Adolfs Ableben hatte ihm die Bahn frei gemacht für neue Taten; Erfolge ſind aber dem Friedländer nicht mehr beſchieden geweſen. Seine Perſönlichkeit ſteht fremd in unſerer Geſchichte, die zu allen Zeiten wenig Raum gelaſſen hat für ehrgeizige, wenn auch noch ſo begabte Emporkömmlinge und Uſurpatoren. Daß Wallenſtein über den Parteien ſtehend ein neues deutſches Staatsweſen hätte begründen können, iſt ausgeſchloſſen. Ein ſolches Ziel hat auch in den Kreis ſeiner Gedanken nie ernſtlich Eingang gefunden. Die Art, wie man ſich ſeiner glaubte entledigen zu ſollen, war niedrig genug; aber eine tiefere Teilnahme kann ſein Schickſal wohl dem Dichter, nicht dem Hiſtoriker erwecken.

Auch ohne Wallenſtein haben Kaiſer und Liga ſich den Schweden und ihren Bundesgenoſſen nicht nur gewachſen, ſondern überlegen gezeigt. Nach ihrem Siege bei Nördlingen (6. September 1634) ließ ſich Johann Georg von Sachſen (Mai 1635) zum Prager Sonderfrieden bereit finden, in dem der Kaiſer einſtweilige Sicherheit vor dem Reſtitutionsedikte zuſagte und dem Kurfürſten die ihm ſchon verpfändeten beiden Lauſitzen als böhmiſches Lehen überließ. Brandenburg und andere evangeliſche Stände haben ſich angeſchloſſen. Damit nahm der Krieg eine neue, ſeine verderblichſte Wendung; Frankreich griff entſcheidend in die deutſchen Händel ein.

Es war nicht mehr, wie in der Zeit der Hugenottenkriege, durch eigenen konfeſſionellen Hader behindert, die Zerriſſenheit

Deutſchlands zu ſeinem Vorteil auszunutzen. Mit der Eroberung von La Rochelle (1628) hatte Richelieu dem calviniſtiſchen Staate im Staate ein Ende gemacht, ſeinen andersgläubigen Landsleuten aber freie Religionsübung gelaſſen in demſelben Augenblicke, wo in Deutſchland mit dem Reſtitutionsedikt die gewaltſame Vernichtung des Proteſtantismus eingeleitet wurde. So war Frankreich wieder ſtark nach außen wie nur je in den beſten Tagen Franz' I. Guſtaf Adolf hatte es verſtanden, franzöſiſches Geld für ſeine Zwecke flüſſig zu machen, ohne irgend wie an Freiheit der Bewegung einzubüßen. Nach dem Prager Frieden war dieſe Aufgabe nicht mehr zu löſen. So ging die Leitung der Dinge an Frankreich über.

Derſelbe Mann aber, der Kardinal, der daheim die Evangeliſchen bekämpft hatte, nahm nun in Deutſchland Stellung gegen den Katholizismus. Das Übergewicht der politiſchen Intereſſen über die religiöſen trat noch viel ſchärfer in die Erſcheinung als in dem Verhältnis Guſtaf Adolfs zu Chriſtian IV. Richelieu verfocht die „deutſche Libertät", Recht und Anſprüche der Stände gegen den Kaiſer, verfocht die Frankreich ſo nützliche deutſche Zerſplitterung gegen die Einheit, die aus einer verſtärkten Kaiſergewalt möglicherweiſe hätte hervorgehen können. Er würde die gleiche Politik verfolgt haben gegenüber der Gefahr einer proteſtantiſchen Einigung; aber die Dinge lagen nun einmal ſo, daß er ſie *gegen* ſeine Glaubensgenoſſen durchführen mußte.

So iſt in dem Kriege die Bekenntnisfrage, die ſeinen Gang ja auch nie ausſchließlich beſtimmt hat, mehr und mehr zurückgetreten hinter die politiſchen Streitpunkte. Sachſen und Brandenburg haben dem Abſchluß des Friedens mit dem Kaiſer den offenen Krieg gegen Schweden folgen laſſen, während Baiern, deſſen politiſche Ziele in der Geſtaltung der deutſchen Dinge denen Frankreichs nicht ſo ganz entgegen geſetzt waren, nie aufgehört hat, eine Figur in Richelieus Spiel zu bleiben. Dänemark und Schweden haben in den Jahren 1643—45 einen abermaligen Waffengang mit einander ausgefochten. Die verſchiedenartigſten deutſchen und ausländiſchen Streitfragen ſind auf deutſchem Boden zum Austrag gebracht worden. Das

Reich grenzte faſt mit allen Staaten Europas, und welcher von ihnen hätte nicht innerhalb ſeiner Grenzen Anliegen zu vertreten gehabt? Die Kriegsfurie durchtobte die deutſchen Gaue in jähem Wechſel von Oſt- und Nordſee bis gegen die Alpen hin und von den Vogeſen bis zur Oder. Unſer Vaterland wurde das Schlachtfeld Europas, der Krieg in gewiſſem Sinne zuletzt um ſeiner ſelbſt willen geführt. In den jahrelangen Friedensverhandlungen ſpielen die Anſprüche derer, die von ihm lebten, keine geringe Rolle. Erſt als auch ſie Befriedigung fanden, konnte am 24. Oktober 1648 zu Münſter und Osnabrück der Weſtfäliſche Friede geſchloſſen werden.

Fünftes Buch.

Vom Weſtfäliſchen Frieden bis zum Wiener Kongreß (1648—1814).

Erſtes Kapitel.

Deutſchland im Zeitalter Ludwigs XIV. (1648—1715).

Die Folgen des furchtbaren Krieges ſind weit hinaus beſtimmend geworden für Deutſchlands Geſchick. Wie ſtellen ſie ſich dar?

Aus konfeſſionellen Anläſſen iſt der Krieg entſprungen. Hat eins der Bekenntniſſe Vorteil aus ihm gezogen?

Man könnte verſucht ſein, das für den Katholizismus zu bejahen. So weit Habsburgs Scepter reichte, war er wieder aufgerichtet worden; in der rheiniſchen Pfalz hatte er wieder Fuß faſſen, in der Oberpfalz wieder hergeſtellt, auch ſonſt hier und da feſtgelegt werden können. Aber andererſeits waren die norddeutſchen proteſtantiſchen Bistümer unter weltliche Herren aufgeteilt, die auch deren Stimmen auf dem Reichstage führten; allein Osnabrück behielt noch einen Biſchof. Doch ſollte er abwechſelnd katholiſch und evangeliſch ſein, in dieſem Falle aus dem Hauſe Braunſchweig-Lüneburg.

Dazu mußte die katholiſche Partei ſich in der Frage der Kirchengüter und der Behandlung der Andersgläubigen zu einem endgültigen Verzicht verſtehen. Es ward eine Normalzeit vereinbart. Der Beſitzſtand, wie er am 1. Januar 1624 geweſen war, und die Religionsübung, wie ſie an dieſem Tage beſtanden hatte, ſollten mit Ausnahme der öſterreichiſchen Lande und der bairiſch gewordenen

Oberpfalz dauernd ſein. Wenn zu guter Letzt in das Friedensdokument noch die Beſtimmung hinein gebracht wurde, daß das Zugeſtändnis nur „bis zur Religionsvereinigung“ gewährt ſein ſolle, ſo hatte das ſo wenig tatſächliche Bedeutung wie der päpſtliche Proteſt, der dieſe Einwilligungen für nichtig erklärte, weil allein mit päpſtlicher Zuſtimmung ſolches nachgegeben werden könne. Den Landesherren blieb ein Recht der Ausweiſung — und auch das nur mit mehrjährigen Friſtbeſtimmungen — allein gegenüber Untertanen, die *nach* dem Normaltermin ihre Religion geändert hatten oder zugezogen waren.

Die konfeſſionellen Streitigkeiten haben mit dieſen Beſtimmungen nicht ihr Ende gefunden; ſie ſind auch nachher noch oft genug erbittert und mit Anwendung offener Gewalt geführt worden, haben auch eingewirkt auf die politiſche Gruppierung der Reichsſtände. Aber zu kriegeriſchen Zuſammenſtößen unter ihnen iſt es nicht mehr gekommen. Die Lehre des Dreißigjährigen Kampfes iſt doch nicht vergeſſen worden. Man hat ſich gewöhnt, Deutſchlands konfeſſionelle Spaltung als etwas Unabänderliches hinzunehmen.

Wenn ſo der Weſtfäliſche Friede in Religionsſachen in der Hauptſache den Zuſtand beſtätigte, der vor dem Kriege rechtsgültig geweſen, ſo war ziemlich das Gleiche auf dem Gebiete der ſtaatlichen Verhältniſſe der Fall. Gegen Ende der zwanziger Jahre und wiederum nach der Schlacht bei Nördlingen hatte es ſcheinen können, als ſtehe die Wiederaufrichtung einer ſtarken Kaiſergewalt bevor. Dieſe Hoffnungen begrub der Weſtfäliſche Friede in gleicher Weiſe wie die auf Wiederherſtellung der alten Kirche. Die Selbſtändigkeit der Reichsſtände, ihr volles Verfügungsrecht, ihre Souveränität, wie der herrſchende Sprachgebrauch es ausdrückte, wurde vertragsmäßig feſtgelegt mit der einzigen Beſchränkung, daß ihnen Bündniſſe gegen Kaiſer und Reich unterſagt ſein ſollten. Daß dieſer Vorbehalt nur Bedeutung hatte, wenn die Macht vorhanden war, ihn zur Geltung zu bringen, hat die Folgezeit gelehrt.

Sicher war damit nichts tatſächlich Neues in die deutſche Geſchichte eingeführt. Seit Jahrhunderten waren deutſche Fürſten und

Städte europäiſche Mächte geweſen und hatten Kriege geführt und Verträge geſchloſſen, ohne nach Kaiſer und Reich zu fragen, auch gegen beide. Jetzt aber war dieſe Befugnis reichsrechtlich feſtgelegt. Die Staatsrechtslehrer, Samuel Pufendorf, der Heidelberger Profeſſor und ſpätere ſchwediſche, dann brandenburgiſche Hiſtoriograph, voran, brachten bald die Anſchauung von der Urſprünglichkeit der landesherrlichen gegenüber der kaiſerlichen Gewalt zu beherrſchender Geltung. An die Stelle der kirchlich-religiöſen Auffaſſung von Geſchichte und Politik, die in der Zeit der Reformation und Gegenreformation ſo ſtarken Einfluß gewonnen hatte, trat die ſtaatsrechtliche; ſie beſtimmte die Haltung der Landesgewalten, drängte das Reichsrecht völlig in den Hintergrund. So wenig wie die religiöſe iſt die ſtaatliche Einigung Deutſchlands von Reichs wegen je wieder ernſtlich ins Auge gefaßt worden.

Dieſem Nichts an Ergebniſſen ſtand nun ein empfindlicher Verluſt an Reichsboden und eine beiſpielloſe Verödung des deutſchen Landes gegenüber.

Zum erſten Male in unſerer Geſchichte iſt im Weſtfäliſchen Frieden vom Reiche ſelbſt auf Reichsland verzichtet worden. Die ausdrückliche Anerkennung der eidgenöſſiſchen und der niederländiſchen Selbſtändigkeit legte allerdings nur völkerrechtlich feſt, was längſt unumſtößliche Tatſache war, und keine andere Bedeutung hatte die endgültige Abtretung der Bistümer Metz, Toul und Verdun. Auch die Beziehungen zu den ſpaniſchen Niederlanden und der ſpaniſchen Freigrafſchaft Burgund erfuhren keine tatſächliche Änderung; aber ihre Verbindung mit dem Reiche wurde mehr als je eine nominelle, für ſeinen Beſtand bedeutungslos. Es mußte, wie der Gang der Geſchichte nun einmal geweſen war, für alle dieſe faſt ganz aus dem alten karolingiſchen Teilreiche Lothars heraus geſchnittenen Zwiſchenlande noch als ein gar nicht hoch genug einzuſchätzender Vorteil angeſehen werden, daß ſie mannigfaltig zerſplittert und geſondert ihre eigene Entwickelung genommen hatten und nicht insgeſamt Beſtandteile franzöſiſcher Macht geworden waren.

Tiefer ſchnitten andere territoriale Beſtimmungen des Friedens in das Beſtehende ein. Der Übergang der öſterreichiſchen Beſitzungen im Elſaß an Frankreich mit allen Rechten, die das Reich an ſie hatte, war ein ſchmerzlicher Verluſt wertvollſten alten deutſchen Gebietes und bedeutete mit dem franzöſiſchen Beſatzungsrecht in den rechtsrheiniſchen Plätzen Breiſach und Philippsburg eine dauernde Gefährdung deutſcher Sicherheit. Und kaum weniger verderblich war die Feſtſetzung der Fremden an unſern Meeresküſten. Es begann eine Zeit, in der Deutſchland ſeiner ſämtlichen Flußmündungen beraubt war. Von ſeiner Neugründung Glückſtadt aus hatte der däniſche König dem Verkehr auf der Niederelbe ſchon unbequem genug werden können. Jetzt kamen noch durch Erwerbung der Bistümer Bremen und Verden das linke Ufer des Stromes und die rechte Seite der Unterweſer in ſchwediſche Hände. Oſtfriesland und die Emslande waren längſt in ihrem wirtſchaftlichen Leben und darüber hinaus in ihrer ganzen Kultur ein Anhängſel der Niederlande geworden. Als 1667 die Oldenburger Grafſchaft nach dem Ausſterben ihres angeſtammten Hauſes an Dänemark überging, gab es an der Nordſee kaum noch einen Beſitz, den man deutſch nennen konnte. Und an der Oſtſee ſah es nicht viel beſſer aus. Zu den Mündungen der Weichſel wurden jetzt auch die der Oder verloren. Zuſammen mit Rügen, Stralſund und Wismar wurden ſie ſchwediſch. An der ganzen langen baltiſchen Küſte von Lübeck bis Königsberg waren Roſtock und Kolberg die einzigen deutſchen Plätze, die ſich noch einigermaßen über die Stellung von Klipphäfen erhoben. Das deutſche Binnenland konnte mit der Außenwelt faſt nur noch durch die Vermittlung oder unter Überwachung von Fremden verkehren.

Es iſt neuerdings gelegentlich in Zweifel gezogen worden, ob die Verwüſtung Deutſchlands durch den Dreißigjährigen Krieg ſo umfaſſend war, wie die überlieferte Vorſtellung will. Es iſt richtig, daß nicht unſer ganzes Vaterland und von ſeinen einzelnen Landſchaften nicht alle in gleicher Weiſe in Mitleidenſchaft gezogen worden ſind. Aber außerhalb des Alpengebietes gab es keinen Teil des damaligen Deutſchen Reiches, der nicht wenigſtens durch einige

Jahre gründlich heimgeſucht worden wäre, und gerade in den fruchtbarſten und blühendſten Gegenden hatte der Krieg ſich wiederholt dauernd feſtgeſetzt. Die Angaben über Verluſte mögen hier und da durch Unwahrhaftigkeit oder Gewinnſucht vergrößert worden ſein; im allgemeinen können über die Zuverläſſigkeit der uns zu Gebote ſtehenden Nachrichten Zweifel nicht beſtehen. Manche Ortſchaften ſind dauernd verlaſſen geblieben; nicht wenige mußten aus ihren Trümmern neu erſtehen. Die Äcker, die Weinberge, die Obſtgärten lagen verwildert oder verwüſtet. Die Bevölkerung war beſonders in den offenen Orten auf einen Bruchteil zuſammen geſchmolzen, an manchen Stellen ſo gut wie verſchwunden, in Wälder und auf Ödland verzogen oder zu einem Abenteurerdaſein verſprengt. Daß mit der wirtſchaftlichen die ſittliche Verwilderung Hand in Hand ging, verſteht ſich von ſelbſt. Wie hätten die Maſſen des Volkes und auch Höherſtehende treu bleiben ſollen in der Erfüllung menſchlicher und bürgerlicher Pflichten, während es an den unerläßlichen Vorbedingungen geſitteten Zuſammenſeins fehlte?

Man muß ſich dieſe Lage vergegenwärtigen, um Leibnizens Wort, daß von allen Tugenden den Deutſchen nur der Fleiß geblieben ſei, richtig zu würdigen. Denn eben der Fleiß war die Tugend, die am ſicherſten den Ausweg aus dem Elend öffnete. Im Werdegang eines Jahrtauſends war ſie ein Gemeingut nicht nur der breiten Maſſen des Volkes, ſondern auch ſeiner mittleren und oberen Schichten geworden. Bodenbeſchaffenheit und Klima hatten ihre Entwickelung begünſtigt, ja notwendig gemacht und übten fortgeſetzt dieſen fördernden Einfluß. Der Proteſtantismus hatte von ſeinen Anfängen an laut und vernehmlich jede Art redlicher Arbeit als Gott wohlgefälliges Werk geprieſen, als die vornehmſte und wertvollſte Betätigung wahrer Frömmigkeit. So hat lebensvoller Schaffenstrieb langſam wieder empor gehoben aus der tiefen Not.

Aber er konnte ſich noch lange nur auf das Nächſte richten. Weitreichende Wirkung, jede Form höherer Auffaſſung lagen fern. Auch konnte größeren Anſprüchen an Sitte und Lebensführung mit dem, was die Heimat bot, nicht genügt werden. Auf die Umgangs-

formen, die Prunk- und Genußſucht ſchon vor dem Kriege unheilvoll genug beeinflußt hatten, hat der Kriegsbrauch verwüſtend gewirkt. Deutſchland war auch in ſeinen beſſeren Ständen das Land grober, ungeſchlachter Sitte geworden. So waren fremdem Einfluß Tür und Tor geöffnet; ausländiſches, insbeſondere franzöſiſches Weſen hielt mehr als je zuvor ſeinen Einzug, und nicht einmal allein zum Nachteil. Denn feinere Gebarung richtete ſich nicht zuletzt durch Nachahmung fremder Vorbilder wieder auf. Zunächſt wurden ihnen die Höfe dienſtbar, dann, wie der Wohlſtand ſich wieder hob, auch weitere Kreiſe bis in die tieferen Schichten des Volkes hinab. Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, franzöſiſche Moden und franzöſiſche geſellſchaftliche Sitten und Umgangsformen wurden Kennzeichen und unumgängliche Erforderniſſe beſſerer Erziehung und Bildung. Auch aus früheren Jahrhunderten ſind franzöſiſche Einflüſſe auf deutſches Leben zu verzeichnen; nie haben ſie ſo tief gegriffen, ſind nie ſo willig entgegen genommen worden wie in dem Jahrhundert, das dem Weſtfäliſchen Frieden folgte. Mehr als je ward deutſche Art aus dem Umgang der vornehmeren Klaſſen verdrängt.

Die Entwickelung iſt gefördert worden durch die glänzende Stellung, zu der Frankreich ſich unter Ludwig XIV. erhob. Es wurde die leitende Macht Europas und als ſolche maßgebend vor allem für die deutſchen Verhältniſſe.

Es iſt nicht allein der Dreißigjährige Krieg, der es Frankreich ermöglicht hat, dieſe Stellung einzunehmen. Der Gang der gleichzeitigen Geſchichte Europas hat es begünſtigt. Die ſpaniſche Weltmonarchie hat in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Frankreich alle Schrecken verloren. Ihre Kraft, die nicht auf innerer Geſundheit, ſondern auf bedenklichſter Verwertung des überſeeiſchen Beſitzes beruhte, war im letzten 27jährigen Kampfe mit der Republik der Niederlande, vom Ablauf des 12jährigen Stillſtandes bis zum Weſtfäliſchen Frieden, völlig verbraucht worden. Gleichzeitig hatte England eine innere Umwälzung erlebt, die es nach

außen lahm legte. Den wenigen Jahren geſchloſſener Kraft, die ihm unter Cromwell beſchieden waren, ſind unter den letzten Stuarts noch einmal Jahrzehnte gefolgt, in denen England franzöſiſcher Politik ſo dienſtbar wurde wie nie zuvor oder gar nachher. Dazu kam das Auftauchen der neuen ſchwediſchen Großmacht, die zwar ihre eigenen Wege ging, aber doch mit Frankreich das gemeinſame Intereſſe hatte, die Mitte des Erdteils nieder zu halten. Daß im Osmaniſchen Reiche nach einem Jahrhundert ungefährlicher Schwäche noch einmal die alten Eroberungstendenzen ungeahnte Kraft gewannen, hat Ludwig XIV. ſo geſchickt wie ſkrupellos zu benutzen verſtanden. So hat er die ganze Kraft ſeines reichen Landes der Erweiterung der Oſtgrenze widmen können.

Man hat ſich gewöhnt, den Gegenſatz zwiſchen Deutſchland und Frankreich als unausgleichbar zu betrachten, und kein Lebender dürfte zu behaupten wagen, daß dieſe Auffaſſung falſch ſei. Aber es iſt doch eine geſchichtliche Tatſache, daß dieſer Gegenſatz ſich erſt feſtgelegt hat in dem hier zu beſprechenden Zeitraum.

Die beiden Nationalitäten haben in den Grenzlanden, die ſich nach dem Zerfall des karolingiſchen Reiches heraus bildeten, ſtets zuſammen gelebt. Nirgends hat jemals die Sprachgrenze auf namhafte Strecken die Grenze der beiden Reiche gebildet; faſt ununterbrochen geht ſie mitten durch die einzelnen Territorien hindurch. In den Zeiten, wo die karolingiſche Dynaſtie im Weſtreiche fortdauerte, während ſie im deutſchen Oſten ausgeſtorben war, blieben zwar die Anſprüche des alten Herrſcherhauſes unvergeſſen; aber dann folgten Jahrhunderte, in denen beide Reiche nach keiner Seite hin ſo dauerhaften Frieden erlebten wie an den beiderſeitigen Grenzen.

Anders ward das erſt, als Deutſchland ſchwach wurde. Es iſt erwähnt worden, wie die letzten weſtfränkiſchen Karolinger ſich mit weitgehenden Plänen der Verlegung ihrer Oſtgrenze trugen; die überlieferten Vorſtellungen von der Ausdehnung Galliens dienten ihnen neben dem Karolinger-Recht als Stütze. Die engliſche Gefahr, das Emporkommen des burgundiſchen Hauſes, die Verbindung ſeiner Macht mit der deutſchen Kaiſerſtellung, endlich die hugenottiſchen

Wirren haben dieſem Streben nach einander ſo mächtige Hinderniſſe entgegen geſtellt, daß zeitweiſe die Selbſterhaltung ſchwer wurde. Jetzt war das alles überwunden. Seit Heinrich IV. und Richelieu ſtand Frankreich wieder da in geſchloſſener Kraft und alsbald auch wieder bereit, ſich nach außen im alten Sinne zur Geltung zu bringen. So übernahm es Ludwig XIV.

Er war zehn Jahre alt, als der Weſtfäliſche Friede geſchloſſen wurde. Der Neapolitaner Mazarin, der Vertrauensmann der letzten Jahre Richelieus, war an ſeines Meiſters Stelle getreten und hatte Frankreichs Politik nicht weniger geſchickt als dieſer ſelbſt geleitet. Beide hatten vor allem die Schwächung kaiſerlicher Macht im Auge gehabt, die Aufrechterhaltung der libertas Germaniae, der Selbſtändigkeit der Reichsſtände.

Das Ziel war im Friedensſchluſſe voll erreicht worden. Als Garant des Friedens und im Beſitz der militäriſchen Stellung, die es am Oberrhein gewonnen hatte, war Frankreich jederzeit in der Lage, in Deutſchland einzugreifen. Machtverſchiebungen hätten ſich dort gegen ſeinen Willen kaum vollziehen können. Keine günſtigere Verteilung deutſcher Macht aber konnte ſich Frankreich denken, als wie ſie zur Zeit beſtand. Sie ſchloß jeden Verſuch, den Nachbar zu ſchmälern, von vornherein aus, geſtattete ihm aber, für jedes Ziel europäiſcher Politik, das nicht direkt gegen das Reich gerichtet war, deutſche Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Von nationaler Feindſchaft gegen Frankreich, das einem großen Teile des deutſchen Volkes ſoeben noch Bundesgenoſſe geweſen war, konnte nicht die Rede ſein. An Stelle dieſer vom franzöſiſchen Standpunkte aus denkbar glücklichſten Verhältniſſe hat Ludwig XIV. eine Lage geſchaffen, in der alles, was im Reiche noch einen Reſt deutſchen Empfindens bewahrt hatte, ſich gegen den Sonnenkönig und ſein Volk mit Abneigung, Widerwillen, ja mit Haß erfüllte, eine Lage, die den Gedanken, das Reich gegen franzöſiſche Eroberungsluſt zu verteidigen, mehr als je zuvor zum Gemeingut des deutſchen Volkes gemacht hat.

Die deutſchen Fürſten in der Rolle dankbarer Schützlinge Frankreichs feſtzuhalten wäre für Ludwig XIV. um ſo wertvoller

und zugleich um ſo leichter geweſen, als der Dreißigjährige Krieg doch eine Machtverſchiebung zur Folge gehabt hatte, die beiden nachteilig werden konnte. Die deutſchen Habsburger ſtanden nach dem Kriege in anderer Stellung da als vor ſeinem Beginn. Ferdinand II. hatte die Monarchie nicht nur konfeſſionell, ſondern auch politiſch zu einer Einheit, ſeine Herrſchergewalt zu einer nahezu abſoluten gemacht. Die Machtmittel des ausgedehnten Beſitzes lagen ſicher in der Hand des Regenten. Seit den Tagen Karls V. hatten die deutſchen Habsburger nicht mit ſolchem Nachdruck auftreten können wie jetzt. Da ſie auch nach dem Verzicht auf ihr elſäſſiſches Stammland im vorderen Deutſchland noch immer reich begütert waren, konnte ihre geſteigerte Kraft doch auch Frankreich fühlbar werden. Indem ſie zugleich eine vermehrte Gefahr für die Reichsſtände darſtellte, hätte es nahe genug gelegen, alles zu vermeiden, was dieſen Gegenſatz verwiſchen konnte. Ludwig XIV. hat alles getan, die Gefährdeten in die Arme der Macht zu treiben, die ſie im Dreißigjährigen Kriege hatten fürchten lernen.

Zwiſchen Frankreich und dem Reich lag der ſpaniſche Beſitz burgundiſchen Urſprungs; nur auf der kurzen Strecke zwiſchen Metz und Baſel hatten die beiden Länder noch eine gemeinſame Grenze. Der franzöſiſch-ſpaniſche Krieg hatte auch nach dem Weſtfäliſchen Frieden ſeinen Fortgang genommen. Als der Pyrenäiſche Friede 1659 auch ihn zum Abſchluß brachte, trug Frankreich neuen Gewinn davon. Aber von den von Spanien abgetretenen Gebieten waren nur zwei feſte Plätze, das hennegauiſche Avesnes und das luxemburgiſche Diedenhofen, alter Reichsbeſitz; ſonſt erlangte Frankreich nur Boden zurück, den es einſt an Burgund eingebüßt hatte. Abſichten auf neue Erwerbungen vom Reich ſind unter Mazarins Leitung nicht hervor getreten. Er blieb bei der alten Politik, die Schwachen zu ſammeln, ſie gegen den Kaiſer zu ſtärken und zugleich den franzöſiſchen Einfluß im Reiche lebendig zu erhalten. Er hat 1658 beſonders mit Unterſtützung des Mainzer Erzbiſchofs Johann Philipp von Schönborn einen „Rheiniſchen Bund“ zuſtande gebracht. Der Kölner Kurfürſt, Pfalz-Neuburg, Heſſen-Kaſſel, Braun-

ſchweig-Lüneburg, Schweden für ſeine Länder Bremen und Verden, bald auch Trier, Münſter und Württemberg, 1660 noch Heſſen-Darmſtadt, alſo proteſtantiſche und katholiſche Reichsſtände in bunter Miſchung, ſchloſſen ſich der Verbindung an, traten unter Frankreichs Führung. Es war nicht ihre Meinung, Reichsboden preiszugeben; ſie glaubten aber an dem mächtigen Nachbar die rechte Stütze zu finden, ſich neben dem Kaiſer und nötigenfalls gegen ihn im Reiche zu behaupten.

Als nach Mazarins Tode (1661) Ludwig XIV. ſelbſt die Zügel der Regierung ergriff, iſt er dieſer Frankreichs wahren Intereſſen allein entſprechenden Politik nicht allzu lange treu geblieben. Er hat alsbald begonnen, ſeine Hand nach deutſchem Reichsgebiet auszuſtrecken, auf Grund der im Weſtfäliſchen Frieden erworbenen Rechte weiteren Beſitz zu erſtreben. Aus der endgültigen Abtretung von Metz, Toul und Verdun ward ein völlig aus der Luft gegriffener Anſpruch auf das geſamte Diözeſangebiet dieſer Bistümer hergeleitet. Die Zugehörigkeit Lothringens zum Reiche, die Selbſtändigkeit der elſäſſiſchen Reichsſtädte ward beſtritten. Ohne Abſage überfiel Ludwig XIV. 1667 im ſogenannten Devolutionskriege die ſpaniſchen Niederlande, deren Übergang an Frankreich das Reich unmöglich gleichgültig laſſen konnte, um die durch ſeine Vermählung mit der Infantin von Spanien, der Tochter Philipps IV., erlangten Erbanſprüche ſchon jetzt zur Geltung zu bringen. Nur das Eingreifen der Tripelallianz (Englands, Schwedens und der Niederlande) hinderte ihn am vollen Erfolge. Er mußte ſich 1668 im Aachener Frieden mit der Abtretung von ſieben flandriſchen und drei hennegauiſchen Plätzen begnügen, von denen die letzteren alte Reichsorte waren. Als gleichzeitig der auf zehn Jahre geſchloſſene Rheiniſche Bund ablief, erwies ſich ſeine Erneuerung als unmöglich. Das Vertrauen war verwirkt. Die Rolle einer Schutzmacht hat Frankreich bei deutſchen Reichsſtänden fortan nur noch in ganz beſonderen Fällen ſpielen können. 1670 hat Ludwig XIV. das

Herzogtum Lothringen, das „Erbstück seiner Ahnen", mitten im Frieden besetzen lassen und Herzog Karl IV. zum zweiten Male vertrieben. Das Haus Lothringen hat von da an, ganz gegen seine frühere Politik, seine Geschicke unverbrüchlich an das Haus Habsburg gekettet.

Es würde der Sachlage nicht ganz entsprechen, wollte man alle Schuld für das entschiedene Einlenken in diese Richtung auf Ludwig XIV. allein häufen. Sein Volk kam ihm sicher auf halbem Wege entgegen. Die Vorstellungen von der alten gallischen, der fränkischen und karolingischen Macht sind bei den Franzosen, die Charlemagne als den Ihren ansahen, kaum je völlig erstorben. Die alte keltische Wertschätzung des Kriegsruhmes war ihnen im kampffrohen Mittelalter und in der Schlachtenlust der beginnenden Neuzeit vollauf lebendig geblieben. Seitdem der Adel sich der Krone völlig hatte beugen müssen — Mazarin führte im Kampf gegen die Fronde den letzten Schlag —, scharte er sich waffenfreudig um seinen König. So folgte dem vierzehnten Ludwig ein williges Volk. Erst die späteren Zeiten seiner opferheischenden Regierung haben das Land schwierig gemacht. Zunächst sah die Nation nur, daß Ruhm und Besitz sich mehrten durch ihren Herrscher; sie sonnte sich im Glanze seiner Erfolge und fing an, sich mit den Vorstellungen von ihrer angestammten militärischen und kulturellen Überlegenheit zu erfüllen, die ihr später so verderblich werden sollten. Ein Ludwig XIV. ist doch kaum an der Spitze eines anderen Volkes als des französischen denkbar.

Im April 1672 hat Ludwig die Republik der Vereinigten Niederlande mit Krieg überzogen. Er hatte es verstanden, die beiden andern Genossen der Tripelallianz auf seine Seite zu ziehen, und ließ seine Heere über deutschen Boden, den ihm die mit den Niederländern nicht ohne guten Grund verfeindeten geistlichen Herren von Köln und Münster öffneten, in die Lande der Staaten einmarschieren. Da ist der Große Kurfürst auf den Plan getreten. Es war das erste Mal, daß Brandenburg in eine europäische Frage eingriff, an deren Lösung ein deutsches Interesse gegenüber Frankreich hing.

Unter den Askaniern war die erweiterte Nordmark, wie berührt, eine der weſentlichſten Stützen deutſcher Macht im Nordoſten geweſen. Das Jahrhundert wittelsbachiſcher und luxemburgiſcher Herrſchaft hatte ihre Bedeutung herab gemindert. Keine der beiden Familien war mit dem neuen Beſitz völlig verwachſen. Anders der Hohenzollernſtamm, der aus der Nürnberger Burggrafſchaft 1411 nach der Mark verpflanzt wurde. Gleich den Hohenſtaufen entſproſſen aus einer der zahlreichen Burgen, die den Rand und die vorſpringenden Bergkegel der ſchwäbiſchen Alb bedeckten und mit ihren Ruinen zum Teil noch heute ſchmücken, hatten Angehörige des Hauſes ſchon im fränkiſchen Burggrafenamt wiederholt Gelegenheit gefunden, bedeutungsvoll in die Reichsgeſchichte einzugreifen. Es iſt faſt durchweg geſchehen zugunſten der Königsmacht, ſo beſonders beim Emporkommen Rudolfs von Habsburg und zur Stütze Ludwigs des Baiern. Friedrich VI. hatte in den Wirren, die unter Wenzel und Ruprecht das Reich erfüllten, tatkräftig Stellung genommen und war dann ein bewährter Diener König Sigmunds geworden. Der vielbeſchäftigte Herrſcher übertrug ihm 1411 die verwahrloſte Mark als Pfandbeſitz, 1415 die Markgrafen- und 1417 auch die mit der Mark verbundene kurfürſtliche Würde.

Auch als Markgraf und Kurfürſt iſt Friedrich vor allem im Dienſte des Reiches tätig geweſen. In den ſchwierigen Beziehungen zu den Huſſiten war er in Krieg und Verhandlung der tüchtigſte und rührigſte Vertreter deutſcher Macht; wenn Kaiſer Sigmund zuletzt doch noch Böhmens Herr wurde, ſo verdankte er das vor allem dem Hohenzollern. Friedrich I. hat aber auch gleich in den erſten Jahren ſeines neuen Regiments, noch ehe er Kurfürſt wurde, Zeit und Kraft gefunden, der in der Mark eingeriſſenen Verwilderung ein Ende zu machen. Der zuchtloſe Adel mußte ſich wieder eine Landesherrſchaft gefallen laſſen. Der zweite Hohenzoller Friedrich II. hat die nach Selbſtändigkeit ſtrebenden Städte unter den landesherrlichen Willen gezwungen; ihre Verbindung mit der Hanſe mußten ſie löſen. Keinem der anderen norddeutſchen Fürſten iſt im 15. Jahrhundert Ähnliches gelungen, von keinem auch ſo ernſt-

haft erſtrebt worden. Die Nachfolger ſind aus dieſer Bahn nicht mehr gewichen, beſonders die Zeitgenoſſen der Reformation Joachim I. und Joachim II. nicht. Sie haben durch verbeſſerte Verwaltung, durch Verwendung bürgerlicher, gern aus der Fremde herbei gezogener Kräfte die Macht der Stände in Schranken gehalten. Es iſt eine Entwickelung, die ſich mehr oder weniger in allen größeren Territorien der deutſchen weltlichen Fürſten vollzieht; aber man kann von Brandenburg ſagen, daß es auf dieſem Wege weiter gelangte als die meiſten anderen deutſchen Fürſtentümer, beſonders die norddeutſchen.

Es gewann aber auch in anderer Richtung einen Vorſprung. Nach der Sitte der Zeit ſind auch die brandenburgiſchen Hohenzollern in eine Reihe von Erbverträgen eingetreten. Es könnte auf Widerſpruch ſtoßen, wenn man ſagen wollte, daß ſie umſichtiger und rührriger geweſen ſeien in der Pflege ſolcher Verbindungen als andere Fürſtenhäuſer, obgleich ſich dafür Gründe anführen ließen; ſicher iſt, daß ſie glücklicher waren. In der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfuhr die brandenburgiſche Macht durch verwandtſchaftliche Beziehungen erheblichen Zuwachs. Ihr Anſpruch auf das kleviſche Erbe führte nach dem Ableben Herzog Johann Wilhelms (1609) zu einer Vereinbarung mit dem gleichfalls erbberechtigten pfalz-neuburgiſchen Hauſe, nach welcher dem Kurfürſten Johann Sigmund Kleve ſelbſt und in Weſtfalen die Grafſchaften Mark und Ravensberg zufallen ſollten, während Pfalz-Neuburg Jülich und Berg erhielt (1614). Als dann 1618 Albrecht Friedrich, des erſten preußiſchen Herzogs Albrecht Sohn, ohne männlichen Erben ſtarb, fiel auch das alte Ordensland an den Kurfürſten, ſeinen Schwiegerſohn. Die Neuerwerbungen Johann Sigmunds übertrafen den bisherigen Umfang ſeiner Beſitzungen um mehr als 10 000 Quadratkilometer. In der Regierungszeit Georg Wilhelms kam durch den Tod Bogislavs XIV. (1637) noch der Anſpruch auf Pommern hinzu, deſſen alte Lehnsabhängigkeit durch wiederholte Verträge in ein Erbfolgeverhältnis umgewandelt worden war.

Die Erweiterung des brandenburgiſchen Machtbereichs zwang ſeine Lenker in große Aufgaben hinein, denen ſie gerecht werden

mußten, wollten ſie mit ihren Landen nicht verkümmern. Die Kämpfe, die im baltiſchen Oſten Schweden und Polen, im Niederungsgebiet von Rhein und Maas Spanier und Niederländer mit einander auszufechten hatten, zogen jetzt ihre Untertanen in Mitleidenſchaft. Im ganzen nördlichen Deutſchland vom Rhein bis zur Weichſel konnte kaum noch eine territoriale Frage auftauchen, deren Löſung nicht für Brandenburg ihre Bedeutung gehabt hätte. Wie die Entſcheidung über die Odermündungen und die lange Küſte vom Darßer Ort bis zum Haff der Leba, für welche die neue ſchwediſche Großmacht als Mitbewerber auftrat, ausfallen würde, war für dieſen Staat eine Lebensfrage. Dazu hatte ſeine neue Zuſammenſetzung noch eine andere ſchwierige Aufgabe im Gefolge. Im Kleviſchen war der Kampf zwiſchen Reformation und Gegenreformation unentſchieden geblieben. Johann Sigmund war am Chriſtfeſt 1613 zum reformierten Bekenntnis übergetreten. So mußte die Leitung des Staates mit drei Konfeſſionen rechnen. Das Beſitztum des Brandenburger Kurfürſten und Markgrafen wurde das erſte paritätiſche Herrſchaftsgebiet auf deutſchem Boden, eine Wiederholung der Reichsverhältniſſe in kleinerem Maßſtabe. Johann Sigmund und dann der Große Kurfürſt ſind die erſten fürſtlichen Vertreter toleranter Staatslenkung geweſen.

Georg Wilhelm (1619—1640) war nicht der Mann, ſo ſchwierigen Anforderungen gerecht zu werden. Sein Beſitz hatte den doppelten Umfang des ſächſiſchen, den dreifachen des bairiſchen Kurfürſtentums, ſpielte aber im Dreißigjährigen Kriege nicht die entſprechende Rolle. Selbſt Johann Georg von Sachſen zeigte ſich ſelbſtändiger als Georg Wilhelm. Brandenburg wurde mehr von außen her geſchoben, als von innen geleitet. Die doppelte Verſchwägerung mit dem Pfälzer Kurfürſten und mit Guſtav Adolf hat Georg Wilhelm nicht aus ſeiner Zurückhaltung aufzurütteln vermocht.

Das wurde anders, als 20jährig ſein Sohn Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürſt, zur Regierung kam. Noch in den letzten Jahren des großen Krieges iſt ſeine umſichtige und kräftige Leitung ſeinem

Staatsweſen zugute gekommen. Daß er im Weſtfäliſchen Frieden wenigſtens die öſtliche Hälfte von Pommern davontrug, war ſicher ein Erfolg, den der Vater nicht errungen haben würde. Das Bistum Kammin, das im letzten Jahrhundert unausgeſetzt im Beſitz pommerſcher Fürſten geweſen war, füllte die Lücke zwiſchen den beiden Teilen des neuen Erwerbes. So lehnte ſich auch das Bistum Minden gut an Ravensberg an, und das Bistum Halberſtadt, dem die 1680 zum Vollzug gekommene Anwartſchaft auf das Erzſtift Magdeburg den Anſchluß an die märkiſchen Lande ſicherte, ſchob zum erſten Male in der Geſchichte des Kurhauſes deſſen Beſitz bis ans Gebirge vor. An allen großen Strömen Niederdeutſchlands von der Maas bis zur Memel hatte jetzt Brandenburg-Preußen einen Anteil, und einer Poſtenkette gleich zog ſich ſein Herrſchaftsgebiet quer durch das nördliche Reich von Emmerich bis Nimmerſatt. Es war je nachdem eine zukunftsreiche oder eine unhaltbare Lage.

Friedrich Wilhelms Tätigkeit galt zunächſt den äußerſten Enden ſeines verſprengten Beſitztums. Sie ſtellten die dringendſten Aufgaben. Des polniſchen Königshauſes nicht aufgegebene Anſprüche auf den ſchwediſchen Thron wurden dem kriegeriſchen Schweſterſohne Guſtaf Adolfs, Karl X. Guſtaf von Pfalz-Kleeburg, der 1654 an die Stelle der Königin Chriſtine getreten war, Anlaß zum Angriff auf Polen. Vergeblich bemühte ſich der Kurfürſt, neutral zu bleiben. Da der Schwedenkönig ſich raſch als der Stärkere erwies, mußte er ſich ihm anſchließen und im Königsberger Vertrage vom 17. Januar 1656 an Stelle der polniſchen die ſchwediſche Oberlehensherrſchaft über Preußen anerkennen.

Seine Brandenburger zogen dann mit den Schweden ins Feld, die neu begonnene Gegenwehr der Polen zu brechen, und errangen mit ihnen Ende Juli des Jahres in dreitägiger Schlacht den glänzenden Sieg von Warſchau, ihre erſte weltkundige Waffentat. Da aber auch dieſer Erfolg die volle Niederwerfung Polens nicht ſicherte, mußte Karl X. die weitere Bundesgenoſſenſchaft des Kurfürſten im Vertrage von Labiau am 20. November 1656

mit dem Zugeſtändnis der vollen Unabhängigkeit des preußiſchen Herzogtums erkaufen. Als aber nun von allen Seiten die Nachbarn ſich erhoben, Schwedens Macht in Schranken zu halten, und Karl X., von Polen ablaſſend, ſich gegen Dänemark als den gefährlichſten ſeiner Feinde wandte, konnte Friedrich Wilhelm, in richtiger Würdigung der Lage ſeines Staates, es nicht für ſeine Aufgabe halten, ſeine Kräfte für die Herrſcheranſprüche des Schwedenkönigs einzuſetzen. Er ſchloß Frieden mit Polen und erlangte in den Verträgen von Wehlau und Bromberg im September und November 1657 auch deſſen Anerkennung für Preußens Selbſtändigkeit. Die alte Oberherrlichkeit des Reiches im Ordenslande war längſt in Vergeſſenheit geraten; ſo war der Grund gelegt für eine europäiſche, über die eines Reichsfürſten hinaus ragende Stellung.

Die Ereigniſſe haben den Kurfürſten bald ganz auf die Seite der Gegner Schwedens geführt. Dänemark drohte völlig zu erliegen. Schwedens Alleinherrſchaft auf der Oſtſee konnte aber ein Staat nicht ertragen, deſſen wichtigſter Zugang zum Meere ohnehin ſchon in den Händen dieſer Macht war. In Dänemark ſelbſt und in Pommern hat Friedrich Wilhelm an der Spitze ſeiner Streitkräfte dem zu wehren geſucht. Wenn das begehrte Küſtenland nicht ſchon damals gewonnen wurde, ſo war es, weil Frankreich, das Schweden nicht geſchwächt ſehen wollte, ſich ins Mittel legte. So mußte der Kurfürſt im Frieden von Oliva (3. Mai 1660) ſich mit der Beſtätigung der preußiſchen Unabhängigkeit zufrieden geben. Pommern wieder räumen.

In ähnlicher Weiſe wie der preußiſche hat der gleich entlegene kleviſche Beſitz den Kurfürſten in die großen Welthändel hinein gezogen. Als das Land brandenburgiſch wurde, war ſeine größte und wichtigſte Stadt, Weſel, von den Spaniern beſetzt; die übrigen feſten Plätze waren in den Händen der Niederländer. Während des ganzen Dreißigjährigen Krieges haben ſich die beiden Mächte hier auf brandenburgiſchem Boden bekämpft. 1629 war Weſel von

den Niederländern genommen worden; sie blieben auch im Lande, als der Westfälische Friede geschlossen war. Ihre Besatzungen standen noch in den festen Plätzen des Herzogtums, als 1672 die Franzosen einbrachen. Ganz abgesehen von seiner Lage ward Kleve schon dadurch ein Zielpunkt ihrer Operationen. Sie haben gleich zu Beginn des Feldzugs die Städte des Landes in ihre Gewalt gebracht.

Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte nicht weniger Anlaß, mit den Kaufherren von Amsterdam unzufrieden zu sein, als die geistlichen Nachbarfürsten von Köln und Münster. Die persönlichen Beziehungen, die durch des Kurfürsten Vermählung mit der Schwester des Statthalters geknüpft worden waren, hatten längst alle politische Bedeutung verloren. Der Schwager Wilhelm II. war schon 1650 gestorben, die Leitung des niederländischen Staatswesens dann völlig in die Hände der Aristokraten übergegangen. 1667 starb auch die Kurfürstin. An Lockungen wie an Drohungen, die französische Partei zu halten, fehlte es nicht, und es gab schwer wiegende Gründe, ihnen Gehör zu schenken. Wenn der Kurfürst sich gleichwohl für ein Zusammenstehen mit der gefährdeten Republik entschied, so macht das nicht allein seinem Mute, sondern auch seiner Einsicht Ehre. Ihm war klar, daß Frankreichs Sieg die größere Gefahr bedeute für *seinen* Besitz wie für Deutschlands Selbständigkeit, daß zeitweilige Vorteile, die zu erringen möglich gewesen wäre, dem gegenüber nicht in Frage kommen könnten.

Brandenburg war die erste und zunächst die einzige Macht, die für die Niederlande und den Schutz deutschen Bodens gegen französische Willkür eintrat. Es vermochte den Siegeslauf der Franzosen nicht zu hemmen. Als ihr Vormarsch aber vor den überfluteten holländischen Niederungen Halt machen mußte, hatte der Kurfürst es doch so weit gebracht, daß Kaiser Leopold sich ihm anschloß. Die gemeinsamen Operationen der Kaiserlichen und der Brandenburger am Mittelrhein, die weder einheitlich noch nachdrücklich genug geführt wurden, haben dann allerdings keinen andern Erfolg gehabt, als daß sie den Hauptteil der französischen Streit-

kräfte wieder aus den Niederlanden auf den Reichsboden herüber zogen, alſo ihren eigentlichen Zweck verfehlten. Die niederrheiniſch-weſtfäliſchen Beſitzungen des Kurfürſten gerieten faſt vollſtändig in die Gewalt ſeiner Feinde, ſo daß er ſich genötigt ſah, am 6. Juni 1673 im Frieden von Voſſem (bei Löwen) Neutralität zu verſprechen, ſo lange nicht ſeine Pflicht gegen das Reich ihn zum Kriege gegen Frankreich zwinge. Dafür räumten die Franzoſen bis auf Weſel und Rees, die erſt nach dem Friedensſchluß mit den Niederländern zurück gegeben werden ſollten, ſeine kleviſch-märkiſchen Lande. Wie im Oſten war der Lohn ſeiner Anſtrengungen beſcheiden; doch umſchloß er den wirklichen Beſitz der Erbſchaft, die ſeit zwei Menſchenaltern dem Namen nach brandenburgiſch war.

Die Ereigniſſe haben den Kurfürſten bald aufs neue gegen Frankreich ins Feld geführt. Noch im Sommer 1673 einigten ſich der Kaiſer und Spanien, Ludwig XIV. entgegenzutreten, und im Mai 1674 ward, nachdem der Kaiſer eine Reihe der größeren Reichsſtände zu ſich herüber gezogen hatte, auch von Reichs wegen der Krieg gegen Frankreich erklärt.

Es iſt bezeichnend für die Zuſtände, die ſich entwickelt hatten, daß volle zwei Jahre eine fremde Macht ihre Truppen deutſches Reichsgebiet durchziehen, beſetzen, ſchädigen und plagen laſſen, mit dem Kaiſer und einem der vornehmſten Reichsfürſten auf deutſchem Boden Krieg führen konnte, ohne daß das Reich als ſolches ſich regte. Im Weſtfäliſchen Frieden war auch eine Neuordnung der Reichsverfaſſung in Ausſicht genommen worden. Sie ins Werk zu ſetzen, hat 1653/54 in Regensburg ein Reichstag getagt. Er kam wenig hinaus über Bemühungen, das Gleichgewicht der Konfeſſionen zu ſichern und dem überlieferten Recht des Kaiſers, den Titel eines Reichsfürſten zu verleihen, eine tiefer greifende Einwirkung auf die Abſtimmungen am Reichstage abzuſchneiden. Seine Aufgaben wurden dann der „ordentlichen Reichsdeputation“, einem ſeit dem Augsburger Tage von 1555 beſtehenden ſtändigen Ausſchuß, und dem nächſten Reichstage überwieſen. Nach zwei Jahren ſollte er ſich verſammeln, iſt aber erſt 1663 zuſammengetreten, dann aber nicht mehr aus

einander gegangen, der „ewige" Reichstag geworden, ein stets offener Tummelplatz für die diplomatische Kunst ständischer Gesandtschaften, aber so gut wie bedeutungslos für alle Lebensfragen des Reiches.

Am Reichskriege gegen Frankreich hat auch der Große Kurfürst, wiederum persönlich und mit der gleichen, starken Streitmacht, wie er sie den Niederländern zugeführt hatte (20 000 Mann), teilgenommen. Aber da brachte Ludwig XIV. die Schweden für sich ins Feld. Sie rückten in die Mark ein. Der Kurfürst mußte vom Rhein herbei eilen, die Heimat zu schützen. Es folgten am 25. und 28. Juni 1675 die glorreichen Tage von Rathenow und Fehrbellin, die zusammen mit dem raschen, zielsicheren Anmarsch seinen und seiner Armee Waffenruhm dauernd begründeten. Friedrich Wilhelm konnte den Gegner im eigenen Besitz aufsuchen. In den nächsten Jahren wurden die Schweden, gegen die sich jetzt auch Dänemark wieder erhob, um Schonen zurück zu gewinnen, aus Pommern völlig vertrieben; alle festen Plätze, auch die Insel Rügen, wurden ihnen abgewonnen. Das lockende Ziel einer brauchbaren, brandenburgischen Seeküste zeigte sich in greifbarer Nähe.

Aber inzwischen hatten die Verbündeten auf den Kriegsschauplätzen an der französischen Grenze nachhaltige Erfolge nicht zu erringen vermocht. Montecuccoli und Karl V. von Lothringen hatten sich den französischen Führern gewachsen gezeigt, der junge Oranier Wilhelm III., den der Franzoseneinfall in die volle Erbstatthalter-Stellung emporgehoben hatte, dem Marschall von Luxemburg in den Niederlanden aber nur mit Mühe standgehalten. Die Generalstaaten machten im August 1678 zu Nymwegen ihren Frieden mit Frankreich; im September folgte Spanien. Es erhielt die 1668 abgetretenen hennegauischen und zwei flandrische Orte zurück, opferte aber die burgundische Freigrafschaft, Stadt und Land Cambrai (das alte Reichsbistum), vier andere hennegauische, nicht zum Reich gehörende Festungen und neun neue flandrische Plätze. An der spanisch-niederländischen Grenze bedeuteten die neuen Abmachungen gegenüber denen von 1668 eine für Frankreich höchst günstige Ab-

rundung ſeines Beſitztums. Wenn im Februar des nächſten Jahres auch Kaiſer und Reich Frieden ſchloſſen, ſo blieb darauf die Erwägung, daß weiterer Krieg zu einer nicht gewünſchten Mehrung brandenburgiſcher Macht an der Oſtſee führen könne, beim Oberhaupt wie bei maßgebenden Ständen des Reiches nicht ohne Einfluß. Man behielt im Frieden das genommene Philippsburg, ließ aber den Franzoſen das viel bedeutendere und wichtigere Freiburg, das ſie erobert hatten. Friedrich Wilhelm, der noch ſoeben in einem glänzenden Winterfeldzuge die eingefallenen Schweden aus ſeinem preußiſchen Herzogtum vertrieben hatte, mußte ſich vom franzöſiſchen Könige im Juni 1679 den Frieden von St. Germain en Laye diktieren laſſen, der ihn gegen eine Kriegskoſtenentſchädigung zur Herausgabe ſeiner ſämtlichen Eroberungen verpflichtete. Wenn das Sprichwort fortes fortuna adjuvat je gelogen hat, ſo war es hier der Fall.

Vergleicht man dieſen Krieg mit früheren, ſo fällt in die Augen, daß Frankreichs militäriſches Können ſich nie zuvor ſo überlegen gezeigt hatte. Wie anders ſtand es da als noch zu Richelieus Zeiten oder gar, als es ſeinen Boden mühſam gegen Karl V. behauptete! Für ihren Beſitz oder Beſtand hatte dieſe Macht von ihren Nachbarn, die ſich ſo ſchwer ſelbſt zur Abwehr zuſammen fanden, wahrlich nichts zu fürchten. Durch die Erwerbung der Freigrafſchaft waren ihre Grenzen unmittelbar an die Juraketten und die Eidgenoſſenſchaft, durch die Beſetzung Lothringens ebenſo geſchloſſen an die Vogeſen vorgerückt. Die Gefahr einer ſpaniſchen Umſäumung beſtand nicht mehr; Spaniens italieniſcher und ſein niederländiſcher Beſitz waren völlig aus einander geriſſen. Der Ozean, die Pyrenäen und die Alpen umgaben und deckten Frankreich; nur im Nordoſten fand ſich kein natürlicher Schutz. Aber hier hatte man in der Ebene den dichten Wall Vaubanſcher feſter Plätze, deren Anlage die Erfolge der beiden letzten Kriege möglich gemacht hatten, und jenſeits der Vogeſen die vorgeſchobenen Poſten des elſäſſiſchen Beſitzes und der Beſatzungsrechte. Alle ſpäteren Kriege haben erwieſen, wie ſchwer Frankreich in ſeinen Grenzen anzugreifen war. Es gab für dieſes Volk und ſeine

Dynastie, deren absoluter Gewalt jederzeit die volle Volkskraft zur Verfügung stand, schlechterdings keinen vernünftigen Grund, nach weiterer Vermehrung seines Festlandsbesitzes zu streben.

Denn auch seine nationalen Ansprüche konnten als befriedigt gelten. Wohl gab es an Sambre und Maas noch Leute wallonischer Zunge, die nicht unter das Lilienbanner gehörten, aber weit zahlreicher waren die Angehörigen ober- und niederdeutscher Mundart, die durch den Westfälischen Frieden und die jüngsten Verträge unter den allerchristlichsten König gekommen waren. Daß dieses begabte, tapfere und reiche Volk, auch an Zahl eines der stärksten Europas, das weite, ergiebige und zukunftsreiche Feld der Tätigkeit jenseits der Meere trotz großer entsprechender Veranlagung und trotz vorhandenem inneren Drange vernachlässigte, um an seiner Ostgrenze unerreichbaren Zielen nachzujagen, ist eine der folgenschwersten Wendungen der neueren Geschichte, folgenschwer für Frankreich nicht allein, sondern für Europa und die Welt. Herbeigeführt wurde sie durch einen König, dem Machtmittel in die Hand gelegt waren wie keinem anderen Mitlebenden, und der diese Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes, seiner Prunklust, Ruhm- und Herrschsucht nicht anders als auf altgewohnten Bahnen zu verwenden wußte.

Die Versuche, auf Grund vorgewandter, aus den Verträgen hergeleiteter Rechtstitel sein Besitztum zu erweitern, hat Ludwig XIV. nach den Friedensschlüssen mit gesteigerter Geschäftigkeit wieder aufgenommen. In Metz ward noch 1679 eine „Reunionskammer" eingesetzt; sonst hatten die ordentlichen Parlamente die gerichtlichen Formalitäten zu erledigen. So ziemlich an der ganzen Grenze entlang vom Kanal bis zum Mittelländischen Meere ward unter Berufung auf angebliche alte Lehnsrechte neues Gebiet für französisch erklärt; den gefällten Erkenntnissen folgte in der Regel alsbald die Besitzergreifung. So geschah es an der mittleren Maas und Mosel und an der Saar, in Gebieten, die heute belgisch, luxemburgisch oder preußisch sind. Das feste Luxemburg selbst wurde zunächst eng eingeschlossen, 1684 den Spaniern mit Gewalt ab-

genommen. Vor allem aber hatte es Ludwig auf das Elſaß abgeſehen. Es wurde in ſeinem ganzen Umfange beanſprucht; nur für Straßburg fehlte ein Rechtstitel. Gleichwohl iſt am 30. September 1681 die Beſetzung erfolgt, ohne daß die reiche und wohlbefeſtigte Stadt Widerſtand auch nur verſucht hätte. In den alten Urſprungs- und Glanzſtätten reichsſtädtiſchen Weſens im deutſchen Süden war wenig übrig geblieben von dem einſtigen Bürgerſtolz und Bürgermut, von dem im Norden Braunſchweig, Magdeburg und Erfurt, Stralſund, Bremen und Hamburg im 17. Jahrhundert noch glänzende Proben und zum Teil mit vollem Erfolge abgelegt haben. An demſelben Tage wie Straßburg haben franzöſiſche Truppen auch Caſale beſetzt, damals die wichtigſte und ſtärkſte Feſtung der oberen Poebene.

Das Vorgehen Ludwigs XIV. iſt weithin als brutale Gewalttat empfunden worden und war in der Tat nichts anderes; irgend welches Schutzbedürfnis, das ihm als Entſchuldigung hätte dienen können, war nicht vorhanden. Vor allem im Reich war die Aufregung groß, bei hoch und nieder. Sie hat den Beſtrebungen, an Stelle der leiſtungsunfähigen Reichsverfaſſung durch Vereinigung von Reichsſtänden die „Securität des Reiches“ zu fördern, neuen Anſtoß gegeben. Der niederländiſche Erbſtatthalter hat ſich 1679 an die Spitze einer antifranzöſiſchen Union im Reiche geſtellt, der eine Anzahl mitteldeutſcher Reichsſtände beitraten. Mehrere der leiſtungsfähigſten Reichsfürſten näherten ſich dem Kaiſer: Baiern, Sachſen, Braunſchweig-Lüneburg. Auch die Bemühungen, die Wehrkraft des Reiches zu ſtärken, kamen durch die erlittene Unbill einigermaßen wieder in Fluß und ſind wenigſtens für einige „vordere“ Reichskreiſe, den ſchwäbiſchen, fränkiſchen und oberrheiniſchen, die ſich am meiſten bedroht fühlten, und deren territoriale Zerſplitterung beſonders zur Reform drängte, nicht ganz ohne Wirkung geblieben.

Man muß ſich dabei gegenwärtig halten, daß das deutſche Kriegsweſen im Anſchluß an den Dreißigjährigen Krieg und den Weſtfäliſchen Frieden eine weſentliche, für den weiteren Gang der Ereigniſſe nicht bedeutungsloſe Kräftigung erfahren hat. Es iſt die Zeit, in der

die Einrichtung stehender Heere sich über Europa verbreitete, gefördert vor allem durch das französische und das schwedische Beispiel. Die deutschen Fürsten haben ihre im Westfälischen Frieden gehobene Machtstellung nach kaum einer Richtung so energisch zum Ausdruck gebracht wie in der Ausbildung ihrer kriegsherrlichen Stellung. Die Entwickelung absoluter Monarchengewalt, für die ganz besonders, und vor allem für die deutschen Fürsten, wieder Frankreich vorbildlich wurde, steht damit in engem Zusammenhange. Die Not des großen Krieges hatte das Ihre getan, die Geltung der Stände, die Kraft ihres Widerstandes gegen unvermeidliche Anforderungen der Landesgewalten zu schwächen. So sind besonders Finanz- und Heeressachen in der großen Mehrzahl der deutschen Territorien in dieser Zeit mehr Gegenstand persönlicher Verfügung und Anordnung der Landesherren geworden, als das je zuvor in deutschen Landen der Fall gewesen war, Finanzfragen vor allem in dem Sinne, daß ihre Lösung in erster Linie der Möglichkeit starker Rüstungen zu dienen hatte.

Diese Wandlung setzt in Baiern schon mit Herzog Max ein. Kursachsen und Kurbrandenburg sind durch den Gang des Krieges in sie hinein gezogen worden. Der Krieg ward auch für Herzog Georg von Lüneburg und Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel Anlaß, entschieden in die neue Bahn einzulenken. Dort setzten dann die Söhne von Celle und Hannover, hier die entschlossene Witwe Amalie Elisabeth aus dem Hause Hanau-Münzenberg das Begonnene fort. Zahlreiche minder begüterte Fürsten sind dem Beispiele gefolgt. Hatten im Dreißigjährigen Kriege noch einmal landlose oder landarme Söldnerführer, wie der Mansfelder und der Braunschweiger, der Badener Markgraf, Bernhard von Weimar und nicht zuletzt Wallenstein selbst eine ausschlaggebende Stellung gewinnen können, hatte nach dem Kriege der aus seinem Herzogtum vertriebene Lothringer Karl IV. noch jahrelang an der Spitze eines Söldnerheeres eine Macht darzustellen vermocht, so wurden jetzt die von Landesherren gehaltenen, der Mehrzahl nach aus Landeskindern zusammengesetzten stehenden Heere die durchaus herrschende Form

deutscher Kriegsverfassung. Ihr Vorhandensein machte die Fürsten bündnisfähig und bedeutete für sie auch im Frieden kaum eine Last, da es an Subsidien großer Mächte für ihre Bereitstellung nicht zu fehlen pflegte und es auch Gelegenheit genug gab, sie fremden Kriegführenden um Geld oder um anderer Vorteile willen in Dienst und Unterhalt zu geben.

So gebrach es Deutschland zur Zeit Ludwigs XIV. nicht an kriegskundigen und waffenlustigen Führern und Mannschaften. Manche Landesherren sind damals und zum Teil noch bis weit über die Mitte des nächsten Jahrhunderts mit schlagfertigen Heeren ins Feld gezogen, deren Stärke die in unseren Tagen der allgemeinen Wehrpflicht übliche Prozentziffer der Bevölkerung noch überstieg. Insbesondere ist damals der Unterschied, der in Bezug auf kriegerische Betätigung in der Zeit des Landsknechtswesens sich zwischen dem deutschen Süden und Norden herausgebildet hatte, wieder ausgeglichen worden. Die im Durchschnitt wesentlich ansehnlicheren Territorien des Nordens haben im allgemeinen den neuen Weg mit größerem Erfolge betreten, und so hat sich Deutschlands kriegerische Stärke, natürlich in besonderem Zusammenhange mit dem Emporwachsen der kurbrandenburgischen Macht, wieder mehr nach dem Norden verlegt.

Hätte die vorhandene Kraft sich in einer Hand zusammenfassen lassen, Ludwigs XIV. Reunionen möchten bald auf überlegenen Widerstand gestoßen sein. Auch die immer bedrohlicher sich zeigende Gefahr hat aber eine volle Einigung nicht herzustellen vermocht. Brandenburg glaubte nach den schmerzlichen Erfahrungen des letzten Krieges sein Heil fortgesetzt im Anschluß an Frankreich suchen zu müssen, und die gleiche Haltung beobachteten zunächst die rheinischen Kurfürsten. Außer dem Vorteil der mangelnden Einheit beim Gegner genoß Ludwig XIV. aber noch den der ausgesetzten Lage Deutschlands. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger hat die Beziehungen zur Türkei so erfolgreich verwenden können, Kaiser und Reich zu beschäftigen, wie Ludwig XIV.

Die Veziere Mohamed und Achmed Köprili und Kara Muſtafa, die nach einander 27 Jahre lang (1656—83) unter Mohamed IV. das türkiſche Reich leiteten, haben die alte Osmanenmacht noch einmal zu bedrohlicher Höhe erhoben. Den Sieg von St. Gotthard, den Montecuccoli 1664 an der Raab nahe der ſteiriſch-ungariſchen Grenze über Achmed Köprili davontrug, hatten auch Truppen des allerchriſtlichſten Königs, als eines Gliedes des Rheiniſchen Bundes, mit erfechten helfen. Auch durchzieht die Türkenkriege dieſer Zeit, beſonders in den Tagen des plan- und kraftvoll arbeitenden Papſtes Innocenz XI. (1676—1689), unverkennbar noch einmal ein Gefühl chriſtlicher Gemeinſamkeit gegenüber den Ungläubigen. In den Kämpfen, welche die Venetianer um Kreta und ſpäter im Peloponnes führten, und in denen beſonders deutſche Fürſten und Mannſchaften Heldenruhm erwarben, tritt das beſonders militäriſch, in der Verbindung zwiſchen Öſterreich und Polen, die in Kraft erhalten zu haben vor allem ein Verdienſt Innocenz' XI. iſt, diplomatiſch hervor. Um des Scheines willen hat die Politik Ludwigs XIV. gelegentlich einen Anſchluß an die allgemeine Stimmung geheuchelt; in Wirklichkeit bewahrte ſie unentwegt die gleiche Tendenz, den Türken zu gebrauchen gegen den Kaiſer.

Mehr noch als einſt in Franz' I. Tagen hat jetzt Habsburgs ungariſche Stellung dazu als Handhabe dienen können. Zu dem nationalen Gegenſatz gegen das fremde Herrſcherhaus war durch die Verbreitung des Augsburger Bekenntniſſes bei den deutſchen, des Calvinismus bei den magyariſchen Untertanen der Stephanskrone ein neues Moment des Zwiſtes und Widerwillens getreten, das durch die konfeſſionelle Unduldſamkeit, wie ſie ſeit Ferdinand II. habsburgiſcher Regierungsweiſe eigen geworden war, beſondere Schärfe erhielt. Es war leicht wie nur je, die Ungarn gegen ihren König und jetzt auch die Türken zu ihrer Hilfe ins Feld zu bringen. Als eben Straßburg von den Franzoſen beſetzt worden war, kam es ſo weit, daß Emerich Tököly als ungariſcher König ausgerufen, von den Türken anerkannt und unterſtützt wurde. Ludwigs XIV. Ziel war die Gutheißung der Reunionen durch Kaiſer und Reich. Wie

hätte er nicht verſuchen ſollen, ſie zu erzwingen durch Förderung der Türkennot? Entgegenkommen in der Religionsfrage, zu der ſich Kaiſer Leopold noch 1681 für Ungarn verſtand, hat die Lage nicht mehr beſſern können.

So kamen die Tage, in denen es ſchien, als ob beide Städte, die Karl V. nach ſeinem bekannten Ausſpruch als die Bollwerke des Reichs und der Kaiſermacht angeſehen hatte, Straßburg und Wien, verloren gehen ſollten. Nie iſt die Türkenflut ſo hoch geſtiegen wie im Spätſommer 1683 während der Belagerung der Kaiſerſtadt an der Donau vom 17. Juli bis zum 12. September. Nie iſt aber auch die Hilfe des Reiches ſo ſtark zur Stelle geweſen. Ihr vor allem iſt es zu danken, daß der Siegeslauf des Halbmondes ſich in Flucht wandelte, ihr und ihren fürſtlichen Führern, dem landloſen Herzog Karl V. von Lothringen, den Kurfürſten von Baiern und Sachſen, Max Emanuel und Johann Georg III., dem jungen Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Mit Recht hat die neuere Geſchichtſchreibung betont, daß die Verdienſte des wohl tapferen, aber auch ſelbſtgefälligen und anmaßenden Polenkönigs Johann Sobiesky um den Sieg vor Wiens Mauern nicht die überragende Geltung beanſpruchen können, die ihnen lange beigelegt worden iſt. Eine eigentümliche Beleuchtung erhält die Lage der Zeit durch die Tatſache, daß brandenburgiſche Hilfsvölker vor Wien fehlten. Kaiſer und Kurfürſt hatten ſich nicht einigen können über die franzöſiſche Politik. Friedrich Wilhelm vertrat eifrig Ludwigs XIV. Forderung, daß ihm unverzüglich (noch vor Ablauf des Auguſt) ein Stillſtand von 30 Jahren auf Grund der zur Zeit beſtehenden Beſitzverhältniſſe zugeſagt werde, eine Forderung, die der König als ein beſonderes, allein durch die gemeinſame Türkengefahr veranlaßtes Entgegenkommen angeſehen wiſſen wollte gegenüber ſeinem „berechtigten“ Anſpruch auf volle Abtretung der reunierten Gebiete!

Im Jahre nach dem Wiener Siege haben ſich Kaiſer und Reich in Regensburg doch zu einem Abkommen verſtanden, nach welchem die bis zum 1. Auguſt 1681 vollzogenen Reunionen, außerdem Straßburg, noch verſtärkt durch das inzwiſchen beſetzte Kehl, auf

zwanzig Jahre Frankreich überlaſſen wurden. Nicht mit Unrecht war des Kaiſers Sinn auf Vertreibung der Türken aus Ungarn gerichtet. Ihr Erſcheinen vor Wien hatte Ludwig XIV. zu einem neuen Raubzug gegen die ſpaniſchen Niederlande benutzt, der ihm jetzt im Regensburger Abkommen die Abtretung des entwendeten Luxemburg eintrug. Wenn dieſes Abkommen nicht hinüberführte zu einem dauernden Frieden in ſeinem Sinne, ſo hatte er das allein der Fortſetzung ſeiner brutalen Gewaltpolitik zu danken.

Am 16. Mai 1685 iſt mit Kurfürſt Karl die ſimmernſche Linie des pfälziſchen Hauſes ausgeſtorben. Mit Zurückſetzung des nächſtberechtigten Erben Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg erhob Ludwig XIV. alsbald Anſprüche auf das Kurfürſtentum für ſeinen Bruder Philipp von Orleans, den Gemahl der bekannten Liſelotte, der Schweſter Karls. Damit wäre Frankreich am Oberrhein zu beiden Seiten des Fluſſes die weitaus beſitzreichſte Macht geworden.

Am 17. Oktober desſelben Jahres hat Ludwig das Edikt von Nantes aufgehoben. Der Schritt war das Zeichen für die Löſung der brandenburgiſchen Politik aus franzöſiſchem Banne. Der Kaiſer verſtand ſich im nächſten Frühjahr dazu, als Entſchädigung für Brandenburgs Anſprüche auf ſchleſiſche Gebietsteile den Kreis Schwiebus, der getrennt vom übrigen Schleſien faſt ganz inmitten kurfürſtlichen Landes lag, abzutreten, allerdings in mehr als verwunderlicher Weiſe nur zum Schein, da der Kurprinz ſich bewegen ließ, insgeheim die Zuſage zu geben, daß er den abgetretenen Kreis nach ſeinem Regierungsantritt zurückgeben werde. Es kam ſo wieder ein kaiſerlich-brandenburgiſches Bündnis gegen die weitere Ausbreitung Frankreichs auf Reichsboden zuſtande.

Im Sommer 1686 folgte die Augsburger Allianz, in der eine Anzahl beſonders oberdeutſcher Reichsſtände mit dem Kaiſer, Spanien und Schweden zu dem gleichen Zwecke zuſammen traten, während Ludwig nicht müde wurde, durch fortgeſetzte Vertragsverletzungen und Rechtswidrigkeiten auf deutſchem Boden die Stimmung weiter gegen ſich aufzubringen. Als der Kaiſer in Ungarn, fortdauernd

unterstützt aus dem Reiche, glänzende Erfolge errang, 1686 nach 145jährigem, ununterbrochenem osmanischen Besitz Ofen zurückeroberte, im nächsten Jahre Anerkennung der Erbrechte seines Hauses durch einen ungarischen Reichstag und die Krönung seines Sohnes Josef erlangte, endlich durch Max Emanuel von Baiern, der neben dem Lothringer Herzog der Kriegsführer dieser Jahre war, am 6. September 1688 sogar Belgrad gewann, glaubte Ludwig XIV. trotz des Regensburger Vertrages selbst wieder zu den Waffen greifen zu sollen, dem oft verleugneten, aber stets gebrauchten Bundesgenossen zu helfen und die alten und neuen Ansprüche unter Dach zu bringen. So beschwor er den Krieg herauf, der zum Wendepunkt seines Lebens werden sollte.

Am 24. September 1688, achtzehn Tage nach Belgrads Fall, überschritten die französischen Truppen die bisher inne gehaltenen Grenzen, machten sich zu Herren des Rheinstroms von Basel bis Köln und überschwemmten die Lande an Main und Neckar. Im Reiche ward allen Gutwilligen klar, daß von Nachgiebigkeit nicht weiter die Rede sein könne. Die großen Fürsten schlossen sich um den Kaiser zusammen; in Brandenburg war am 9. Mai Friedrich III. an die Stelle des Vaters getreten. Im Februar 1689 erfolgte — rasch für den Regensburger Geschäftsgang — die Kriegserklärung des Reiches. Sieben Wochen nach dem Einbruch der Franzosen hatte sich der Oranier zu seiner von so glänzendem Erfolge gekrönten Expedition nach England eingeschifft. Die Stuarts mußten weichen, und der begabteste und nachhaltigste Gegner des französischen Königs ward Lenker der Politik beider Seemächte. Am 12. Mai 1689 kam ein kaiserlich-niederländisches Bündnis zur Wiederherstellung des Westfälischen und Pyrenäischen Friedens zum Abschluß, und zwei Tage später erklärte England Ludwig XIV., dessen Schiffe Jakob II. nach Irland geführt hatten, den Krieg. Auch Spanien und Savoyen griffen zu den Waffen. So erhob sich fast ganz Mittel- und Westeuropa gegen die Eroberungslust des französischen Königs.

Zunächst zurückweichend vor den deutschen Streitkräften hat

Ludwig XIV. geglaubt, nach Römer- und Barbarenbrauch ein Ödland ſchaffen zu ſollen zur Grenzdeckung. Im Sommer 1689 erfolgte die planmäßige Verwüſtung der Pfalz. 1693 iſt Heidelberg zum zweiten Male zerſtört und zugleich das württembergiſche Land heimgeſucht worden. Den Gang des Krieges hat das nicht entſcheidend beeinfluſſen können, wohl aber eine tiefe Kluft zwiſchen den beiden Nationen geſchaffen. Auch einer Zeit, welche die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges noch in lebendiger Erinnerung hatte, war ſolch frevler Mißbrauch augenblicklicher Machtüberlegenheit neu. Er hat das Seine getan, in Deutſchland Willigkeit und Eifer zu mehren. Des Kaiſers Sohn Joſef wurde im Januar 1690 ganz ohne die üblichen Schwierigkeiten zum Römiſchen König gewählt.

In den folgenden Kriegsjahren iſt es dann doch nicht gelungen, namhafte Vorteile über Frankreich davon zu tragen. Die Geſchloſſenheit ſeiner Macht und Lage war der Zerſplitterung der Gegner zu ſehr überlegen, als daß größere Erfolge hätten erzielt werden können. Es fehlte auch nicht an Zwiſtigkeiten unter den Verbündeten; auf die Dauer ließen ſich die Sonderbegehren nicht zurückdrängen hinter die allgemeine deutſche Sache. Gleichwohl haben Kaiſer und Reich zugleich den Krieg gegen Oſten und Weſten führen und auf beiden Seiten zu günſtigem Abſchluß bringen können. Belgrad ging 1690 wieder an die Türken verloren; im nächſten Jahre aber wurde Muſtafa Köprili bei Slankamen in der Nähe von Peterwardein ſo entſcheidend geſchlagen, daß die Pforte den Krieg nur noch unluſtig weiter führte. Auch Frankreichs reiche Kräfte erſchöpften ſich in dem langen Ringen. Es vermochte mit Ehren zu widerſtehen, Vorteile aber auch nicht zu erringen. Dazu mahnte ſchwere Krankheit Karls II. von Spanien, ſich für die große Entſcheidung bereit zu halten. So hat Ludwig XIV. ſich zum Frieden entſchloſſen.

Er kam am 20. September 1697 mit den Niederlanden, England und Spanien in Ryswick, nahe dem Haag, zuſtande, mit Kaiſer und Reich am 30. Oktober. Ludwig verzichtete auf alle ſeit dem Nymweger Frieden gemachten Erwerbungen, auf alle Reunionen außerhalb des Elſaſſes, auf Freiburg und Breiſach, Philippsburg und Kehl.

Eine Religionsklauſel beſtimmte, daß der Katholizismus bleiben ſolle überall, wo ihn Frankreich wieder eingeführt habe. In Lothringen durfte wieder der rechtmäßige Herr einziehen, ſeit des tapferen Karl V. Tode im April 1690 deſſen Sohn Leopold Joſef. Wenige Tage vor dem Ryswicker Friedensſchluſſe hatte Prinz Eugen den Sultan Muſtafa II. bei Zenta an der unteren Theiß beſiegt. Es folgte im Januar 1699 der Friede von Carlowitz, in dem die Türkei ihren Anſprüchen auf Ungarn und ſeine Nebenländer entſagte. Nur das Banat blieb türkiſch, ſonſt wurde die Grenze, abgeſehen von einer Abweichung, ſo gezogen, wie wir ſie bis 1908 gekannt haben.

Dieſe Kämpfe haben die Stellung des Kaiſers mächtig gehoben, auch im Reiche. Diesmal war er auch im Weſten ein ſtarker Schutzherr geweſen. Die Popularität der Türkenkriege in der deutſchen Volksvorſtellung ſtammt aus den Kämpfen Kaiſer Leopolds. Nie zuvor hatten Deutſche aus allen Landen dort unten ſo einmütig, ſo nachhaltig und ſo erfolgreich geſtritten als in den Zeiten, wo der „edle Ritter" und ſeine Schlachtgenoſſen volkstümliche Helden wurden. Unleugbar hatte ſich bei hoch und nieder ein kriegeriſches Geſamtgefühl heraus gebildet im gemeinſamen Einſtehen für deutſchen Beſitz und deutſches Recht gegen Türken und Franzoſen. Seine Entwickelung gefördert zu haben, iſt eine ungewollte, aber nicht wegzuleugnende Wirkung der Politik Ludwigs XIV.

Allerdings ſollte dieſes Kameradſchafts- und Vaterlandsgefühl noch lange viel zu ſchwach bleiben, um Deutſchland häufiger gegen das Ausland zu einigen. Gleich im Spaniſchen Erbfolgekriege verſagte es in bedenklichſter Weiſe. Wenn das Haus Habsburg, das mit dem eigenen Intereſſe doch auch zugleich ein geſamtdeutſches vertrat, aus dem neuen, langen Streite abermals glänzende Erfolge davon trug, ſo hatte es das beſonders den außerdeutſchen Gegnern Frankreichs zu danken.

Daß es zum Kriege kam, war wiederum vor allem Ludwigs XIV. Schuld. Am 1. November 1700 iſt Karl II. von Spanien geſtorben. Er hatte ſich vier Wochen früher bewegen

laſſen, Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, Enkel Ludwigs XIV. von ſeiner ſpaniſchen Gemahlin, zum Erben ſeiner Reiche einzuſetzen, zugleich aber beſtimmt, daß ſie nie mit einer anderen Monarchie vereinigt werden ſollten. Das entſprach der Geſinnung der Spanier, denen Unteilbarkeit und Selbſtändigkeit ihres Beſitzes als unerläßliche Bedingungen jeder Neuordnung galten. Auch die Seemächte konnten ſich trotz der Durchkreuzung der Teilungsabkommen, die ſie ſchon mit Frankreich getroffen hatten, mit dieſer Entſchließung abfinden. Ludwig XIV. hat aber das Jahr nicht zu Ende gehen laſſen, ohne die Erklärung abzugeben, daß dem neuen Könige von Spanien ſein franzöſiſches Erbrecht in vollem Umfange gewahrt werde, und hat bald in den Niederlanden unter Verdrängung holländiſcher Garniſonen eine Anzahl feſter Plätze, in Italien Mailand und Mantua durch ſeine Truppen beſetzen laſſen. So trieb er die Seemächte dem Kaiſer in die Arme. Am 7. September 1701 ward ein öſterreichiſch-engliſch-niederländiſches Bündnis geſchloſſen, das Spaniens Kolonien den Seemächten, ſeine italieniſchen und niederländiſchen Beſitzungen Öſterreich zuwies.

Kaiſer Leopold hat für den neuen Krieg weniger bereite Helfer gefunden als für den jüngſt überſtandenen. Erklärte Feinde wurden ihm die bairiſchen Wittelsbacher. Seine Tochter Marie Antonie, einziges Kind aus ſeiner Ehe mit der zweiten Tochter Philipps IV. von Spanien, der jüngeren Schweſter der Gemahlin Ludwigs XIV., war mit Max Emanuel von Baiern vermählt geweſen. Allein ihr Sohn, der Kurprinz Joſef Ferdinand, nicht das Haus Habsburg, hatte Anſprüche an das ſpaniſche Erbe, die neben den bourboniſchen in Betracht kommen konnten, und der Kurprinz war auch ſchon von Karl II. als Univerſalerbe eingeſetzt, als er im Februar 1699 ſiebenjährig ſtarb. Kurfürſt Max Emanuel war ſeit 1691 Statthalter der ſpaniſchen Niederlande. Er hatte tapfer und oft glücklich für den Kaiſer und für Spanien gegen Türken und Franzoſen den Degen geführt. Wenn er ſich jetzt auf die franzöſiſche Seite ſtellte, ſo ſpielte der alte, nie völlig verdeckte Gegenſatz zwiſchen Habsburg und Wittelsbach mit. Er fürchtete nicht ganz ohne

Grund, von dem glücklicheren Mitbewerber um deutſche und europäiſche Macht völlig zur Seite gedrängt, in ſeinem angeſtammten Beſitztum ſelbſt geſchmälert zu werden. Sein Bruder Joſef Clemens, Erzbiſchof von Köln, Biſchof von Lüttich und Regensburg, war ihm in der Parteinahme für Frankreich ſchon voran gegangen. So hat zwei Kurfürſten die Reichsacht getroffen.

Die Franzoſen haben in dieſem Kriege infolge ihrer Verbindung mit Baiern faſt tiefer ins Reich eindringen können als ſelbſt im Dreißigjährigen. Sie haben 1703 verſucht, durch Tirol ihre in Italien und die in Deutſchland kämpfenden Streitkräfte mit einander zu vereinigen. Der Sieg, den Prinz Eugen und Marlborough am 13. Auguſt 1704 über die vereinigten Baiern und Franzoſen davon trugen, einer der folgenreichſten des ganzen Krieges, ward bei Höchſtädt an der Donau unweit der bairiſch-ſchwäbiſchen Grenze erfochten. Das Kurfürſtentum blieb von da an bis zum Friedensſchluſſe in den Händen der Kaiſerlichen. Der Wunſch, durch ſeinen dauernden Erwerb die Einheit des alten Stammesherzogtums wieder herzuſtellen, iſt in Wien nachdrücklich genug gehegt worden.

Auch die oberdeutſchen Reichskreiſe ſind zwar für den Kaiſer in den Krieg eingetreten, haben ihn aber nur lau geführt. Dagegen hat Öſterreich kräftige und nachhaltige Unterſtützung im Norden bei zwei proteſtantiſchen Staaten, Hannover und Preußen, gefunden. Beide ſind um dieſe Zeit in vornehmere Stellungen aufgerückt.

Die zerſplitterten Beſitzungen des welfiſchen Hauſes ſchloſſen ſich im Jahre des Weſtfäliſchen Friedens unter drei Linien zuſammen, die in Celle, Hannover und Wolfenbüttel ihren Sitz hatten. Ernſt Auguſt, Herzog Georgs, des Begründers des „jüngeren“ Hauſes Braunſchweig-Lüneburg jüngſter Sohn, regierte ſeit 1679 in Hannover, war ſeit 1662 auch Fürſtbiſchof von Osnabrück. Er iſt mit beſonderem Nachdruck und Erfolg bemüht geweſen, die Kräfte ſeines weder großen, noch reichen Beſitztums in ſtraffem Regiment zuſammen zu faſſen und im Anſchluß an die kaiſerliche Politik für die Hebung ſeiner Stellung zu verwerten. So hat Leopold 1692 für

ihn eine neunte Kurwürde geſchaffen, nachdem die alte Siebenzahl ſchon im Weſtfäliſchen Frieden durch die Errichtung einer achten Kur für den Sohn des vertriebenen Pfalzgrafen durchbrochen worden war. Die neue Würde wurde nicht ohne bindende Verpflichtungen gegen das Haus Öſterreich erlangt; auch der Widerſtand der übrigen Kurfürſten konnte nur in unentwegtem Feſthalten am Kaiſer überwunden werden. Erſt unter Ernſt Auguſts Sohn Georg Ludwig, der dem Vater 1698 nachfolgte und 1705 auch das celleſche Beſitztum erbte, gelangte die hannoverſche Kur 1708 zu allgemeiner Anerkennung.

Als ein weiteres Band knüpfte die Anwartſchaft auf den engliſchen Thron, die ſeit dem Parlamentsbeſchluß von 1701, der Georg Ludwigs Mutter Sophie als Enkelin Jakobs I. zur britiſchen Thronerbin erklärte, auch für den Kurfürſten beſtand, an die gegen Frankreich vereinigten Mächte. Schon in den früheren kaiſerlichen, ja man kann ſagen europäiſchen Kriegen der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren keines gleich leiſtungsfähigen Reichsſtandes Truppen ſo ſtark vertreten geweſen wie die der braunſchweig-lüneburgiſchen Herzöge. Im Spaniſchen Erbfolgekriege hat das neue Kurfürſtentum noch ganz beſondere Anſtrengungen gemacht.

In einer ähnlichen Lage befand ſich Brandenburgs Kurfürſt als neuer König in Preußen. Das Emporkommen des leitenden Zweiges im welfiſchen Hauſe hat zu mancherlei Eiferſüchteleien und Spannungen in deutſchen und auch ausländiſchen Fragen mit dem mächtigeren hohenzollernſchen Nachbar geführt, bevor und nachdem 1714 aus den hannoverſchen Kurfürſten großbritanniſche Könige geworden waren. Im Spaniſchen Erbfolgekriege hat der Zwang der Lage beide Mächte an dem gleichen Strange ziehen laſſen. Erſt die drohende Kriegsgefahr hat den Kaiſer bewogen, ſeinen Widerſtand gegen die Erhebung des brandenburgiſchen Kurfürſten zu einem preußiſchen König und damit in eine volle europäiſche Stellung aufzugeben. Der öſterreichiſch-brandenburgiſche Vertrag vom November 1700, dem am 18. Januar 1701 die Königskrönung folgte, brachte mit dem kaiſerlichen Zugeſtändnis zugleich die Verpflichtung zu einem

Hilfskorps von 8000 Mann, halb ſo viel, als Kurhannover zugeſagt hatte. Im Verfolg des Krieges hat das kaiſerliche Verhalten, beſonders als die Krone von Leopold auf Joſef übergegangen war, dem Könige wiederholt ernſte Zweifel erregt, ob er ſeine Stellung auf der richtigen Seite gewählt habe. Er hat doch das gegebene Verſprechen gehalten. Die braunſchweig-lüneburgiſchen und brandenburg-preußiſchen Hilfstruppen ſind faſt während des ganzen Krieges wertvolle und ſichere Machtmittel in der Hand des Kaiſers geblieben.

Dagegen ſchied nun wieder Kurſachſen, das ſeiner Macht nach immer noch neben Brandenburg-Preußen und Baiern Stellung behaupten konnte, vollſtändig aus. Sein Kurfürſt Auguſt der Starke hatte 1697 nach dem Tode Johann Sobieskys, nicht ohne öſterreichiſche Beihilfe gegen franzöſiſche Beſtrebungen, die polniſche Krone gewonnen. Des neuen Königs mehr abenteuerlicher als hochſtrebender Ehrgeiz erging ſich bald in mannigfachen Eroberungs- und Vergrößerungsplänen, in denen auch vor Habsburgs Beſitz nicht Halt gemacht wurde. Sie führten ihn an die Seite Peters des Großen und Friedrichs IV. von Dänemark zu gemeinſamem Verſuch gegen Schweden und ſeinen jungen König Karl XII. Die ſkandinaviſche Großmacht ſchloß Rußland von der Oſtſee aus, deckte die Herzöge von Holſtein-Gottorp gegen Dänemark und hatte Polen bis auf den kurländiſchen Beſitz aus den baltiſchen Provinzen verdrängt. So kam es, noch ehe im Weſten die Waffen zu ſprechen begannen, zum Großen Nordiſchen Kriege.

Es hat wenige Zeiten gegeben, in denen Geſamteuropa ſo von Kampfgetöſe erfüllt war, wie in den erſten anderthalb Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Es iſt ein glänzender Erfolg der Politik der Verbündeten, des Kaiſers und der Seemächte, daß ſie vermocht haben, die beiden Streitgebiete aus einander zu halten. Wäre Karls XII. grundſätzliche Abneigung gegen Frankreich und ſeinen Herrſcher nicht geweſen, es möchte ihr nicht gelungen ſein. Aber auch ſo ward Habsburg in Mitleidenſchaft gezogen. Durch Schleſien drang Karl XII. 1706 in Sachſen ein, Auguſt zum Verzicht auf die

polniſche Krone zu zwingen, und im nächſten Jahre mußte Kaiſer Joſef ſich vom Schwedenkönig das Zugeſtändnis einer größeren Freiheit evangeliſcher Religionsübung in Schleſien abpreſſen laſſen. Von ſächſiſcher Hilfe gegen Frankreich konnte nicht die Rede ſein. Nur mit Mühe wurde Brandenburg-Preußen abgehalten, abzuſchwenken zur Wahrnehmung ſeiner am Ausgange des Nordiſchen Krieges ſo außerordentlich ſtark beteiligten Intereſſen.

Wenn gleichwohl im Spaniſchen Erbfolgekriege eine unverkennbare Überlegenheit der Verbündeten hervortritt, ſo hat man, abgeſehen von Frankreichs durch Ludwigs XIV. Mißwirtſchaft hervorgerufener Erſchöpfung, den Grund vor allem in den Perſönlichkeiten ihrer maßgebenden militäriſchen Führer, des Prinzen Eugen von Savoyen und des Herzogs von Marlborough, zu ſuchen. Unter den zahlreichen Feldherren von mehr als gewöhnlicher Begabung, die dieſe Generationen hervorgebracht haben, nehmen ſie den erſten Rang ein. Und ſie waren beide nicht nur Soldaten, ſondern auch Staatsmänner. So iſt es ihnen gelungen, einen Einfluß auf ihre Regierungen zu gewinnen, wie er ſonſt Heerführern der Zeit nicht zu Gebote geſtanden hat. Dem verdankten es die Verbündeten, daß ſie trotz der großen Schwierigkeiten, die in der Vielgeſtaltigkeit ihrer Vereinigung lagen, doch ſo häufig die nötigen Streitkräfte zu rechter Zeit und am rechten Ort zur Hand haben konnten.

Das Jahr 1706 behauptet im Verlauf des Krieges die Bedeutung des Jahres der entſcheidenden Wendung. Im Mai gewann Marlborough die Schlacht bei Ramillies im ſüdlichen Brabant, mit der die Überlegenheit der Verbündeten in den ſpaniſchen Niederlanden einſetzt, und im September ſiegte Prinz Eugen vor Turin und bewirkte dadurch die Räumung Italiens durch die Franzoſen im nächſten Jahre. Im Juni 1706 konnte auch Karl, den der Vater Leopold und der Bruder Joſef auf Drängen der Seemächte 1703 gegenüber Philipp V. als Prätendenten für das ſpaniſche Geſamtreich zugelaſſen hatten, in Madrid einziehen. Im nächſten Jahre iſt Villars allerdings noch einmal bis nach Baiern vorgedrungen.

Joſef, der 1705 dem Vater gefolgt war, hat durch ſein anſpruchsvolles, raſch zufahrendes Weſen die deutſchen Fürſten nicht williger gemacht, und Karl III. iſt in Spanien trotz treuer Hingebung der Katalanen der weitaus Schwächere geblieben. Aber der Sieg hat ſich, beſonders in den Niederlanden, doch immer mehr auf die Seite der Verbündeten geneigt.

Nach dem glänzenden Erfolg von Audenarde, den Eugen und Marlborough im Juli 1708 gemeinſam erkämpften, und der ſich anſchließenden Einnahme von Lille erklärte Ludwig XIV. ſich zum Verzicht auf das ſpaniſche Erbe und ſogar zur Herausgabe von Straßburg bereit. Wenn man auf dieſer Grundlage nicht zum Abſchluß kam, ſo hinderte daran das Verlangen der Verbündeten, daß Ludwig ſelbſt mithelfen ſolle, ſeinen Enkel aus Spanien zu entfernen, ein weitgehendes Begehren, das aber in nicht ungerechtfertigtem Mißtrauen gegen des franzöſiſchen Königs Aufrichtigkeit ſeine Erklärung findet. Der im September 1709 wiederum gemeinſam erfochtene Sieg von Malplaquet (Dep. Nord) hat die Verbündeten nicht weſentlich weiter gebracht. In England und den Niederlanden minderte ſich die Kriegsluſt. Sie erlahmte noch mehr, als Kaiſer Joſef am 17. April 1711 ſtarb und nun unter ſeinem Nachfolger Karl VI. die Wiederherſtellung der Monarchie Karls V. als drohende Möglichkeit hervortrat.

Sie ſchien um ſo drohender, als Öſterreichs Macht außerordentlich gewachſen war und an der Donau ſich immer feſter begründete. Denn der ungariſche Aufſtand, der unter Tökölys Stiefſohn Franz Rakoczy faſt den ganzen Krieg begleitet hatte, fand 14 Tage nach des Kaiſers Regierungsantritt durch den Vertrag von Szathmar ſein völliges Ende. Als dann in England, wo 1710 das kriegeriſche Whig-Regiment einem Tory-Kabinett hatte Platz machen müſſen, gegen Ende 1711 Marlborough aus allen ſeinen Ämtern entfernt wurde, gewann die Friedenspartei völlig die Oberhand. England und die Niederlande, Portugal und Savoyen ſchloſſen am 11. April 1713 in Utrecht Frieden mit Ludwig XIV., nachdem ſie ſich am Kriege ſchon längſt nicht mehr beteiligt hatten. Die Seemächte waren

zufrieden, die dauernde Trennung Spaniens von Frankreich verbrieft zu erhalten und einige Sondervorteile davon zu tragen, England Gibraltar und Minorka und Erweiterung ſeiner amerikaniſchen Kolonien auf Koſten Frankreichs, die Niederlande das Beſatzungsrecht in acht feſten Plätzen entlang der franzöſiſchen Grenze vom Meere bis zur Maas, die „Barriere“ von Furnes bis Namur. Dem Utrechter Frieden hat ſich auch Preußen angeſchloſſen, an deſſen Spitze ſeit dem 25. Februar 1713 Friedrich Wilhelm I. ſtand.

Es war unter dieſen Umſtänden ein glänzender Erfolg, daß nach einem weiteren lau und wenig glücklich verlaufenen Kriegsjahr Kaiſer Karl VI. im Raſtatter Frieden vom 7. März 1714 ſo ziemlich die geſamten ſpaniſchen Außenlande für Öſterreich gewinnen konnte. Nur die Inſel Sizilien ward ein Beſitztum Savoyens; ſie brachte deſſen Herrſcherhaus, das langſam zwiſchen Habsburg und Bourbon empor gekommen war, die Königswürde. Die geächteten Wittelsbacher kehrten in ihre Länder zurück. Allein das Reich lieferte dem franzöſiſchen Herrſcher nach dem langen, ſchweren Kriege ein Beutestück. Als es im September 1714 zu Baden in der Schweiz ſeinen Frieden ſchloß, mußte es das im letzten Feldzuge verlorene Landau an Frankreich überlaſſen, deſſen linksrheiniſche Grenze ſo von der Lauter an die Queich vorgeſchoben wurde. Im nächſten Jahre hat der Tod Ludwigs XIV. ſeiner 72jährigen Regierung ein Ende gemacht.

Zweites Kapitel.

Deutſchland zur Zeit Friedrichs des Großen und Maria Thereſias (1715—1786.)

Wenn Zeitgenoſſen und Untertanen des glänzendſten aller franzöſiſchen Könige vom „goldenen Zeitalter“ ſeiner Regierung geſprochen haben, ſo iſt das nicht ausſchließlich höfiſche Schmeichelei. Mit Ludwigs XIV. Perſönlichkeit verbinden ſich zweifellos Züge hoch geſteigerter franzöſiſcher Kultur, und zu keiner Zeit hat dieſe Kultur auswärts in gleich hohem Anſehen geſtanden, gleich große Wirkung geübt über die Grenzen ihrer Sprache hinaus wie in ſeinen Tagen. Sie hat eine führende Stellung noch behauptet, als der lebende König ſie längſt nicht mehr ſtützte, Menſchenalter über ſeinen Tod hinaus.

Trotzdem bedeutete des Königs Regierung keinen Segen für Frankreich. Gerade in dem, was der Herrſcher am eifrigſten und nachhaltigſten erſtrebte, ſtellt ſie einen unverkennbaren und verhängnisvollen Mißerfolg dar. Er begehrte Beſitz, Herrſchaft, Macht, für Frankreichs Krone die Führung des Erdteils. Er hinterließ ſeinen Staat in weniger günſtiger Lage, als er ihn übernommen hatte. Das Frankreich, das er gezwungen hatte, den Spaniſchen Erbfolgekrieg durchzufechten, beſaß entfernt nicht mehr das Gewicht in Europa, deſſen ſich jenes erfreute, das Richelieu und Mazarin zum Weſtfäliſchen und zum Pyrenäiſchen Frieden geführt hatten.

Zunächſt ſtand ihm Öſterreich in ganz anderer Bedeutung gegenüber. Nie ſind ſo weite Länder von Wien aus regiert worden wie in den Jahren nach dem Spaniſchen Erbfolgekriege. Indem Neapel, Mailand und Mantua und zwiſchen dieſen großen Beſitzungen im Norden und Süden Italiens die verbindenden ſpaniſchen Küſtenplätze im ſüdlichen Toskana öſterreichiſch wurden, ſah ſich Frankreich von der Apenninen-Halbinſel ausgeſchloſſen. Die öſterreichiſche Herrſchaft in den ſüdlichen Niederlanden bedeutete eine ganz andere Widerſtandskraft als die ſpaniſche, und dazu kamen die neuen niederländiſchen Barriereplätze, die Öſterreich zwar ungern auf ſeinem Boden zuließ, die aber doch beſtimmt und auch geeignet waren, Frankreich zu hemmen. Als eben im Weſten der volle Friede hergeſtellt war, glaubte die Pforte Venedigs Schwäche zur Eroberung Moreas benutzen zu können, ſah ſich aber bald der kaiſerlichen Macht gegenüber und mußte nach Prinz Eugens glänzenden Siegen bei Peterwardein und Belgrad (1716 und 1717) im Frieden von Paſſarowitz (1718) das Banat, die kleine Walachei und Belgrad mit dem größeren Teile des jetzigen Serbiens Öſterreich überlaſſen. Auch im Südoſten erreichte Habsburgs Macht damals den höchſten Stand.

Und dieſe Lage war für Frankreich um ſo ungünſtiger, als ſein Sonnenkönig die Möglichkeit, durch kontinentale Verträglichkeit zu maritimer und kolonialer Macht zu gelangen, ſo vollſtändig aus den Augen verloren hatte. Seine Politik hatte Raum geſchaffen für Englands Überlegenheit auf dem Meere, die in ſeinen Tagen eingeſetzt hat. Die ſpäteren Verſuche, ſie zu brechen, haben unter weit ungünſtigeren Verhältniſſen unternommen werden müſſen, als ſie Ludwig XIV. zu Gebote geſtanden hätten. Da das Unglück wollte, daß auf Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. eine Regentſchaftsperiode, ein Ludwig XV. und Ludwig XVI. folgten, ſo hat ſich das 18. Jahrhundert zu einem Jahrhundert des Sinkens franzöſiſcher Macht und franzöſiſchen Einfluſſes in Europa geſtaltet.

Der Niedergang iſt noch beſchleunigt worden durch die Umgeſtaltung des europäiſchen Oſtens. Sie hat ſich in der Hauptſache unbeeinflußt von Ludwig XIV. vollzogen. Hätte der König aber

ſeine Blicke nicht ſo unverwandt auf den Rhein und auf die Aufrichtung eines bourboniſchen, franzöſiſch-ſpaniſchen Weltreiches gerichtet, er möchte Mittel gefunden haben, Frankreichs Trabanten Schweden, Polen und Osmanen vor der Überſchattung durch ruſſiſche Macht zu bewahren. So oft hatten ſie ſich als wertvolle Figuren auf dem Schachbrett franzöſiſcher Politik erwieſen; nach dem Großen Nordiſchen Krieg und Zar Peters Vordringen an das Schwarze Meer waren dieſe Figuren nur noch mit ruſſiſcher Genehmigung verwendbar. In Polen vermochten, je nachdem, ruſſiſches Geld oder ruſſiſche Waffen jedem Verſuche königlicher Machterweiterung den Adelsbund der „Konföderierten" entgegen zu ſtellen, und in Schweden ſtanden nach Karls XII. Heimgange unter ſeinen ſchwächlichen Nachfolgern in der ſogenannten „Freiheitszeit" die Parteien der „Hüte" und „Mützen", eine franzöſiſche und eine ruſſiſche Adelsfaktion, ſich in landesverderblichem Haß und Hader gegenüber. Mit Öſterreich aber hatte Rußland noch lange das gemeinſame Intereſſe, das auch Polen und Habsburg mehr als einmal zuſammen geführt hatte, die Feindſchaft gegen den Türken.

Die Verhältniſſe hatten eine weitere Verſchiebung dadurch erfahren, daß deutſche Fürſtenhäuſer mehrfach in europäiſche Machtſtellung aufrückten. Nicht allein mit dem brandenburgiſchen Kurfürſtentum, das ſich ein preußiſches Königtum angliederte, iſt das geſchehen. Durch mehr als zwei Menſchenalter (1697—1763) haben Auguſt der Starke und Friedrich Auguſt II. die polniſche Königskrone getragen und ihr ſächſiſches Kurfürſtentum in Beſtrebungen und Verpflichtungen hinein gezogen, die weit über ſeine deutſchen Aufgaben hinaus wuchſen. Daß Georg Ludwig 1714 König von Großbritannien wurde, gab ſeinem hannoverſchen Stammlande eine geſteigerte Bedeutung. Durch die Welfen hat die engliſche Politik gleichſam ein doppeltes Geſicht bekommen. Mit dem einen überwachte ſie fortgeſetzt Frankreich, das andere hielt ſie auf den Kaiſer gerichtet, um geſtützt auf ihn auch neben den ſtärkeren Hohenzollern, die in Minden und Magdeburg ſaßen, nicht nur ſich zu behaupten, ſondern weiter empor zu kommen.

In ähnliche Beziehungen trat das landgräflich heſſiſche Haus zu Kaſſel, das nach einer zehnten Kurwürde auslugte, indem ſein Erbprinz Friedrich als Gemahl der jüngeren Schweſter Karls XII. Ulrike Eleonore 1720 König von Schweden wurde und dann von 1730—1751 die Landgrafſchaft und das Königreich zugleich beherrſchte. Ihm folgte auf dem nordiſchen Thron für zwanzig Jahre Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp, während ein anderer Angehöriger dieſes Hauſes, Karl Peter Ulrich, von der Kaiſerin Eliſabeth als Sohn ihrer Schweſter zum Nachfolger in Rußland beſtimmt wurde. In die erbitterten Streitigkeiten, die ſeit langem zwiſchen dem königlich däniſchen und dem herzoglich gottorpiſchen Hauſe, inſonderheit um des letzteren ſchleswigſche Stellung, herrſchten, und in denen die Herzöge ihre Stütze immer an den ihnen ſeit Generationen verwandtſchaftlich verbundenen Waſas geſucht und gefunden hatten, ward ſo auch die neue öſtliche Großmacht hinein gezogen. Die Beiſpiele derartiger Verbindungen mit dem Auslande ließen ſich leicht vermehren. Sie brachten deutſchen Fürſten Einfluß auf die Geſchicke fremder Völker, boten aber, viel häufiger und ungleich umfaſſender, auswärtigen Mächten Gelegenheit, in den Gang der deutſchen Dinge einzugreifen.

Ihre Erklärung finden dieſe Hergänge einerſeits in der Vielgeſtaltigkeit und dem Reichtum deutſcher fürſtlicher Bildungen, andererſeits in der mit Ausnahme von England und Schweden faſt in ganz Europa Platz greifenden Ausbildung unumſchränkter Herrſchergewalt. Der Erdteil durchlebte ein Zeitalter aufs höchſte geſteigerter Dynaſtengeltung. Die Mannigfaltigkeit und Unberechenbarkeit der politiſchen und perſönlichen Beziehungen und der Verteilung der Kräfte, die damit zuſammenhing, gaben der Lage etwas ungewöhnlich Schwankendes. Die Gruppierungen wechſelten ungemein häufig und raſch. Ungleich mehr als gewöhnlich, als es in der Natur politiſcher Verabredungen liegt, waren im 18. Jahrhundert die getroffenen Maßnahmen Gelegenheitsabmachungen und Verlegenheitsanordnungen. Nur von zwei Verhältniſſen könnte man — doch auch bei ihnen nicht ohne eine gewiſſe Einſchränkung — ſagen, daß ſie

gleichſam zum feſten Beſtande des Jahrhunderts gehörten, vom engliſch-franzöſiſchen und vom preußiſch-öſterreichiſchen Gegenſatz. Es war eine Art Naturnotwendigkeit, daß ſich dieſer Unſicherheit gegenüber ein Bedürfnis nach Stabilität, nach möglichſter Sicherung vor jähem Wechſel geltend machte. So hat der Gedanke des europäiſchen Gleichgewichts zwar nicht erſt entſtehen, aber ſeinen ſiegreichen Einzug in die chriſtliche Staatenwelt halten und allmählich feſtere Geſtalt gewinnen können in der Form einer Oberleitung durch überragende Mächte. Das moderne Großmachtſyſtem verdankt ſeinen Urſprung dem 18. Jahrhundert.

Die Verſuche, die durch die jüngſten Friedensſchlüſſe geſchaffene Ordnung zu durchbrechen, bewegen ſich beſonders in zwei Richtungen. Spanien wollte die Hoffnung nicht aufgeben, wenigſtens einen Teil der verlorenen Reichstrümmer wieder beizubringen. Die Nation begehrte Gibraltar zurück; die Königin, Eliſabeth von Parma, ließ nicht ab von dem Bemühen, in den verlorenen italieniſchen Beſitzungen ihrem jüngeren Sohne eine ſelbſtändige Herrſchaft zu gewinnen. So ward Spanien ein Gegner Englands und Öſterreichs, die dieſen Plänen im Wege ſtanden.

Ein anderes Moment der Unruhe lag in den innerhabsburgiſchen Schwierigkeiten. Schon 1713 hat Kaiſer Karl VI., da ſein Haus damals männliche Angehörige nicht beſaß, er ſelbſt noch kinderlos war, durch eine neue Erbfolgeordnung, die nachmals als Pragmatiſche Sanktion bezeichnet worden iſt, feſtgeſetzt, daß auch Töchtern das Erbrecht zuſtehen ſolle. Die Beſtimmung kam zunächſt nur für die beiden Töchter Kaiſer Joſefs, von denen die ältere 1719 den ſpäteren Kurfürſten von Sachſen und König von Polen Friedrich Auguſt II., die jüngere 1722 den bairiſchen Kurprinzen Karl Albert heiratete, in Betracht. Als aber dem Kaiſer ſelbſt 1717 und 1718 auch Töchter, Maria Thereſia und Maria Amalia, geboren wurden, glaubte er die Einheit der Monarchie in der Hand der nächſtberechtigten Erbin noch beſonders durch Anerkennung des Reiches und der Mächte ſicher ſtellen zu ſollen. Alles, was aus einem Zerfall

des habsburgiſchen Beſitzes Vorteil hätte ziehen können, ſtellte ſich dem in den Weg. Spanien fand Bundesgenoſſen in ſeiner Gegnerſchaft gegen Öſterreich.

Ein erſter, 1717 unternommener Vorſtoß Philipps V., deſſen Urheber die Königin und der Miniſter Alberoni, ebenfalls ein Italiener, waren, hatte 1720 nur zu einem Austauſch von Sizilien und Sardinien zwiſchen Öſterreich und Savoyen, alſo zu einem zweifelloſen Vorteil Öſterreichs geführt. Aus dem ſiziliſchen Königreich war ein ſardiniſches geworden. Es kam aber die Zeit, wo Spanien und mit ihm Sardinien ſich an Frankreich anſchließen konnten. Der Erbin Maria Thereſia fehlte es nicht an Bewerbern. Als ſich herausſtellte, daß Franz Stephan von Lothringen, des 1697 wieder eingeſetzten Herzogs Sohn, der Erkorene war, zeigte ſich Frankreich, deſſen Politik ſeit 1726 der kluge und entſchloſſene Kardinal Fleury leitete, alsbald zum Widerſtande bereit. Es wollte die unmittelbare Herrſchaft Habsburgs im Grenzlande des Reiches nicht dulden.

Einen Anlaß einzugreifen bot der Tod Auguſts des Starken (1733). Ludwig XV. ſandte ſeinen Schwiegervater Stanislaus Leszczynski, den einſt ſchon Karl XII. auf den Schild gehoben hatte, von Frankreich nach Polen, als Thronkandidat gegen den von Öſterreich und Rußland geförderten Sohn Auguſts aufzutreten. Als Bundesgenoſſen Frankreichs beteiligten ſich Spanien und Sardinien am ſogenannten Polniſchen Erbfolgekriege, der in ſeinem Schlußjahre 1735 auch ruſſiſche Truppen für Öſterreich an den Rhein brachte und trotz Prinz Eugens militäriſcher Führerſchaft für den in Heer- und Finanzweſen unter Karls VI. Regierung verwahrloſten Kaiſerſtaat mit Verluſten endete, die nicht allein die Dynaſtie angingen. Sizilien und Neapel mußten dem ſpaniſchen Karl, Eliſabeths älteſtem Sohne, gegen die dürftige Entſchädigung durch Parma und Piacenza als ſelbſtändiges, mit Spanien nicht zu vereinigendes Reich überlaſſen werden. Toskana, deſſen letzter Mediceerfürſt ſeinem Ende entgegenging, ſollte Franz Stephan von Lothringen, dieſes Land aber Stanislaus Leszczynski erhalten, deſſen

Erbe wieder Frankreich ſein ſollte. So breitete ſich die franzöſiſche Macht endgültig über ein Land aus, das neben welſcher auch deutſche Bevölkerung hatte, und gelangte zu lückenloſem Beſitz bis an den Oberrhein. Toskana iſt 1737 für Franz Stephan, der inzwiſchen Maria Thereſias Gemahl geworden war, Lothringen 1766 für Frankreich frei geworden.

In ſeinen letzten Regierungsjahren (1737—1739) führte Karl VI., verbündet mit Rußlands Kaiſerin Anna, noch einmal Krieg mit den Türken, unrühmlich wie kaum je zuvor. Die Erwerbungen von Paſſarowitz gingen mit Ausnahme des Banats völlig wieder verloren; Sau, Donau und Karpaten wurden die Grenzen, ein Ausgang, deſſen Nachwirkungen ſich auf die ganze Folgezeit erſtreckt haben. Am 20. Oktober 1740 ſtarb der Kaiſer. Er hat die Macht nicht zu erhalten gewußt, die der Vater Leopold zu ſammeln verſtanden. Geſchwächt und in ſeinem Anſehen tief erſchüttert trat Öſterreich in die Kriſis, die mit dem Ableben des Herrſchers unvermeidlich verbunden war.

Es war gelungen, wenn auch nicht ohne Vorbehalte, die Pragmatiſche Sanktion an allen entſcheidenden Stellen zur formellen Anerkennung zu bringen. Von den Gegnern im Polniſchen Erbfolgekriege hatte man ſie im Wiener Frieden erlangt, von England ſchon 1731 als Gegenleiſtung für die Aufhebung der vom Kaiſer in Oſtende begründeten überſeeiſchen Handelsgeſellſchaft. Auch die leitenden und nächſtbeteiligten deutſchen Staaten Preußen, Baiern, Sachſen haben die Sanktion gut geheißen. Trotzdem dauerte es nach des Kaiſers Tode nicht lange, bis von den verſchiedenſten Seiten Forderungen laut wurden. Der Nachdruck, mit dem es geſchah, ſteigerte ſich mächtig, als Preußens neuer König Friedrich II. am 16. Dezember 1740 in Schleſien einmarſchierte, um die alten brandenburgiſchen Anſprüche auf Teile dieſes Landes zur Geltung zu bringen. Er gab damit die Loſung zum Öſterreichiſchen Erbfolgekriege.

Friedrich I. war aus einem Kurfürſten ein König geworden und hatte damit ſeiner Würde eine europäiſche Bedeutung gegeben. Seine eigene Politik hat den Wandel aber nicht zum deutlichen Ausdruck

gebracht. Nur als unterſtützende, nicht als kriegführende Macht hat Preußen am Spaniſchen Erbfolgekriege teilgenommen; das Feſthalten an dieſer Rolle hat Friedrich I. verhindert, im Nordiſchen Kriege, an deſſen Ausgang Lebensfragen der Monarchie hingen, ſelbſtändig Stellung zu nehmen. Erſt der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. hat dieſen unerläßlichen Schritt getan.

Nach dem Unglückstage von Poltawa, den Karls XII. tollkühne Unbeſonnenheit verſchuldete, iſt Rußlands und ſeines Zaren Übergewicht unter den gegen Schweden ſtreitenden Mächten unaufhaltſam zur Geltung gelangt. Indem Peter der Große den Gegner nicht nur an den eigenen Grenzen, ſondern auch als Führer ſeiner Bundesgenoſſen in deſſen deutſchen Beſitzungen bekämpfte und die angrenzenden norddeutſchen Länder trotz getroffener Neutralitätsvereinbarungen zum Kriegsſchauplatz machte, erſtrebte er für ſeine neue Macht über deren unmittelbare Anliegen hinaus maßgebenden Einfluß auf den Gang der deutſchen, der europäiſchen Dinge. Preußen *mußte* dazu Stellung nehmen. Hier liegt der Grund, warum Friedrich Wilhelm I. nach ſeinem Regierungsantritt alsbald dem Utrechter Frieden beitrat und ſich für ſeines Hauſes Anſprüche auf die oraniſche Erbſchaft mit Neuenburg und dem Oberquartier Geldern abfinden ließ. Die Grafſchaften Mörs und Lingen hatte 1702 ſchon Friedrich I. beſetzt.

Um die Zeit, als Preußen ſein Kontingent vom kaiſerlichen Heere zurückzog, ſpielten die Ruſſen vor Stettin den Meiſter und ſtrebten nach der gleichen Rolle vor Wismar. Friedrich Wilhelm hat verſucht, ſich mit Schweden zu verſtändigen. Es war unmöglich; Karl XII. weilte in Beſſarabien. So blieb nichts übrig, als ſich dem Zaren anzuſchließen. Dem Einvernehmen mit Rußland verdankte er im September 1713 den Einzug ſeiner Truppen in Stettin. Die Einnahme Rügens und Stralſunds im Jahre 1715 war dann vornehmlich ihr Werk. Beim endlichen Frieden (Februar 1720) blieb Vorpommern bis zur Peene in Friedrich Wilhelms Beſitz. Preußen ward endlich Herr der Meeresküſte, die ſeinem Kernlande zunächſt lag, und der Mündungen des Stromes, der es mit der See ver-

bindet. Schon im November 1719 hatte Schweden die Herzogtümer Bremen und Verden, die Georg Ludwig 1714 und 1715 beſetzt und von Dänemarks Anſprüchen freigekauft hatte, an Hannover überlaſſen. Die Wunden, die der Dreißigjährige Krieg Deutſchlands Seegeltung geſchlagen hatte, begannen zu heilen. Es hat aber nicht geringe Mühe und Umſicht gekoſtet, Rußland von einer Feſtſetzung in Meklenburg abzuhalten, deſſen Herzog Karl Leopold zum Zaren in nahe verwandtſchaftliche und politiſche Beziehungen trat.

Mit der überlieferten Politik des hohenzollernſchen Hauſes, Stellung zu nehmen auf der Seite des Kaiſers, hatte nur der Große Kurfürſt zeitweiſe ernſtlich gebrochen. Friedrich Wilhelm I. hat in die Bahn des Vaters eingelenkt, ſobald die unabweisbaren Erforderniſſe ſeines Staates das nur eben geſtatteten. Er war bereit, im Polniſchen Erbfolgekriege für den Kaiſer einzutreten. Er erwartete dafür Entgegenkommen in der noch nicht völlig erledigten oraniſchen und in der jülich-bergiſchen Frage, die bei dem bevorſtehenden (1742 erfolgten) Ausſterben der Neuburger Pfalzgrafen und Kurfürſten gegenüber den Sulzbacher Anſprüchen zu neuer Entſcheidung drängte. Aber alle Verſuche, den Kaiſer in dieſer Sache zu gewinnen, erwieſen ſich als vergeblich, alle erweckten oder genährten Hoffnungen als trügeriſch. Karl VI. war wie ſeine Vorgänger unentwegt bemüht, Preußen nicht aufkommen zu laſſen. Unter den deutſchen Staaten ſchien der des Großen Kurfürſten der bedenklichſte. Friedrich Wilhelm iſt aus dem Leben geſchieden mit dem Gefühl, von Öſterreich getäuſcht und betrogen zu ſein, und hat dieſe Empfindung ſeinem Nachfolger als ein letztes Vermächtnis hinterlaſſen.

Friedrich Wilhelm I. hat aber ſeinem Nachfolger nicht nur Abneigung gegen Öſterreich, ſondern auch die Mittel, ihr Ausdruck zu geben, vererbt. Friedrich Wilhelm iſt doch der grundlegende Bauherr der inneren Eigenart des brandenburg-preußiſchen Staates. Der Folgezeit iſt es nicht immer leicht geworden, dieſem Manne gerecht zu werden. Allzu fremdartig ſtand die rauhe, ſchroffe, herriſche Perſönlichkeit ihren Vorſtellungen von humaner Geſittung, den Idealen

der Aufklärung, gegenüber. Seine völlige Verständnisloſigkeit für alle tieferen Fragen der Geiſtes- und Herzensbildung wirkte abſtoßend, ſein gelegentliches brutales Eingreifen auf dieſem Gebiet geradezu empörend. Und doch war er ein Mann, der auf ſo felſenfeſtem ſittlichen Grunde ſtand wie nur einer ſeiner Zeit. Wenn Sittlichkeit das Höchſte leiſtet, indem ſie das eigene Ich dem Gemeinwohl völlig unterordnet, es aufgehen läßt in Erfüllung ſeiner Pflichten, ſo verdient Friedrich Wilhelm I. ihren Preis. Daß er ſeinem Staate diente, wie er es verſtand, kann keinen Tadel in ſich ſchließen. Man braucht nur einen vergleichenden Blick auf die Schar ſeiner Standes- und Zeitgenoſſen zu werfen, um den Wert zu erkennen, der dem zweiten preußiſchen Könige inne wohnte durch ſeine Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſein eiſernes Pflichtgefühl im Dienſte ſeiner Stellung.

Friedrich Wilhelm I. hat den preußiſchen Beamtenſtand geſchaffen, der preußiſchen Verwaltung ihren beſonderen Charakter gegeben. Der Große Kurfürſt hatte den Boden dafür bereitet. Er hatte auch im entlegenen Oſten und Weſten ſeines Staates der landesherrlichen Macht Geltung verſchafft gegenüber den Rechten und Anſprüchen der überlieferten Stände. Auf dieſer Grundlage konnten mehr oder weniger gleichmäßige Verwaltungseinrichtungen Platz greifen. In keinem Zuge waren ſie aber einheitlicher als in dem ſtraff angeſpannter Dienſttätigkeit und gewiſſenhafteſter Erfüllung der Amtspflichten. Der Geiſt des leitenden Herrn ſenkte ſich herab in die Kreiſe der Diener, hoher wie niederer. Das hat die Rechtspflege, das hat, wenn auch nicht immer unter zweckentſprechenden Anordnungen, das Wirtſchaftsleben, das hat vor allem das Finanzweſen des ſo zerſplitterten und ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Staates erfahren. Nicht wenige und zumal deutſche Fürſten der Zeit haben es verſtanden, die Geldquellen ihrer Länder ergiebig fließen zu laſſen, kaum einer doch, ihren Ertrag ſo einſichtig zu ſteigern und ſo haushälteriſch zu verwalten, daß er der Geſamtgeltung des Staates ohne wirklich drückende Belaſtung der Untertanen in gleichem Maße zugute gekommen wäre. Weit über das

Maß der gegebenen Mittel hinaus ſtand das Preußen, das Friedrich Wilhelm I. hinterließ, wirtſchaftlich, finanziell, militäriſch und in jeder Form feſter, zuverläſſiger Disziplin bereit und gerüſtet zu großem Tun. Da war kein anderer Staat in Europa, der ſich in der umſichtigen Anſpannung aller Kräfte mit dieſem hätte vergleichen können. Preußen war wie das Schweden Guſtaf Adolfs.

Und die Vorſehung wollte nun, daß dieſe Waffe in die Hand eines Friedrichs des Großen gelegt werden konnte. Er beſaß alles, was den Helden und den großen König macht. Sein unbezähmbarer Bildungsdrang, mit dem er doch dem erwachenden Geiſtesleben der Nation kaum weniger fremd gegenüberſtand als Friedrich Wilhelm I. ſelbſt, hatte ihn in ſchwere Zerwürfniſſe mit dem Vater gebracht. Als König war er aus dem gleichen Holz geſchnitzt. Er hat das Wort geprägt: „Der Fürſt iſt der erſte Diener ſeines Staates.“ Der Sohn war aber größer als der Vater. Er überragte ihn nicht nur an Kraft und Regſamkeit des Geiſtes, an Umfang und Tiefe der Kenntniſſe, ſondern auch an Fähigkeit zu raſchen und großen Entſchlüſſen, an Kühnheit des Mutes, Sicherheit und Feſtigkeit des Willens und an rückſichtsloſer Tatkraft. Ihm war klar, daß Preußen nur vorwärts oder zurück konnte. Über die Richtung, die einzuſchlagen war, konnte für ihn kein Zweifel beſtehen. Er war wenige Monate König, als der Tod des Kaiſers ihm die Bahn öffnete.

Von den piaſtiſchen Fürſten Schleſiens hatte Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Wohlau und Brieg 1537 mit Kurfürſt Joachim II. eine Erbverbrüderung geſchloſſen, deren dauernde Tragweite von habsburgiſcher Seite ſtets beſtritten, von brandenburgiſcher vertreten worden iſt. Mit dem Ableben des Herzogs Georg Wilhelm trat 1675 der vorgeſehene Erbfall ein. Indem der Große Kurfürſt ſein Anrecht geltend machte, erhob er zugleich Anſpruch auf das Herzogtum Jägerndorf, das 1523 von Markgraf Georg dem Frommen von Ansbach gekauft, 1621 aber Johann Georg, einem Bruder des Kurfürſten Johann Sigmund, wegen ſeiner Parteinahme für den Winter-

könig von Kaiſer Ferdinand II. aberkannt und genommen worden war. Gegen Überlaſſung des Schwiebuſer Kreiſes hat der Große Kurfürſt 1686 verzichtet. Dieſe Abfindung aber iſt kraft der geheimen Vereinbarung, die gleichzeitig zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurprinzen zuſtande gekommen war, 1695 gegen geringe Geldentſchädigung zurück gegeben worden. Es konnte kaum eine geeignetere Handhabe geben als die Unſicherheit dieſer von jeher ſtreitigen Rechtslage. Friedrich II. ergriff ſie mit Entſchloſſenheit. Er forderte ganz Schleſien, bot aber gleichzeitig ein Bündnis an, das ihn verpflichtete, im übrigen für die Erhaltung des öſterreichiſchen Beſitzſtandes mit ganzer Kraft einzutreten. Gleichzeitig rückte er in Schleſien ein. Ein wohlgerüſtetes Heer von 80000 Mann und einen Schatz von zehn Millionen Talern hatte ihm der Vater hinterlaſſen, Kriegsmittel, wie ſie, abgeſehen von Ludwig XIV., bis dahin kaum je einem Herrſcher ſo einheitlich zur Verfügung geſtanden hatten.

Das Vorgehen Preußens wurde das Signal zum allgemeinen Anſturm gegen Habsburgs Beſitz. Es fehlte nirgends an Gründen, frühere Anerkennung der Pragmatiſchen Sanktion für hinfällig zu erklären. Spanien, Baiern, Sachſen traten auf den Plan. Frankreich folgte, weil das alte Ziel, Schwächung Öſterreichs und der Kaiſermacht, verführeriſch lockte. Eine Frau hat die Monarchie aus dieſer Bedrängnis gerettet und ſie durch die Jahre ſchwerer Not mit feſter Hand hindurch geleitet.

Maria Thereſia, Karls VI. älteſte Tochter aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Blankenburg, lebt in der allgemeinen Vorſtellung als die Gegnerin Friedrichs des Großen. Es iſt richtig, daß dieſe Geſinnung ihr politiſches Tun beherrſcht hat; ſie hat ſich, nicht ohne genügende Erklärung, zum wirklichen Haß geſteigert. Aber Maria Thereſia war unleugbar eine würdige Gegnerin. Ihr ſelbſt, nicht ihrem Gemahl Franz Stephan von Lothringen, mit dem ſie ſeit 1736, ſeit ihrem 19. Lebensjahr, verbunden war, haben ihre buntſcheckig zuſammengewürfelten Lande es in erſter Linie zu danken, daß ſie die Kraft fanden, bei einander zu bleiben. Ungarn, ſo lange

der Schmerzensbeſitz der Habsburger, ward in ihrer Hand zur Stütze der Monarchie. Mit männlicher Klarheit und Beſtimmtheit hat ſie ihre Entſcheidungen getroffen und iſt auch in den Stunden der Gefahr nicht wankend geworden in ihren Entſchlüſſen und im Vertrauen auf ihr Recht. Dabei zierte ſie eine Fülle weiblicher Reize und Tugenden. Sie hat ihren Völkern und dem reichen Kreiſe ihrer Familie (ſie ſchenkte dem Gatten 16 Kinder) eine wahre Mutter ſein wollen und iſt es geweſen, fürſorglich und überlegt, Liebe erweckend und Ehrfurcht heiſchend. Daß ſie im Sinne ihres Hauſes ſtreng an ihrem Bekenntnis hing, es mit Härte in ihren Landen vertrat, kann das Urteil über ſie kaum beeinfluſſen. Wie hätte ſie über den überlieferten, ſie umgebenden Ideenkreis hinaus können? Sie iſt alles in allem doch eine ebenbürtige Zeitgenoſſin des großen Friedrich. Vergleicht man mit Frankreich und Ludwig XIV., ſo wird man nicht ohne Genugtuung feſtſtellen, daß der deutſche Fürſtenſtand gleichzeitig und in ſeinen beiden leitenden Häuſern zwei Perſönlichkeiten hervor zu bringen vermochte, von denen jede in der Geſchloſſenheit ihres Weſens, in der Tragweite ihrer Handlungen und vor allem im Adel ihrer Natur dem fremden Herrſcher mehr als gewachſen war. Auch neben den deutſchen Geiſtesheroen der Zeit behaupten Friedrich der Große und Maria Thereſia die volle Bedeutung ihrer Perſönlichkeiten.

Noch nicht vier Monate nach ſeinem Einmarſch errang Friedrich den Sieg von Mollwitz, der ihn mit einem Schlage zum berühmten Heerführer machte. Frankreich und Preußen entſchloſſen ſich zu einem Bündnis. So wurden Böhmen und Mähren von Franzoſen und Baiern, Preußen und Sachſen überſchwemmt. Im Januar 1742 ward Karl Albert von Baiern, der von Habsburgs Beſitz mindeſtens Böhmen beanſpruchte, zum Deutſchen Kaiſer gewählt. Nach einer zweiten Niederlage bei Chotuſitz fand Maria Thereſia es richtig, ſich von der preußiſchen Gegnerſchaft zu befreien. Im Berliner Frieden verzichtete ſie im Juli 1742 auf Schleſien und die Grafſchaft Glatz.

Es war vor allem die Läſſigkeit der franzöſiſchen Kriegführung,

die Friedrich veranlaßte und berechtigte, ſeinen eigenen Weg zu gehen. Ihr verdankte Maria Thereſia ſchon andere Erfolge. München war im Februar 1742 von ihren Truppen beſetzt worden. Im nächſten Jahre trat England offen zu Öſterreichs Gunſten in den Krieg ein. König Georg II. ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines in Deutſchland auftretenden, überwiegend aus Hannoveranern und Heſſen zuſammengeſetzten Heeres und erſtritt am 27. Juni, am Tage von Langenſalza, gemeinſam mit den Öſterreichern den Sieg von Dettingen am Main, bei Aſchaffenburg. Sachſen wurde aus Eiferſucht auf Preußen aus einem Gegner ein Bundesgenoſſe Öſterreichs. Da erſchien es Friedrich doch angezeigt, neuerdings, Auguſt 1744, im Felde zu erſcheinen. Sein Einfall in Böhmen nahm aber ein mißliches Ende. Im Januar 1745 ſtarb Kaiſer Karl VII., und im April ſah ſich Baiern genötigt, zu Füſſen ſeinen Frieden mit Maria Thereſia zu machen. Am 13. September ward ihr Gemahl als Franz I. römiſcher Kaiſer. So hatte auch der glänzende Sieg, den Friedrich am 4. Juni bei Hohenfriedberg erfocht, obgleich Öſterreichs Hauptkraft gegen ihn im Felde ſtand, ſie nicht bewegen können, den Verzicht auf Schleſien zu wiederholen. Erſt als Friedrich bei Soor und Groß-Hennersdorf, Leopold von Deſſau bei Keſſelsdorf Öſterreicher und Sachſen niedergeworfen hatten, entſchloß die Kaiſerin ſich Weihnachten 1745 zum Dresdener Frieden, der den Berliner beſtätigte.

Sie hat dann, ihrer deutſchen Gegner ledig, über die auswärtigen Feinde entſcheidende Erfolge doch nicht zu erringen vermocht. 1746 wurden die Franzoſen und Spanier aus Oberitalien verdrängt; die Kaiſerlichen verloren aber faſt die geſamten Niederlande an Moritz von Sachſen, den Sohn Auguſts des Starken und der Gräfin Königsmark, den einzigen bedeutenden Heerführer, den Frankreich im 18. Jahrhundert ſein nennen konnte. England, in Anſpruch genommen durch den Einfall des Stuarts Karl Eduard, beteiligte ſich am Landkriege nur läſſig. Als die Franzoſen die niederländiſche Republik ſelbſt angriffen, vereinbarten die Seemächte im April 1748 auf eigene Hand den Aachener Frieden, ohne ſich

viel um den Verbündeten zu kümmern, wie es ſchon ihre Gewohnheit geworden war. Maria Thereſia mußte im Oktober beitreten. Sie gab nur Parma und Piacenza zugunſten Philipps, des zweiten Sohnes der ſpaniſchen Königin, auf; aber der Friede verbürgte Preußen den Beſitz von Schleſien und Glatz. Den einzigen namhaften Verluſt, den ſie an ihrem Erbe erlitt, mußte ſie gerade dem Verhaßteſten ihrer Gegner zugeſtehen. 1744 hatte Friedrich trotz welfiſchen Einſpruchs auch das Fürſtentum Oſtfriesland auf Grund der Erbverbrüderung mit den Cirkſena in Beſitz genommen.

Es iſt nicht nachweisbar, daß Friedrich der Große in den folgenden Jahren irgend eine Gebietserweiterung oder gar eine direkte Eroberung ernſtlich erſtrebt habe. Über die jülich-bergiſche Frage hatte er 1741 mit den Pfälzern ein Abkommen getroffen. Seine Tätigkeit fand ihren Mittelpunkt in der Entwickelung ſeiner Lande, der Hebung ihrer wirtſchaftlichen Lage, der Ausgeſtaltung ihrer Verwaltung, der Fortbildung der Rechtspflege und der Ordnung der neuen Provinzen. In Schleſien ſtellte die Miſchung der Bekenntniſſe beſondere Aufgaben.

Er mußte aber auch die Lage Europas unausgeſetzt im Auge behalten. Er konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß er ſich in Maria Thereſia eine unverſöhnliche Gegnerin geſchaffen hatte. Die Kaiſerin lebte der Überzeugung, und als ihr einflußreichſter Berater wurde bald Kaunitz der Hauptvertreter dieſer Auffaſſung, daß das neue Preußen vernichtet werden müſſe, wenn man nicht von ihm überwunden und verdrängt werden wollte. Ihre erbitterte Gegnerſchaft bewirkte, was ſeit Jahrhunderten nicht mehr erlebt worden war, eine nachhaltige Annäherung der Hofburg an Frankreich, Habsburgs an Bourbon. Maria Thereſia hoffte, Friedrich von ſeinem Bundesgenoſſen der letzten Kriege trennen zu können. Sie hat nicht umſonſt gehofft; ihr Gedanke hat ſich, weit über das zunächſt ins Auge gefaßte Ziel hinaus, folgenreich erwieſen.

Ein gleich unverſöhnlicher Gegenſatz wie zwiſchen Preußen und

Öſterreich beſtand, ſeitdem der Oranier Englands König geworden war, zwiſchen dem Inſelſtaate und Frankreich. Der letzte Krieg hatte die Nebenbuhlerſchaft der beiden Mächte jenſeits der Meere, vor allem in Oſtindien und Amerika, ihrem Austrag nicht näher gebracht, Großbritannien aber ſeit ſeiner Verbindung mit dem deutſchen Kurſtaat unter dem gleichen Herrſcher eine verwundbare Stelle mehr bekommen. Man ſah ſich in London nach feſtländiſchem Erſatz für den unſicher werdenden kaiſerlichen Bundesgenoſſen um. So iſt es im Januar 1756 zur Weſtminſter-Konvention gekommen, die England und Preußen zu gemeinſamer Verteidigung deutſchen Bodens gegen einen etwaigen Einmarſch fremder Truppen vereinigte.

Es iſt nicht Friedrichs Meinung geweſen, mit dieſem Übereinkommen das bisher befolgte Syſtem näheren Anſchluſſes an Frankreich aufzugeben, auch nicht Wunſch oder gar Abſicht beider Mächte, Rußlands Kaiſerin Eliſabeth, zu der Preußen wie England nähere Beziehungen anſtrebten, zu verſtimmen. Aber die Konvention hat dieſe Folgen nach ſich gezogen. Eliſabeth war Friedrich dem Großen ſeit langem perſönlich gram; Beſorgnis vor einem engliſch-ruſſiſchen Bündnis hat Friedrich beſonders zum Abſchluß der Konvention beſtimmt. Jetzt fing die Kaiſerin an, in Wien geradezu auf Eröffnung der Feindſeligkeiten zu drängen, und Frankreich einigte ſich am 1. Mai 1756 mit Öſterreich im Vertrage von Verſailles, der, wenn er auch der Form nach nur eine Verabredung zu gemeinſamer Verteidigung war, doch Frankreich zum Genoſſen des öſterreichiſchen Preußenhaſſes machte und die Kaiſerin verpflichtete, einem franzöſiſchen Angriffe auf Hannover ruhig zuzuſehen.

In dieſer Lage iſt es Friedrich dem Großen richtig erſchienen, zuvorzukommen und das Odium des Friedensbruches nicht zu ſcheuen. Er wußte, daß der Angriff für den Frühling 1757 mit Sicherheit zu erwarten war. Am 29. Auguſt 1756 hat er die ſächſiſche Grenze überſchritten. Er war ſich klar über die Tragweite ſeines Entſchluſſes; aber aus Mangel an Mut hat er nie etwas unterlaſſen, und die Folgen haben die Richtigkeit ſeiner Handlungsweiſe nicht widerlegt. Wenn er Sachſen als nächſtes Operationsziel wählte,

ſo geſchah es nicht, weil er die Eroberung dieſes Kurfürſtentums ins Auge gefaßt oder gar von langer Hand her geplant hätte, ſondern weil er ſeines Anſchluſſes an die Gegner gewiß ſein konnte und ein Sachſen in Feindeshand für Preußen einen Griff an die Kehle bedeutet haben würde. Durch ſein Vorgehen iſt ihm Sachſen in den erſten Jahren des Krieges feſter Stützpunkt ſeiner Maßnahmen geworden.

Allerdings war nun ſein Vorgehen das Signal, wie 16 Jahre früher zur Erhebung gegen Öſterreich, ſo jetzt zur allgemeinen Sammlung gegen ihn. Frankreich, Öſterreich und Rußland ſchloſſen ſich näher zuſammen, im politiſch neu organiſierten Europa die erſte Koalition dreier Großmächte. Frankreich und Rußland einigten ſich in Schweden, wo ſie ſonſt die Leiter der einander bekämpfenden Parteien zu ſein pflegten, und zogen auch dieſen Staat in das Bündnis gegen Preußen. Daß Friedrichs Schweſter Luiſe Ulrike die Gemahlin des regierenden Königs, des Gottorpers Adolf Friedrich war, iſt Preußen nicht zugute gekommen. Unſchwer hat Kaiſer Franz das Reich gegen Friedrich in Bewegung bringen können; ſchon im Januar 1757 ward die Reichsbewaffnung von einer Mehrheit der Stände beſchloſſen. Zu Friedrich haben dann nur wenige norddeutſche Staaten gehalten, zu denen beſondere Beziehungen beſtanden, vor allem Heſſen-Kaſſel, dann Braunſchweig, Gotha, Schaumburg-Lippe. Ihre Fürſten haben mit Hilfe engliſchen Geldes außerordentlich ſtarke Kontingente ins Feld geſtellt. Nur ungern folgte das hannoverſche Landesregiment der großbritanniſchen Politik; das Kurfürſtentum mußte dann doch im Verein mit Heſſen die Hauptlaſt des Landkrieges auf ſich nehmen.

Nach anfänglichen Erfolgen iſt Friedrich durch die Übermacht bald in eine ſchwierige Lage gekommen. Er hat den Anmarſch eines zum Entſatz heranrückenden öſterreichiſchen Heeres unter Browne jenſeits des Gebirges bei Loboſitz hemmen und die ſächſiſche Armee am 16. Oktober 1756 in ihrem Lager bei Pirna zur Ergebung zwingen können. In Böhmen vordringend hat er am 6. Mai 1757 über

den gleichen Gegner dicht vor Prag einen vollständigen, allerdings mit ſchweren Opfern erkauften Sieg errungen. Als er dann aber am 18. Juni bei Kolin den von Oſten anrückenden, an Zahl überlegenen Daun angriff, erlitt er eine böſe Niederlage. Er mußte Böhmen räumen, und die nachdrängenden Feinde überſchwemmten Schleſien. In der Prager Schlacht hatte er in Schwerin ſeinen erfahrenſten General verloren, ein Gefecht in der Nähe von Görlitz raubte ihm Anfang September den begabteſten, Winterfeldt. Die Ruſſen überwältigten Oſtpreußen. Gleichzeitig nahmen die Dinge auf dem nordweſtdeutſchen Kriegsſchauplatz eine bedenkliche Wendung. In England hatte der führende Vertreter des engliſch-preußiſchen Bündnisgedankens, Wilhelm Pitt (Chatham), im April ſeine Stellung räumen müſſen. Der Herzog von Cumberland, Georgs II. zweiter Sohn, Sieger über Stuart, Befehlshaber des deutſchen Heeres, war Pitts politiſcher Gegner. Er ließ ſich am 26. Juli bei Haſtenbeck, vor Hameln, von den Franzoſen ſchlagen und ſchloß, bis Stade zurückgedrängt, am 8. September die Konvention von Zeven, die das Kurfürſtentum und ſeine deutſchen Bundesgenoſſen außer Kampf ſetzte. Von Stralſund her waren die Schweden eingedrungen. Im Herbſt des Jahres konnte Maria Thereſia wähnen, der erſtrebten Vernichtung Preußens nahe zu ſein.

Aus dieſer faſt verzweifelten Lage rettete Friedrichs Feldherrngenie. Die Siege von Roßbach und Leuthen werden immer ſeine glänzendſten bleiben; ſie haben am raſcheſten das Kriegsbild gewandelt. Dort wurden am 5. November die Franzoſen und Reichstruppen, hier am 5. Dezember die Öſterreicher völlig geſchlagen, in beiden Fällen trotz einer faſt erdrückenden Überlegenheit der Zahl. Schleſien ward wieder gewonnen; nur Schweidnitz widerſtand bis in den nächſten Frühling. Oſtpreußen war von den Ruſſen aus Verpflegungsrückſichten geräumt worden.

Die Mißerfolge haben die Gegner, beſonders die Kaiſerinnen, aber nur zu neuen Anſtrengungen angeſpornt. Der Verſuch Friedrichs, im Frühling 1758 in Mähren vorzudringen, fand ſchon vor Olmütz ſein Ende. Der König mußte nach Schleſien zurückweichen und dann

den Ruſſen, die unter Fermor heranrückten, in der Neumark begegnen. Durch die Schlacht bei Zorndorf am 25. Auguſt nötigte er ſie zum Rückzuge; aber der Kampf war ein außerordentlich erbitterter und blutiger geweſen. Es war das erſte große Treffen, in dem ſich ruſſiſche Truppen anderen europäiſchen ebenbürtig erwieſen. Der nächtliche Überfall bei Hochkirch in der Oberlauſitz am 14. Oktober, Dauns zweiter Erfolg über den König, brachte neue, ſchwere Verluſte.

Dafür konnte kaum entſchädigen, daß das Jahr im Weſten glücklicher verlief. Die ſchimpfliche Konvention von Zeven hatte in England denn doch zu einem Umſchwung der Meinungen geführt; ſie war nicht anerkannt worden. Pitt kam wieder ans Ruder, und das Bündnis mit Preußen erhielt feſtere Formen. An die Spitze der neugeordneten hannoverſchen Armee und ihrer Hilfstruppen trat aus preußiſchem Dienſt der braunſchweigiſche Prinz Ferdinand, ein Bruder des regierenden Herzogs, der Friedrichs des Großen Schwager war. Ihm iſt es gelungen, Hannover und Weſtfalen von den Franzoſen zu ſäubern und ſie dann am 23. Juni bei Krefeld zu ſchlagen. So wurde Preußens weſtfäliſcher und rheiniſcher Beſitz wieder vom Feinde frei. Im Juli 1758 ſind auch engliſche Truppen zum Heere des Prinzen geſtoßen; bis zum Ende des Krieges hat dann ſtets ein britiſches Hilfskontingent an ſeinen Operationen teilgenommen.

Das Jahr 1759 brachte Friedrich dem Untergange nahe. Frankreich, wo der öſterreichiſch geſinnte Choiſeul an Stelle des ſchwankenden Abbé Bernis die Leitung der Politik übernommen hatte, verpflichtete ſich zu neuen Leiſtungen. Friedrich glaubte von vornherein ſein Heil in der Verteidigung ſuchen zu müſſen. Er ſah ſich dann doch genötigt, die Ruſſen unter Soltikow, deren Vereinigung mit einem Teile des öſterreichiſchen Heeres unter Laudon er nicht hatte verhindern können, am 12. Auguſt bei Kunersdorf unweit Frankfurt an der Oder anzugreifen. Er erlitt die ſchwerſte Niederlage ſeines Lebens. Nur der Uneinigkeit der gegneriſchen Führer verdankte er es, daß ihr Sieg ihn nicht vernichtete. Im

November folgte Fincks Kapitulation bei Maxen, unweit Pirna, die ſich wie ein häßlicher Fleck auf den ſtrahlenden Glanz der preußiſchen Waffen legte und ihr Anſehen empfindlich ſchädigte. Der Feind konnte ſeine Winterquartiere in Sachſen nehmen; Ober- und Mittelſchleſien waren ganz überwiegend in ſeinen Händen. Im Weſten hatte Prinz Ferdinand im April bei Bergen vor Frankfurt durch Broglie eine Niederlage erlitten und Heſſen dem Feinde überlaſſen müſſen, hatte ihn dann allerdings am 1. Auguſt bei Minden beſiegt und durch Weſtfalen zurückgetrieben. Gleichwohl, hätten die Verbündeten einig und nachdrücklich die errungenen Vorteile verfolgt, das erſchöpfte Preußen wäre auch unter ſeinem Friedrich ſchwerlich zu erfolgreichem Widerſtande fähig gewesen.

Das iſt aber nicht geſchehen. Die überſeeiſchen Verluſte, die Frankreich erlitt, machten es doch einem Frieden wenigſtens mit England geneigt, und die neu erhobene Forderung der Zarin, Oſtpreußen zu behalten, verſtimmte zugleich in Wien und Paris. Die Zeit, wo man ſich in Frankreich mit dem Gedanken ruſſiſcher Alleinherrſchaft im Oſten befreunden konnte, war noch lange nicht gekommen. Friedensverhandlungen, die zu guter Letzt an Pitts Weigerung, ſich von Preußen zu trennen, ſcheiterten, brachten Friedrich den großen Vorteil gewonnener Zeit. Als dann die Operationen des Jahres 1760 begannen, vermochte er ſich durch den Sieg, den er am 15. Auguſt bei Liegnitz erfocht, der drohenden Umklammerung durch die überlegenen Öſterreicher zu entziehen und am 3. November bei Torgau nach ſchwerem, blutigem Ringen den erſten großen Erfolg über Daun in dieſem Kriege davon zu tragen. Die Ruſſen waren langſam gegen die Oder herangerückt, hatten dieſen Fluß auch überſchritten, dann aber den Rückzug angetreten.

Auch im nächſten Jahre iſt es zu einem gemeinſamen Schlagen der beiden Verbündeten nicht gekommen, obgleich ſie Friedrichs im Lager von Bunzelwitz bei Schweidnitz vereinigter Streitmacht mit weit überlegenen Kräften durch drei Wochen gegenüber ſtanden. Doch nahmen beide Gegner Winterquartiere auf preußiſchem Boden. Laudon erſtürmte Schweidnitz, und Buturlin gewann das zweimal vergeblich

belagerte Kolberg. Da iſt durch den Tod der Kaiſerin Eliſabeth am 5. Januar 1762 eine glückliche Wendung eingetreten. Ihr Neffe und Nachfolger Peter III., ein Sohn des Gottorpers Karl Friedrich, ſtets ein Bewunderer des Preußenkönigs, rief ſeine Truppen ab, ſchloß Frieden und dann ſogar ein Bündnis mit Friedrich. Zu der verſprochenen Hilfe iſt es allerdings nicht gekommen, da der Zar ſchon am 9. Juli 1762 geſtürzt, durch ſeine Gemahlin Katharina von Anhalt-Zerbſt erſetzt und am 17. Juli ermordet wurde. Doch hat auch die neue Machthaberin darauf verzichtet, Eliſabeths Politik wieder aufzunehmen.

Da Schweden dem Beiſpiele Rußlands gefolgt war, hatte Friedrich es im Sommer 1762 nur noch mit Öſterreichern und Reichstruppen zu tun. Er errang im Juli über Daun den Sieg bei Burkersdorf und gewann im Oktober Schweidnitz zurück. Gegen Ende dieſes Monats ſchlug Prinz Heinrich bei Freiberg in Sachſen die Reichsarmee. Da auch Prinz Ferdinand die Franzoſen, die 1761 noch einmal bis Braunſchweig vorgedrungen waren, im nächſten Jahre wieder aus Heſſen hinaus warf, waren Friedrichs Gegner überall im Nachteil, als Frankreich und England ſich am 3. November 1762 in Fontainebleau verſtändigten. Die ruſſiſche Kaiſerin war zu glücklicher Stunde aus dem Leben geſchieden, da Pitt im Oktober 1761 abermals den Friedensfreunden hatte weichen müſſen. Sein Nachfolger Bute hat das Bündnis nicht erneuert, dem Bundesgenoſſen ſogar Landabtretungen zugemutet. Friedrich hat ſeitdem Englands Regierung nicht mehr als bündnisfähig angeſehen. Allein konnte Maria Thereſia mit den Kräften ihrer erſchöpften Länder nicht auf Erfolg hoffen. So ward am 15. Februar 1763 auf dem Jagdſchloß Hubertusburg zwiſchen Oſchatz und Grimma auch zwiſchen Preußen und Öſterreich Friede geſchloſſen. Friedrichs Staat blieb, was er geweſen war; nicht ein Dorf hatte ihm „die Welt in Waffen“ abzuringen vermocht.

Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges bedeutet einen Einſchnitt, wie ihn die Verhältniſſe ſeit dem Weſtfäliſchen Frieden nicht

mehr erfahren hatten. Frankreich war in Oſtindien unterlegen, aus Nordamerika verdrängt. Damit war dem zukunftsreichſten aller überſeeiſchen Länder der engliſche Stempel aufgedrückt. Europa aber mußte in Zukunft mit zwei deutſchen Großmächten rechnen, ein Moment vermehrter Zerſplitterung, doch aber auch wieder ein Moment der Stärke für das Volk der europäiſchen Mitte.

Weit über Preußens Grenzen hinaus, bis tief in die Reihen der offenen Gegner, waren Friedrichs Siege als deutſche empfunden worden, ganz beſonders in den proteſtantiſchen Reichsteilen und ſoweit ſie über Franzoſen errungen wurden. Unter den an Preußens Seite kämpfenden Norddeutſchen hat der gemeinſam durchgefochtene harte Kampf ein Gefühl preußiſch-deutſcher Waffenbrüderſchaft geweckt, das nie wieder ganz verſchwunden iſt. Völlig in den Schatten geſtellt war die Großmacht Guſtaf Adolfs, Karls X. und Karls XII. Schweden hatte in den Verſuchen, von ſeiner vorpommerſchen Ecke her in den Gang der Dinge einzugreifen, eine geradezu klägliche Rolle geſpielt, ein Zerrbild des kriegeriſchen Glanzes, der einſt ſeine Waffen umſtrahlt hatte. Dafür war Rußlands Bedeutung für die Geſtaltung der Geſchicke Europas um ſo heller ins Licht getreten. Und dieſe Macht war jetzt in der Hand Katharinas II.!

Mit faſt übermenſchlicher Ausdauer und Tatkraft hatte Friedrich Mühen und Sorgen des langen Krieges ungebrochen überſtanden. Es war die große Prüfung, deren Ergebnis ihm für alle Zeiten unter den Helden aller Völker einen Ehrenplatz ſichert. Als Staatsmann wie als Feldherr konnte er ſich nicht frei erkennen von Fehlern und Verſehen. Aber wie er ihre Folgen auf ſich genommen, ausgehalten hat, wenn Verzweiflung ihm den Lebensmut zu brechen drohte, wie das Gefühl der Verpflichtung gegen den Staat, den er übernommen, den er geſchaffen hatte, ihn immer wieder heraus zu reißen vermochte aus der Gefahr des Verzagens und der Umnachtung, das gibt ſeinem Tun und ſeinem Leben nicht nur ſo großen Reiz, ſondern auch höchſten Wert. Keiner der großen Staats- und Heereslenker vor ihm und nach ihm iſt durch ſo ſchwere Kriſen gegangen, um doch endlich zu

ſiegen und ſeinem Werke den Beſtand zu ſichern. Wenn man ſich dabei vergegenwärtigt, daß er die Friſche ſeines ſo ungewöhnlich vielſeitigen Geiſteslebens auch über die drangvollen Jahre hinaus voll bewahrte, ſo wird man ſich am Ruhmestitel des „Einzigen“ nicht ſtoßen. Mit berechtigtem Stolze und nicht weniger mit Dankbarkeit blickte das preußiſche Volk auf dieſen König, in deſſen Taten es ſich ſpiegeln lernte, denn er hatte ihm Beſtand geſichert. Aber auch alles, was deutſch iſt, hat Anlaß, ſich ſeiner zu freuen und ihn als den Seinen zu preiſen, denn ſeine Perſönlichkeit und ſeine Taten haben dem deutſchen Namen neue Ehren und Gewinn in reicher Fülle eingetragen.

Als der Friede der langen Not ein Ende machte, war der blühende Wohlſtand, zu dem die ſorgſame Verwaltung von mehr als vier Jahrzehnten den preußiſchen Staat emporgehoben hatte, in ſeinen Grundlagen erſchüttert. Kein Teil der Monarchie war vom Feinde unberührt geblieben. Berlin ſelbſt hat ihn zweimal, 1757 und 1760, in ſeinen Mauern geſehen. Friedrich hatte es peinlich und mit Erfolg vermieden, in finanzielle Abhängigkeit von England zu geraten, hatte dafür aber ſeine Untertanen um ſo ſchärfer heranziehen müſſen. Dazu hatte der Verkehr nach außen ſchwer gelitten, der zur See war wiederholt zu völligem Stillſtande verdammt geweſen. Preußen verfügte über keinerlei Mittel, ihn zu ſchützen, und die Engländer haben ſich trotz aller Bitten Friedrichs nicht bewegen laſſen, eine Flotte in die Oſtſee zu ſchicken. Sie wollten ihren ruſſiſchen Handel nicht geſtört wiſſen. Auf die in den Städten langſam empor blühenden Gewerbe hatte das den verderblichſten Einfluß geübt. So konnte nach Beendigung des Krieges nur ein Ziel ins Auge gefaßt werden: Wiederaufrichtung des geſunkenen Wohlſtandes der Monarchie.

Friedrich hat noch 23 Jahre an ihrer Spitze ſtehen dürfen. Sie gehören zu den ertragreichſten, die Preußen in ununterbrochener Folge durchlebt hat. Die vor dem Kriege begonnenen Reformen wurden wieder aufgenommen. Das preußiſche Landrecht

iſt erſt unter Friedrichs Nachfolger Geſetz, ſeinem weſentlichen Inhalt nach aber unter dem großen Könige fertig geworden. Es war mehr als ein Rechtsbuch; man hat ihm nicht ohne guten Grund die Bedeutung einer Verfaſſungsurkunde zuerkannt. Friedrich der Große hat an richterliche Tätigkeit ſtets die höchſten Anſprüche geſtellt; wenn das Grundſatz preußiſcher Staatskunſt geworden iſt, ſo gebührt ihm ein Hauptverdienſt. Auf dem Gebiete der Rechtspflege iſt Preußen durch das Landrecht an die Spitze der deutſchen Staaten getreten; das war beſonders deshalb bedeutungsvoll, weil es ſo weite und ſo zerſtreute Gebiete umfaßte.

Die Haupttätigkeit dieſer Jahre galt naturgemäß der Neubelebung der Erwerbsverhältniſſe. Sie wurde erſtrebt gemäß den volkswirtſchaftlichen Anſchauungen der Zeit, die im Merkantilismus und in ſtrenger Sonderung der Berufsſtände die unveräußerliche Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt ſah, erſtreckte ſich aber auf alle Gebiete. Städtiſche Gewerbe, Land- und Seehandel ſind in dieſen Jahrzehnten, gefördert durch wohlbedachte Fürſorge, weit über das frühere Maß hinaus umfangreich und gewinnbringend geworden. Vornehmlich aber nahm die Bodenkultur in allen Teilen der Monarchie einen mächtigen Aufſchwung.

Der König hat ihr ſogleich nach dem Friedensſchluſſe einen ganz erheblichen Teil der zur Fortführung des Krieges geſammelten Gelder und Vorräte gewidmet. Die ausgemuſterten Mannſchaften und Pferde wurden ihr zugeführt. So wurde Wüſtgewordenes neu in Arbeit genommen, vor allem aber fortgeſetzt, was ſchon vor dem Kriege kräftig begonnen hatte, die Beſiedelung von Ödländereien aller Art. Kaum ein Teil der Monarchie, der nicht neue Dörfer aus Friedrichs des Großen Zeit aufzuweiſen hätte, vor allem die Niederungen, die „Brüche“ an den großen Strömen und ſonſt verſumpfte Ländereien, deren es in der norddeutſchen Ebene nicht nur in ihren niederen, ſondern auch in höher gelegenen Teilen ja nicht wenige gab und noch gibt. Die Erwerbung der polniſchen Lande hat dieſer Tätigkeit einen neuen Anſtoß gegeben. Sie iſt nirgends in deutſchen Landen mit dem Nachdruck gefördert worden

wie im Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen. Die Geſamtzahl der von 1740—1786 von außen her in Preußen eingewanderten Koloniſten wird auf 300 000 geſchätzt. Die großen Lücken, die der Krieg in die Bevölkerung geriſſen hatte — mindeſtens 10, vielleicht 20 oder mehr Prozent —, waren ſchon innerhalb eines Jahrzehnts nach geſchloſſenem Frieden wieder ausgefüllt.

Wenn ſo das innere Staatsleben vollauf in Anſpruch nahm, ſo lag es in der Natur der Dinge, daß die auswärtigen Beziehungen fortgeſetzt regſter Aufmerkſamkeit bedurften. Ihre Regelung war, ſo lange Friedrich lebte, geleitet von dem einen Grundſatz, den Frieden zu erhalten, ſo lange er mit dem Beſtand des Staates irgend vereinbar war. Niemand könnte Friedrich dem Großen mit Recht den Vorwurf machen, daß er nach dem Siebenjährigen Kriege eine Politik verfolgt hätte, die auf Störung der Ruhe, auf Schaffung europäiſcher oder deutſcher Schwierigkeiten gerichtet geweſen wäre. Ihm iſt keine Stelle unter den Eroberern anzuweiſen; ſein Ehrentitel liegt in der Begründung und Sicherung eines berechtigten, lebensfähigen Staatsweſens. Kein anderes Ziel, als ihren Ländern die Ruhe zu ſichern, hat auch Maria Thereſia verfolgt. Ihren Hoffnungen auf Rückeroberung Schleſiens hat der Siebenjährige Krieg ein Ende gemacht. Aber die unvermeidliche Abhängigkeit der Gegenwart von der Vergangenheit ließ es doch zu gegenſeitigem Vertrauen unter den beiden Herrſchern nicht kommen. So iſt die große Politik während der weiteren Regierungszeit Friedrichs entſcheidend beſtimmt worden durch das Öſterreich und Preußen trennende Mißtrauen.

Das weitaus wichtigſte, auch für Deutſchland folgenſchwere Ereignis dieſer Jahre auf europäiſchem Boden iſt die erſte Teilung Polens. Die hoffnungsloſe Schwäche dieſes unglücklichen Reiches war während des Siebenjährigen Krieges aller Welt offenbar geworden. Es war trotz ſeines ſächſiſchen Herrn im Grunde genommen neutral, doch aber für die Ruſſen Durchzugsland und Operationsbaſis geweſen. Hätte es ſeine Neutralität wahren können, keine beſſere Deckung hätte ſich für Preußen denken laſſen gegen ruſſiſche Gefahr. Von der

neuen Zarin war am wenigſten zu erwarten, daß ſie die Stellung, die Rußland in Polen gewonnen hatte, preisgeben werde.

Das hat ſich ſofort gezeigt, als Auguſt III. (als Kurfürſt von Sachſen Friedrich Auguſt II.) im Oktober 1763 ſtarb. Binnen Jahresfriſt hat Katharina II. es durchgeſetzt, daß als ihr Geſchöpf Stanislaus Poniatowski zum polniſchen Könige gewählt wurde. Sie ſetzte es durch gegen Öſterreich und Frankreich, aber mit preußiſcher Unterſtützung. Friedrich konnte nicht iſoliert in Europa ſtehen. Ein neues Bündnis mit England kam für ihn nicht in Frage, auch für England nicht; Frankreich blieb an Öſterreichs Seite. So hat ſich Friedrich im April 1764 zu einem Bündnis mit Rußland entſchloſſen; es iſt 1769 und wieder 1776 erneuert worden. Es war das für Preußen Gegebene. Friedrich hatte im Siebenjährigen Kriege erfahren, hatte es auch vorher erkannt, wie gefährlich Rußland als Gegner werden konnte, während er kaum vermochte, dieſem Staate ſeine Feindſchaft fühlbar zu machen. Daß Rußland, und zumal unter ſeiner damaligen Herrſcherin, aus dieſem Verhältnis den weitaus überwiegenden Vorteil zog, war unvermeidlich.

Wie nur je ein ruſſiſcher Herrſcher hat Katharina II. es verſtanden, ihre Macht auszudehnen durch Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten der Nachbarſtaaten. Schon ihre Vorgänger hatten auf dieſe Weiſe Schweden und Polen nicht nur geſchwächt, ſondern der Auflöſung entgegen getrieben. Sie hat das Syſtem meiſterhaft gehandhabt. Als auch das von ihr aufgerichtete polniſche Königtum, wie es nicht anders konnte, nach Stärkung ſeiner Stellung gegenüber dem zuchtloſen Adel ſtrebte, hat ſie einen neuen Zankapfel in die polniſchen Wirren geworfen durch die Forderung nach Gleichberechtigung der Diſſidenten, die, wie die Verhältniſſe lagen, ohne fremde Einmiſchung nicht durchführbar war. Sie ward Anlaß zur Konföderation von Bar, die ſich zuſammen fand, Polens Adelsverfaſſung und die Alleingeltung des katholiſchen Glaubens zu verteidigen.

Die Pforte hat, um der drohenden vollſtändigen Unterwerfung Polens unter fremden Willen zu begegnen, im Oktober 1768 Rußland den Krieg erklärt. Damit eröffnete ſich für Katharina eine Quelle

neuer Erfolge. Der Friedensſchluß von Kutſchuk-Kainardſche im Jahre 1774 gab Rußland ein Schutzrecht über die morgenländiſchen Chriſten unter dem Szepter des Sultans. Aber ſchon vorher hatte Katharina dieſe Wendung nutzbar machen können. Die Erfolge zu Lande und zur See, die ihr gegenüber den übereilt in den Kampf gezogenen Türken bald nach Anfang des Krieges zufielen, gaben ihr Anſprüche auf reiche Entſchädigung. Auf Koſten der Pforte war ſolche aber nur durchzuſetzen gegen den Widerſtand Öſterreichs, hinter dem Frankreich ſtand, das fortgeſetzt die überlieferte Stellung einer Schutzmacht für die Türkei, Schweden und Polen feſthielt. So ward der Ausweg gefunden, durch eine Verſtändigung der zunächſt beteiligten Mächte Rußland, Öſterreich und Preußen Polen die Koſten des türkiſchen Krieges aufzubürden.

Maria Thereſia ſelbſt hat dieſen Weg gewieſen. Sie hat 1769 auf König Stanislaus' Wunſch die Zips beſetzen laſſen, dort den Konföderierten entgegen zu treten; ſie hat ſich aber geweigert, die Landſchaft zu räumen, da ſie zu Ungarn gehörte und nur in polniſchem Pfandbeſitz war. Nicht zum erſten Male iſt damals der Gedanke einer Aufteilung polniſchen Gebietes aufgetaucht. Er ward jetzt von Katharina wieder aufgegriffen und zuerſt Preußen nahe gebracht. Friedrich iſt für ihn gewonnen worden, dann auch Maria Thereſia. Am 5. Auguſt 1772 kam unter den drei Mächten der Teilungsvertrag zuſtande. Er raubte der Adelsrepublik gegen 220 000 Quadratkilometer Landes.

Preußen hat davon etwa ein Sechſtel erhalten. Sowohl der öſterreichiſche Anteil (Galizien und Lodomerien) wie der ruſſiſche waren jeder mehr als doppelt ſo groß. Aber der Gewinn war für Preußen unſchätzbar; er kann der Erwerbung Schleſiens an die Seite geſtellt werden. Pommern und Oſtpreußen wurden durch ein breites Küſtenland mit einander verbunden. Durch den Netzediſtrikt erhielt Pommern ein Hinterland; eine Waſſerverbindung zwiſchen der Oder und Weichſel ward möglich, und der tief einſpringende Keil des Ermelandes ſtörte nicht mehr Oſtpreußens Beſitz. Und es war Land, das ſchon vor Jahrhunderten in deutſchen Händen ge-

weſen, in ſeinen beſten Strecken von Deutſchen beſiedelt worden, zu einem erheblichen Teile vor dem Thorner Frieden von 1466 niemals von Polen bewohnt oder beherrſcht geweſen war, ſein Städteleben überall durch Deutſche empfangen hatte. Im Tal der Weichſel, im Delta dieſes Fluſſes, im Ermelande hatte deutſche Art ſich durch ein halbes Jahrtauſend auf dem Boden erhalten, den einſt die Vorfahren entwäſſert und urbar gemacht hatten. Wenn es neben völkerrechtlichen auch moraliſche Anſprüche auf ein Land gibt, ſo waren ſie hier vorhanden. Kein größeres Unrecht hätte ein preußiſcher König gegen ſeinen Staat und ſein Volk begehen können, als dieſe Gebiete, die ihren überlieferten Herren aus den Händen fielen, der ruſſiſchen Macht zu überlaſſen, die ſich ſchon gewöhnt hatte, ſich allein als lachenden Erben des dahin ſterbenden polniſchen Reiches anzuſehen.

Wenn in der Behandlung dieſer Fragen Öſterreichs Politik wieder kräftiger und feſter hervor trat, als Maria Thereſia ſie zunächſt nach dem Siebenjährigen Kriege gehandhabt hatte, ſo zeigte ſich darin der Einfluß ihres Sohnes und Thronfolgers Joſef. Er war 1764 ohne Schwierigkeiten zum Römiſchen König gewählt worden und im nächſten Jahre nach Franz' I. Tode als Kaiſer an deſſen Stelle und Maria Thereſia als Mitregent der öſterreichiſchen Lande zur Seite getreten, eben 24 Jahre alt.

Der junge Kaiſer war lebhafteſten Geiſtes und tatendurſtig, entſchloſſen zu wagen. Er bewunderte Friedrich den Großen. Er war bereit, den von Frankreichs ruſſenfeindlicher Diplomatie gehegten Wunſch nach Ausgleich zwiſchen Öſterreich und Preußen zu fördern. Doch konnte es auch ihm nicht gelingen, die tiefe Kluft zwiſchen den beiden Staaten zu überbrücken, um ſo weniger, als ſein unruhiges Streben nach Machterweiterung dauerndes Vertrauen nicht aufkommen ließ. „Er iſt vom Ehrgeiz verzehrt", meinte Friedrich der Große nach einer erſten Begegnung der beiden Herrſcher in Neiße im Auguſt 1769, der im nächſten Jahre eine zweite in Mähriſch-Neuſtadt gefolgt iſt. Joſef II. iſt es geweſen, der nach der Beſitzergreifung Galiziens auf den Wert der Bukowina für Öſterreich hingewieſen hat. Als 1774

der ruſſiſch-türkiſche Friede geſchloſſen war, wurde ſie plötzlich von kaiſerlichen Truppen beſetzt und dann, losgelöſt vom Hospodarentum der Moldau, zu dauerndem Beſitz feſtgehalten. Joſef ward auch ein Hauptförderer des Planes, ſich durch den Erwerb Baierns für den Verluſt Schleſiens zu entſchädigen und damit dem kaiſerlichen Öſterreich zugleich eine ſtärkere Stellung im Reiche zu geben.

Kurfürſt Maximilian Joſef, Kaiſer Karls VII. Sohn, war kinderlos, ſein nächſter Erbe, Karl Theodor von der Sulzbacher Linie, als Nachfolger der Neuburger ſeit 1742 Kurfürſt der Pfalz, ebenfalls. So ſchien Habsburgs alter Wunſch, ſich auf Koſten Baierns zu vergrößern, Erfüllung finden zu können. Man ſuchte Anſprüche hervor, die auf die Zeit Kaiſer Karls IV. und das Heimfallsrecht an Reichslehen zurück gingen. Karl Theodor war zu Zugeſtändniſſen bereit; der Plan ſcheiterte aber an ſeinem nächſten Erben, Herzog Karl von Zweibrücken, der ſich entſchieden widerſetzte.

Der Herzog ſuchte und fand für ſeinen Widerſtand eine Stütze an Preußen. Als Maximilian Joſef am 30. Dezember 1777 ſtarb und dann öſterreichiſche Truppen in das Kurfürſtentum einrückten, entſchloß ſich Friedrich zum „Bairiſchen Erbfolgekrieg". Im Juli 1778 erſchienen ſeine Fahnen noch einmal in Böhmen. Doch machte der Friede zu Teſchen im Mai 1779 dem Kriege ein Ende, ohne daß ernſtlich gekämpft worden wäre. Öſterreich gab ſich mit dem Vorſchieben ſeiner Grenze an den Inn zufrieden. Aber die ganze Schärfe des Gegenſatzes zwiſchen Preußen und der Kaiſermacht war wieder zu Tage getreten. Er hatte ſich deutlicher als je in den deutſchen Verhältniſſen, in den Angelegenheiten des Reiches gezeigt. Friedrich wollte nicht dulden, daß Öſterreich hier ſeine Macht und ſeinen Einfluß erweiterte. Auch das Angebot, auf Koſten Sachſens die Lauſitzen als Entſchädigung zu nehmen, konnte ihn in dieſer Haltung nicht irre machen, um ſo weniger, als Kurfürſt Friedrich Auguſt III. in der bairiſchen Frage ſich auf ſeine Seite geſtellt hatte.

In dieſem Eintreten für ein ſelbſtändiges Baiern aber hatte Friedrich die große Mehrzahl der deutſchen Fürſten auf ſeiner Seite und nicht nur ſie, ſondern auch Frankreich, das ja ſchon ſo lange

die „deutſche Libertät“ verfocht. Dazu kam, daß Öſterreichs Beziehungen zu Rußland mit dem Ableben Maria Thereſias (29. November 1780) eine Wandlung erfuhren. Joſef war bereit, mit der Zarin gemeinſame Sache gegen die Türkei zu machen. Dort ſchienen ihm leichte Eroberungen zu winken. Preußen konnte den Untergang der Türkei nicht wünſchen. So trat eine Entfremdung gegenüber Rußland ein, die durch die Annäherung an Frankreich nicht völlig wieder ausgeglichen wurde. In dieſer Lage hat Friedrich den deutſchen Fürſtenbund gegründet.

Kaiſer Joſef hatte ſeinen bairiſchen Wünſchen inzwiſchen eine umfaſſendere Form gegeben. Er ſchlug Karl Theodor einen Tauſch, eine Verſetzung in die öſterreichiſchen Niederlande vor und fand ihn nicht unzugänglich für dieſen Plan, der einen Kranz von Beſitzungen vom Oberrhein bis nahe an den Kanal und zu Heidelberg, Mannheim und Düſſeldorf noch Brüſſel, Antwerpen und Oſtende in Ausſicht ſtellte. Man kann nachgrübeln, was das für Folgen für Deutſchland gehabt haben würde, ob nicht etwa das belgiſche Land auf dieſe Weiſe wieder in nähere Verbindung mit dem Reiche, in dauernde mit Deutſchland gekommen wäre. Die tatſächliche Wirkung beſchränkte ſich auf das Zuſtandekommen des von Friedrich angeregten Bundes. Am 23. Juli 1785 traten zunächſt Preußen, Sachſen und Hannover zuſammen. Eine ganze Reihe kleinerer nord- und auch ſüddeutſcher Fürſten ſchloſſen ſich an, auch der Reichskanzler, der Mainzer Kurfürſt Friedrich Karl von Erthal. In keiner Weiſe hat man es hier mit einem Verſuch der Einigung Deutſchlands zu tun; es handelt ſich ausſchließlich und allein um die Aufrichtung einer Schranke gegen die Herrſchaftsgelüſte des Kaiſers. Als Friedrich der Große am 17. Auguſt 1786 ſtarb, zeigte ſich, daß der Bund ſelbſtändige Lebenskraft nicht beſaß; er iſt alsbald zerfallen. Die franzöſiſche Revolution ſtellte neue Aufgaben.

Die Lage, in der Deutſchland der gewaltigen Umwälzung im Nachbarlande gegenüber ſtand, iſt entſcheidend geworden für deren Wirkung und Tragweite. Sie erfordert eine nähere Betrachtung.

Es muß zunächſt darauf hingewieſen werden, daß Deutſchland im Laufe des durchmeſſenen Jahrhunderts in politiſcher Geſchloſſenheit keine Fortſchritte gemacht hatte. Es ſtand dem Auslande in der gleichen bunten Vielgeſtaltigkeit gegenüber wie in den Tagen Ludwigs XIV. Der Reichstag hat an Arbeitsfähigkeit in keiner Weiſe dadurch gewonnen, daß er jetzt in Regensburg „ewig" tagte. Das Emporkommen Preußens hatte einheitliche Beziehungen zum Auslande jedenfalls erheblich erſchwert. Sie ließen ſich jetzt nur noch herſtellen, wenn beide, Öſterreich und Preußen, den Wunſch hegen konnten, ſie zuſtande zu bringen. Und dazu drohte von der Großmacht des Oſtens neue Gefahr. Rußland hat bald ganz anders auf den deutſchen Verhältniſſen gelaſtet als einſt Schweden. Wie ſchon für Peter den Großen, ſo hat ſich für Katharina II. auch in Deutſchland der Weg geöffnet, auf dem Polen und Schweden und dann auch die Türkei unter ruſſiſchen Einfluß geraten waren, der Weg der Einmiſchung in die inneren Zwiſtigkeiten. Die Lage der Dinge hatte es mit ſich gebracht, daß für den Teſchener Frieden neben Frankreich auch Rußland Bürge wurde. Die Tür ſtand offen, durch die Katharinas Staatskunſt in das Wirrſal deutſcher Politik eintreten konnte. Die nächſten Jahrzehnte haben ſie dort nur zu häufig am Werk geſehen.

Wenn ſo Deutſchlands ſtaatliche Kraft nicht gewachſen war, ſo hatte es ſeinem Volke an lebensvoller Entwickelung doch nicht gefehlt. Das 18. Jahrhundert iſt auch in Deutſchland eine Zeit kräftigen Aufſtiegs geweſen.

Der inneren Ausgeſtaltung des Staates in den großen nationalen Reichen geht in Deutſchland die in den Territorien parallel. Für ſie iſt das 18. Jahrhundert in gleicher Weiſe die Zeit der unbeſchränkten Fürſtengewalt geworden wie für irgend eine der großen Monarchien. Die Rechte der Stände ſind auch hier, wenige Staaten ausgenommen, auf ein Mindeſtmaß herabgedrückt worden. Aber man darf wohl ſagen, daß im deutſchen Fürſtenſtande, auch unter Berückſichtigung ſeiner ſo viel größeren Mitgliederzahl, am häufigſten unumſchränkte Herrſchergewalt in Händen geweſen iſt, die ſich ihrer

zum Wohle der Untertanen bedient haben oder wenigstens nach bestem Wissen in diesem Sinne tätig gewesen sind. Den „aufgeklärten Despotismus“ zeigt Deutschland häufiger und wirkungsvoller als irgend ein anderes Land. König Friedrich und Kaiser Josef sind seine allbekannten Vertreter; aber den gleichen Ernst in der Erfüllung ihrer Regentenpflichten, der sie auszeichnete, kann man einer ganzen Reihe von Lenkern kleinerer Staaten nachrühmen. Unter diesen Ländern und Ländchen sind nur wenige, die nicht Zeiten sorgsamer, gewissenhafter Verwaltung erlebt haben. Eine Regierung wie die 60 jährige Ludwigs XV. in Frankreich hat kaum ein deutscher Staat über sich ergehen lassen müssen.

Vor allem hat die gesteigerte Fürstengewalt fast überall zur Hebung des Beamtenstandes geführt, seine Macht gemehrt, aber auch seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit gesteigert. Es ist das zunächst den Verwaltungszweigen zugute gekommen, die besonders geeignet waren, die persönliche Macht der Fürsten zu fördern, ihre Stellung nach außen und innen zu heben. Nicht nur in Preußen, sondern auch in nicht wenigen deutschen Mittel- und Kleinstaaten, vornehmlich in denen, die den Siebenjährigen Krieg an Preußens Seite durchgekämpft hatten, ist die Wehrkraft besser und fester geordnet worden. Noch behauptete das Werbesystem Bedeutung, aber überwiegend wurden die Armeen und Kontingente doch durch Aushebung von Landeskindern aufgestellt. Es hat das zu himmelschreienden Mißbräuchen Anlaß gegeben. Die Verwendung deutscher Untertanen im Dienste Englands zur Bekämpfung der Amerikaner allein zum persönlichen Vorteil von Landesfürsten ist das bekannteste und auch beklagenswerteste Beispiel dafür. Aber es hat doch auch kriegerischen Sinn und kriegerische Überlieferung wieder in weiten Kreisen der Bevölkerung heimisch gemacht, und man darf bei seiner Bewertung im Einzelnen nicht vergessen, daß es ein mehr oder weniger allgemeiner, nicht auf Deutschland beschränkter Brauch war, daß z. B. auch russische Landeskinder an England, dänische an den Kaiser verkauft worden sind, ja, daß selbst die Schweizer Eidgenossenschaft ihn geübt hat.

Unzertrennlich von der Hebung der militärischen und damit auch der politischen Leistungsfähigkeit der Staaten war eine bessere

Regelung und ſchärfere Anſpannung ihrer Finanzkraft. Die ſo aufgebrachten Mittel wurden vielfach Zwecken dienſtbar gemacht, die höchſtens mittelbar die allgemeine Wohlfahrt förderten. Prachtbauten weltlicher und geiſtlicher Machthaber und Beſitzer im ſpäten Barock-, im Rokoko- und Zopfſtil ſind in einer Zahl und in Ausmeſſungen entſtanden, wie ſie bisher nicht erreicht worden waren und ſpäter nicht haben behauptet werden können. An die Bauten ſchloſſen ſich die Erforderniſſe der Ausſtattung in allen Formen des Schmuckes. So hat ſich ein reiches Kunſtleben entfaltet, deſſen Kulturwert allerdings bezweifelt werden kann, nicht nur auf Grund äſthetiſcher Einſchätzung, ſondern mehr noch des übertriebenen Aufwandes wegen, der ſo manchem gemeinnützigen Streben die notwendigſten Mittel entzogen hat. Doch ſind auch auf dem Gebiete der allgemeinen Volkswohlfahrt nicht nur Anſätze, ſondern auch Erfolge zu verzeichnen.

Vor allem iſt zur Hebung des wirtſchaftlichen Lebens vieles geſchehen und manches gelungen. Die Anfänge nicht weniger noch heute blühender Gewerbe reichen in dieſe Zeit zurück. Die Leeninduſtrie hat damals ihre Glanzzeit erlebt. So entſtammen auch zahlreiche Anſtalten zur Förderung von Handel und Verkehr dem 18. Jahrhundert oder ſind in ſeinem Verlauf zu feſtem Beſtand und umfaſſenderer Wirkung gelangt. Was vom Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen geſagt iſt, gilt ähnlich von manchem Mittel- und Kleinſtaat unter der Leitung gewiſſenhafter und einſichtiger Fürſten. Auch Urbarmachung von Ödländereien fehlt nicht, in den verſchiedenſten Formen: Moorkultur, Heidebeſiedelung, Trockenlegung, Aufforſtung. Man begann ländlicher Wirtſchaftsweiſe eine ſyſtematiſche Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Das alles ward erſtrebt als Hebung der Landeskultur. Der Gedanke, ſie planmäßig zu fördern, hat in deutſchen Landen beſonders in dieſer Zeit größere Kraft und Bedeutung gewonnen. Es geſchah ſo gut wie ausſchließlich unter fiskaliſchen Geſichtspunkten; aber es geſchah. Die abſolute Fürſtengewalt, der aufgeklärte Deſpotismus, ſind doch Durchgangsſtufen geweſen, die wir nicht hinwegdenken können. Sie haben das Ihre getan, die Menge hinauf zu heben zu

höherer und allgemeinerer Kultur, wie weit bewußt, wie weit unbewußt, ist nicht die Hauptfrage. Die Wirkung war da und äußerte sich vor allem auch im gesteigerten geistigen Leben der Nation.

Das 18. Jahrhundert ist das Zeitalter der Aufklärung und der Humanität. Wir können ihre leitenden Gedanken auf ihren Ursprung zurück verfolgen und stoßen auf ausländische, englische und französische, Einflüsse. Aber ihre Wirkung in Deutschland wird man nicht verstehen, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, daß der Boden bereitet war, die Saat aufzunehmen und zu reicher Frucht zu entwickeln. Nach den Tagen der Reformation war lange keine tiefer greifende geistige Strömung über Deutschland dahin gegangen. Das Jahrhundert, das dem Auftreten Luthers folgte, hatte sich im Bereich der deutschen Sprache und so weit deutsches Geistesleben Einfluß übte, im Kampf der Glaubensmeinungen ausgelebt. Es ist bemerkt worden, daß daraus kein Vorwurf gegen Luther hergeleitet, daß das auch nicht als eine Verirrung aufgefaßt werden kann. In dem Lande, das als Ergebnis seiner Geschichte die dauernde Glaubensspaltung auf sich zu nehmen hatte, mußten diese Gegensätze durchgekämpft werden, bis festgestellt war, daß sie nicht einheitlich entschieden werden konnten. Das war das Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges.

Als Deutschland sich von seinen Schrecken zu erholen anfing, war es empfänglich für andere Ausgangspunkte und andere Richtungen seines geistigen Lebens. Von kaum zu überschätzender Bedeutung für die weitere Entwickelung ward jetzt sein Schulwesen, vor allem das höhere, doch auch das niedere, die beide ihre Förderung, und zwar in beiden Bekenntnissen, den Antrieben der Reformation verdankten. Hier ist ein Punkt, wo die staatliche Zersplitterung unleugbare Vorteile im Gefolge gehabt hat. Nirgends ist in den großen Machtreichen Europas dem Bildungs- und Erziehungswesen so viel staatliche Fürsorge zugewandt worden wie in den territorialen Gebilden Deutschlands.

Mit dem Ausgange des 17., dem Anfange des 18. Jahrhunderts beginnt unser Vaterland auf diesem Gebiet einen Vorsprung zu gewinnen. Es verfügte über keine so glänzenden Bildungsstätten,

wie etwa Frankreich ſie in Paris, die Niederlande in Leiden beſaßen, aber die Zahl leiſtungsfähiger höherer Schulen war, dank dem Wetteifer der Landes- und Stadtherren, ungleich größer, und die Rinnſale, durch die gelehrte Bildung ſich im Volke verbreitete, floſſen ungleich verzweigter und ſtetiger. Namen wie der des Elſäſſers Philipp Jakob Spener (1635—1705) und des Waiſenhausgründers Auguſt Hermann Francke (1663—1727), der Vertreter des Pietismus, bedeuten nur eine, wenn auch beſonders ſtarke Richtung der vorhandenen mannigfachen Strömungen. Man darf wohl ſagen, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Schulkenntniſſe höherer und niederer Art kaum irgendwo in einem der großen Völker Europas ſo verbreitet waren wie bei den Deutſchen, ganz beſonders in den proteſtantiſchen Gebieten. Doch haben auch nicht wenige geiſtliche Landesherren an den Beſtrebungen zur Förderung der Bildung, beſonders höherer, rühmlich Anteil genommen, allen voran wohl der Wettiner Clemens Wenzel von Trier.

So war unſer Volk vorbereitet, an der großen geiſtigen Bewegung, die Europa von Weſten her durchflutete, nicht nur in weiten Kreiſen teilzunehmen, ſondern ſie auch ſelbſtändig, ſeiner Art entſprechend, zu geſtalten und nach mehr als einer Richtung zu vertiefen. Was ſeine Söhne an geiſtiger Arbeit zu leiſten vermochten, dafür hatte Leibniz (1646—1716), vielleicht der vielſeitigſte und arbeitskräftigſte Gelehrte aller Zeiten und dabei von urſprünglichſter Selbſtändigkeit, ein glänzendes Zeugnis abgelegt. Auch war der Gegenſatz gegen den Humanismus, gegen das Überwuchern aller höheren Bildung durch die klaſſiſchen Sprachen und den Betrieb ihrer Grammatik, wenn auch nicht ohne weſteuropäiſche Anregung, ſo doch kräftig und mit Erfolg zum Ausdruck gekommen. Schon der Holſteiner Ratke (Ratichius 1571—1635), dann auf ſeinen Spuren Comenius, ein mähriſcher Tſcheche, aber deutſcher Bildung (1592—1671), waren ihm im Erziehungsweſen entgegen getreten. Thomaſius (1655—1728) und Chriſtian Wolff (1679—1754) erkämpften der deutſchen Sprache auf der Univerſität das Bürgerrecht. So fand das Feldgeſchrei der neuen Richtung „Natur und

Vernunft“ nicht nur Verſtändnis und Beifall, ſondern auch ſelbſtändige Erfaſſung und ihr entſprechende Betätigung.

Wir haben den franzöſiſchen Encyklopädiſten keine ausgeprägte Richtung, den Bayle und Montesquieu, Voltaire und Rouſſeau keine Namen zur Seite zu ſetzen, die in gleicher Weiſe als führende Vertreter der Aufklärung, des Rationalismus gelten könnten. Unſer Volk iſt von der neuen Bewegung ergriffen, nicht aber in derſelben Weiſe wie das franzöſiſche von ihr fortgeriſſen worden. Es ging in ihr nicht reſtlos auf; ſie deckte ſein Weſen nicht. So ward ſie ihm wohl Helfer, nicht aber Gebieter in ſeinem Streben nach neuen Grundlagen ſeines geiſtigen Seins. Es hat ſich ſolche ſelbſt erarbeitet aus ſeinem eigenſten Weſen heraus.

Die Zeit Friedrichs des Großen iſt die Geburtszeit unſerer klaſſiſchen Bildung. Dem großen Könige iſt ſie fremd geblieben, und nicht nur das, er hat ſie bewußt abgelehnt. Als er ſtarb, beherrſchte ſie gleichwohl Deutſchlands Geiſtesleben. Neben der kriegeriſchen Kraft Preußens war auf deutſchem Boden eine zweite neue Macht empor gewachſen. Sie läßt ſich aus der weiteren Entwickelung unſerer nationalen Geſchicke nicht mehr hinwegdenken.

Es gibt, wie auch bei anderen Nationen, bei uns kaum ein Gebiet geiſtigen Lebens, das vom Aufſchwung des 18. Jahrhunderts unberührt geblieben wäre. Jede andere Betätigung weit überflügelt hat aber die in der Philoſophie und der ſchönen Literatur. Hier iſt es, wo wir Neues geſchaffen haben, auf Grund deſſen wir wieder in eine führende Stellung eingerückt ſind. Damals wurden wir „das Volk der Dichter und Denker“; früher hat man eher Anlaß gefunden, andere Seiten unſerer Eigenart als kennzeichnend anzuſehen.

Die deutſche Dichtung hat ſich im 18. Jahrhundert raſch einen Platz neben der anderer Nationen erobert. Sie hatte nie in dem Sinne über die von der Sprache geſetzten Grenzen hinaus gewirkt wie der franzöſiſche Ritterroman des Mittelalters oder das franzöſiſche Schauſpiel der Zeit Ludwigs XIV. Sie hatte jetzt ein volles Jahrhundert auf Wirkung in den leitenden Kreiſen des eigenen

Volkes faſt verzichten müſſen. Die höfiſche und die feinere geſellſchaftliche Bildung waren vorherrſchend franzöſiſch geworden. Indem Umfang und Bedeutung der mittleren Klaſſen ſich hoben und ihr Geiſtesleben reger und aufnahmefähiger wurde, bildete ſich aber ein neuer und empfänglicher Boden von größter Ausdehnungsfähigkeit. Aus dieſen Kreiſen unſerer Bevölkerung iſt unſere neue Literatur erwachſen; auf ihrem Beſtehen beruht ihre Blüte. Veredelnde Wirkung war hier nur möglich durch ſorgfältige Pflege der Mutterſprache. Deutſchland hat auf dieſem Wege der Leitung einer Akademie entbehren müſſen; führende Geiſter haben aber ihre Stelle erſetzt.

Für die Einheit unſeres Volkes iſt es von ausſchlaggebender Bedeutung geworden, daß ſeine Schriftſprache inzwiſchen *eine* geworden war, die verſtanden und gebraucht wurde von den Küſten der Nordſee bis in den äußerſten Karpatenwinkel und von den Berner und Walliſer Alpen bis zum Finniſchen Meerbuſen, nicht nur in den geſchloſſenen Sitzen deutſchen Weſens, ſondern auch in den weithin verſtreuten Außenpoſten. Ihre Durchſetzung mit fremden Brocken, Wort- und Satzbildungen hatte doch auch die Kräfte des Widerſtandes wach gerufen; ihre Reinigung und Veredelung ward Lebens- und Daſeinszweck bei Einzelnen und ganzen Geſellſchaften. Klopſtock und Leſſing offenbarten dann den Zeitgenoſſen, was dieſer Sprache innewohne an Wärme und Wohlklang, an Kraft und Klarheit.

Indem Klopſtock ſeiner Dichtung Leben gab durch ſeine begeiſterte Frömmigkeit, veredelte er Denken und Empfinden auf einem Gebiete, das noch breit im Vordergrunde alles Geiſteslebens ſtand. Leſſing erhob die deutſche Bühne zu einem gleich berechtigten Bildungsmittel edelſten Volkslebens. Er machte ſie unabhängig vom franzöſiſchen Schauſpiel und damit fähig, an deſſen Stelle zu treten. Durch Lehre und Beiſpiel zeigte er den Weg, der ſie an den ihr gebührenden Platz führen mußte. Beide Männer waren mit Bewußtſein deutſch, wollten es ſein in der Überzeugung vom Werte des Eigenen. Dann verkündete Herder, wie geſunde Bildung nur erwachſen könne auf der Grundlage des eigenen Volkstums. Man erſtrebte nicht volle Ablehnung, nicht Ausſchluß des Fremden; Shakeſpeare

hat vor allem durch Leſſing ſeinen Einzug in Deutſchland gehalten. Man wollte Geltung der eigenen Sprache und des in ihr beſchloſſenen Geiſtes, nicht Nachahmung, ſondern Aneignung des Fremden, ſeine Einordnung, ſoweit es ſich deutſchem Denken und Empfinden anpaſſen, in ihm aufgehen wollte und konnte.

Ungleich tiefer aber als draußen, tiefer als es je zuvor geſchehen war, faßte man das Verhältnis zur klaſſiſchen, vor allem zur griechiſchen Kunſt. Es iſt doch deutſche Forſchung, die zuerſt zu ihrem vollen Verſtändnis geführt, deutſche Dichtung, die nicht nur ihre Form, ſondern ihren Geiſt wieder geboren hat. An die Stelle des franzöſiſchen formalen Klaſſizismus trat ein neues klaſſiſches Drama. So innig war nie der Geiſt der Antike mit abendländiſcher Kultur verſchmolzen worden wie in Schiller und Goethe und der Weltanſchauung ihrer Zeitgenoſſen. Auf dem Gebiete der Philoſophie vollzog ſich dieſe Verſchmelzung in Kant. So gewann deutſche Kultur im Zeitraum eines Menſchenalters einen Reichtum, der ſie ebenbürtig neben die der führenden Völker Europas ſtellte, ihr in der harmoniſchen Verbindung ihrer Beſtandteile, in der vollen Ausgeſtaltung eines Menſchheitsideals einen Vorſprung vor allen gab. Keine Dichtung ringt in gleicher Weiſe um die Löſung der tiefſten Fragen menſchlichen Daſeins wie Goethes Fauſt, und keine Schrift hat ſeit den Tagen des Ariſtoteles die Probleme menſchlichen Denkens ſo klar gefaßt und ſo erſchöpfend durchdacht wie Kants Kritik der reinen Vernunft.

Sie gehörte fünf Jahre der Öffentlichkeit, als Friedrich der Große ſtarb. Leſſings Dramen und kritiſche Schriften waren damals Gemeingut des deutſchen Volkes geworden; Winckelmann hatte die „Kunſtgeſchichte“ zu einer Wiſſenſchaft erhoben. Goethe rüſtete zu ſeiner erſten italieniſchen Reiſe, geſtaltete ſeinen Taſſo und ſeine Iphigenie und grübelte über Fauſt und Wilhelm Meiſter; durch Götz und Werther war ſein Name in aller Munde. Im Todesjahre Friedrichs des Großen vollzog Schiller mit dem Don Carlos den Übergang von ſeinen Jugenddramen zu den nach Form und Inhalt reifer und reicher ausgeſtatteten Schöpfungen ſeiner vollen Dichter-

kraft. Vergegenwärtigt man ſich, daß das Jahrhundert durch Sebaſtian Bach und Händel, Mozart und Haydn eine deutſche Muſik geſchaffen hatte oder ſchuf, ſo vervollſtändigt ſich das Bild ſeines ſo überaus reichen Geiſteslebens. Ein politiſches Deutſchland kannte die Zeit kaum noch; aber ein neues geiſtiges Band ſchlang ſich um die ſtaatlichen Splitter, die dem Namen nach ein Reich bildeten, und verknüpfte ſie zu einer anderen Form der Gemeinſchaft.

Und hier ward nun von beſonderer Bedeutung, daß der Boden, auf dem man ſich neu zuſammen fand, ein anderer war als der des religiöſen Bekenntniſſes. Die Zeit der Aufklärung und des Rationalismus und die zu ihr im Gegenſatz ſtehende und doch ohne ſie nicht denkbare Blütezeit unſerer klaſſiſchen Dichtung ſind es geweſen, welche die Spannung der Glaubensrichtungen zuerſt nachhaltig gelockert haben. In dieſem Verdienſt ſteht die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts unerreicht da; auch die Folgezeit hat ihre Höhe nicht immer zu behaupten vermocht. Der Vorzug mag gelegentlich erworben ſein auf Koſten der Tiefe und Innigkeit religiöſen Lebens; im Ganzen hat wahre Frömmigkeit nicht Not gelitten, und unendlich wohltuend, gerade für unſere deutſchen Verhältniſſe, berührt doch der Geiſt der gegenſeitigen Duldung und der Einigkeit in chriſtlicher Liebe, der trotz rationaliſtiſcher Entgleiſungen den Grundton der Zeitſtimmung bildete.

Wenn darin aber ein Fortſchritt zu erblicken iſt, ſo ſoll man ſich wiederum dankend des aufgeklärten Deſpotismus erinnern. Die deutſchen Höfe ſind von dieſem ganzen Bildungsſtreben nicht zu trennen, ſo wenig wie die italieniſchen Machthaber des 15. und 16. Jahrhunderts von der Renaiſſance und dem Humanismus. Wie könnte man ſich Karl Auguſt und Weimar aus der Zeit unſerer klaſſiſchen Dichtkunſt hinweg denken? Deutſche Fürſten haben dem Gedanken der Toleranz feſten Rückhalt und ſtarke Förderung gewährt. „Hier muß ein jeder nach ſeiner Façon ſelig werden“, entſchied Friedrich der Große ſchon 1740 zu Gunſten katholiſcher Soldatenkinder. „Alle Religionen ſind gleich und gut, wenn die Leute nur ehrlich ſind!“ Mit dieſer Auffaſſung ſtand der König ſicher

in der zweiten Hälfte ſeines Lebens unter ſeinen Standesgenoſſen nicht vereinzelt da. Kaiſer Joſef hat ſie geteilt und zum Grundſatz ſeiner Regierung gemacht. Gerade das Hinausheben über die Glaubensenge, die Unbefangenheit gegenüber den Merkmalen äußeren Kirchenweſens, die mit wahrer Frömmigkeit und feſtem Gottesglauben durchaus vereinbar iſt, bildeten Inhalt und Vorzug der neuen Bildung, die ſich wie kaum eine andere die Stellung und Bedeutung einer geſamtdeutſchen errungen hat. Sie iſt noch heute eine unſerer ſtärkſten Schutzwehren gegen die ſtetig lauernde, ja drohend aufſteigende Gefahr völliger geiſtiger Spaltung.

So fehlte es dem deutſchen Leben nicht an ſtarken Seiten, als es vor die Aufgabe geſtellt wurde, ſich mit der franzöſiſchen Revolution und ihren Folgen abzufinden. Da war Geſundes und Entwicklungsfähiges im leiblichen wie geiſtigen Sein. Es zur Entfaltung zu bringen, war aber das Hinwegräumen der Schuttſchichten, die Jahrhunderte darüber gehäuft hatten, ein unerläßliches Erfordernis. Es iſt entſcheidend geworden für die Geſchicke der Nation, daß dieſe Arbeit nicht geleiſtet werden konnte aus eigener Kraft. Ihre Durchführung bedurfte allzuſehr ſtaatlicher Mitwirkung, ja ſtaatlicher Leitung, als daß ein ſo zerſplittertes Volk wie das deutſche ihr gewachſen geweſen wäre. So führte der Weg zu neuem Leben durch die harten Prüfungen der Fremdherrſchaft.

Man könnte nicht ſagen, daß die Lage des deutſchen Volkes nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, alles in allem betrachtet und abgeſehen von dem Mangel ſtaatlicher Geſchloſſenheit, eine weſentlich rückſtändige, durchaus ungünſtige geweſen wäre gegenüber der des franzöſiſchen, mit dem es ja eigentlich allein in Parallele geſtellt werden kann. Wohl war Frankreich durch die Gunſt ſeines Bodens und den Gang ſeiner Geſchichte das reichere Land, aber Not einzelner Gegenden oder Bevölkerungsklaſſen machte ſich in Deutſchland nicht weſentlich fühlbarer als gelegentlich auch in Frankreich. Dieſelben überkommenen Übel alten und zum Teil älteſten Urſprungs, an denen Frankreich litt, und gegen welche die

Revolution ſich wandte, erſchwerten aber in Deutſchland dem größten Teil der Lebenden das Daſein empfindlicher, weil ſie in Folge der politiſchen Vielgeſtaltigkeit ungleich mannigfaltiger in die Erſcheinung traten. Wenn auch eine reiche Reformtätigkeit zur Hebung des Wirtſchafts- und Geiſteslebens Platz gegriffen hatte, ſo waren doch wie in Frankreich, ja faſt noch mehr als dort, wichtigſte Seiten menſchlichen Zuſammenſeins von ihr völlig unberührt geblieben.

Die Vorurteilsloſigkeit, die in ſo manchen Handlungen Herrſchender hervortrat, hat nicht gehindert, daß die ſtrenge Sonderung der Stände, die gerade die letzten Jahrhunderte erſt zur vollen Durchführung gebracht hatten, unerſchüttert erhalten blieb. In dem Stande, in dem jeder geboren war, hatte er ſein Daſein weiter zu führen und mit ſeltenen Ausnahmen zu beſchließen. Das galt nicht nur für die drei großen Klaſſen der Adligen, Bürgerlichen und Bäuerlichen, ſondern auch für ihre Unterabteilungen in Stadt und Land, dort für Kaufmannſchaft und Gewerbe, hier für die verſchiedenen Abſtufungen des Grundbeſitzes bis herab zum Tagelöhner, wiederholte ſich auch im neu empor gewachſenen Beamtenſtand. Wohl hat der Zuzug vom Lande in die Stadt nie völlig aufgehört; die beſtehende Ordnung iſt dadurch aber kaum gelockert worden. Die reichsfreien ſtädtiſchen Gemeinweſen waren nicht freier von ſtändiſcher Gebundenheit. Die Vorrechte, deren der Adel ſich erfreute, wurden um ſo ſtörender empfunden, als die Höfe ſo zahlreich waren. Es war nun einmal die Anſchauung der Zeit, auch im Reformſtaate Friedrichs des Großen, daß jeder Stand ſeine Rechte und Pflichten habe, in jenen geſchützt, zu dieſen aber auch angehalten werden müſſe, daß ſo allein ein geſundes Staatsganzes geſchaffen werden könne. „Perſonen, welchen vermöge ihrer Geburt, Beſtimmung oder Hauptbeſchäftigung gleiche Rechte in der bürgerlichen Geſellſchaft beigelegt ſind, machen zuſammen einen Stand des Staates aus“, ſagt das preußiſche Landrecht und geſtattet dieſer Auffaſſung auch Einfluß auf die Geſtaltung ſeiner Titel.

Die wirtſchaftliche Einengung, die durch merkantiliſtiſche oder, wie ſie jetzt einzuſetzen anfingen, durch phyſiokratiſche Verwaltungsgrundſätze bewirkt wurde, oder die aus dem Feſthalten an den zünftiſchen

Ordnungen, aus Beſchränkungen des Landerwerbs, aus überlieferten Zöllen und Auflagen, aus der faſt unüberſehbaren Vielgeſtaltigkeit von Münze, Maß und Gewicht ſich ergab, wurde bei dem beſchränkten, landſchaftlich zerriſſenen Geltungsbereich der Einzelbeſtimmungen in Deutſchland erheblich ſchärfer gefühlt als im Nachbarlande. Frankreich war zwar vor der Revolution noch keine wirtſchaftliche Einheit, in all dieſem doch weſentlich geſchloſſener. Dazu waren weite Kreiſe der ländlichen Bevölkerung durch die in Zins oder Dienſt ſich ausdrückende oder auch zur Schollenpflichtigkeit geſteigerte Leibeigenſchaft in gleicher Weiſe oder ſchwerer belaſtet als in Frankreich. Anordnungen zu ihrer Aufhebung hatten in Deutſchland begonnen, ehe die Revolution ausbrach; aber ihr Verſchwinden drüben konnte das Eingreifen der Fremden als eine Wohltat erſcheinen laſſen. Vergegenwärtigt man ſich dazu die bunte Mannigfaltigkeit landesgeſetzlicher Rechtsbeſtimmungen, die vielfach doch mangelhafte Sicherung ihrer gleichmäßigen Handhabung und die Schwerfälligkeit und Unberechenbarkeit reichsgerichtlichen Eingreifens, ſo verſteht man, daß eine geiſtig reich bewegte, nach Belehrung, Verſtändnis und Fortſchritt drängende Zeit ſich an tauſend Stellen gehemmt fühlte und die Verkündigung großer, leitender Ideen in weiten Kreiſen als eine Erlöſung begrüßte.

Es ſollte unſer Volk an den Rand des Unterganges bringen, daß dieſe Ideen von einer Nation ausgingen und verbreitet wurden, die, ſtets für Krieger- und Erobererruhm empfänglich, die Befriedigung dieſer Leidenſchaft vor allem auf Koſten unſeres Volkes geſucht hatte, und die, im Zuſammenhang mit dieſer Leidenſchaft, als nächſtes Ergebnis ihrer inneren Umwälzung ſich zum willenloſen Werkzeug eines von zügelloſer Machtgier erfüllten genialen Emporkömmlings erniedrigen ließ.

Drittes Kapitel.

Vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Wiener Kongreß (1786—1814).

Die franzöſiſche Revolution hat faſt von ihrem Beginn an über die Grenzen ihres Urſprungslandes hinaus gewirkt, nicht nur indem ſie gleich gerichtete Stimmungen und Beſtrebungen weckte, ſondern mehr noch, indem ſie die Nachbarſtaaten und insbeſondere die deutſchen nötigte, gegenüber gewiſſen Folgen beſtimmt Stellung zu nehmen. Die Emigranten füllten bald zahlreich die deutſchen Grenzgebiete. Ihre Aufnahme und gar ihre Unterſtützung, die man ihrer Not weder verſagen mochte noch in allen Fällen konnte, wurden in Frankreich als Parteinahme aufgefaßt, der man um ſo bereitwilliger einen bedrohlichen Charakter zuſchrieb, als die Führer der Abgewanderten über weit verzweigte Verbindungen mit den Vornehmſten und Mächtigſten Europas verfügten und der Gedanke einer Reſtauration, auch mit Anwendung von Gewalt, naturgemäß unter ihnen lebendig war.

Nicht weniger ſtörend für die Regelung der Beziehungen zu Deutſchland war, daß zahlreiche Reichsſtände durch die Revolution ſchwere Schädigung an Beſitz und Rechten erlitten. Auch noch nach den Reunionen Ludwigs XIV. waren deutſche Fürſten und Herren im Elſaß und zum Teil noch jenſeits der Vogeſen und des Paſſes von Belfort, wie z. B. der Herzog von Württemberg als Inhaber der Grafſchaft Mömpelgard, unabhängige Beſitzer,

geistliche und weltliche Herren in diesen Gebieten Stände des Reiches geblieben. Ihre völkerrechtliche Lage, die weder durch den Westfälischen, noch durch die folgenden Friedensschlüsse fest geregelt worden war, hatte sich aber gegenüber der überlegenen französischen Macht so unsicher gestaltet, daß sie im Laufe des 18. Jahrhunderts fast ausnahmslos zu Verträgen sich bereit gefunden hatten, in denen ihre Besitzrechte anerkannt und verbürgt wurden, sie sich aber für ihre Gebiete unter französische Lehnshoheit stellten.

So wurden die Beschlüsse der bekannten Nacht zum 5. August 1789 und der folgenden Tage auch ihnen gegenüber zur Ausführung gebracht, und ihre Einwendungen sowie ihre Berufung auf die geschlossenen Verträge hatten keine weiteren Folgen, als daß in einem Dekret vom 28. Oktober 1790 Verhandlungen über zu leistende Entschädigung in Aussicht gestellt, zugleich aber unter Hinweis auf die Souveränität der Nation noch besonders festgelegt wurde, daß die gefaßten Beschlüsse in den Departements Ober- und Niederrhein durchgeführt werden müßten wie in jedem anderen Teile des Königreiches. Da die in Aussicht gestellten Verhandlungen nie ernstlich begonnen worden sind, so konnten die Geschädigten nur noch auf Hilfe von Kaiser und Reich hoffen, und es mußte hier erwogen werden, ob der einseitige Bruch der geschlossenen Verträge nicht die Ansprüche des Reiches auf diese Gebiete in vollem Umfange wieder herstelle. Daß die Untertanen der Betroffenen, die mit einem Schlage von zahlreichen Pflichten und Lasten, Abgaben und Gefällen befreit wurden, der Neuerung natürlich zujubelten, vermehrte die Schwierigkeiten.

Dazu kamen die persönlichen Beziehungen des Kaiserhauses zur französischen Königsfamilie. Marie Antoinette war die Schwester Josefs und Leopolds, der dem Bruder am 20. Februar 1790 in den österreichischen Staaten, am 30. September desselben Jahres in der Kaiserwürde folgte. Beide Herrscher waren überzeugte und tätige Reformregenten. Sie wollten für das Wohl ihrer Völker leben. Leopold, der fürsorglich und erfolgreich 25 Jahre Toskana regiert hatte, gestand auch der Auffassung des contrat social ihre

Berechtigung zu. In einer Abhandlung für seine ältere Schwester Maria Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, erscheint ihm das Vertragsverhältnis zwischen Fürst und Volk als das natürliche, die Mitwirkung der Regierten bei der Lenkung des Staates als ein unveräußerliches Recht. Aber das enge Familienband behauptete sein Recht neben diesen Anschauungen. Es war unvermeidlich, daß Marie Antoinette und Ludwig XVI. ihre Augen ostwärts richteten, als ihre Bedrängnis stieg. Die im Spätjahr 1790 beginnenden, im Fluchtversuch vom Juni 1791 gipfelnden Bemühungen, von der Ostgrenze her mit verläßlichen Truppen und Generalen eine Gegenrevolution ins Werk zu setzen, rechneten mehr oder weniger in dieser oder jener Form mit einer deutschen Unterstützung. Das Mißtrauen aber, daß etwas derartiges gewünscht, erwogen, geplant werde, mußte, wie die Dinge lagen, sich beim französischen Volke fast mit Naturnotwendigkeit einstellen.

Wenn trotz dieser ganz unvermeidlichen Spannung fast drei Jahre vergingen, ehe es zu Feindseligkeiten kam, so liegt der Grund in den Verhältnissen Europas, in den Beziehungen der Mächte zu einander und insonderheit der an den deutschen Dingen beteiligten.

Kaiser Josef II. war nicht weniger von Reformeifer als von Machtstreben erfüllt. Er hat alsbald nach seinem Regierungsantritt in den Ländern der Wenzelskrone und in den österreichischen Erblanden die Leibeigenschaft aufgehoben. Er ist unablässig tätig gewesen, die Vorrechte Einzelner und ganzer Stände zu beseitigen, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz zur Geltung zu bringen. Er ist nicht müde geworden, Maßregeln zu treffen zur Hebung der Landeskultur, zur wirtschaftlichen Förderung seiner Staaten. Vor allem hat er an das Kirchenwesen die bessernde Hand zu legen versucht. Er hat es unternommen, aus dem streng katholischen Glaubensstaat, den einst Ferdinand II. geschaffen und den seine sämtlichen Nachfolger sorgsam gehütet hatten, einen Staat der religiösen Duldung zu machen, hat sich bemüht, Organisation und Tätigkeit der Kirche zu bessern und zu regeln. Sein Name ist zum Schlagwort geworden für

landesherrliche Reformtätigkeit in liberalem und religiös tolerantem Sinne. „Joſefiniſche Reformen“ bedeuten noch heutigen Tages in Öſterreich ein Programm. Als Ziel ſeines Strebens ſchwebte ihm vor allem die Hebung der Staatsmacht vor.

Indem er ſie aber aufzurichten ſuchte durch Zentraliſation der Verwaltung, weckte er gefährliche Kräfte des Widerſtandes. In Ungarn und in den Niederlanden kam es in den letzten Jahren ſeiner Regierung zur offenen Auflehnung. Als in Frankreich die Revolution ſchon im vollen Gange war, im Dezember 1789, mußten die Öſterreicher Brüſſel räumen. Hier hatte die Geiſtlichkeit beſonders die Unzufriedenheit geſchürt. Im Kriege gegen die Türken, den Joſef gemeinſam mit Katharina II. ſeit 1787 führte, haben ſeine Generale nur beſcheidene Erfolge errungen. So hat ſich der Kaiſer in dieſen Beſtrebungen aufgerieben. Erfolge hat er ſelbſt wenig oder gar nicht geſehen. Indem aber ſein Name für Öſterreich eine Loſung für alle freiheitlicher Gerichteten geblieben iſt, hat doch die Nachwelt ſeinem Streben die gebührende Anerkennung nicht verſagt.

Zu den Mißerfolgen der Politik Joſefs II. gehörte auch die geſteigerte Entfremdung gegenüber Preußen, die ſich aus ſeinen bairiſchen Plänen ergab. Friedrichs des Großen Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. hatte ſeinem Staate bald nach Antritt ſeiner Regierung einen leichten Erfolg erringen können, der deſſen Anſehen zeitweiſe erheblich ſteigerte. Im Herbſt 1787 waren preußiſche Truppen in mäßiger Stärke in die Niederlande und dann in Amſterdam ſelbſt eingerückt und hatten des Königs von den „Patrioten“ bedrängten Schwager Wilhelm V. wieder in ſeine erbſtatthalterlichen Rechte eingeſetzt, zu Frankreichs Verdruß, zu Englands Freude. Im Verein mit dem Inſelreiche ſuchte Preußen dann auch entſcheidenden Einfluß auf die Entwickelung der öſtlichen Angelegenheiten zu gewinnen. Hertzberg, ſeit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. Leiter der preußiſchen Politik, entwarf den nach ihm benannten Plan.

Es war ein wichtiges und erreichbares Ziel, das er erſtrebte. Durch die Erwerbung Danzigs, Thorns und großpolniſcher Landes-

teile ſollte Preußen zum vollen Herrn des unteren Laufes der Weichſel und ihres Mündungsgebietes gemacht werden und zugleich eine haltbare Verbindung zwiſchen Oſtpreußen und Schleſien erlangen. Erwägt man, daß Polen und Sachſen in der mittleren Odergegend oberhalb Frankfurt nur durch preußiſchen Beſitz von wenigen Meilen Breite aus einander gehalten wurden, ſo wird der Wert einer Verſtärkung im Warthegebiet einleuchtend; das folgende Jahrhundert hat eine der erſtrebten ähnliche Grenze als eine unentbehrliche Notwendigkeit für Preußen und Deutſchland erkannt. Daß das Erſtrebte erreichbar war, hat ſchon die nächſte Folgezeit erwieſen. Aber der Weg, den Hertzberg einzuſchlagen ſuchte, führte zunächſt zu ſchweren Verwickelungen. Er plante eine Neubildung Polens im Bunde mit der dortigen Reform- und Verfaſſungspartei, ein Ziel, das die Befreiung des Landes von ruſſiſcher Beeinfluſſung vorausſetzte. Er wollte Polen auch keine neuen Landverluſte zumuten. Durch Rückgabe Galiziens ſollte es für die Abtretungen an Preußen entſchädigt werden. Rußland und Öſterreich mochten ſich an der Türkei ſchadlos halten, dieſes durch die Walachei und Moldau, jenes durch den Reſt türkiſcher Beſitzungen am Nordufer des Schwarzen Meeres. Im Einverſtändnis mit Preußen und England begann Guſtaf III. von Schweden 1788 Krieg mit Rußland, die verlorenen Teile Finlands zurück zu gewinnen.

Im Lichte dieſer ſchwebenden Fragen ſah und beurteilte man an den europäiſchen Höfen zunächſt die Ereigniſſe in Paris und Verſailles. Sie ſchienen Frankreich zeitweilig auszuſchalten aus der Reihe der Mächte. Weder in dieſem, noch in jenem Sinne war von dorther ein Eingreifen zu erwarten. Gefahr von einem unmittelbaren Herüberſchlagen der in Frankreich vertretenen volksbefreienden Ideen glaubte man nicht befürchten zu ſollen, hatte dazu auch tatſächlich keinen Anlaß. So fehlte zunächſt ein dringender Grund, an eine gewaltſame Wiederherſtellung der alten Ordnung zu denken.

Aber die Dinge gewannen bald eine andere Geſtalt. Hertzbergs

Plan erwies sich als nicht durchführbar. Er lief auf Stärkung Preußens und Gesundung Polens auf Kosten der streitenden Parteien, einerseits Rußlands und Österreichs, andererseits der Türkei, hinaus. In Polen selbst fand diese Form der Hilfe wenig Anklang. England konnte nicht daran liegen, das Handelsemporium der Ostsee, Danzig, in Preußens Händen zu sehen; auch war sein Hauptziel, die Türkei in ihrer Machtstellung zu erhalten.

Ein Weg dazu öffnete sich durch Kaiser Leopold. Selbst reformfreundlich, hat er doch verstanden, die durch Josefs Maßnahmen hervor gerufene Aufregung zu besänftigen. In Belgien kam ihm dabei die französische Bewegung zugute, deren Herübergreifen von den Führern der Erhebung gegen Österreich, die sich von ganz andern Beweggründen hatten leiten lassen, nicht gewünscht, sondern gefürchtet wurde. In der auswärtigen Politik aber teilte er nicht die Meinung seines Bruders, daß es für Österreich vorteilhaft sein könne, gemeinsam mit Rußland die Türkei zu vernichten und gar an ihrer Stelle ein byzantinisches Kaisertum aufzurichten. Ihm erschien es nicht ratsam, Rußlands Macht noch weiter zu steigern. Damit fiel die Möglichkeit einer Schadloshaltung Österreichs, wie sie Hertzbergs Plan ausgeklügelt hatte, und damit auch dessen Durchführbarkeit.

Kaiser Leopold hatte keine Bedenken, sich Preußen zu nähern, wenn er auch so wenig wie seine Vorgänger geneigt war, es irgend wie zu fördern. Friedrich Wilhelm II. nahm die Leitung der preußischen Politik selbst in die Hand und gab ihr eine völlig neue Wendung. Obgleich schon ein Bündnis mit der Türkei geschlossen und ein preußisches Heer in Schlesien zusammen gezogen war, ward am 27. Juli 1790 in Reichenbach bei Schweidnitz unter englischer und niederländischer Vermittelung eine Vereinbarung von den beiderseitigen Bevollmächtigten getroffen, in der Österreich sich verpflichtete, mit der Pforte auf Grund des Besitzstandes Frieden zu schließen, Preußen aber auf Gebietserwerbungen verzichtete. Ein Stillstand hat dann dem Kriege mit der Türkei ein Ende gemacht, und durch die langen Verhandlungen zu Sistowo in Bulgarien, die erst

am 4. Auguſt 1791 ihren Abſchluß fanden, hat Öſterreich, obgleich Laudon im Oktober 1789 Belgrad genommen hatte, keinen Landgewinn davongetragen als Alt-Orſova und eine kleine Grenzberichtigung in Kroatien. Unmittelbar nach dem Reichenbacher Übereinkommen, am 14. Auguſt 1790, hat auch Guſtaf III., nach wenig glücklich geführtem Kriege, zu Värälä in Finland auf Grund des überlieferten Beſitzſtandes Frieden geſchloſſen. In der Befriedung Belgiens haben Preußen und die Seemächte den Kaiſer unterſtützt.

Wenn man ſich ſo verſtändigte, ſo geſchah das nicht ohne Rückſicht auf den Gang der Dinge in Frankreich. Der Kampf, den Mirabeau um die Durchſetzung einer konſtitutionellen Monarchie führte, hatte ſich unglücklich genug geſtaltet; der König war immer mehr in hilfloſe Abhängigkeit geraten. Die Seemächte intereſſierten ſich für Öſterreichs Stellung in Belgien aus Beſorgnis vor dem neuen Frankreich. Obgleich die Eroberung Finlands in Ausſicht ſtand, gewährte Katharina Guſtaf den Frieden, weil der romantiſch-ritterliche König bereit war, mit ſeinen Schweden in der Normandie zu landen und die Rettung der bedrängten Königin zu verſuchen. Der Zarin konnte nichts lieber ſein als ein Kreuzzug des vereinigten Europas gegen die franzöſiſchen Aufrührer, der ihr nicht allzu große Laſt auferlegt, im Oſten aber freien Raum geſchaffen haben würde.

Dieſen Wünſchen kam Friedrich Wilhelms II. perſönliche Stimmung entgegen. Kaiſer Leopold hätte ſich trotz ſeiner verwandtſchaftlichen Beziehungen zu aktivem Eingreifen ſchwer entſchloſſen; Friedrich Wilhelm II. fühlte ſich in ſeinem legitimiſtiſchen Empfinden verletzt. Ihm ſchien, als ob am Rhein nicht ſchlechtere Ausſichten auf Gebietserwerb winkten, als er ſie an der Weichſel und Warthe aufgab. Daß das in ſich zerklüftete Frankreich, deſſen Armee der Auflöſung nahe ſchien, erfolgreich werde Widerſtand leiſten können, glaubte man nicht. Zur Bereitſchaftsſtellung war auch der Kaiſer ſchon als Herr Belgiens und Vorderöſterreichs gezwungen; des Reiches Rechte waren ſchnöde mißachtet. So befreundete man ſich am preußiſchen Hofe mit dem Gedanken, gemeinſam

mit Öſterreich in Frankreich einzugreifen, das Königtum wieder aufzurichten und die Gelegenheit nicht ungenutzt zu laſſen, verlorene Reichsrechte wieder zu gewinnen, den eigenen Beſitz zu mehren.

Über den Urſprung des Revolutionskrieges gehen die Meinungen weit aus einander. Die neueren, beſonders deutſche Forſchungen legen Gewicht darauf, daß in der preußiſchen Politik — und hier iſt der König ſelbſt als das treibende Element anzuſehen — eine gewiſſe Neigung zum Angriff unverkennbar hervortritt. Dem gegenüber muß doch daran feſtgehalten werden, daß in Frankreich die gleiche Neigung vorhanden, und daß es Frankreich war, das mit ſeiner Kriegserklärung dem Frieden ein Ende machte zu einer Zeit, wo er keineswegs als unhaltbar angeſehen werden und wo von einer ernſtlichen Bedrohung der franzöſiſchen Grenzen nicht die Rede ſein konnte.

Die auswärtige Politik Frankreichs in dieſen Jahren iſt naturgemäß entſcheidend beeinflußt worden von ſeiner inneren Lage. Die Verfechter der Neuerung hatten zunächſt keinerlei Anlaß, äußere Schwierigkeiten herbei zu wünſchen. Ein Krieg, der doch unter Leitung des Königtums hätte geführt werden müſſen, hätte leicht dem Landesherrn neues Anſehen, in Heer und Führern ihm neue Stützen ſchaffen können. In dieſer Erkenntnis ſind von den Vorkämpfern des konſtitutionellen Königtums wiederholt auswärtige Verwickelungen ins Auge gefaßt worden als ein Mittel, der Dynaſtie über die innere Bedrängnis hinweg zu helfen.

Die Lage änderte ſich, als die konſtituierende Verſammlung ſich Ende September 1791 auflöſte und der König die beſchloſſene Verfaſſung genehmigte und anerkannte. Sie legte alle Gewalt in die Hand der neuen „geſetzgebenden Verſammlung“ und damit auch allen Ertrag ſtaatlicher Handlungen. Von vornherein hatte die radikale Richtung, die nach der Republik ſtrebte, in ihr die Oberhand. Nach innen und außen wurde die Tonart ſchärfer. Im November wurden die Ausgewanderten aufgefordert, bis Jahresſchluß zurück zu kehren, die rheiniſchen Höfe erſucht, ihre Gebiete von den Emigranten zu ſäubern. Am 14. Dezember richtete

man an Kurtrier noch einmal die gleiche Mahnung in verschärfter Form. Es ward beschlossen, 150000 Mann an der deutsch-belgischen Grenze aufzustellen.

Man kann nicht behaupten, daß diese Maßnahmen die gegebenen notwendigen Folgen des Verhaltens der Mächte gewesen seien. Nach Ludwigs XVI. mißlungenem Fluchtversuch im Juni hat Kaiser Leopold eine Reihe nächst beteiligter Mächte — außer den bourbonischen noch England, Preußen und Sardinien — zu Beratungen aufgefordert, wie die Person des Königs geschützt und der Monarch vor demütigenden Verfassungsbestimmungen bewahrt werden könne. In der Zusammenkunft, die er vom 25. bis 27. August 1791 mit Friedrich Wilhelm II. zu Pillnitz bei Dresden hatte, ist nichts vereinbart worden, was eine wirkliche Bedrohung Frankreichs gewesen wäre. Der Graf von Artois, Ludwigs XVI. Bruder, der sich als ungebetener Gast eingefunden hatte, ist mit seinen Wünschen abgewiesen worden. Wenn man eine Förderung der begonnenen Beratungen unter den Mächten in Aussicht nahm, so wurde das gegenstandslos durch die Tatsache, daß Ludwig XVI. die Verfassung anerkannte und für seine Person zunächst nichts weiter zu fürchten hatte. Erst Frankreichs Vorgehen nach Annahme der Verfassung hat die beiden Mächte einander näher gebracht. Am 7. Februar 1792 haben sie ein Bündnis geschlossen. Es hielt sich aber durchaus auf der Linie der Verteidigung. Österreich verzichtete noch einmal in aller Form auf Schlesien; beide Mächte verpflichteten sich, Polens Bestand nicht weiter anzutasten. Man suchte die alten Streitpunkte aus der Welt zu schaffen. Das in Aussicht genommene gemeinsame Handeln beschränkte sich allein auf Verteidigung; jede der beiden Mächte sollte im Falle eines Angriffs der andern mit ganzen 20000 Mann zu Hilfe kommen.

Das Bündnis hat Österreichs Haltung bestimmter, nicht aber kriegslustiger gemacht. Da die Emigranten entwaffnet und von der Grenze entfernt worden waren, hatte man den Wunsch, den Frieden zu erhalten, deutlich genug zu erkennen gegeben. Was an kaiserlichen Streitkräften in den Grenzlanden versammelt war,

konnte gegenüber den französischen Rüstungen in keiner Weise als bedrohlich angesehen werden. Am 1. März 1792 ist Leopold II. gestorben. Es folgte ihm, 24jährig, sein Sohn Franz II. Er hat nicht Zeit gefunden, den Beziehungen zu Frankreich von sich aus eine neue Wendung zu geben. Von Paris her ward Lösung des Bündnisses mit Preußen und Abrüstung gefordert. Als die Forderung mit dem Verlangen nach Entschädigung der Reichsstände beantwortet wurde, erfolgte am 20. April die Kriegserklärung und alsbald der Einmarsch in Belgien. Die Idee der Propaganda der Revolution trat breit in den Vordergrund. Sie diente der Sache der zeitigen Machthaber. Die Augen der Nation wurden auf ein großes Ziel gerichtet, abgelenkt von den schweren inneren Schäden und Schwierigkeiten. „Das Vaterland in Gefahr!" Wie hätte ein Franzose noch einen anderen Gedanken fassen mögen neben diesem! Die kriegerischen und die nationalen Instinkte des so begeisterungsfähigen Volkes waren entflammt im Dienste der erstrebten Republik.

Der Krieg war nur an „König Franz von Böhmen und Ungarn" erklärt. Erst am 7. Juli ist die Kaiserwahl erfolgt. Preußen hätte sich auf die vereinbarte Bundeshilfe beschränken können, ohne vertragsbrüchig zu werden. Wenn es mit über 40000 statt mit 20000 Mann eingriff, so ergab sich das aus der Auffassung des Königs, die ungleich mehr zum Kriege, und zwar zum Angriffskriege, neigte als die österreichische. So sehr hatte sich Friedrich Wilhelm II. hinein gelebt in diese Politik, daß er nicht daran dachte, sich die erwarteten Vorteile irgend wie von Österreich gewährleisten oder auch nur zubilligen zu lassen. Von den Reichsständen haben nur vereinzelte namhaft am Kriege teilgenommen, allen voran das kriegsfertige Hessen-Kassel. Ein Reichsaufgebot hat gegen die französische Revolution immer nur teilweise zu Felde gelegen. So begann ein Kampf, der sich mit kurzen Unterbrechungen durch mehr als zwei Jahrzehnte fortsetzen, ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen, ihm eine völlig veränderte Gestalt geben und für Deutschland Ausgangspunkt einer neuen Zukunft werden sollte, mit einer Art Geplänkel.

Man ist auf deutscher Seite mit nicht geringen Erwartungen in den Kampf gezogen. Wiederaufrichtung des Königtums, nicht Aufhebung, aber doch gründliche Umwandlung der Verfassung und Wiedergewinn verlorener Reichslande schwebten als erreichbare Ziele vor Augen. Die hohe Meinung über den Wert österreichischer und preußischer Truppen, die im letzten Menschenalter Gemeingut geworden war, erklärt diese Hoffnungen zur Genüge. Erfolge wären vielleicht auch nicht ausgeblieben, hätte man rasch entschlossen und mit überlegenen Streitkräften gehandelt. Aber erst in der zweiten Hälfte des August wurde die französische Grenze überschritten, und das preußisch-österreichische Heer, das unter der Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, der sich im Siebenjährigen Kriege unter seinem Onkel, dem Prinzen, im Kampfe gegen die Franzosen wohlverdienten Ruhm erworben hatte, den widerstandsfähigsten der Festlandsstaaten zu bezwingen gedachte, zählte wenig mehr als 80 000 Mann. Auch so noch hätte ein entschlossener Vorstoß Früchte tragen können. Aber bei Valmy, am Ausgange aus den Argonnenpässen in die Ebene der Champagne, ließ sich der Herzog im Gefühl unzureichender Stärke durch den ersten ernstlichen Widerstand am 20. September 1792 zur Einstellung des Vormarsches und dann zum Rückzug bewegen. Es war die Wendung, von der Goethe als Augenzeuge bemerkt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“ Die Revolution bekam Raum für Eroberung und Propaganda draußen, für vollen Sieg ihrer Ideen daheim. Der Einmarsch der Fremden hat das Schicksal von Dynastie und Monarchie entschieden.

In den Tagen, als an den Grenzen der Champagne die Heere einander gegenüber lagen, besetzten französische Abteilungen fast ohne Schwertstreich Savoyen und Nizza. Einen Monat nach der Kanonade von Valmy gewann Custine an der Spitze einer Brigade von Sansculotten Mainz. Am 6. November trug Dumouriez bei Jemappes in der Nähe von Mons über das österreichische Heer Herzog Alberts von Sachsen-Teschen einen Sieg davon, der ihm gestattete, ganz Belgien einzunehmen. An der ganzen Ostgrenze von Meer

zu Meer waren am Ende des Jahres die Waffen der Republik durchaus im Vorteil. Die jämmerliche Hilfloſigkeit der geiſtlichen Kleinſtaaterei war klar zu Tage getreten, aber auch die Tatſache, daß die Vorbereitungen von deutſcher Seite völlig ungenügend geweſen waren, Frankreich ernſtlich zu bedrohen.

Und inzwiſchen war die Aufmerkſamkeit der deutſchen Mächte ſchon unabweisbar in die entgegengeſetzte Richtung gezogen worden. Ihre Truppen hatten die franzöſiſche Grenze noch nicht erreicht, als die Ruſſen in Polen einmarſchierten. Am 3. Mai 1791 war auf einem Reichstage in Warſchau als eine Folge der Hertzbergſchen Politik eine neue Verfaſſung für Polen beſchloſſen worden; ſie machte dem liberum veto ein Ende und mehrte die Rechte des Königtums. Katharina dachte nicht daran, ſich ihren Einfluß aus den Händen winden zu laſſen. Kaum war im Weſten der Krieg erklärt, ſo traten in Targowicz im äußerſten Südoſten Polens, hart an der ruſſiſchen Grenze, polniſche Unzufriedene zu einer neuen „Konföderation“ zuſammen zur Verteidigung der alten „polniſchen Freiheit“. Ihnen ſtanden nicht nur ruſſiſche Gelder, ſondern auch die ruſſiſchen Waffen zur Verfügung. Katharina iſt es nie in den Sinn gekommen, die 12000 Mann zu ſtellen, die ſie vertragsmäßig gegen Frankreich marſchieren laſſen wollte; dagegen ſchien ihr der Augenblick gekommen, das geſamte Königreich ihrer Herrſchaft einzuverleiben.

Unmöglich konnte Preußen das geſchehen laſſen. Das mußte auch der Kaiſer anerkennen. Gelegentlich ſeiner Krönung in Frankfurt (14. Juli) geſtand er Friedrich Wilhelm II. zu, daß Preußen ſeine Grenzen in Hertzbergs Sinne erweitere. Dafür zog der König ſeinen Widerſpruch gegen eine Einverleibung Baierns zurück, ſofern die Einwilligung Karl Theodors und der Zweibrückener erlangt werden könne. Die Politik beider Staaten war in ihr Gegenteil verkehrt, Friedrich Wilhelm II. völlig abgewichen von den Grundſätzen, die ſein großer Vorgänger unerſchütterlich feſtgehalten hatte. Preußens Anſehen in Deutſchland konnte dadurch nicht gehoben werden.

In den Tagen, da Kaiſer und König in Frankfurt bei einander waren, hat Polens nomineller Herrſcher Stanislaus Poniatowski ſich von der Verfaſſung losgeſagt, obwohl er ſie wenige Tage zuvor nochmals beſchworen hatte. Er wagte nicht, Feind Katharinas zu ſein. Wie hätte Preußen verſuchen ſollen, ein Reich zu retten, das ſein eigener König aufgab! Es blieb nichts übrig als Verſtändigung mit Rußland. Am 23. Januar 1793 ward in Petersburg die zweite Teilung Polens vereinbart. Sie brachte Preußen Danzig und Thorn und faſt den ganzen Reſt von Großpolen, Kujavien und ein Stück von Maſovien. Die neue Grenze lag nicht unweſentlich öſtlich von der gegenwärtigen; doch machte Preußens Gewinn kaum ein Fünftel des ruſſiſchen aus. Seine Beſitzergreifung im Laufe des Jahres 1793 konnte nicht ohne Aufwendung bedeutender Streitkräfte geſchehen.

Trotzdem iſt der Krieg gegen Frankreich in dieſem Jahre von Preußen mit ungeſchwächtem Aufgebot fortgeführt worden. Öſterreich vermehrte ſeine Streitkräfte, da ſeine bairiſchen Ausſichten an der Rückeroberung Belgiens hingen. Dazu traten zur Verteidigung dieſes Landes England, das Hannover im Gefolge hatte, und die Niederlande der Koalition bei. Auch reichsſtändiſche Kontingente ſind zahlreicher erſchienen. So gelang es, den Gegner in ſein Land zurück zu drängen, an der belgiſchen Grenze ihm ſogar einige feſte Plätze abzugewinnen. Mainz ward im Juli nach langer Belagerung vom Herzog von Braunſchweig zurück genommen, dann das Gebiet an der Saar, Lauter und Queich behauptet. Der öſterreichiſche Feldmarſchall Wurmſer verſuchte ſich mit Kaiſerlichen noch einmal im Elſaß.

Aber noch vor Schluß des Feldzuges ſetzte deutlich die Wendung ein. Die levée en masse warf immer neue Mannſchaften an die Grenze. Der Anſpannung der Volkskraft, wie der neue Geiſt ſie durchſetzte, hatte das herrſchende Syſtem nichts Ebenbürtiges entgegen zu ſtellen. Führer tauchten auf, ſoviel man ihrer nur bedurfte. So rückſichtslos die Schreckensherrſchaft ſie behandelte, es drängten ſich immer neue vor. Der militäriſche Geiſt und die militäriſche

Begabung der Franzoſen erſtrahlten im hellſten Lichte. Es hat wohl einzelne Abtrünnige gegeben, aber in der Verteidigung des vaterländiſchen Bodens keine Parteien.

Im Auguſt 1793 übernahm Carnot die Leitung des Kriegsweſens. Ihm wird mit Recht vor allen anderen das Verdienſt zugeſchrieben, die bewaffneten Maſſen in ſchlagfertige Heere umgewandelt zu haben. Der Frühling 1794 brachte den Franzoſen bald Erfolge. Am 18. Mai ſiegten ſie — noch auf ihrem Boden — bei Tourcoing, am 26. Juni bei Fleurus an der Sambre. Die Preußen, die, bedrängt durch die polniſchen Schwierigkeiten, überhaupt nur auf Grund eines im April mit den Seemächten geſchloſſenen Subſidienvertrages im Felde geblieben waren, weigerten ſich, als bloße Hilfstruppe in die Niederlande hinab zu ziehen. So ward Belgien von den Verbündeten geräumt; Engländer und Holländer zogen ſich nordwärts, die Öſterreicher über den Rhein zurück. Im Dezember und Januar benutzte Pichegru ſtrenge Winterkälte, um Holland zu beſetzen. Widerſtand haben die Staaten nicht geleiſtet. An ihre und der Erbſtatthalterſchaft Stelle trat die Bataviſche Republik. Im Oktober hatten die Preußen die Pfalz verlaſſen.

Es war die polniſche Frage, die ihnen die Teilnahme am Kriege immer bedenklicher werden ließ. Die Ruſſen hatten den noch vorhandenen Reſt des Königreiches nicht geräumt. Als ſich polniſche Patrioten unter Kosciuszkos Führung gegen ſie erhoben und ſie im April 1794 aus Warſchau und zum Lande hinaus drängten, fiel den Preußen, als den nächſten Nachbarn, die Niederwerfung des Aufſtandes zu. Sie unternahmen ſie mit ungenügenden Kräften und mußten ablaſſen. Es war klar, daß Preußen unter der Leitung Friedrich Wilhelms II. nicht zugleich Frankreich ernſtlich bekämpfen und in Polen ſeine Anſprüche vertreten konnte. Als im Herbſt der Türkenſieger Suworow erſchien, die Polen im offenen Felde ſchlug und im November Praga erſtürmte und Warſchau gewann, mußte es ſeine ganze Aufmerkſamkeit nach dieſer Richtung wenden, um ſo mehr, als Öſterreich das Seine tat, neuen Gewinn Preußens zu verhindern. Am 3. Januar 1795 ſchloß Kaiſer Franz ein

Sonderbündnis mit Rußland, das über den Reſt Polens allein zugunſten der beiden Mächte verfügte. Man ſah ſich dann doch genötigt, auch Preußen zuzulaſſen, und ſo ward das Gebiet, das man heute allein als Polen zu bezeichnen pflegt, das Generalgouvernement Warſchau (Kongreßpolen), bei der dritten Teilung des Landes zwiſchen Öſterreich und Preußen aufgeteilt. Rußland erhielt den Reſt des Königreichs, auch diesmal das weitaus größere Stück; es rückte an Bug und Njemen vor. Preußen ward durch die Erwerbung des an letzterem Fluſſe und zwiſchen den beiden Strömen gelegenen „Neu-Oſtpreußen“ ſein unmittelbarer Grenznachbar, Warſchau eine preußiſche Stadt, weiter ſüdlich die Piliza die Grenze des Königreichs. Das zwiſchen dieſem Fluſſe und dem Bug gelegene Land erhielt Öſterreich als Neu-Galizien.

Ein preußiſch-öſterreichiſches Bündnis gegen Frankreich konnte nach dieſen Hergängen nicht mehr beſtehen. Die beiden Mächte kehrten in das Verhältnis zurück, das in den letzten Jahren, wenn auch kaum je in einem Augenblicke völlig aufrichtig, aufgegeben ſchien, das gegenſeitiger Eiferſucht und gegenſeitigen Mißtrauens. Preußen ſchloß am 5. April 1795 mit der Republik den Baſeler Frieden. Es erklärte ſich mit der Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich einverſtanden. Am 17. Mai wurde eine Demarkationslinie vereinbart, beſtimmt, Nord- und Mitteldeutſchland zum weitaus größeren Teile zu befrieden. Sie ließ von Duisburg an aufwärts einen Streifen Landes rechts vom Rhein für die Kriegsoperationen frei, ſchloß aber von Eberbach bis Wimpfen am Neckar und weiter an Baierns Nordgrenze entlang laufend faſt das ganze Maingebiet, den geſamten fränkiſchen Kreis, von ihnen aus. Sie entzog dem Kriege die bisher bereitwilligſten Reichsſtände. Es war das erſte Mal, daß Preußen dem Auslande gegenüber als Anwalt deutſcher Länder auftrat. Das Verhältnis zu Öſterreich iſt dadurch nicht gebeſſert worden.

Das geſchichtliche Urteil über dieſe Hergänge wird ſchwerlich je ein einheitliches werden. Die Umwälzung im Oſten bedeutete

für Deutſchland zweifellos einen ſchweren Nachteil. An die Stelle eines völlig ungefährlichen Nachbarn trat die ruſſiſche Macht. Katharinas Ziele waren erreicht: Polen vernichtet, Schwedens Bedeutungsloſigkeit aller Welt klar geworden, der Türkei im Frieden von Jaſſy (9. Januar 1792) der Dnjeſtr als Grenzfluß aufgezwungen. Mit ſeiner ganzen Laſt drückte Rußland unmittelbar auf die führenden deutſchen Mächte, die ſich wieder ſo fremd geworden waren wie nur je. Und der Gebietszuwachs, den Preußen erfahren hatte, konnte als eine Stärkung des Staates kaum bezeichnet werden. Er war ſo gut wie rein polniſch und ging über das Maß des Wünſchenswerten, des im Hinblick auf Ostpreußens und Schleſiens Lage damals Erforderlichen, hinaus. Preußens deutſcher Charakter war gefährdet; weit über die Hälfte ſeines Beſtandes bildeten ehemals polniſche Provinzen. Und doch, wer vermöchte zu ſagen, wie eine günſtigere Ordnung hätte geſchaffen werden können? Zur Erhaltung ſeiner Selbſtändigkeit war Polen völlig unfähig, nicht nur, weil ſeine inneren Verhältniſſe ſie ſo unſäglich erſchwerten, ſondern auch, weil Rußland ſie nicht wollte, und es außerſtande war, ſie aus eigener Kraft durchzuſetzen. Hätten Öſterreich und Preußen, auch unter Wahrnehmung eigenen Vorteils, ſie vereint gedeckt, Polen hätte beſtehen können. Geſchmälerte Grenzen hätten ſeine Bewohnerſchaft ungleich leichter getroffen als die volle ſtaatliche Vernichtung. Aber eine ſolche Vereinigung war durch die Lage der Dinge ausgeſchloſſen. Deutlich, wie einſt beim Verſchwinden der livländiſchen Selbſtändigkeit, zeigte ſich, was das Fehlen einer ſtarken, einheitlichen Macht in der Mitte Europas bedeutete.

Es zeigte ſich im Oſten, aber auch im Weſten. Der Baſeler Friede beſtätigte nur vollendete Tatſachen. Gleich nach dem erſten Einmarſch im Spätherbſt 1792 hatten die Franzoſen Belgien und die beſetzten linksrheiniſchen Lande ihrer neuen Republik einverleibt, ſie franzöſiſch zu organiſieren begonnen. Der neue Geiſt war ein anderer als der, welcher die Jahrhunderte beherrſcht hatte. Er griff zurück auf römiſche Eroberungsweiſe. Mit einem Schlage, über Nacht, nach dem erſtem militäriſchen Erfolge wurden alle die mehr oder weniger

lebensfähigen und ſelbſtändigen territorialen Gebilde vernichtet, welche die Entwickelung eines Jahrtauſends zwiſchen Deutſchland und Frankreich hatte emporkommen laſſen. Der neue „bataviſche" Staat bekam bald zu fühlen, daß er nichts weiter war als ein Untertanenland der großen Schweſterrepublik. Was für ein anderer Eroberer war doch dieſes entfeſſelte Volk als jeder gekrönte Herrſcher, Karl den Großen nicht ausgeſchloſſen! Verglichen mit dem neuen Frankreich war Ludwig XIV. ein ſkrupulöſer Stümper. Indem man nach dem Urſprung des Revolutionskrieges forſcht, findet man ſich einer kaum genügend gewürdigten Verſchiedenheit der Berichterſtattung gegenüber. Die Schritte der Kabinette, das Werden ihrer Entſchließungen kann man faſt von Woche zu Woche, nicht ſelten von Tage zu Tage verfolgen; die maßgebenden Stimmungen eines Volkes laſſen ſich ungleich ſchwerer feſtſtellen, treten ſicher erkennbar erſt in ihren Handlungen zutage. Das Vorgehen der neuen Republikaner in den kaum von ihnen beſetzten Gebieten zeigt das leitende Motiv ihrer Kriegsfertigkeit deutlich genug: Eroberung im Dienſt der Propaganda und Propaganda als Mittel der Eroberung, man könnte ſagen, ſo wie einſt bei Karl dem Großen gegenüber den Sachſen Bekehrung zum Chriſtentum und Unterwerfung unter das Frankenreich Hand in Hand gingen.

Und da hat nun in der weiteren Entwickelung der Dinge die Propaganda neben der Eroberung bald jede Bedeutung verloren. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Menſchenrechte, die Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Wie hätte es ſein können in einer Zeit, in der ſich alle geiſtig Empfänglichen für Natur und Vernunft, für Aufklärung und Humanität erwärmten oder begeiſterten und mit den Problemen, die ſich an die neuen Gedanken knüpften, ernſtlich und fortſchrittſuchend beſchäftigt waren! So hat es überall, wo die fremden Scharen die Trikolore aufpflanzten, bald Leute jeden Standes und Alters gegeben, die ſich freudig mit der Jakobinermütze ſchmückten und den Freiheitsbaum umtanzten. Der Menge, beſonders der ſonſt nicht leicht zu gewinnenden ländlichen Bevölkerung, ließ die Aufhebung ſo mancher Laſten, die im

Gefolge der Neuordnung nach französischem Muster sich einstellte, die Ankunft der Fremden nicht unerwünscht erscheinen.

Aber der Krieg zog doch auch schwere Übel nach sich. Wie ein Schatten folgte dem französischen neuen Regiment drückendste Geldknappheit. Schon als Mittel, einen Teil des Bedarfs auf das Ausland abzuwälzen, war der Krieg den neuen Machthabern erwünscht. Die Last, ihre mangelhaft ausgerüsteten, schlecht genährten, noch schlechter gekleideten Heere in besseren Stand zu bringen, wurde, soweit nur eine Möglichkeit sich bot, den eroberten Gebieten auferlegt. Dazu kam die Gewinnsucht der Einzelnen, Hoher und Niederer, der Höchsten zumeist, die ein so entstellender Zug der Heere und des Beamtentums der ersten französischen Republik und des Kaiserreichs geworden ist; gleich häßlich hatte er sich nie unter dem Absolutismus des 18. Jahrhunderts gezeigt. So folgte anfänglichem Jubel nicht selten die Verwünschung. Von Begeisterung für die neue Freiheit war in den linksrheinischen Landen, denen sonst so manches die Annäherung an Frankreich erleichterte, bald nicht allzu viel mehr zu spüren. Als Direktorial- und Kaiserzeit mit den politischen Rechten fast vollständig wieder aufräumten, von den Errungenschaften kaum mehr als eine verbesserte Verwaltung blieb und der Druck der öffentlichen Lasten sich über alles Erlebte hinaus steigerte, ward doch auch die Unnatur der Fremdherrschaft wieder deutlicher empfunden, und die Befreier von 1814 sind freudiger begrüßt worden als die von 1792.

Wenn so die Volksstimmung in den umstrittenen Landesteilen von geringer Bedeutung gewesen ist für den Ausgang der um diese Lande geführten Kämpfe, so kann man das Gleiche sagen vom gesamten Deutschen Reiche. Das eben ist der große Unterschied und erklärt zu allermeist den Gang der Ereignisse, daß auf der einen Seite eine Nation in die Schranken tritt, die in ihren Ideen lebt, ihnen eine staatliche Handhabe geschaffen hat und nun alle Kräfte ansetzt, sie nach innen und außen zur Herrschaft zu bringen, auf der anderen aber ein Volk, das politisch betrachtet kein Volk ist,

das Jahrhunderte gewöhnt hatten, politisch nur zu leben in der Form des Gehorsams gegen seine hundertfältigen, durch einander und gegen einander handelnden hergebrachten Oberen. Der fast vollständige Mangel jeglichen gesamtdeutschen Staatsgefühls brachte Deutschland von vornherein in einen unausgleichbaren Nachteil gegenüber dem in einheitlichem nationalen Wollen überschäumenden Nachbarn.

Nicht als ob die Empfindung von deutscher Art im Gegensatz zum Welschtum, Stolz und Vertrauen auf deutsches Können ganz verschwunden gewesen wären. Sie lebten in Einzelnen und in kleineren Gemeinschaften und haben sich bei den Versuchen der Franzosen, auf dem rechten Rheinufer Fuß zu fassen, mehr als einmal in kräftigem spontanen Widerstand gegen fremde Unbill offenbart. Aber solche Gesinnung und Kraft richtete sich nicht und konnte sich nicht richten auf Erhaltung und Verteidigung eines gesamtdeutschen Vaterlandes. Denn ein solcher Begriff fehlte. Man kann zweifeln, ob er je zuvor vorhanden war. Aber er hatte doch einen gewissen Ersatz im Gedanken des Reiches gefunden. Dieser Gedanke aber war im Laufe des 18. Jahrhunderts noch schattenhafter geworden als vordem. So fehlte es an jedem politischen Zusammenhalt.

Und dieser Mangel konnte noch lange nicht gedeckt werden durch die neuen Bildungsideale, die der Nation zu eigen wurden, kann überhaupt nicht in dieser Form ausgeglichen werden. Wohl wurzelten diese Ideale tief im deutschen Wesen. Sie drängten nach Betätigung des Besten und Edelsten, was Menschenbrust birgt. Sie übersahen auch nicht, daß dieses Ziel nur erreicht werden kann in engster Fühlung mit angestammter Art. Aber sie hatten nicht erfaßt und konnten nicht erfassen, daß zu angestammter Art auch Betätigung im staatlichen Leben gehört, und daß vor allem von germanischer Art solche Betätigung unzertrennlich ist, daß sie ihren innersten Kern und ihre Stärke ausmacht.

Wie verhüllt diese Wahrheit der neuen Bildung zunächst blieb, zeigen Äußerungen ihrer besten Vertreter. Hat doch Lessing erklärt, daß er „keinen Begriff habe, was Vaterlandsliebe sei", und Schiller 1784: „Ich schreibe als Weltbürger. Ich habe zu rechter Zeit mein

Vaterland verloren, es einzutauschen gegen die weite Welt. Deutsche, bemüht euch nicht, eine Nation zu sein; seid zufrieden, Menschen zu sein." Wie einst Luther groß und stark geworden war, weil er zunächst nichts wollte, als mit sich selbst ins Reine kommen, so waren die Führenden hier Männer, die sich vor allem geistig ausleben wollten, deren Blick mehr auf das Innere als auf die Welt außer ihnen gerichtet war. Es ist nicht Zufall, daß sie alle dem lutherischen Teil unseres Volkes entsprossen sind, daß ihr Antrieb erst andere Kreise des Volkes in die neue Richtung hinein zog.

Wie wenig diese zunächst fruchtbar gemacht werden konnte für eine staatliche Erneuerung des Gesamtvaterlandes, hat sorgsamste Einzelforschung für den vielleicht regsamsten der deutschen Stämme, den schwäbischen, überzeugend erwiesen. Wenn Schiller neben dem Weltbürgertum Vaterlandsliebe nur kennen wollte in der Form des Landschaftspatriotismus, so war das keine Ausnahme, sondern die Regel. Gerade von Männern dieses Stammes, von Karl Friedrich Reinhard und Georg Kerner, wissen wir, daß erst allerbitterste Erfahrungen sie belehren konnten, wie Weltbürgertum für den Deutschen der Zeit unvermeidlich zur Verleugnung und Vernichtung des eigenen Volkstums führen mußte. Wenn Goethe, dem ja keine menschliche Empfindung, kaum eine Gedankenverbindung fremd blieb, und der sie alle in sich zu durchleben vermochte, seinen Hermann die herrlichen Worte sprechen läßt:

> Dies ist unser! So laß uns sagen und so es behaupten!
> Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen,

so schwebt ihm auch mehr die Vaterlandsliebe im Landschaftssinne als angewandt auf die Nation vor. Allerdings hat diese Auffassung nicht ganz gefehlt; es ist wiederum ein Schwabe, Karl Friedrich von Moser, der ihr am klarsten Ausdruck gegeben hat. Aber für den Kampf, der entbrannt war, kommt sie nicht in Frage. Ferner noch als zu den Zeiten Ludwigs XIV. lag den Deutschen das Gefühl, für eine gemeinsame Sache zu streiten. Volkskraft,

die ſich von Jahr zu Jahr vollkommener organiſierte, und Kabinettspolitik ſtanden gegen einander im Felde.

Es wird immer zu den Ehren Öſterreichs zählen, daß es in dem ungleichen Kampfe nicht nur ausharrte, ſondern auch nicht unrühmlich beſtand, faſt allein, denn die ſüddeutſchen Reichsſtände haben geringe Hilfe geleiſtet. Das Jahr 1795 hat den Franzoſen Vorteile nicht gebracht. Über den Rhein vorgedrungen, wurden ſie von Wurmſer und Clerfait hinter den Strom zurück geworfen. Auch im nächſten Jahre kamen ſie in Deutſchland nicht weiter. Trotz der Demarkationslinie war Jourdan durch das Würzburgiſche bis in die Oberpfalz vorgerückt. Dort aber in der zweiten Hälfte des Auguſt von Erzherzog Karl, dem jugendlichen Bruder des Kaiſers, geſtellt und geſchlagen, mußte er einen eiligen und verluſtreichen Rückzug antreten. Das nötigte auch Moreau, der mit einer Südarmee bis über den Lech gelangt war, zum raſchen Zurückweichen. Der Schluß des Jahres ſah das rechte Rheinufer wieder von den Franzoſen geſäubert. Markgraf Karl Friedrich von Baden, Herzog Friedrich Eugen von Württemberg, Baierns Karl Theodor hatten es, als ihre Länder Kriegsſchauplatz wurden, richtig gefunden, dem Beiſpiel Preußens zu folgen und Sonderabkommen mit dem Feinde zu ſchließen.

Inzwiſchen aber hatte des jungen Bonaparte Genie den Dingen in Italien eine andere Wendung gegeben. Die Monate April bis Auguſt hatten ihm genügt, die Poebene in ſeine Gewalt zu bringen, dem Könige von Sardinien den Frieden aufzuzwingen und Wurmſer in Mantua einzuſchließen. Die Verſuche, ihn dort zu entſetzen, endeten mit Niederlagen, und als Wurmſer am 2. Februar 1797 kapituliert hatte, ſchreckte der Winter Bonaparte nicht ab von dem Verſuche, über die Oſtalpen hinweg gegen Wien ſelbſt vorzudringen. Franz II. ſchloß, vielleicht voreilig, im April den Vorfrieden von Leoben, als nur noch der Semmering zwiſchen Wien und dem Feinde lag. An ſeine Stelle trat im Oktober der Friede von Campoformio. Der erſte Koalitionskrieg endete für Deutſch-

land mit dem anerkannten Verlust des linken Rheinufers, für Österreich obendrein noch mit dem seiner Niederlande, Mailands und Mantuas; auch verpflichtete es sich, den aus seinem Lande vertriebenen Herzog von Modena mit dem Breisgau zu entschädigen und so vom Oberrhein abzurücken, beide Schwarzwaldübergänge, zum Kniebis auch den Höllenpaß, den Franzosen zu öffnen. Die festen Plätze des rechtsrheinischen Reichsgebiets sollten die kaiserlichen Truppen vollständig räumen. Als Ersatz erhielt Österreich die Republik Venedig, der Napoleon ein Ende gemacht hatte, bis zur Etsch mit Istrien und Dalmatien, nach Umfang und Lage kein voller Ersatz für das verlorene italienische Gebiet, dazu ein neuer und aus mehr als einem Grunde fragwürdiger Besitz. Wie man zu Preußen stand, zeigt die Verabredung, daß Preußen seine linksrheinischen Gebiete zurück erhalten, demgemäß aber auch keinerlei Erwerbungen machen sollte aus Anlaß der für Verluste am linken Rheinufer in Aussicht genommenen Entschädigungen. Ein in Rastatt abzuhaltender Kongreß sollte die Stellung des Reiches zu diesem Friedensschluß und die sich aus ihm ergebenden Einzelfragen regeln.

Am 9. Dezember 1797 sind dort die Verhandlungen eröffnet worden. Tiefer als je zuvor, Münster und Osnabrück nicht ausgeschlossen, hat jetzt die französische Diplomatie eingreifen können in die inneren Angelegenheiten des Deutschen Reiches. Es lag unvermeidlich im Gange menschlicher Dinge, daß die völkerbefreiende, Brüderlichkeit verkündende Republik den Jahrhunderte alten Überlieferungen der Monarchie treu blieb. Ihre Vertreter kannten nur ein Ziel: Schwächung des Nachbarn, Wahrung des eigenen Vorteils, vor allem der so wertvollen Schutzmachtstellung.

Es zu erreichen, konnte der Boden nicht günstiger sein. Die Nebenbuhlerschaft der beiden führenden Mächte, die völlige Auflösung des Reiches, die jeden Stand allein *seine* Rettung, *seinen* Vorteil ins Auge fassen ließ, machten eine einheitliche deutsche Politik zur Unmöglichkeit. Die unwürdigste Buhlerei um Gunst und Förderung der fremden Machthaber und Bevollmächtigten ward alltägliche Übung deutscher Regenten und Staatsmänner. Die Vertreter

Frankreichs wußten herablaſſendes Wohlwollen, Drohungen und Gewaltakte wirkungsvoll mit einander zu miſchen, um bald die völlige Gefügigkeit ſich gegenüber zu ſehen. Daß es in der Entſchädigungsfrage auf die geiſtlichen Beſitztümer abgeſehen war, wurde klug verhüllt, ſo lange man die ſtarke Stellung der geiſtlichen Herren in der Reichsverfaſſung brauchte, um die Regelung der zahlreichen, mit dem Beſitzwechſel der linksrheiniſchen Gebiete zuſammenhängenden Einzelfragen beim Reiche im franzöſiſchen Sinne durchzuſetzen. Ehe aber noch feſte Ergebniſſe gewonnen waren, machte der neu ausbrechende Krieg den faſt anderthalbjährigen Bemühungen des Kongreſſes ein Ende.

In Sonderverhandlungen, die Öſterreich alsbald mit Frankreich begonnen hatte, hat es vergeblich verſucht, aus der unvermeidlichen Neuordnung der deutſchen Dinge ſich weitere Entſchädigung für die erlittenen Verluſte zu ſichern. Es hat weder zu einer feſten Stellungnahme der Republik *gegen* Preußen, noch zu der fortwährend erſtrebten Erwerbung Baierns, noch ſonſt zu einer namhaften Stärkung ſeiner Macht im Reiche gelangen können.

Andererſeits hat das Direktorium keine Gelegenheit vorüber gehen laſſen, Macht und Einfluß Frankreichs auszubreiten. Im Februar 1798 ſetzte es an die Stelle des Kirchenſtaates die Römiſche, im nächſten Monat an die der Eidgenoſſenſchaft die Helvetiſche Republik; im Herbſt vertrieb es den König von Sardinien aus ſeinen feſtländiſchen Beſitzungen. Während die Kaiſerlichen ſich hinter den Inn zurückgezogen hatten, ſtanden franzöſiſche Truppen immer noch rechts vom Rhein und ſcheuten nicht zurück vor Bedrückungen und Erpreſſungen. Gegen die kurtrieriſche Feſte Ehrenbreitſtein übten ſie offene Gewalt; durch Aushungerung haben ſie die Beſatzung im Januar 1799 zur Übergabe gezwungen. Die Republik hat doch ſchon mit dem Syſtem begonnen, das Napoleon zur meiſterhaften Virtuoſität ausbildete, mit völliger Nichtachtung geſchloſſener Verträge die Macht, die man gerade in Händen hielt, unter allerlei geſuchten Vorwänden, nötigenfalls auch ohne ſolche, rückſichtslos zum Vor-

teil bald des Staates, bald einzelner Machthaber und Führer auszunutzen. Als ein Volksauflauf, der im April 1798 in Wien gegen Frankreichs Gesandten Bernadotte infolge grober Provokation einige Unbill verübte, von der Republik zu einem ernsten Zwischenfall aufgebauscht wurde, mußte der kaiserlichen Regierung der Gedanke, in einem neuen Waffengange Ansprüche und Würde zu wahren, immer vertrauter werden. Er wurde zur Tat, als sich die Aussicht auf starke Hilfe eröffnete.

Mit Kaiser Paul, Katharinens Sohn, der im November 1796 an deren Stelle getreten war, hat die russische Politik in der französischen Frage eine völlige Wendung vollzogen. Paul war bereit, seine antirevolutionäre Gesinnung in Taten umzusetzen ohne Rücksicht auf nächstliegende Vorteile seines Reiches. Daß Frankreich durch den Frieden von Campoformio eine Schutzherrschaft über die Jonischen Inseln erlangt, Napoleon auf der Fahrt nach Ägypten im Juni 1798 Malta besetzt hatte, berührte ihn als Malteser persönlich, zugleich aber auch Rußlands Mittelmeerinteressen. Er entschloß sich, an einem Kriege gegen die Republik vollen Anteil zu nehmen.

Napoleons Auftreten in Ägypten und die bald folgende französische Unterstützung der Erhebung Irlands spornten auch England zu neuen diplomatischen und militärischen Anstrengungen an. In Neapel brannte Maria Theresias Tochter Maria Karolina vor Begier, die Schwester an ihren Mördern zu rächen; sie bedurfte kaum englischer Aufmunterung. So bildete sich die Zweite Koalition. Wenn auch das vorzeitige, unüberlegte Losschlagen der Königin gegen Ende des Jahres nur zur Umwandlung ihres festländischen Besitztums in eine Parthenopäische Republik führte, so konnte dieser Mißerfolg doch an den Wiener Entschließungen nichts mehr ändern. Im März 1799 begannen zugleich in Oberschwaben, in Graubünden und an der mailändisch-venetianischen Grenze teils von österreichischer, teils von französischer Seite her die Feindseligkeiten. Die Rastatter Verhandlungen wurden zwecklos. Als die Vertreter Frankreichs am Abend des 28. April die Stadt verließen, erfolgte der bekannte Überfall, der „Rastatter Gesandtenmord", dessen

Urheberschaft, ja dessen Verlauf bis heute der Forschung ungelöste Rätsel aufgibt, der aber durchaus zu Unrecht der kaiserlichen Regierung oder Heerführung aufgebürdet worden ist. Zur Verschärfung der Gegensätze konnte er kaum noch beitragen.

Der Feldzug von 1799 verlief für die Republik ähnlich ungünstig wie jener von 1793. In Italien gab die Hilfe der Russen unter Suworow den Österreichern eine völlige Überlegenheit. Die Franzosen wurden aus der Poebene hinausgedrängt, behaupteten nur noch die Riviera. In Deutschland erreichten Österreichs Waffen unter Erzherzog Karls Führung noch einmal den Rhein. In der Schweiz drangen die Verbündeten bis Zürich vor. Aber ihre Eintracht überdauerte diese Erfolge nicht. Noch im Oktober trat Kaiser Paul von der Koalition zurück; seine Russen räumten den Kriegsschauplatz fast rascher, als sie ihm zugezogen waren. Ein englischer Versuch, die Niederlande zu insurgieren, endete mit schmählichem Rückzug. Daß im Februar 1799 Karl Theodor gestorben war und in Baiern nun die zweibrückensche Nachfolge eintrat, erschwerte Österreichs Stellung in Oberdeutschland ungemein. Der neue Kurfürst Maximilian Josef suchte und fand eine Stütze für seine Ansprüche am Zaren.

Am 9. Oktober des Jahres, als eben Suworow, den italienischen Kriegsschauplatz unfreiwillig mit dem deutschen vertauschend, seinen glorreichen Alpenübergang vollendet hatte, landete Napoleon, aus Ägypten heimkehrend, wieder in Frankreich. Einen Monat später (18. und 19. Brumaire) setzte er an die Stelle der Direktorial- die Konsular-Regierung, deren Leitung er selbst in die Hand nahm. Der nächste Frühling sah ihn wieder auf demselben Kriegsschauplatze, dem er seine ersten, so reichen Lorbeeren verdankte. Er siegte am 14. Juni 1800 bei Marengo, mehr durch Desaix's als durch eigenes Verdienst. Inzwischen war Moreau bis München vorgedrungen. Es folgte ein Waffenstillstand. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, weil Österreich nicht ohne England Frieden schließen wollte, erlag Erzherzog Johann den überlegenen Streitkräften Moreaus bei Hohenlinden, mittwegs zwischen Isar und Inn, am 3. Dezember.

Am Weihnachtstag ſtanden die Franzoſen in Steier an der Enns. Die in Luneville eröffneten Verhandlungen waren inzwiſchen fortgeſetzt worden; ſie führten am 9. Februar 1801 zum Frieden. Er wiederholte für Deutſchland in der Hauptſache die Abmachungen von Campoformio; in Italien räumte er weſtlich der Etſch mit allem nichtfranzöſiſchen Rechte auf.

Unendlich oft iſt Napoleon wegen glücklicher Beendigung des zweiten Koalitionskrieges als Retter Frankreichs geprieſen worden. Ein geſchichtliches Urteil kann nicht leicht geringere Berechtigung haben. Der Krieg, den die Republik führte, ſpielte ſich völlig außerhalb ihrer Grenzen, nicht nur der alten, ſondern auch der durch die Friedensſchlüſſe von Baſel und Campoformio neu gewonnenen ab. Auch im neuen Frankreich ſah ſich nicht ein Dorf vom Feinde bedroht. In demſelben Augenblicke, wo Napoleon heimkehrte, löſte ſich die Verbindung der Gegner. Wie hätte Öſterreich allein den übermächtigen Feind beſiegen ſollen? Und ſelbſt wenn es gegen alles menſchliche Ermeſſen kriegeriſche Vorteile davon getragen hätte, hätte es je Frankreichs Beſtand gefährden, ſeine Grenzen ſchmälern können? Schon der oberflächlichſte Blick in die Geſchichte der vorauf gegangenen Jahrhunderte erweiſt ſolche Annahme als töricht.

Aber Frankreich war zerriſſen durch Parteiungen; eine monarchiſche Richtung erhob wieder ihr Haupt; es bedurfte zu ſeiner Geſundung des „ſtarken Mannes"! Als wenn das Volk, das ſich aus der Not von 1793—94 gerettet hatte, nicht auch Kraft gefunden haben würde, aus ſich heraus wieder zu leidlicher Ruhe zu gelangen, ohne am Siegeswagen des korſiſchen Eroberers über die Schlachtfelder Europas geſchleift zu werden! Die äußere Ordnung hätte ſpäter, hätte in dieſem und jenem Punkte auch nicht in ganz ſo feſten Formen erreicht werden mögen, das Land wäre aber bewahrt geblieben vor den jähen Umſchlägen und heftigen Zuckungen, die es gerade Napoleons Eingreifen in ſeine Geſchicke verdankt, und vor der fieberhaften Anſpannung des in der Nation ſchlummernden

kriegeriſchen Ehrgeizes, die Frankreichs Verderben geworden iſt und ihm ſchließlich alle Früchte napoleoniſcher Siege und darüber hinaus noch Gebiet geraubt hat. Auch ohne einen Napoleon bot Frankreichs Geſchichte volle Bürgſchaft, daß ſein „heiliger Boden“ unangetaſtet blieb.

Vor allem unſer Vaterland hat die Koſten der „Rettung“ tragen müſſen. Aber auf den Rückblickenden wirkt beruhigend, daß der endliche Ausgang ihm zum Heile gereichte. Frankreich hätte für ſeine Neugeſtaltung dieſes Retters entraten können, Deutſchland vielleicht nicht. Doch waren ſchwere Zeiten zu durchmeſſen, ehe das ſich offenbaren konnte, und wenn es ſich darum handelt, Verdienſt zu würdigen, kann niemand beanſpruchen, daß ihm angerechnet werde, was er nicht gewollt hat. Es iſt kein Verdienſt, bloßes Werkzeug zu ſein.

Der Luneviller Friede erneuerte die Aufgabe, die der von Campoformio geſtellt hatte. So erneuerte ſich auch das Spiel, das in Raſtatt begonnen worden war. Zu dem franzöſiſchen Einfluß kam jetzt noch der ruſſiſche. Im März 1801 trat Kaiſer Alexander an die Stelle des ermordeten Paul. Den Vater hatte Napoleon mit kluger Schmeichelei zu gewinnen verſtanden; auch den Sohn fand er bald willig, ſich mit ihm in die Rolle eines Ordners der deutſchen Angelegenheiten zu teilen. Es war eine Reichsdeputation eingeſetzt worden, in der acht der vornehmſten Stände vertreten waren; in Wirklichkeit wurden die Dinge in Paris und Petersburg entſchieden. Nur wer hier Gunſt zu erlangen vermochte, konnte auf Erfolg hoffen; allein Preußen und Baiern würdigte man einer beſonderen Verſtändigung. Die Deputation hatte dann kaum noch etwas zu tun, als nach einigen Wochen formeller Beratung dem längſt Vereinbarten beizutreten. Es geſchah im Reichsdeputationshauptſchluß vom 25. Februar 1803.

Es iſt die einſchneidendſte Maßregel, die je von Regensburg und ſeinem „ewigen Reichstag“ ausgegangen iſt, ja man kann ſagen, daß niemals von Reichs wegen ein Beſchluß gefaßt worden iſt, der ſchärfer eingegriffen hätte in den Gang der deutſchen Dinge.

Mit der einzigen Ausnahme des Reichserzkanzlertums, des Deutſch- und des Johanniter-Ordens wurde allen geiſtlichen Staatenbildungen des Deutſchen Reichs, mochten ſie groß oder klein, Bistümer oder Abteien ſein, ein Ende gemacht; Deutſchland ward verweltlicht, wie alle anderen europäiſchen Länder, mit Ausnahme Italiens, es längſt waren. Dazu ließ man die Reichsſtädte bis auf ſechs verſchwinden: Frankfurt, Nürnberg, Augsburg, Lübeck, Hamburg und Bremen. Die beiden letztgenannten hatten erſt im 18. Jahrhundert die volle Anerkennung in dieſer Stellung erlangt.

Wer den Blick auf die ſtaatliche Entwickelung gerichtet hält, muß ſagen, daß damit erſt das deutſche Mittelalter ſein Ende erreichte. Die Bildungen, die ausgemerzt wurden, waren gerade die, die es unterſcheidend ausgezeichnet hatten. Zweifellos hatten ſie ſich völlig überlebt; die Ereigniſſe des letzten Jahrzehnts hatten das noch einmal mit unverkennbarer Deutlichkeit zu jedermanns Bewußtſein gebracht. Vor kirchlichen Anſprüchen weltlichen Charakters Halt zu machen, hatte die Zeit überhaupt geringe Neigung. Den Städten aber wird man nicht mit einem Hinweis auf bürgerliche Art das Wort reden können. Wenn es irgendwo im Reiche Heimſtätten beſchränkteſten Sondergeiſtes gab, ſo waren ſie in ihren Mauern zu finden.

Wenn man ſo den Nekrologen, deren den Dahingeſchiedenen in der Zeitliteratur nicht wenige gewidmet worden ſind, die Trauer nicht nachempfinden kann, ſo wurde doch der Vorteil, den die Geſamtheit aus dem Wegräumen alten Schuttes hätte ziehen können, zunächſt nicht fühlbar. Das Reich war jetzt allein auf weltliche Kräfte geſtellt; die Tragfähigkeit dieſer Stützen hatte aber nicht gewonnen. Nach wie vor war die Zerklüftung kaum überſehbar. Auch die Kleinen und Kleinſten der am linken Rheinufer Entrechteten wurden ſo oder ſo entſchädigt, und unangefochten blieb in ſeiner Stellung, was an fürſtlichen, gräflichen und ritterlichen Reichsunmittelbaren vorhanden war. Die Neuordnung machte den

Bestand des Reiches geradezu unmöglich. Denn sie erschütterte den letzten Rest kaiserlicher Autorität, die stand und fiel mit den geistlichen Herrschaften, aus deren Emporkommen das „Heilige" Römische Reich nun einmal erwachsen und von deren Dasein es nicht zu lösen war. Nach der neuen Verteilung, wie sie sich aus der Überweisung des geistlichen Besitzes an weltliche Fürsten ergab, waren nur 51—52 katholische gegenüber 79—80 protestantischen Stimmen vorhanden; bisher hatten die katholischen eine sichere Mehrheit gebildet. Für die konfessionellen Fragen kam das weniger in Betracht, denn sie wurden in gesonderten Körperschaften verhandelt; aber es bedeutete für den Inhaber der Kaisergewalt eine schwer erträgliche Schwächung seines Einflusses. Noch deutlicher drückte sich die Verweltlichung und die Verschiebung der Verhältnisse in der Neugestaltung des Kurfürstenkollegiums aus. Außer dem Reichserzkanzler, dem letzten Mainzer Erzbischof Karl Theodor von Dalberg, dem (eine dürftige Ausstattung für den vornehmsten Reichsfürsten) ein geringer Rest seines Kurfürstentums und dazu Regensburg und Wetzlar als Sitze des Reichstags und des Reichskammergerichts überwiesen wurden, bestand es nur aus weltlichen Mitgliedern. Unter ihnen aber zählte man, da von den neu in diese Würde Eintretenden Württemberg, Baden und Hessen-Kassel protestantisch waren, allein Salzburg katholisch, jetzt sechs Protestanten neben vier Katholiken, während das Verhältnis zuletzt zwei zu sechs gewesen war.

Die Entschädigungen, bei denen gelegentlich auch überlieferter Besitz getauscht wurde, sind bekanntlich sehr verschieden ausgefallen. Der Markgraf von Baden erhielt außer der Kurfürstenwürde für verlorene 8 Quadratmeilen deren 63, der Landgraf von Hessen-Darmstadt sogar 98 für eingebüßte 13. Beide Staaten wuchsen über das Doppelte ihres bisherigen Umfangs hinaus. Ziemlich das Gleiche erlebte Oldenburg, das, erst 1777 aus einer Grafschaft zum Herzogtum erhoben, links vom Rhein nichts und auch sonst nur Rechte, kein Gebiet geopfert hatte. Die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Zarenhause haben den Regenten dieser Länder reichen Vorteil gebracht. Weit bescheidener war Württembergs

Gewinn, nicht ganz 30 Quadratmeilen für ſieben. Dagegen verzeichnete Baiern ein Plus von rund 100 Quadratmeilen. Die beiden großen und reichen Bistümer Würzburg und Bamberg durfte es ſich aneignen, dazu die kleineren Augsburg und Freiſing und teilweiſe Paſſau nebſt einer Reihe von Abteien und 15 Reichsſtädten. Noch reicher war trotz Öſterreich Preußens Ernte. Die größere Hälfte des Oberſtifts Münſter (der Reſt fiel den Salm, Croy, Looz-Corswaren zu, das Niederſtift wurde oldenburgiſch bzw. arembergiſch), die Bistümer Hildesheim und Paderborn wurden ihm überlaſſen, dazu der Mainzer Beſitz in Thüringen (Erfurt) und auf dem Eichsfelde, ſechs Abteien und die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar; ſein Gewinn betrug ziemlich das Vierfache ſeines Verluſtes. Wie Deutſchland als Rettungsbake für die Geſtrandeten Europas dienen mußte, zeigt deutlich die Art, wie man entrechtete Machthaber auf ſeinem Boden unterbrachte. Der letzte Erbſtatthalter der Niederlande erhielt ein Fürſtentum Oranien, das ſich aus den Abteien Fulda, Korvey und Weingarten und der Reichsſtadt Dortmund zuſammenſetzte, der Großherzog von Toskana, nicht ganz ſo ſchlimm zuſammen gewürfelt, ein Kurfürſtentum Salzburg, das aus dem bisherigen Erzbistum, dem Bistum Eichſtädt, dem nichtbairiſchen Teil von Paſſau und der Abtei Berchtesgaden beſtand. Der Herzog von Modena zog in Freiburg ein und bekam zum Breisgau noch die Ortenau. Alles in allem iſt allein rechts vom Rhein an geiſtlichem und ſtädtiſchem Gut ein Gebiet zur Verteilung gekommen, das dem gegenwärtigen Königreich Baiern an Umfang wenig nachſtand, davon faſt 95 Prozent geiſtlich.

Unverkennbar war die Tendenz der Neuordnung gegen Öſterreich gerichtet. Nicht ohne Mühe, *gegen* den Anſatz des erſten Entwurfs, hat es die Bistümer Trient und Brixen als dürftigen Anteil an der reichen Beute erwerben können. In Italien ſah es ſich ganz hinter die Etſch zurückgedrängt, aller Klientelſtaaten beraubt. Den Herzog von Modena mußte es mit eigenem, uralt angeſtammtem Beſitz entſchädigen, den Großherzog von Toskana einziehen ſehen in ein Gebiet, das bequemer als irgend ein anderes für eigene

Besitzergreifung lag. Seine Gegner Preußen und Baiern waren wohl abgerundet, Baden und Hessen-Darmstadt, die unter Frankreichs Kanonen lagen, zu brauchbarer Kontingentstellung befähigt worden. Im Reiche war kaiserlicher Politik damit der Boden entzogen. Napoleon hatte den schlagfertigsten und entschlossensten Festlandsgegner Frankreichs schwer getroffen. Er hat ihn damit doch nicht von neuen Versuchen abhalten können. Man kann an der österreichischen Staatskunst der Zeit manches auszusetzen haben, Mangel an Mut kann man ihr nicht vorwerfen.

Dem Frieden von Luneville folgte nach Jahresfrist, März 1802, der von Amiens. Aber wiederum nach einem Jahre, im Mai 1803, als eben die Beschlüsse der Reichsdeputation in der Ausführung begriffen waren, begann der Krieg zwischen dem „Franken" und dem „Briten", den „zwo gewalt'gen Nationen", die „um der Welt alleinigen Besitz ringen", von neuem. Napoleon eröffnete ihn mit der Besetzung Hannovers. Keine Hand erhob sich zur Deckung des deutschen Landes. Im März 1804 ließ der Erste Konsul innerhalb eines Zeitraumes von sechs Tagen den Herzog von Enghien im badischen Ettenheim verhaften, davon führen und in den Festungsgräben von Vincennes erschießen. England, Rußland, Schweden protestierten in Regensburg; das Reich blieb stumm wie das Schaf vor seinem Scherer, änderte seine Haltung auch nicht, als im Oktober ein ähnlicher Fall grober Grenzverletzung in der Nähe von Hamburg an dem englischen Geschäftsträger Rumbold verübt wurde.

Für Kaiser Franz gaben andere Gewaltakte den Ausschlag. Bonaparte hatte sich im August 1802 zum lebenslänglichen Konsul wählen lassen; im Mai 1804 ward er als Kaiser der Franzosen proklamiert. Er war jetzt Frankreich, für lange Jahre nach menschlichem Ermessen. Seine Handlungen konnten keinen Zweifel lassen, daß er Europa unter seinen Willen zu beugen gedachte. Noch 1802 hatte er die Cisalpinische Republik in eine Italienische verwandelt, deren Präsident er selber wurde. Piemont und das von den Engländern vertragsmäßig geräumte Elba wurden an Frankreich angeschlossen,

Parma, deſſen Herzog das neue Königreich Etrurien erhalten hatte, franzöſiſcher Verwaltung überwieſen. Zu Anfang des nächſten Jahres gab Napoleon der Schweiz die Mediationsakte, die auch ſie unter franzöſiſche Aufſicht ſtellte. Wallis, das Durchzugsland von 1800, wurde als ſelbſtändige Republik in beſondere Obhut genommen. Dem Einmarſch der Franzoſen in Hannover folgte wenige Wochen ſpäter das gleiche Vorgehen gegen Neapel, das der Friede von Luneville wieder in die Hand der regierenden Dynaſtie zurück gegeben hatte. Es wirkte auf Zar Alexander ähnlich wie das gegen Malta auf Paul. Er begann, vorwärts zu treiben gegen Frankreich. Im November 1804 kam es zu einer öſterreichiſch-ruſſiſchen Verſtändigung. Als Napoleon im März 1805 ſich auch die Krone des neuen Königreichs Italien, in das er die kaum geſchaffene Italieniſche Republik umgewandelt hatte, aufs Haupt ſetzte und gleichzeitig Genua, die „Ligуriſche Republik", ſeinem Kaiſerreiche einverleibte, war der verabredete Kriegsfall gegeben. Im Auguſt ſchloſſen England, Rußland und Öſterreich die Dritte Koalition. Kaiſer Franz eröffnete den Krieg, indem er ſeine Truppen am 8. September abermals den Inn überſchreiten, ins Reich und gegen Frankreich ziehen ließ.

Sie ſind diesmal nur bis an die Iller gelangt. Man hatte geeilt, um ſich Baierns zu verſichern, das zum Gegner hielt. So wurde das Heer unfertig von der überlegenen Macht getroffen, die Napoleon am Kanal gegen England geſammelt hatte und jetzt heran führte. Mack, der ſeine Unfähigkeit ſchon 1798 als Führer der Neapolitaner glänzend erwieſen hatte, ergab ſich am 17. Oktober mit wohlgerüſteten 25000 Mann ohne Gegenwehr in Ulm. Es iſt das ſchimpflichſte Ereignis, von dem Öſterreichs Kriegsgeſchichte zu berichten weiß. Napoleons Heer, verſtärkt durch den aus Hannover heran ziehenden Bernadotte, ergoß ſich durch Baiern in die Erblande. Wo Widerſtand verſucht wurde, ward er leicht gebrochen. Am 13. November ward Wien beſetzt. Seit den Tagen, da König Rudolf und Matthias Corvinus es gewonnen hatten, war kein Feind in ſeinen Mauern geſehen worden. Die Ruſſen, deren vorderſte Truppen bis an den Inn gelangt waren, hatten ſich nach Mähren zurück-

gezogen. Dort nahm der Zar bei Auſterlitz am 2. Dezember, dem Jahrestage der Kaiſerkrönung Napoleons, die Schlacht an und verhalf Frankreichs Herrn zu ſeinem berühmteſten Siege. Die ruſſiſche Heeresleitung hatte den mit ſtarker Macht heranziehenden Erzherzog Karl nicht abwarten wollen, auch nicht den Ausgang der bewaffneten Vermittelung Preußens.

Zwei Tage nach der Schlacht hat zwiſchen Kaiſer Franz und Napoleon auf freiem Felde eine Begegnung ſtattgefunden. Franz trennte ſeine Sache von der Alexanders. Am 26. Dezember folgte der Preßburger Friede. Öſterreich opferte nicht nur das neu erworbene Venedig, ſondern auch Tirol und den ganzen Reſt ſeiner ſchwäbiſchen Heimatlande. Sie wurden, zuſammen mit dem Breisgau und der Ortenau, aus denen Ferdinand von Modena weichen mußte, unter Baiern, Württemberg und Baden, deren Kontingente, wie auch das darmſtädtiſche, den Fahnen Frankreichs gefolgt waren, aufgeteilt. Baiern erhielt auch das ſoeben von Preußen an Napoleon überlaſſene Ansbach und durfte ſich die Reichsſtadt Augsburg einverleiben. Sein Kurfürſt Maximilian Joſef und Friedrich von Württemberg wurden Könige. Öſterreich ſchied völlig aus dem vorderen Deutſchland aus. Dafür durfte es ſich mit Salzburg und Berchtesgaden entſchädigen, die Franzens Bruder Ferdinand mit dem auf Baierns Koſten neu geſchaffenen Kurfürſtentum Würzburg vertauſchen mußte. Vom erſten Beginn des Feldzuges bis zu ſeinem vollen Abſchluß waren noch nicht 16 Wochen verfloſſen. Wenige große Kriege ſind ſo raſch und glänzend durchgeführt worden. Napoleons Ruhm blendete den Erdkreis.

Der neue Sieg machte ihn zum unumſchränkten Gebieter in Italien und im Reiche. Er ſetzte die Seinen auf alte und neue Throne und verband ſie mit den älteſten Dynaſtien Europas. Wenige Wochen nach dem Preßburger Frieden zog ſein älteſter Bruder Joſef als König in Neapel ein; für den Schwager Murat wurde aus den von Preußen und Baiern abgetretenen rechtsrheiniſchen Reſten des kleviſchen und bergiſchen Landes im März 1806 ein Großherzogtum Berg geſchaffen, das 1807 durch neue preußiſche

Abtretungen erweitert worden ist. Die Batavische Republik verwandelte sich im Mai 1806 in ein Königreich Holland, das der Bruder Ludwig erhielt. Dem Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, seit kurzem Vizekönig von Italien, mußte Maximilian Josef von Baiern im Januar 1806 seine Tochter zur Gemahlin geben, Karl Friedrich von Baden im April den Kurprinzen, seinen Enkel, mit des Kaisers Adoptivtochter Stephanie vermählen. Nie hatten deutsche Kaiser deutsche Fürsten so zu beugen verstanden wie der korsische Advokatensohn es vermochte.

Der Gedanke der deutschen Trias ist vielleicht nicht in Napoleons Haupt entsprungen; er zuerst und er allein hat ihm aber Leben gegeben. Nach dem neuen Siege über Österreich war die Bahn frei für die Bestrebungen, die schon im Reichsdeputationshauptschluß so stark mitgewirkt hatten, mittlere und kleinere deutsche Fürsten zu einer militärisch brauchbaren Gruppe unter Frankreichs Führung, doch in gesicherter Abhängigkeit von ihm, zusammenzufassen Sie wurden in unmittelbarem Anschluß an den Feldzug nachdrücklich wieder aufgenommen. Der Reichserzkanzler selbst, der den Kardinal Fesch, den Oheim Napoleons, als Koadjutor annahm, förderte sie eifrig und feierte den Kaiser als den „Regenerator Deutschlands".

Am 17. Juli 1806 wurde in Paris die Rheinbundsakte unterzeichnet. Am 1. August sagten sich der Reichserzkanzler, die Könige von Baiern und Württemberg, die Großherzöge von Baden, Hessen-Darmstadt und Berg (der Kurfürstentitel verschwand in dem neuen Bunde), die Herzöge von Nassau-Usingen und Aremberg, die Fürsten von Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm und Salm-Kirburg, Isenburg-Birstein, von der Leyen und Liechtenstein vom Reiche los. Kaiser Franz hatte schon im August 1804 Napoleons Kaiserproklamation damit beantwortet, daß er sich zum Erbkaiser von Österreich erklärte. Er legte am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder. So gab es kein Deutsches Reich mehr, kein auch noch so loses politisches Band, das die deutsche Nation noch umschlossen hätte. Am 26 August 1806 wurde der Nürnberger Buchhändler Johann

Philipp Palm, ein geborener Württemberger, der es gewagt hatte, eine in vaterländiſchem Sinne und in vaterländiſcher Erregung geſchriebene Schrift „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung" zu verlegen, in der von den Franzoſen noch nicht geräumten öſterreichiſchen Grenzfeſte Braunau auf Napoleons Geheiß erſchoſſen.

Der Rheinbund konnte aber nicht entſtehen ohne eine abermalige umfaſſende Vernichtung beſtehender und gleichberechtigter ſtaatlicher Gebilde. Die Arbeit des Aufräumens trug diesmal einen anderen Charakter als im Reichsdeputationshauptſchluß. Nicht nur, daß von irgend welcher Mitwirkung des Reichs und ſeiner Organe ſchlechterdings nicht die Rede war, es fehlte auch jede Richtlinie für die Auswahl. Durch die Errichtung des Rheinbundes iſt der Stand der Mediatiſierten geſchaffen worden. Wer aber mediatiſiert werden ſollte, entſchieden allein die Pariſer Verhandlungen. Man hat die beiden letzten ſüddeutſchen Reichsſtädte beſeitigt, Nürnberg an Baiern, Frankfurt dem Reichserzkanzler überwieſen. Sonſt wandte man ſich nicht gegen irgend welche beſtimmte Gattung von Reichsſtänden; es handelte ſich allein um die größere oder geringere Brauchbarkeit für franzöſiſche Zwecke und um die Gunſt, die man beim Allmächtigen zu gewinnen vermochte.

So haben Stände verſchwinden müſſen, die es im Alter des Beſitzes mit jedem, im Umfang wenigſtens mit der unteren Hälfte der neuen Rheinbundsglieder aufnehmen konnten, ja manche übertrafen. Wir urteilen heute milder über die Haltung der deutſchen Höfe in damaliger Zeit als noch vor einem halben Jahrhundert; wir würdigen die Lage, in welcher der Grundſatz des sauve qui peut zu beherrſchender Geltung gelangte. Das kann aber nicht abhalten zu betonen, daß gröberes Unrecht, rückſichtsloſere Vergewaltigung, als ſie damals reichsfreie Fürſten, Grafen, Herren und Ritter erfuhren, in der deutſchen Geſchichte nicht verübt worden iſt. Daß dieſes Verfahren trotz alledem einen Weg zur Geſundung wies, ſoll nicht beſtritten werden.

Der Umfang der mediatiſierten Gebiete übertraf den des jetzigen Königreichs Sachſen und der geſamten thüringiſchen Staaten nicht

unweſentlich; es waren weit über 30000 Quadratkilometer. Dazu kamen die öſterreichiſchen Abtretungen. Von 1803—1806 haben in Deutſchland Landſtriche im Umfange des gegenwärtigen Südens unſeres Reiches den Herren gewechſelt, nicht wenige wiederholt. Das Ergebnis war, daß die bisher am meiſten zerſplitterten und zugleich Frankreich am nächſten liegenden Gebiete unſeres Vaterlandes, die rechtsrheiniſchen Lande vom Bodenſee bis zur Lippe und darüber hinaus und vom Rhein bis zur Iller und Regnitz in geſchloſſene Staaten zuſammengelegt waren: Württemberg, Baden, Heſſen, Naſſau, Berg. Sie waren für kriegeriſche Zwecke trefflich verwendbar, ohne doch gefährlich werden zu können. Die Streitkräfte, die der Rheinbund den vertragsmäßigen 200000 Mann ſeines Protektors bei jedem Kriege zuzuführen hatte, wurden in der Akte auf 63000 Mann beziffert, darunter 30000 Baiern neben 29 Mann des Fürſten von der Leyen und 40 des von Liechtenſtein. Im September 1806 iſt noch Würzburg hinzugetreten. Dazu kamen die Kriegsmittel der übrigen Vaſallenſtaaten des Kaiſerreichs, der Königreiche Holland, Italien, Etrurien, Neapel. Gegen dieſe Macht iſt Preußen 1806 in die Schranken getreten.

Die preußiſche Politik vom Baſeler bis zum Preßburger Frieden iſt oft und mit Recht hart getadelt worden. Weniger noch als der Vater hat Friedrich Wilhelm III. ihre Haltung zu feſtigen vermocht. Unfähige, ja charakterloſe Perſönlichkeiten, zum Teil ausländiſchen Urſprungs, die unter dem Vater emporgekommen waren, behaupteten auch unter dem Sohne gerade in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten entſcheidenden Einfluß. Die Namen Lombard und Lucheſini wecken traurige Erinnerungen in der preußiſchen Geſchichte. Wo der König ſelbſt eingriff, ſtand er unter dem Einfluß einer faſt zaghaften, jedenfalls völlig ungerechtfertigten Friedensliebe.

So hat Napoleon Preußen bald lockend, bald drohend vom Kriege fern halten können, bis es auf dem Kontinente eine Frankreich ebenbürtige Macht nicht mehr gab. Die Beſetzung Hannovers hatte Haugwitz 1804 zum Kriegsfall machen wollen, zweifellos mit

Recht. Denn indem Preußen dieſen Eingriff in ſeine eigenſte Intereſſenſphäre ruhig hinnahm, ſtellte es ſich ein nur zu deutliches Zeugnis der Schwäche und Unentſchloſſenheit aus. Haugwitz vermochte aber den König nicht für ſeine Auffaſſung zu gewinnen. Als ſie im folgenden Jahre dann doch den Sieg davon trug und er ſelbſt beauftragt wurde, zwiſchen den Kriegführenden eine Vermittelung zu verſuchen, die kaum anders als eine bewaffnete bezeichnet werden kann, da zwiſchen dem König und dem Zaren ſchon Verabredungen getroffen waren, die den Kriegsfall feſtlegten, fehlte ihm doch der Mut, die gefährliche Miſſion mit dem Nachdruck durchzuführen, der ihr allein einen Erfolg hätte ſichern können. Er ließ ſich nach Auſterlitz am 15. Dezember den unbegreiflichen Schönbrunner Vertrag abringen, der alten Beſitz — Ansbach, Kleve, Neuenburg — dahingab für Hannover und Preußen vor aller Welt als den zugleich Schwachen und Begehrlichen brandmarkte.

Für Napoleon fehlte jetzt jeder Anlaß, dieſe Macht weiter zu ſchonen. Er erzwang zwei Monate ſpäter einen neuen Vertrag, der Preußen zur Schließung der hannoverſchen Häfen, alſo zu offener Feindſeligkeit gegen England, verpflichtete. Er verſäumte keine Gelegenheit, Preußen ſeine Abneigung und ſeine Geringſchätzung, ja ſeinen Haß und ſeine Verachtung fühlen zu laſſen. Er mißachtete preußiſche Beſitzrechte in den niederrheiniſchen Grenzgegenden. Er ließ der Begründung des Rheinbundes in Berlin die Anregung zu einer ähnlichen Vereinigung in Norddeutſchland folgen, wirkte ihrem Zuſtandekommen aber entgegen. In Verhandlungen mit England verfügte er über Hannover, in ſolchen mit Rußland und Schweden über preußiſches Gebiet als freie Austauſchobjekte. In dieſer Lage hat Friedrich Wilhelm III. der öffentlichen Meinung in Heer und Volk nachgeben müſſen. Es iſt das erſte Mal, daß ſie in Brandenburg-Preußens Geſchichte einen beſtimmenden Einfluß auf die Lenkung des Staates gewonnen hat. Der Krieg wurde erklärt in einem Augenblicke, wo er völlig ausſichtslos war. Es war der traurige Ausgang einer Periode beklagenswerter Schwäche und Kurzſichtigkeit.

In der Beurteilung des Zuſammenbruchs, den Preußen 1806 erlebte, pflegt man den Blick zuerſt auf ſein Heer zu richten, das Heer Friedrichs des Großen. Es war in allem Weſentlichen das alte, in Form und Geiſt. Es erlag der ſtrategiſchen Überlegenheit Napoleons, der taktiſchen ſeiner Generale und Soldaten und mehr noch der Übermacht, der gegenüber endgültiger Erfolg überhaupt ausgeſchloſſen war. Vernichtend wurde die Entſcheidungsſchlacht, weil ſie gegen alles Erwarten und auch ohne ſchweres Verſchulden der preußiſchen Oberleitung in verkehrter Front geſchlagen werden mußte. Der Sieger ſtand der Hauptſtadt und den Hilfsquellen der Monarchie gleich nahe, ja näher als der Beſiegte. Am elften Tage nach der Schlacht von Jena und Auerſtedt (14. Oktober) ward Berlin beſetzt. Daß Karl Wilhelm Ferdinand gleich zu Beginn des Kampfes tödlich verwundet wurde, war noch ein beſonderer Schickſalsſchlag. So folgten die Zertrümmerung des Heeres, das Abdrängen anſehnlicher Abteilungen, die Kapitulationen. Und hier allerdings ſteigerte ſich die Kopfloſigkeit höherer Führer bis an und über die Grenze der Gewiſſenloſigkeit. Sie wurde überſchritten in der Art, wie die meiſten preußiſchen Feſtungen, und unter ihnen gerade die am beſten zur Verteidigung geeigneten, ſich dem Feinde öffneten. Dieſe Hergänge gehören doch zu dem Schmachvollſten, was je in der Kriegsgeſchichte eines Volkes erlebt worden iſt. Daß Neiße und Danzig, Glatz, Koſel, Kolberg und Graudenz, die vier letztgenannten auch mit endgültigem Erfolge, eine rühmliche Ausnahme machten, läßt die Haltung der übrigen nur noch tadelnswerter erſcheinen.

Die Mängel in den Leiſtungen der bewaffneten Macht konnten nicht ausgeglichen werden durch Kräfte, die lebendig geworden wären in Volk und Staat. Nur zu oft erſchöpfte ſich die Tätigkeit der Behörden in Ermahnungen zur Ruhe. Ihre gute Organiſation und die überlieferte Pflichttreue erleichterten dem Feinde nicht wenig die raſche Erſchließung aller Hilfsquellen des eroberten Landes. Es fehlte in der Bevölkerung nicht an Opferwilligen; aber nur vereinzelt fanden ſich Männer, die bereit und imſtande waren, die

zerſtreuten Kräfte zu ſammeln und zum Widerſtande zuſammen zu faſſen. Das Gefühl, daß es um Preußens und Deutſchlands Exiſtenz gehe, war doch nur in engen Kreiſen lebendig. Fichte und Schleiermacher waren Prediger in der Wüſte. Nicht wenigen der Gebildeten erſchien der franzöſiſche Sieg als der Anbruch einer neuen Zeit allgemeiner Freiheit und Völkerverbrüderung; Napoleons Titanengeſtalt erzwang Bewunderung. Auch Männer von feſterem und reinerem Charakter als Johannes von Müller wechſelten ihre Geſinnung. Daß dem Schrecklichen auch hinreißende Liebenswürdigkeit zu Gebote ſtand, wenn ihre Anwendung förderlich oder wenigſtens unſchädlich erſchien, hat damals und ſonſt manchem das Umfallen erleichtert. So ſind Preußens Gaue noch raſcher vom Feinde überflutet und ihm dienſtbar geworden als früher die oberdeutſchen und öſterreichiſchen Lande.

Erſt hinter der Weichſel hat man wieder nachhaltigen Widerſtand geleiſtet. Zwiſchen Alexander und Napoleon war nach Auſterlitz noch kein Friede geſchloſſen worden. So nahmen die heranrückenden Ruſſen den Reſt des preußiſchen Heeres auf. In dem mörderiſchen Kampfe auf den Schneefeldern von Preußiſch-Eylau (7. und 8. Februar 1807) zeigte ſich doch, daß der Soldatengeiſt des friderizianiſchen Heeres noch nicht erſtorben war. Zum erſten Mal ſah Napoleon ſich in einen Krieg verwickelt, der ihn nicht von Sieg zu Sieg führte, zum erſten Mal in einen Winterfeldzug. Die Entlegenheit, die Weiträumigkeit und die ſpröde, karge Natur des Nordoſtens erſchwerten Sammlung und Verwendung der Kräfte. Vom Februar bis in den Juni verging die Zeit mit unerläßlichen Vorbereitungen. Bennigſens Unfähigkeit als Führer verſchaffte dann dem Kaiſer bei Friedland (14. Juni) einen verhältnismäßig leichten Sieg.

Der Zar war des Kampfes müde. Wie hätte Friedrich Wilhelm III., der ſich in die äußerſte Stadt ſeines Reiches zurück gedrängt ſah, ihn fortſetzen können! So kam es am 9. Juli 1807 zum Tilſiter Frieden. Alexander war ſchon ein Verbündeter Napoleons geworden, ehe er abgeſchloſſen wurde. Preußen verlor — Hannover, das man als vollgültigen Beſitz nicht anſehen kann, ungerechnet —

rund die Hälfte seines Gebietes, alles Land westlich der Elbe und aus seinem polnischen Gewinn alles, was es 1793 und 1795 davongetragen hatte, dazu noch das Kulmerland und den Netzedistrikt, an Sachsen den Kottbuser Kreis. In den weiten Raum zwischen Königsberg und Breslau schob sich das Herzogtum Warschau als neuer napoleonischer Vasallenstaat ein, mit der Vergrößerung, die es 1809 erfuhr, Preußen selbst an Umfang überlegen, an Einwohnerzahl kaum nachstehend. Sachsen, Hessen-Kassel, Braunschweig, Sachsen-Weimar waren Preußens Bundesgenossen gewesen. Jetzt wurde Kurfürst Friedrich August ein Rheinbundkönig und zugleich Herzog von Warschau. Karl August von Weimar, der den Anfang des Feldzugs als preußischer General mitgemacht hatte, fand nur mit Mühe Gnade vor dem Gewaltigen. Das Kurfürstentum Hessen-Kassel und das Braunschweiger Herzogtum wurden mit preußischen und hannoverschen Gebietsteilen zu der monströsen Bildung des Königreichs Westfalen zusammengeschweißt, das von der roten Erde nicht mehr als eine dürftige Beimischung in sich schloß und Napoleons jüngsten, noch nicht 23 Jahre alten Bruder Jerome zum Könige erhielt. Das Großherzogtum Berg ward durch Münster, die Grafschaften Mark, Teklenburg, Lingen und die Abteien Elten, Essen, Werden, das Königreich der Niederlande durch Ostfriesland vergrößert. Was in Deutschland nicht österreichisch oder preußisch war, mußte sich dem Rheinbunde anschließen. Deutschlands Drittelung war vollendet, das weitaus größte, bevölkertste, reichste Drittel Untertanenland Frankreichs.

Der Sieg über Preußen bedeutet den Höhepunkt von Napoleons Glück, wenngleich er seine Macht zunächst noch zu mehren vermochte. Dem Rückblickenden erscheinen die Ereignisse märchenhaft. In weniger als drei Jahren hatte der Leiter des französischen Staatswesens seine Familie zur mächtigsten und besitzreichsten Dynastie Europas gemacht, vor der sich die ältesten Herrschergeschlechter beugten. Nie und nirgends hat die Geschichte Ähnliches gesehen. Sie weiß auch von keiner Potentatenversammlung zu berichten, die der von Erfurt, wo Napoleon vom 27. September bis 14. Oktober 1808 außer dem

Zaren 34 Fürſten, darunter 4 Könige, um ſich verſammelte, zur Seite zu ſtellen wäre.

Im Frühling 1809 hat Öſterreich, allein, wie Preußen 1806, noch einmal verſucht, dem Übermächtigen Schranken zu ſetzen. Der entſchloſſene und arbeitsfreudige Graf Stadion hatte das Seine getan, die geſamten Kräfte der Monarchie in den Dienſt der großen Sache zu ſtellen. Aber ſchon wenige Tagemärſche von der Grenze ward den Vorrückenden Halt geboten. Weſentlich mit Rheinbundstruppen konnte Napoleon bei Abensberg, Eggmühl und Regensburg ihre Umkehr erzwingen. Noch nicht drei Wochen ſpäter ſtand er vor Wien. Beim Verſuche, die Donau zu überſchreiten, mußte er es dann am 21. und 22. Mai bei Aspern und Eßling zum erſten Mal erleben, daß er das Schlachtfeld dem Gegner, Erzherzog Karl, überlaſſen mußte. Aber am 5. und 6. Juli wetzte er bei Wagram die Scharte aus. Öſterreich ſchloß den Stillſtand von Znaim, dem, allerdings erſt drei Monate ſpäter (14. Oktober), der Friede von Schönbrunn folgte. Es mußte Salzburg und Berchtesgaden und allen Beſitz ſüdlich der Sau opfern; vom Meere wurde es abgedrängt.

Unverkennbar war aber doch in dieſem Kriege eine geſteigerte Widerſtandskraft des alten Gegners zu Tage getreten, zugleich in der Nachhaltigkeit der Regierung und in der Teilnahme des Volkes. Über die Erhebung der Tiroler ſind ſpäter aus liberalen Anſchauungen heraus abfällige Urteile gefällt worden, weil ſie ſich nicht zuletzt gegen Montgelas', des allmächtigen bairiſchen Miniſters, Aufklärungsſyſtem richtete. Das feſte Einſtehen des tapferen Bergvolks für ſeinen Kaiſer und ſeinen Glauben bleibt doch eine befreiende Tat, ſein unverzagter Mut, der die Landeshauptſtadt dem Feinde dreimal zu entreißen vermochte, ein Ruhmestitel deutſcher Volkskraft. Im Norden erhoben ſich die Herzen an der feſten Entſchloſſenheit Friedrich Wilhelms, des jüngſten der Söhne Karl Wilhelm Ferdinands, der ſeine Braunſchweiger mitten durch das vom Feinde beherrſchte Land den weiten Weg vom Erzgebirge zur Nordſee führte, und an Schills waghalſiger Tollkühnheit.

Immer rückſichtsloſer aber ſetzte ſich Napoleon wie über die Inter-

essen der Herrscher, so über die der Völker hinweg. Durch sein ebenso gewissenloses wie gewalttätiges Eingreifen auf der Pyrenäischen Halbinsel entzündete er ein Feuer, dessen Ausbreitung besonders von den deutschen Patrioten mit gespannter Hoffnung beobachtet wurde. Zum ersten Male in diesen Kriegen versuchte England hier mit Erfolg auf dem Lande zu kämpfen. So weit Freiheit der Meere in den unterjochten Ländern als ein Bedürfnis empfunden ward, herrschte Erbitterung über die Kontinentalsperre, die Napoleon im November 1806 von Berlin aus dekretiert hatte. Als sie ihm 1810 Anlaß wurde, die Niederlande und alles anstoßende deutsche Küstengebiet bis Lübeck hin zu annektieren, beschenkte er Frankreich mit Millionen neuer, zähneknirschender Untertanen. Er hatte 1809 dem Kirchenstaate ein Ende und Pius VII. zum Gefangenen gemacht. Die Kreise, die er einst gewonnen hatte, indem er durch ein Konkordat die Lage der unter der Republik so hart bedrängten Kirche besserte, wandten sich in bitterer Enttäuschung von ihm ab. Die Menschenopfer, die seine ununterbrochenen Kriege forderten, wurden von französischen und nichtfranzösischen Untertanen und Abhängigen von Jahr zu Jahr schmerzlicher empfunden; war doch allgemein an die Stelle der Werbungen die Aushebung getreten. In dieser Stimmung peitschte Napoleon die Völker Europas in den russischen Krieg. Daß es möglich war, ist wohl einer der stärksten geschichtlichen Belege, was titanenhafter Verstand und Wille eines Einzelnen durch Handhabung militärischer Organisation zu erreichen vermögen.

Verständnis für die Bedingungen geschichtlichen Werdens ist Napoleon versagt geblieben; seine Kenntnis der Vergangenheit ging über das Anekdotenhafte nicht hinaus. So ist es ihm nicht klar geworden, daß er unmöglich Rußland zum dauernden Sklaven seiner Machtbestrebungen machen konnte. Zar Alexander hat die Freundschaft mit Napoleon gut auszunutzen verstanden. Er hat 1807 nicht verschmäht, auf Kosten des preußischen Bundesgenossen sein Reich durch den Bezirk Bialystok zu erweitern, hat 1809 für seine Unterstützung Frankreichs von Österreich aus dessen pol-

niſchem Erwerb den Kreis Tarnopol entgegengenommen. Willig hat er ſich gebrauchen laſſen, Schweden zum Anſchluß an die Kontinentalſperre zu zwingen; hatte er ſich doch ſchon in Tilſit Napoleons Einwilligung zur Erwerbung Finlands geben laſſen. Gegen die Türkei hatte Alexander in dieſen Jahren freie Hand. Nie zuvor und nie nachher iſt ruſſiſche Eroberungspolitik von Frankreich her ſo gefördert worden wie in den Jahren des äußerlichen guten Einvernehmens zwiſchen Alexander und Napoleon. Aber unmöglich konnte Rußland ſich längere Zeit in die Feſſeln der Kontinentalſperre ſchlagen laſſen; es wäre gleichbedeutend geweſen mit ſeinem wirtſchaftlichen Ruin. Sein Abfall aber war, bei Napoleons Denkweiſe, der Krieg. Daß man Rußland allenfalls beſetzen, auch ſchwächen, nie aber es unterjochen kann, blieb ihm verborgen.

Man könnte entgegnen, daß es den Zeitgenoſſen nicht anders ging. Denn ſo weit wir ſehen können, überwog die Meinung durchaus, daß der Moskowiter-Großmacht ihr letztes Stündlein geſchlagen habe. Keiner der halb oder ganz Abhängigen wagte ſich zu verſagen. So konnte Napoleon ein überwiegend aus Nichtfranzoſen zuſammengeſetztes Heer heran führen, wie es die Weltgeſchichte noch nicht geſehen hatte. Denn alle Vergleiche mit Perſerkriegen, Völkerwanderung, Kreuzzügen ſind völlig hinfällig. Die mit Preußen gemachte Erfahrung hätte warnen ſollen vor dem Irrtum, Eroberung der feindlichen Hauptſtadt und Entſcheidung des Krieges als gleichbedeutend anzuſehen. Eine ſtaffelweiſe Beſitzergreifung hätte wenigſtens zu einem vorläufigen Erfolge führen können. Da Napoleon erſt in Moskau Halt machte, erlag er mehr elementaren Gewalten als den menſchlichen Gegnern. Nur traurige Trümmer des gewaltigen Heeres, das ſiegesſicher die ruſſiſche Grenze überſchritten hatte, ſahen ſie wieder. Er hatte auf Schweden und Türken gehofft. Aber wie hätten ihm zur Hand gehen ſollen, die er ſelbſt dem Zaren geopfert hatte? Unwahrhaftigkeit, Treuloſigkeit, Hinterliſt haben doch auch in der Politik ihre Grenzen, enge Grenzen. Selbſt die Polen leiſteten nicht, was ſie hätten leiſten können. Ihr

Nationalheld Kosciuszko war der Meinung, Napoleon wolle in Polen nur ein Lager haben, aber nicht ein Forum, und hatte recht.

Dem ruſſiſchen Feldzuge folgte Preußens Erhebung; ſie iſt ohne 1812 nicht denkbar. Aber ihren Erfolg verdankt ſie vor allem ſich ſelbſt.

Der preußiſche Staat war, wie einer, das Gebilde ſeiner Herrſcher. Aber in den Jahren der Demütigung zeigte ſich doch, daß neben dem Willen des Königs noch ein anderer in ihm ſtark war, der auf dem freien Entſchluß der Untertanen beruhte. Er hätte nichts vermocht *gegen* den Monarchen, aber *mit* ihm war er zu allem fähig. Mehr als bei den Niederlagen Öſterreichs ergriff bei Preußens Sturz die Beſten deutſcher Nation die Empfindung, daß es ſich auch um *deren* Exiſtenz handele. Mehr auch als im Kaiſerreiche haben die hervorragendſten Kräfte des Geſamt-Vaterlandes ſich in dem jüngeren und kleineren Staatsweſen zuſammen gefunden, es wieder aufzurichten. Stein und Hardenberg, Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau, Fichte und Ernſt Moritz Arndt, ſie alle waren keine Preußen.

Napoleon hat das Seine getan, den niedergeworfenen Staat in dauernde Ohnmacht hinab zu drücken. Wenn rechtfertigend bemerkt worden iſt, daß er der Gefahr bedrohlicher Erſtarkung habe begegnen müſſen, ſo kann man mit ſolchem Argument ſo ziemlich jede Vergewaltigung des Schwachen durch den Starken begründen und entſchuldigen. Zu den Tilſiter Gebietsabtretungen kam die unerhört hohe Kriegsentſchädigung von 150 Millionen Talern, auf den Kopf der Bevölkerung ziemlich ebenſo viel, wie Frankreich 1871 auferlegt wurde. Was bedeutete aber Preußens Wohlſtand gegenüber dem Frankreichs und andererſeits der Geldwert von 1807 gegenüber dem von 1871! Brutale, nicht ſelten auch ſchamloſe Erpreſſungen des Kaiſers und ſeiner Leute haben dieſe Summe noch ganz erheblich in die Höhe getrieben. Vertragsbrüchig zu werden, gehörte zur andern Natur Napoleons; nie aber hat er dieſem Hange ſo die Zügel ſchießen laſſen wie gegenüber Preußen. Während der ganzen folgenden Friedenszeit hat er die Hauptfeſtungen des Landes, das zu

räumen er verpflichtet war, besetzt gehalten. Die dauernde Gegenwart des Feindes, die unaufhörlichen Durchmärsche brachten auch dem Letzten im Volke die Fremdherrschaft zum Bewußtsein. So entwickelte sich die Stimmung, die der folgenden Erhebung Einmütigkeit, Kraft und Nachhaltigkeit gegeben hat.

Der Wiedererstarkung Preußens hat Napoleons Verfahren schwere Hemmnisse in den Weg gelegt. Sie ist gleichwohl erfolgt, erfolgt rasch und zu einer Kraft, mit der doch auch Napoleon nicht gerechnet hatte. Sie ward erreicht durch innere Sammlung, durch Reformen, vor allem der Verwaltung, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung, des Heerwesens. Die ländlichen Verhältnisse erfuhren eine tiefgreifende Umgestaltung; die starre Unbeweglichkeit des Besitzes wurde gelöst, die Erbuntertänigkeit aufgehoben, der Stand der freien Bauern wesentlich gemehrt, der Frondienst beseitigt. Eine neue Städteordnung entzog die bürgerliche Verwaltung den überlieferten Korporationen, legte sie in die Hände gewählter Kollegien; ein Gewerbegesetz lockerte die Gebundenheit der Zünfte. Eine gewisse Freizügigkeit und die Beseitigung der adligen Vorrechte öffneten einer gesunderen Mischung der gesellschaftlichen Klassen und der gesamten Staatsangehörigen die Bahn. Trotz der kargen Dürftigkeit der verfügbaren Mittel wußte man der Überzeugung, daß höhere und höchste Bildung Wohlfahrt und Macht des Staates mehre, in Neugründungen bedeutungsvollen Ausdruck zu geben. Das Jahr 1810 sah die längst geplante Berliner Universität entstehen, das nächste die Breslauer aus der Vereinigung der von Joachim I. begründeten Frankfurter Hochschule mit der philosophisch-theologischen Leopoldina.

Vor allem aber wurde das Heerwesen auf neue Grundlagen gestellt. Die Armee sollte in Zukunft nur aus Inländern bestehen, die Werbung ganz aufhören. Den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht hat Scharnhorst noch vergebens verfochten; aber die Auffassung, daß Vaterlandsverteidigung Ehrenpflicht sei, wurde doch so sehr Gemeingut, daß 1814, nach erkämpftem Siege, die kühne

Neuerung durchgeführt werden konnte. Eine gründliche Umgeſtaltung erfuhr die Kriegszucht; der Stock verſchwand aus der Armee, am früheſten in ganz Europa. Der Geiſt, der ſich in dieſen Jahren im Offizierkorps lebendig zeigte, iſt wohl der beſte Beleg für die geiſtigen und ſittlichen Kräfte, die in der Schöpfung des großen Friedrich beſchloſſen lagen. Gingen doch die leitenden Männer aus ihr hervor. Man hat verſtanden, ihn auf den gemeinen Mann zu übertragen. So konnte Napoleons Gebot, das Preußens ſtehendes Heer auf 42000 Mann beſchränkte, aus einer Bedingung der Schwäche, als die es gedacht war, eine ſolche der Stärke werden. Durch das Syſtem der Krümper, die die Reſerve-Infanteriebataillone füllten, vermochte man 1813 gediente Mannſchaften in einer Zahl aufzubringen (alles in allem nach und nach wohl 300000 Felddienſttüchtige), wie es dem noch nicht fünf Millionen Einwohner zählenden Staate bei ſeiner alten Wehrverfaſſung nicht möglich geweſen wäre, wie es bis auf den gegenwärtigen Krieg hin überhaupt kaum je ein geordnetes Staatsweſen von gleicher Bevölkerungszahl fertig gebracht hat. Das Heer, welches im Frühling 1813 Napoleon gegenüber trat, glich dem bei Jena zertrümmerten nur in einem, im alten brandenburgiſchen Kampfesmut und im preußiſchen Waffenſtolz. Es brannte vor Begier, ſich mit den Bedrückern zu meſſen.

In den Jahren 1808 bis 1812 hat Preußens Beſtand mehr als einmal an einem Faden gehangen. Hätte hinter Napoleons Mißtrauen klare Einſicht geſtanden, er würde der wiederholten Verſuchung, dieſem Staatsweſen ein Ende zu machen, erlegen ſein. So haben ſeine Eingriffe, wie die im November 1808 erzwungene Entlaſſung Steins, weit mehr gereizt als gehindert. Friedrich Wilhelms III. Verdienſt wird es immer bleiben, daß er vorzeitiges Losſchlagen verhütet hat. Es wäre gleichbedeutend geweſen mit Preußens Untergang. Ob der König die Lage, in die York als Führer des preußiſchen Hilfskorps geriet, voraus geſehen und in ſeine Erwägungen einbezogen hat, iſt umſtritten. York konnte doch kaum im Zweifel ſein, daß eine Handlung, wie er ſie am 30. Dezember 1812 in der Konvention von Tauroggen vollzog,

die Billigung des Königs finden werde. Unmöglich konnte Friedrich Wilhelm ſofort in gleichem Sinne Stellung nehmen. Aber am 23. Januar 1813 vertauſchte er Berlin mit Breslau, der Hauptſtadt der einzigen Provinz, die außer Oſtpreußen nicht vom Feinde beherrſcht wurde, und am 3. Februar folgte der Aufruf, der die nicht Wehrpflichtigen zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone aufforderte, am 17. März der „An mein Volk“. Wir wiſſen nicht von vielen Geſunden, die daheim geblieben ſind. Der Sinn aber, in dem die Waffen ergriffen wurden, ſpiegelt ſich in dem bekannten Hergang im Berliner Luſtgarten wider. Als York dort eine kurze Anſprache, die er an ſeine Füſiliere richtete, mit den Worten ſchloß: „Ich ſchwöre Euch, mich ſieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder“, antwortete ein Mann aus dem Gliede: „Das ſoll ein Wort ſein!“ und die Antwort hallte wider im Bataillon.

Nicht ohne Betrübnis kann man der Tatſache gedenken, daß die preußiſche Erhebung keine deutſche wurde. Aber es war ein Verhängnis, das, wie ſo manches andere, aus unſerer Geſchichte nicht hinweg gedacht werden kann. Der Werdegang unſeres nationalen Staatsweſens hat nun einmal durch dunkele und dunkelſte Wegſtrecken geführt. Wie hätten die Rheinbundſtaaten, von denen alle größeren, was ſie vorſtellten, doch erſt durch Napoleon geworden waren, ſich losſagen ſollen von ihrem Herrn und Meiſter! Da die Franzoſen bis hinter Elbe und Saale zurückwichen, beſtand öſtlich dieſer Linie Freiheit der Entſchließung. Meklenburg, Anhalt, Hamburg und Lübeck haben davon im deutſchen Sinne Gebrauch gemacht, Hamburg zu ſeinem ſchweren Schaden. Friedrich Auguſt von Sachſen nahm lieber das Exil auf ſich in der Hoffnung, „mit Hilfe ſeines großen Alliierten wieder in das Reich ſeiner Väter zurück zu kommen“. Der Anmarſch überlegener franzöſiſcher Streitkräfte hinderte jeden weiteren Abfall. Im Volk hat ſich, abgeſehen von wenigen weſtfäliſchen und direkt unter Frankreich geſtellten Gebieten, dazu auch nirgends eine Neigung gezeigt. Man war gewohnt, dem Landesherrn zu folgen, war als Untertan und Soldat deutſch, ſoweit er es an-

ordnete. So haben im Befreiungskriege, wie 1805, 1806 und 1809, Deutſche gegen Deutſche gefochten. In Deutſchland wiederholte ſich, was in Spanien geſchah, wo Rheinbundtruppen der hannoveriſch-deutſchen Legion gegenüber ſtanden.

In den mörderiſchen Schlachten von Großgörſchen und Bautzen zu Anfang und zu Ende des Maimonats kam Napoleon die wilde Entſchloſſenheit des Gegners zu vollem Bewußtſein. Er hat in beiden Fällen den Rückzug des Feindes zu erzwingen vermocht, aber ohne Trophäen, ja mit eigener Einbuße von Geſchützen und unter weſentlich ſchwereren Verluſten, als er ſie den Verbündeten beibringen konnte. Überall, wo auf den Feind ſtieß, was preußiſch war, offenbarten ſich keckſter Wagemut und verwegenſte Angriffsluſt. Die Franzoſen ſahen ſich die Meiſterſchaft auf dem Schlachtfelde, in deren Beſitz Napoleon ſie geſetzt hatte, ſtreitig gemacht. Ihre Zuſammenſtöße mit den Preußen gewannen eine beſondere Erbitterung. Indem wenige Tage nach der Bautzener Schlacht (am 4. Juni) der Pläswitzer Waffenſtillſtand den Kampf unterbrach, erfüllten ſich franzöſiſche und ruſſiſche, nicht preußiſche Wünſche.

Doch iſt dieſer Stillſtand weit mehr Preußen und Deutſchland als Napoleon zugute gekommen. Der Kaiſer zeigte ſich unfähig zu beſonnener Nachgiebigkeit. So zwang er Öſterreich zum Anſchluß an die Verbündeten. Metternich, der nach Wagram an Stadions Stelle getreten war, hat nie deutſche Politik getrieben; aber man wird es ihm ſtets anrechnen müſſen, daß er im Sommer 1813 umſichtig und entſchloſſen Öſterreich in die richtige Stellung wies. Er hatte des Kaiſerſtaates engen Anſchluß an Frankreich, Marie Luiſens Vermählung mit Napoleon, ins Werk geſetzt; er erkannte jetzt, daß Neutralität Öſterreichs Beſtand gefährden konnte. Der Waffenſtillſtand gab Napoleon, aber auch den Verbündeten Zeit zu neuen Rüſtungen. Beſonders die preußiſche Wehrkraft entwickelte ſich jetzt zu ihrer vollen Stärke. In den Kaliſcher Abmachungen mit Rußland Ende Februar war ihr mehr die Rolle einer Hilfsmacht zugedacht. Darüber war ſie ſchon in den verfloſſenen Kämpfen hinaus gewachſen, indem ziemlich die Hälfte der

Streitenden Preußen waren. Nach der Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten ſtellte Preußen das ſtärkſte Kontingent zum verbündeten Heere. Es waren auch inzwiſchen Verträge zum Abſchluß gelangt, die Bernadotte mit einem ſchwediſchen Heere nach Deutſchland herüber führten und England, das ſich bisher zurück gehalten hatte, zu Subſidien verpflichteten.

In den folgenden Kämpfen leuchtet vor allem der Name Blücher hervor. Es war die allgemeine Meinung, daß er in eine leitende Stellung gehöre. „Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ Man wird auch hier wieder ſich erinnern müſſen, daß der Mann in ſeinem innerſten Kerne doch die Verkörperung des alten Heerweſens darſtellte, des Beſten, was in ihm lebte. Das Rückwärts von Großgörſchen und Bautzen konnte er jetzt in ſein Vorwärts umwandeln. Er iſt es vor allen Andern geweſen, der mit ſeinem Schleſiſchen Heere die beiden andern großen Abteilungen der verbündeten Streitkräfte, die Böhmiſche Haupt- und die Nordarmee, mit ihren Führern Schwarzenberg und Bernadotte zum gemeinſamen Angriff zuſammen nötigte.

Napoleon hatte die ſchmerzliche Erfahrung machen müſſen, daß das Glück ſeine ſieggewohnten Generale verließ. Seine Vorſtöße aus der Dresdener Zentralſtellung wurden ſämtlich verluſtvoll zurückgewieſen. Am 23. Auguſt ward Oudinot bei Großbeeren, vor den Toren Berlins, von Bülow geſchlagen, am 26. Macdonald von Blücher an der Katzbach. Als Napoleon die gleichzeitig vor Dresden zurück geworfene Böhmiſche Armee verfolgen ließ, geriet Vandamme zwiſchen Kulm und Nollendorf mit ſeinem Korps in Gefangenſchaft. Am 6. September wurde auch Ney, der an Oudinots Stelle getreten war, von Bülow und Tauentzien bei Dennewitz beſiegt. Der Übergang der Schleſiſchen Armee über die Elbe und die dadurch erzwungene Verbindung der Nordarmee mit ihr nötigten Napoleon, Dresden mit Leipzig zu vertauſchen. Dort erlag er in der dreitägigen Völkerſchlacht der überlegenen

Macht der Gegner. Raſcher, als er je ein Land gewonnen hatte, verlor er jetzt Deutſchland. Im Laufe des November überſchritten ſeine Truppen, ſo weit ſie nicht noch feſte Plätze diesſeits des Rheines beſetzt hielten, als Flüchtlinge den Strom, über den ſie ſo oft zu Siegen hinaus gezogen waren. Die beſetzten Feſtungen haben die Franzoſen mit einer Hartnäckigkeit verteidigt, die ſich leider rühmlich abhebt von den Hergängen, deren Schauplatz Preußen 1806 geweſen war.

Erſt dieſe Ereigniſſe haben dem Rheinbunde das Ende bereitet. Am 8. Oktober hatte Baiern mit Öſterreich den Vertrag von Ried geſchloſſen, der es auf die Seite der Verbündeten herüber brachte. Für die Gebiete, die es an Öſterreich zurück geben ſollte, wurde ihm vollwertige Entſchädigung zugeſichert. Friedrich Auguſt von Sachſen war in Leipzig ein Gefangener Preußens geworden. Württemberg, Baden, Heſſen haben ſich nach der Leipziger Schlacht von Napoleon losgeſagt. Es war natürlich, daß Weſtfalen wieder in ſeine Beſtandteile zerfiel. Mit bairiſchen und öſterreichiſchen Streitkräften hat Wrede bei Hanau am 30. und 31. Oktober Napoleon erfolglos aufzuhalten verſucht. An dem Feldzug nach Frankreich hinein haben ſich ſüddeutſche Truppen dann in namhafter Zahl und tapferſter Haltung beteiligt. Für ſie iſt die kriegeriſche Wiedergeburt, die Deutſchland in der Franzoſenzeit erfuhr, an den Dienſt unter Napoleon geknüpft. Es hat lange gedauert, bis die Verſchiedenheit der Erinnerungen in Nord und Süd ſich ausglich.

Der Rhein hat den Operationen der Verbündeten durch Wochen, ja Monate eine Grenze geſetzt, nicht, weil man ihn nicht hätte überſchreiten *können*; man zögerte, es zu tun. Sowohl Kaiſer Franz wie Kaiſer Alexander waren nicht abgeneigt, Frankreich Deutſchland gegenüber in den Grenzen von Luneville beſtehen und Napoleon an ſeiner Spitze zu laſſen. Menſchlichem Ermeſſen nach wäre das gleichbedeutend geweſen mit dem dauernden Verluſt des linken Rheinufers und ſeiner von Baſel bis Emmerich rein deutſchen Bevölkerung.

Wenn unſer Vaterland vor dieſem Unglück, das auch ſeine

dauernde Zersplitterung mit sich geführt haben würde, bewahrt blieb, so verdankte es das dem unbeugsamen Hochmut des Emporkömmlings. Er zwang seine Gegner zum Vernichtungskrieg. Er „wollte sich nicht retten lassen". Es zeigte sich bald, daß Frankreichs Kräfte erschöpft waren. Noch hatten, auch in den letzten Monaten, nicht wenige Deutsche in dem französischen Heeresverbande gestritten, dem sie angehörten; jetzt mußte Frankreich die Lücken fast ausschließlich aus den Reihen der eigenen Kinder füllen. Selbst Napoleon vermochte das Nötige nicht heraus zu pressen. Sein Genie hat ihn nicht verlassen. Es hat sich vielleicht in den letzten Kämpfen mehr betätigt als je zuvor. Da Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten ihn zeitweise begünstigten, konnte er sogar gegen ihre erdrückende Übermacht noch Erfolge erringen. Als aber sein verzweifelter Vorstoß rheinwärts, in den Rücken der Gegner, Paris entblößte, fiel Frankreichs Hauptstadt, die noch nie einen auswärtigen Feind in ihren Mauern gesehen hatte, in die Hand der Fremden. Am 31. März, genau drei Monate nachdem Blücher als Erster der Verbündeten bei Kaub den Rhein überschritten hatte, hielten Preußen und Russen ihren Einzug. Wiederum war es die preußische Heeresleitung gewesen, die durch entschlossenes Vorwärtsdrängen den Erfolg gesichert hatte. Napoleon wurde Kaiser von Elba.

Das Urteil über Napoleon hat ungeheuere Wandlungen durchgemacht und unterliegt noch heute den größten Schwankungen. Am richtigsten haben doch die Zeitgenossen den Mann gesehen in den Jahren, da sich sein Sturz vorbereitete und vollzog. Sie sind so gut wie einstimmig erfüllt von Erbitterung gegen den Vergewaltiger jedes Rechts. Ihr Haß bleibt trotzdem zurück hinter seiner Schuld. Das Titanenhafte der Persönlichkeit steht fest; sie ist fast unvergleichbar für alle Zeiten. Was aber Gutes aus seinem Tun hervorging, ergab sich bis auf Vereinzeltes ungewollt.

Am schwersten hat Napoleon sich versündigt an dem Lande, das er zum Schemel seiner Größe machte. Sein Auftreten

hat Frankreich nicht nur die Eroberungen wieder entriſſen, die es der Republik ſchon verdankte, ſondern ihm auch auf lange Zeit die Möglichkeit geraubt, aus ſich heraus wieder zu gefeſtigten Zuſtänden zu gelangen. Daß er den kriegeriſchen Ehrgeiz des ſo empfänglichen Volkes zur Fieberhitze anfachte, hat dem Lande unſäglichen Schaden gebracht und iſt für Europa ein dauerndes Moment der Unruhe geworden. Seine völlige Unfähigkeit zu einer Politik, die nicht auf Augenblickserfolge, ſondern auf Beſtand verheißende Errungenſchaften abzielte, hat die See- und Handels-, ja Weltherrſchaft der angelſächſiſchen Raſſe, ſo weit weißes Menſchentum in Frage kommt, zu voller Entwickelung gebracht.

Wir pflegen anerkennend hervorzuheben, daß Napoleon unſerem alten Reiche ein Ende machte, auf ſeinem Boden weltliche Staatsgeſtaltung zu ausſchließlicher Herrſchaft brachte und ſo den Platz bereitete für geſundere Neubildung. Dieſe Wirkung war nicht gewollt, und abgeſehen davon muß in Frage geſtellt werden, ob ſie nicht auch ohne Napoleons Eingreifen als Folge der franzöſiſchen Revolution eingetreten wäre. Die Erwerbung des linken Rheinufers war jedenfalls vor ſeinem Auftreten ſo gut wie geſichert, und der Gedanke der Säkulariſierung geiſtlicher Güter, die ſich aus dieſer Erwerbung ergab, lag der Revolution nahe genug. So bleibt als wahrſcheinliche Folge von Napoleons Eingreifen nur der Vorteil, der für Deutſchland in der Wiedergewinnung des Landes links vom Rhein und in der Befreiung Belgiens lag. Denn die innerſtaatlichen Reformen, zu denen die Franzoſenzeit hier und da den Anſtoß gegeben hat, hätten auch als Folge der Aufklärungs- und Revolutionsgedanken und mit weniger Rückſchlägen ihren Einzug gehalten.

Dazu tritt allerdings ein ganz unleugbarer Fortſchritt, der unſerem Volke aus Napoleons Auftreten erwachſen iſt. Er hat zur Neuentwickelung eines politiſch gerichteten deutſchen Nationalbewußtſeins unſagbar viel beigetragen. Das Gefühl nationaler Intereſſengemeinſchaft, insbeſondere gegenüber franzöſiſchen Anſprüchen und Übergriffen, war durch ſein Tun in den weiteſten Kreiſen unſeres Volkes wieder lebendig, „des Deutſchen Vaterland“, wie es Ernſt

Moritz Arndt faßte, ein Gemeingut der deutſchen Vorſtellungswelt geworden. Und dieſe Sinneswandlung hat nicht wieder verwiſcht werden können. Sie iſt für alle Bemühungen, die ſich in der Folgezeit auf eine Neugeſtaltung deutſchen ſtaatlichen Lebens richteten, die leitende Grundſtimmung geblieben.

Sechstes Buch.

Die Aufrichtung des neuen Reiches (von 1814 bis zur Gegenwart).

Erſtes Kapitel.

Der Beginn nationaler und konſtitutioneller Beſtrebungen (1814—1840).

Der Pariſer Friede vom 30. Mai 1814 beſtimmt, daß Frankreich zurück geführt werden ſolle auf die Grenzen vom 1. Januar 1792 vorbehaltlich gewiſſer, zu ſeinen Gunſten zugeſtandener Grenzberichtigungen, die für Deutſchland den Verzicht auf Landſtriche am Mittellauf der Saar und zwiſchen Queich und Lauter ſüdlich von Landau bedeuteten. Über die Neuordnung der deutſchen Verhältniſſe findet ſich nur in Artikel 6 die kurze Bemerkung: „Die Staaten Deutſchlands werden unabhängig und durch ein föderatives Band mit einander verbunden ſein.“ So blieb ſie dem Kongreß überlaſſen, den das Friedensdokument für den 1. Auguſt 1814 in Wien in Ausſicht nahm, der aber erſt zu Anfang November zuſammen trat.

Die Leitung des Kongreſſes lag in der Hand der Mächte, die den Pariſer Frieden abgeſchloſſen hatten oder ihm nachträglich beigetreten waren, der Großmächte, Schwedens, Spaniens und Portugals. Dadurch war von vornherein ausgeſchloſſen, daß die deutſchen Fragen eine Erledigung allein durch deutſche Mächte und nach deutſchen Geſichtspunkten finden konnten. Die Intereſſen von ganz Europa gewannen Einfluß, beſtimmenden, ausſchlaggebenden Einfluß. Das wollte man ausdrücken, wenn man die Welt von Wien aus

wiſſen ließ, „Teutſchland werde durch ſeine Lage in der Mitte der ziviliſierten Welt der Schlußſtein eines politiſchen Gebäudes ſein, welches den ſämtlichen europäiſchen Staaten eine dauerhafte Garantie ihrer Sicherheit und Ruhe darbieten ſolle". Wie die Dinge lagen, konnte dieſe Bürgſchaft nicht im Sinne Steins und Gneiſenaus ausfallen, die den „Grund aller Streitigkeiten in der Zerſplitterung der Mitte Europas" ſahen.

Wir ſind gewöhnt, in der Einmiſchung der Fremden in unſere Angelegenheiten ein grobes Unrecht zu erblicken. Sicher gehört die Erinnerung daran zu dem Unerfreulichſten, was geſchichtliche Betrachtung in unſerem Gedächtnis aufzufriſchen hat, um ſo mehr, als doch vor allem deutſche Waffen Napoleons Macht gebrochen, nicht nur die eigene, ſondern auch die Freiheit der Nachbarländer erkämpft hatten. Aber wie einſt in Münſter und Osnabrück, ſo war jetzt in Wien der beſtimmende Einfluß der Fremden auf die Neugeſtaltung der deutſchen Dinge ſchlechterdings unvermeidlich. Durch volle zwei Jahrzehnte war alles, was vom Nordkap bis zur Straße von Meſſina zwiſchen den alten Grenzen Frankreichs und Rußlands ſich ſeines Daſeins erfreute, über den Haufen geworfen, vernichtet, in ſeinem Beſtande bedroht oder völlig umgeformt worden. Das ganze weite Gebiet war politiſch ein Trümmerhaufen, deſſen Stücke geſammelt und neu zuſammen geſetzt werden mußten. Daß das nicht geſchehen konnte ohne entſcheidende Mitwirkung der vom Wirbelſturm nicht berührten Mächte, das will ſagen Rußlands, Großbritanniens und Frankreichs, verſteht ſich von ſelbſt, und dieſe Mitwirkung konnte nur geſchehen nach Maßgabe der Intereſſen dieſer Mächte.

Es hätte anders ſein können, wenn die Revolution und Napoleon ſchon einen deutſchen Einheitsſtaat vorgefunden hätten. Dann waren aber auch ihre Erfolge nicht denkbar. So gewann in dem Augenblicke, wo die äußere Gefährdung zurücktrat, der innere Zwieſpalt, der ja überhaupt keinen Augenblick geruht hatte, nur in den jüngſten Monaten durch die Wucht der Ereigniſſe einigermaßen zum Schweigen gebracht war, ſofort wieder lebendige Kraft. Der

nur ganz zu Beginn der langen Kriegsepoche und dann wieder in den letzten Jahren mühſam zurückgedrängte Gegenſatz zwiſchen Öſterreich und Preußen tauchte alsbald wieder in voller Schärfe auf. Die lange Reihe der deutſchen Mittel- und Kleinſtaaten aber dachte naturgemäß zunächſt, ja ausſchließlich an ihr Beſtehen. Weder an Beſitz, noch an Rechten wollten ſie einbüßen; auch wo man erkannte, daß die beanſpruchte „Souveränität“ ein Mißbrauch ſei, fehlte doch die Empfindung nicht, daß man ſich „wohl dabei fühle“. Es lag unvermeidlich in der Natur der Dinge, daß die beſtehenden realen Gewalten des Inlandes wie des Auslandes entſcheidend wurden für die Beantwortung der ſchwebenden Fragen.

Sie hätten wohl weniger bedeutet, wenn eine ſtarke öffentliche Meinung vermocht hätte, in einer beſtimmten Richtung einzugreifen. Aber öffentliche Meinung in ſtaatlichen Fragen kann es nur geben, wo ſtaatliches Leben in der Öffentlichkeit vorhanden iſt. Deutſchland kannte etwas derartiges kaum. Man kann ſagen, daß die Anfänge entſprechender, dauernder Entwickelung in dieſe Tage zurück reichen. In den Kreiſen der Patrioten ward die Notwendigkeit einer feſteren Einigung Deutſchlands lebhaft empfunden. Ihren führenden Köpfen, einem Stein, einem Arndt, einem Fichte, ſchien ſie als ſchönſte Frucht des erwarteten Sieges zu winken. In dieſem Sinne iſt Fichtes Wort zu faſſen: „Wer dieſen Krieg nicht mitgemacht hat, wird durch kein Dekret eingefügt werden in dieſes Volk.“ Als ſich im Frühling 1813 die preußiſch-ruſſiſche Verſtändigung vollzog und bei den Rheinbundfürſten Gegenliebe nicht fand, erging man ſich in der Hoffnung, jetzt mit Fug und Recht der „Deſpotie der Häuptlinge“ ein Ende machen, den „Schergen des Henkers“ das Handwerk legen zu können. Die Verhaßten gingen aber, mit Ausnahme des ſächſiſchen Königs, aus dem Kampfe als anerkannte Machthaber hervor oder fanden ſich, wie Weſtfalens Jerome, erſetzt durch die angeſtammten Herren, deren Rückkehr die Bevölkerung mit Jubel begrüßte. Und die Rheinbundfürſten hatten in dem Streben, ihre Selbſtändigkeit zu behaupten, ausnahmslos

ihre Untertanen ſo gut wie einen Mann hinter ſich. Mochten ſich hie und da Bruchteile in die durch Säkulariſation und Mediatiſierung zerſtörten Zuſtände zurück ſehnen, in der Ablehnung einer feſten Einfügung in eine allgemein deutſche Ordnung unter preußiſcher oder öſterreichiſcher oder beider Mächte Oberleitung, wie ſie doch allein in Frage kommen konnte, war die Geſamtheit mit den Landesherren einig.

Wie die Macht des geſchichtlich Gewordenen ſich dem Fluge der Gedanken überlegen erwies, iſt kaum deutlicher zu belegen als in den Wandlungen, die dem Freiherrn vom Stein in ſeinen Anſichten über das neue Deutſchland im Laufe eines einzigen Jahres aufgezwungen wurden. Seine reichsfreiherrliche Herkunft ſtellte ihn von vornherein auf einen allgemeinen Boden. Der Verluſt der ererbten Rechte zugunſten der naſſauiſchen Herren, der alten Gegner ſeines Geſchlechts, verſchärfte noch ſeinen angeſtammten Haß gegen die Kleinſtaaterei. In Preußens Dienſt hat ihn wohl mehr als irgend einen anderen Mann in maßgebender Stellung deutſche Geſinnung geleitet. Als er das Seine tat, Kaiſer Alexander in den deutſchen Krieg zu drängen, war es ſeine Überzeugung, daß „der große Kampf mit einem Poſſenſpiele enden würde", wenn er nur dazu führe, „die Streitigkeiten der Montecchi und Capuletti" zu erneuern. Er mochte ſich das zukünftige Deutſchland nur als Einheitsſtaat vorſtellen.

Er mußte ſich umdenken, als die gehoffte allgemeine Erhebung des deutſchen Volkes nicht eintreten wollte, als faſt überall, wie in Preußen ſelbſt nicht anders, die Entſchließung des Landesherrn das Entſcheidende wurde gemäß den Verſen, die Rückert für den Koburger Landſturm dichtete:

Man hat uns eh' gerufen nicht;
Sobald uns aber rief die Pflicht,
War'n wir bereit zu gehen.

Er mußte an die Stelle ſeines Einheitsſtaates den Dualismus ſetzen, als ſich herausſtellte, welche Bedeutung Öſterreichs Eingreifen in den Krieg für deſſen Ausgang haben werde. Und auch dieſe Hoffnung ging zunichte, als die Verbündeten im September 1813

in Verhandlungen, die zu Teplitz geführt wurden, den Grundſatz feſtlegten, daß alle zwiſchen Preußen-Öſterreich und Frankreich vom Meere bis zu den Alpen gelegenen Staaten volle Unabhängigkeit genießen ſollten. Der Freiherr glaubte jetzt die erſprießlichſte Geſtaltung des zukünftigen Deutſchlands in einem Bunde zu finden, der die ſo geſicherten Staaten mit den links der Elbe gelegenen preußiſchen Gebieten, mit Vorderöſterreich und den habsburgiſchen Kronländern Tirol, Salzburg und Vorarlberg in ſich vereinigen und mit Öſterreich und Preußen in eine völkerrechtliche Verbindung treten ſollte. Aus der Einheit war ſo die Trias geworden. Dabei griff, unter dem Eindruck beſonders der bairiſch-württembergiſchen Betätigung in Frankreich, noch die irrige Vorſtellung Platz, daß die kleineren Staaten größere Hinderniſſe einer kräftigen Einigung ſeien als die mittleren.

Neben ſolchem Wechſel der Anſchauungen über das Wünſchenswerte und Mögliche kann es nicht auffallen, daß Männer wie Arndt und Schenkendorf ſich für Franz von Öſterreich als deutſchen Kaiſer begeiſterten, ohne ernſtlich zu erwägen, ob ein öſterreichiſcher Kaiſer ſeine Würde mit einer deutſchen, die über lauter Gleichberechtigten aufgerichtet werden ſollte, zu vertauſchen in der Lage und willens ſei.

Zum erſten Mal iſt in dieſen Tagen der Gedanke aufgetaucht, Deutſchland mit Ausſchluß Öſterreichs unter Führung Preußens, aber in dauerndem Bündnis mit dem Kaiſerſtaat, zu einigen. Der preußiſchen Politik war er nie gekommen und iſt ihr auch jetzt fern geblieben. Es iſt bezeichnend, daß er hervorging aus der Umgebung Karl Auguſts von Sachſen-Weimar; die Denkſchrift, die ihn vertrat, iſt verfaßt von des Herzogs Adjutanten Thon. Bedeutung konnte er nach Lage der Dinge nicht gewinnen. Auch die überzeugteſten und kühnſten Anhänger Preußens erwarteten und begehrten nicht mehr als die tunlichſte Stärkung dieſes in deutſchem Sinne vertrauenswürdigſten und zukunftsſicherſten Staates.

Wie mächtig im Sinne des Beharrungsvermögens das un-

mittelbar Vorgefundene Geltung behauptete, erhellt beſonders aus der Tatſache, daß alle Verſuche, die in Deutſchland und Italien vernichteten Selbſtändigkeiten wieder herzuſtellen, erfolglos blieben. Nur wo es galt, Napoleoniden zu beſeitigen, wurde zugunſten entrechteter Fürſten eine Ausnahme gemacht. In den Sturz der Familie Bonaparte ſah ſich verdientermaßen auch Dalberg, der Großherzog von Frankfurt, verwickelt. Von den freien Städten erlangten mit Mühe die drei noch heute beſtehenden und Frankfurt ihre Selbſtändigkeit wieder. Die geiſtlichen Fürſtentümer blieben verſchwunden, und keiner von den Mediatiſierten erſtand zu neuem Leben. Ja, die Praxis der Rheinbundgründung wurde fortgeſetzt. Aremberg, die beiden Salm, Iſenburg, Leyen mußten ſich verwenden laſſen, Erweiterungsanſprüche Größerer zu befriedigen.

Da es einen deutſchen Volkswillen, der Beachtung gefordert hätte, nicht gab, ſo hatte es das Ausland, indem es die deutſchen Dinge zu ſeinem Vorteil zu geſtalten ſuchte, nur mit den Kabinetten zu tun. Und da konnte es ihm nicht ſchwer werden, die vorhandenen Gegenſätze und Sonderbeſtrebungen ſich dienſtbar zu machen. Die verbündeten Mächte Rußland und England wie das überwundene Frankreich haben das mit Geſchick und Erfolg getan; man kann zweifeln, wem der Preis zuzuerkennen iſt.

Ehe die Ruſſen preußiſchen Boden betraten, waren in den Kaliſcher Verhandlungen (Februar 1813) Verabredungen getroffen worden über das Herzogtum Warſchau. Preußen war zugeſagt, daß ihm aus deſſen Gebiet eine angemeſſene Verbindung zwiſchen ſeinem weſt- und oſtpreußiſchen und ſeinem ſchleſiſchen Beſitz zufallen ſolle. Das bedeutete unter allen Umſtänden einen ſtarken Verluſt an polniſchem Lande gegenüber dem Stande vor 1807. Da Rußland anerkannte, daß Preußen einen berechtigten Anſpruch auf Wiederherſtellung zu der Stärke von 1806 hatte, ſo erklärte es ſich einverſtanden mit einer Entſchädigung auf deutſchem Gebiete. Das Herzogtum beanſpruchte es, ſoweit es nicht preußiſch wurde, alſo zum weitaus größeren Teile, ſelber.

Der Verfolg der Ereigniſſe ergab, daß Sachſen, deſſen König

ſich ſo hartnäckig den Verbündeten verſagt hatte, als der geeignetſte Erſatz für Preußen erſchien. Ungern aber ſahen alle anderen Mächte dieſen Staat, dieſes alte Fürſtenhaus aus der Reihe der deutſchen Sondergewalten verſchwinden. Der Gedanke, daß Gegnerſchaft ſo geahndet werden könne, iſt ja auch napoleoniſch, man könnte ſagen revolutionär-modern; frühere Jahrhunderte würden ihn kaum gefaßt haben. Dazu kam, daß Öſterreich das Herzogtum Warſchau nicht in Rußlands Händen ſehen wollte. Hätte Preußen ſich mit ihm vereinigen mögen, es Rußland vorzuenthalten, Öſterreich hätte ſich vielleicht bereit finden laſſen, Sachſen preiszugeben. Der Druck, den Rußland in ſeiner polniſchen Stellung auf Deutſchland ausgeübt hat, könnte ein Gefühl des Bedauerns wachrufen, daß Preußen nicht gemeinſame Sache mit Öſterreich machte. Seine Leiter handelten aber ſicher richtig, als ſie bei den getroffenen Verabredungen beharrten und den ſicheren alten dem fraglichen neuen Bundesgenoſſen vorzogen. Leicht hätten ſie ſich inmitten der Mächte völlig iſoliert finden können.

So iſt die deutſch-ruſſiſche Grenze entlang der Drewenz und Prosna zuſtande gekommen, die wenigſtens Thorn einſchloß. Sie war das Allermindeſte, was zur Sicherung unſerer deutſchen Grenzlande, unſeres Reiches erforderlich war. Rußland erlangte den Reſt des Herzogtums, „Kongreßpolen", das ſpätere Generalgouvernement Warſchau, und erhob es zum Königreich in der offenkundigen Abſicht, ihm Anziehungskraft zu verleihen über ſeine Grenzen hinaus. Preußen mußte ſich mit einer Teilung Sachſens zufrieden geben, bei der die größere, aber weniger bevölkerte Hälfte ihm überwieſen wurde, ein langer Grenzſtreifen von Görlitz bis Langenſalza mit den vorliegenden Exklaven von Ziegenrück, Suhl und Schleuſingen.

Die polniſch-ſächſiſche Frage hat zeitweiſe zu einer Spannung geführt, die nur ein bewaffneter Zuſammenſtoß zwiſchen Rußland und Preußen einer-, den drei übrigen Großmächten und ihnen ſich anſchließenden Rheinbundſtaaten andererſeits löſen zu können ſchien. Wenn das Äußerſte vermieden wurde, ſo war das nicht zuletzt der Rückkehr Napoleons zuzuſchreiben, die alle bedrohte. Indem Kaiſer

Alexander für Preußens ſächſiſche Forderungen eintrat, dachte er nicht daran, ſich gegen die Kleinſtaaterei überhaupt zu wenden. Auch die ruſſiſche Politik ſah ihren Vorteil in tunlichſter ſtaatlicher Auflöſung Deutſchlands und handelte demgemäß.

Nicht ganz dieſelbe Richtung verfolgte England. Aber es war einmal bemüht, den nun zum Königreich erklärten Kurſtaat Hannover möglichſt zu ſtärken, zum andern, ein großes niederländiſches Reich aufzurichten als Werkzeug ſeiner feſtländiſchen Politik und als Gegengewicht gegen Frankreich; als Handelsrivalen waren ja die Niederländer nicht mehr bedenklich. Für beide Zwecke mußte beſonders Preußen Opfer bringen. Es gab für das rechtselbiſche Lauenburg, das es dann wieder gegen Schwediſch-Vorpommern umtauſchte, das dreimal wertvollere Oſtfriesland an Hannover ab, dazu aus altem Beſitz die niedere Grafſchaft Lingen, aus den Erwerbungen von 1803 Hildesheim und Goslar. Es hatte dem Königreich der vereinigten Niederlande die Weſthälfte des Oberquartiers Geldern zu überlaſſen, ein Gebiet, das vom Utrechter bis zum Baſeler Frieden preußiſch geweſen war und ſich in Volkstum und Mundart von der wieder erlangten Oſthälfte in keiner Weiſe unterſchied, auch heute noch nicht nennenswert unterſcheidet. Es mußte ſich die lisière de la Meuse gefallen laſſen, die Führung der neuen Grenze eine halbe Meile rechts der Maas, damit den durch die preußiſchen Waffen befreiten Niederländern die Herrſchaft über dieſen Strom verbleibe. Gern hätte man in Erinnerung an die zeitweilige kleviſche Stellung das Reich der Oranier noch weiter rheinaufwärts ausgedehnt; daß es nicht geſchah, iſt wunderlicherweiſe gelegentlich drüben als eine Verkürzung berechtigter Anſprüche empfunden worden.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Frankreich der alten Politik treu blieb. Wie hätte der Bourbone ablaſſen ſollen von der Vorſtellung der „deutſchen Freiheit", die ſeine Vorfahren erfunden hatten, und jener der Notwendigkeit, „Deutſchland zu entnationaliſieren", wie Napoleon es ausgedrückt hatte. Alle Bemühungen, die Wünſche der beiden großen deutſchen Mächte zu durchkreuzen, die der kleinen und beſonders der mittleren Staaten

aber zu fördern, jeden feſteren Zuſammenſchluß zu hintertreiben, konnten bei Frankreichs Vertreter auf tatkräftige Unterſtützung rechnen. Talleyrand wurde in dieſem Sinne Führer im Kampfe für Sachſens Beſtand, obgleich Frankreich in dieſer Frage mitzuſprechen gar nicht berechtigt war. Als ſie ſich zum Kriege zuzuſpitzen ſchien, ward er Haupthetzer. Wer kann ſagen, was geworden wäre, wenn Napoleon mit ſeiner Rückkehr etwas länger gewartet hätte!

Indem das Ausland ſeinen Vorteil wahrnahm, fand es in den deutſchen Verhältniſſen hundert Handhaben, ſich zur Geltung zu bringen, beſonders in den Beziehungen zwiſchen Öſterreich und Preußen.

Des Kaiſerſtaats deutſche Politik lief vor allen Dingen darauf hinaus, Preußen nicht zu groß werden zu laſſen. Und naturgemäß hatte er in dieſem Streben die große Mehrzahl der übrigen deutſchen Staaten auf ſeiner Seite. Dabei zeigten ſeine Leiter keine Neigung, wieder in den uralten Beſitz im Weſten einzutreten, mit dem das Herrſcherhaus ſowohl durch ſeine habsburgiſchen wie durch ſeine lothringiſchen Vorfahren ſo eng zuſammenhing. Einer Wiedererwerbung Elſaß-Lothringens, wie ſie nach dem zweiten Pariſer Frieden durchzuſetzen geweſen wäre, hat die öſterreichiſche Politik entſchieden entgegen gewirkt. Metternich erſtrebte Abrundung im Oſten; Einverleibung der Donaufürſtentümer, Ausdehnung der habsburgiſchen Herrſchaft bis zum Schwarzen Meere wären ihm erwünſcht geweſen. Ein Donaureich ſchien ihm vor der überlieferten Gegnerſchaft Frankreichs geſichert. Es war ein verhängnisvoller Wechſel. Denn mit der Pflicht der Grenzdeckung begab man ſich auch des Schutzrechts. Man überließ Deutſchland gegenüber ſeinem gefährlichſten Feinde ſeinem Schickſal und leitete es gerade dadurch auf einen Weg, auf dem man es nicht zu ſehen wünſchte. Schwerlich hätte ſich der Gegenſatz zwiſchen Deutſchlands Einheit und Öſterreichs Stellung zu ihm ſo ſcharf herausbilden können, wie es geſchehen iſt, hätte Öſterreich wie in alten Zeiten wieder Fuß gefaßt zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen und auf der lothringiſchen Hochfläche. Indem es zugleich bemüht war, als eine Art Erſatz für den Verzicht

auf Belgien in Italien Besitz und Einfluß möglichst zu mehren, beschwor es die Gefahr wieder herauf, der es am Oberrhein zu entgehen wünschte. Für Österreichs Ausscheiden aus Deutschland sind und bleiben Metternich und Kaiser Franz in erster Linie verantwortlich; ihre Haltung 1814 und 1815 hat es vorbereitet, ja erst möglich gemacht.

Die nächste Folge dieser Politik war die volle Herrschaft der neu geformten Mittelstaaten über den deutschen Süden. Die führenden Rheinbundfürsten blieben in fast ungeschmälertem Besitz ihrer Erwerbungen. Wenn Baiern seine österreichische Beute und Salzburg wieder herausgeben mußte, so ward es dafür durch Würzburg, Aschaffenburg und die neu zusammengeworfene bairische Rheinpfalz entschädigt. So sah sich der klassische Boden politischer Zwergbildungen in wenigen Jahren umgewandelt in die Heimstätte der Großmächte des „reinen Deutschlands".

Eine weitere unausbleibliche Folge von Österreichs Haltung, auch in der sächsischen Frage, war Preußens Vorschieben in den Westen zum unmittelbaren Nachbarn Frankreichs. Irgend wo mußte es doch schadlos gehalten werden. So fiel von der Million Seelen, die zu guter Letzt im linksrheinischen Land südlich der Mosel noch zur Verteilung übrig blieb, der Löwenanteil Preußen zu. Kleinere Stücke gab man an Hessen-Darmstadt, Oldenburg, Sachsen-Koburg und Hessen-Homburg. Preußen, Baiern und Baden wurden die Grenzhüter gegen Frankreich.

Klagen über schwere Benachteiligung Preußens sind oft und laut erhoben worden. Zweifellos waren sie berechtigt. Kein Staat hatte Anstrengungen gemacht wie dieser, keiner einen größeren Anteil gehabt an dem errungenen Erfolge. Und doch hatte er, während alle Mitkämpfer Gewinn verzeichnen konnten, kaum den Stand von 1806 (Hannover ungerechnet) wieder zu erreichen vermocht. Sein Umfang blieb um einige 50 000 Quadratkilometer hinter dem früheren zurück; nur die Bevölkerungszahl glich sich einigermaßen aus und setzte sich einheitlicher zusammen, da an die Stelle verlorener polnischer deutsche Untertanen getreten waren. Dazu war der Besitz wieder in zwei

völlig getrennte Hälften zersprengt, lag in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden gewaltigsten Militärmächte Europas. Die Folgezeit hat die neue Ordnung der Dinge zu Preußens und Deutschlands Heil gewandt; aber die Zeitgenossen konnten sie wohl als bittere Enttäuschung empfinden. Unwillkürlich erhebt sich die Frage: „Wer ist Schuld an diesem Ergebnis?“

Unendlich oft sind die Leiter der preußischen Politik verantwortlich gemacht worden. Und wer möchte sie völlig frei sprechen? Friedrich Wilhelm III. ist es geglückt, auch nach dem Eintritt in den Krieg an wichtigen Wendepunkten seinem Staate die rechte Richtung zu geben. Aber er ermangelte der Fähigkeit, die Einzelfragen zu übersehen und in bestimmtem Sinne ihrer Lösung entgegen zu führen; so hat er weder Hardenbergs nicht minder leichtlebige als großzügige Weltgewandtheit, noch Wilhelm von Humboldts mehr auf Geistes-, als Staatenbildung gerichtete Sinnesart glücklich zu ergänzen vermocht. Sicher wurden die Interessen aller anderen Großmächte besser vertreten. Kaiser Alexander hat auch in diesen Jahren, mochte es während des Krieges im Hauptquartier oder nach errungenem Siege in Paris und Wien sein, die Fähigkeit bewiesen, liebenswürdigste Anempfindung an jede Gedankenrichtung mit zähestem Festhalten am eigenen Vorteil zu verbinden, seine sehr realen Begehren auf das lieblichste mit dem Mantel unanfechtbarer Menschen- und Völkerfreundlichkeit zu umhüllen. Seine Diplomaten blieben Werkzeuge in seiner Hand. Kaiser Franz machte mit unübertrefflichem Erfolge den liebenswürdigen Wirt und seine Kaiserstadt zum reizvollen Sammelplatz für Europas friedensfrohe Welt, die schweren Alpdrucks ledig geworden war. Sein einziger Metternich ergänzte den Herrn so vollkommen, daß die einmal ins Auge gefaßten Ziele der österreichischen Politik kaum eine bessere Vertretung hätten finden können. An Skrupellosigkeit übertraf Österreichs Staatskanzler die preußischen Staatsmänner weitaus, ohne ihnen darum an Treue gegen seinen Staat und seinen Herrn nachzustehen. Und diese Anerkennung gebührt auch Talleyrand. Man hat von ihm nicht ohne Grund gesagt, daß er alles betrogen habe, zuletzt noch den Teufel

um seine Seele; daß er Frankreich stets nach bestem Wissen und Können gedient hat, und daß dieses Wissen und Können auf dem Gebiete der Diplomatie ein nicht gewöhnliches war, läßt sich gleichwohl nicht bestreiten. Englands Vertreter Lord Castlereagh ersetzte mangelnde diplomatische Befähigung durch das Schwergewicht seines unbezwungenen Heimatlandes, warf es aber unter Metternichs und Talleyrands Einfluß weit mehr gegen als für Preußen in die Wagschale. So hatte der Staat der Helden vom Schwerte einen schweren Stand, als es galt, mit Feder und Wort zu fechten. Aber wenn diese persönlichen Verhältnisse auch günstiger gewesen wären, das Ergebnis hätte sich schwerlich wesentlich anders gestaltet. Wie die Dinge lagen, hätte auch ein Metternich oder Talleyrand als Leiter der auswärtigen Politik Preußens nicht allzu weit hinaus gelangen können über die Wiederherstellung des Staates. Sie war an sich ein Erfolg, der schweren Opfer wert; daß man solche hatte bringen müssen, war doch auch eine Sühne für Schuld, die man auf sich geladen.

Was Preußen für Deutschlands und Europas Sicherheit bedeutete, offenbarte Napoleons Rückkehr. Gleichzeitig mit den räumlich so nahen Engländern stand Preußens, jetzt zum ersten Male auf der Grundlage wirklicher allgemeiner Wehrpflicht formiertes Heer, auch aus den östlichen Teilen der Monarchie in Belgien oder nahe der Grenze bereit, Napoleon entgegen zu treten. Das Zusammenwirken Blüchers und Wellingtons brachte raschen Sieg. Die Episode der Hundert Tage beweist, daß der Erdteil Vergewaltigung durch den Einen nicht mehr dulden wollte, und daß Preußen und Großbritannien die entschlossensten und tatkräftigsten Vertreter dieses seines Willens waren. Für Deutschlands politische Lage ist bezeichnend, daß nicht nur die Hannoveraner, sondern auch die Braunschweiger und Nassauer unter Wellington kämpften. Der zweite Pariser Friede gab Landau, Saarbrücken und Saarlouis an Deutschland zurück und schuf so die Grenzen, die noch heute Rheinland und die bairische Pfalz vom Reichsland trennen. Die Wünsche der Patrioten nach Wiedergewinnung des „verlorenen Guts an den Vogesen", wo „es galt, deutsches Blut vom

Höllenjoch zu löſen", ſtießen auf den Widerſtand nicht nur des geſamten Auslandes, das die Bourbonen nicht geſchwächt, ſondern auch Öſterreichs, das Preußen nicht geſtärkt ſehen wollte. Ihre Erfüllung hätte die Löſung der Aufgabe, an der wir nach 1871 zu arbeiten hatten, unendlich erleichtert.

In den Tagen, da in Belgien ſich Ligny und Waterloo vorbereiteten, wurde in Wien, wie die endgültige Regelung der Gebietsverteilungen unter dem Druck der Verhältniſſe, ſo auch die Bundesakte fertig. Am Tage von Ligny und Quatrebras, am 16. Juni 1815, iſt ſie unterzeichnet worden; nur Württemberg und Baden traten erſt ſpäter bei.

Die Verhandlungen waren unter Leitung eines Ausſchuſſes geführt worden, zu dem allein deutſche Mächte, Öſterreich und die vier Königreiche, Sachſen ausgeſchloſſen, gehörten. Gleichwohl hatte das Ausland nicht wenig mitgeſprochen. Jedes Widerſtreben hatte dort eine Stütze gefunden; Talleyrands Inſtruktion: „Möglichſte Schwächung der Bundesgewalt" ward erfolgreich ausgeführt. Gleichberechtigt ſtanden die 39 Glieder des Deutſchen Bundes von Öſterreich bis zu Liechtenſtein neben einander; nur die Zahl der Stimmen, mit denen ſie in Plenum und Ausſchuß vertreten waren, zeigte Unterſchiede, die doch weit entfernt waren, den Machtverhältniſſen auch nur einigermaßen zu entſprechen. Die Bewegungsfreiheit der Einzelnen war nur durch die Pflicht gemeinſamer Verteidigung des Bundes beſchränkt.

Dazu wurden internationale Beziehungen, wie ſie das alte Reich ſo zahlreich aufgewieſen hatte, auch in die neue Einheit hinüber genommen. Weder Öſterreich noch Preußen gehörten mit ihrem geſamten Beſitz dem Bunde an. Wenn vom Kaiſerſtaat alles ungariſche, italieniſche und polniſche Land draußen blieb, ſo war das geſchichtlich verſtändlich; etwas anderes war aber, daß vom preußiſchen Gebiet nicht nur die Provinz Poſen, ſondern auch Oſt- und Weſtpreußen ausgeſchloſſen wurden. Preußen ſollte im Bunde nicht ſtärker vertreten ſein als Öſterreich! 1818 hat Kaiſer Franz die galiziſchen Fürſtentümer Auſchwitz und Zator als früheren Beſitz

der Herzöge von Teſchen eigenmächtig für Bundesland erklärt. Der König der Niederlande war als Großherzog von Luxemburg, das damals noch ungeteilt die jetzige belgiſche Provinz und das heutige Großherzogtum umfaßte, der von Dänemark als Herzog von Holſtein Mitglied des Bundes. Man hätte die Mitte Europas nicht beſſer lahm legen können. Es war ſicher, daß ſie im Völkerleben keine Stimme erheben, völkerrechtliche Geltung nicht erlangen werde.

Das letzte Menſchenalter hatte die Frage nationaler Staatenbildung und konſtitutionellen Verfaſſungslebens auf die Tagesordnung der europäiſchen Menſchheit geſetzt. Verglichen mit den alten Reichsverhältniſſen hat der Bund inſofern einen Fortſchritt bedeutet, als mit ſeiner Aufrichtung der offene Kampf Deutſcher gegen Deutſche im Dienſte des Auslandes ſein Ende erreichte, wenn auch nicht kraft der neuen Verfaſſung, ſo doch im tatſächlichen Verlauf der Dinge. Aber wie die Zeitanſchauungen fortgeſchritten waren, konnte er nur als Hemmnis deſſen angeſehen werden, was das Jahrhundert forderte, erſtrebt und erreicht hat. Deutſchlands weitere politiſche und nationale Entwickelung konnte ſich nicht *mit* dem Bunde, ſie mußte ſich *gegen* ihn vollziehen.

Die Anfänge deutſchen öffentlichen Lebens reichen, wie bemerkt, nicht weit hinter die Befreiungskriege zurück, wenigſtens nicht in dem Sinne, daß hinter beſtimmten politiſchen Meinungen und Beſtrebungen eine größere Vertreterſchaft oder gar Parteien geſtanden hätten. Die nächſten Jahre, die den Entſcheidungskämpfen folgten, haben nicht allzu viel leiſten können, ſolches Leben zu entwickeln. Zu den drückenden Opfern, die zwei Jahrzehnte faſt ununterbrochener Kriegsnot gefordert hatten, kamen landwirtſchaftliche Fehljahre und die Überſchwemmung mit aufgeſpeicherten engliſchen Erzeugniſſen, die über die neu geöffneten Grenzen herein ſtrömten und die heimiſche Erzeugung unterboten. Der Zeit der Erregung folgte weithin in bürgerlichen Kreiſen eine Zeit teilnahmloſer Ruhebedürftigkeit. Faſt nur an den Univerſitäten, unter den Männern und Jünglingen, die freiwillig zu den Fahnen geeilt waren, erhielt ſich eine

lebhaftere Teilnahme an staatlichen Fragen. Nie wieder sind die deutschen Hochschulen in dem Maße Träger der politischen öffentlichen Meinung gewesen wie in den Jahren, wo versucht wurde, ihre Hörer in der „Burschenschaft" zusammenzufassen.

Wenige Jahre haben genügt, zu erweisen, daß der Bund nicht imstande war, neues Leben zu wecken. Preußen hatte in den vorbereitenden Verhandlungen besonders auf Stärkung der deutschen Wehrkraft und Sicherung des vaterländischen Bodens gedrängt. Es hätte die allgemeine Wehrpflicht, die es durch Gesetz vom 3. September 1814 daheim zur Durchführung brachte, gern auf Gesamtdeutschland übertragen. Es hat nach Errichtung des Bundes seine Bemühungen fortgesetzt. Sie sind in der Hauptsache erfolglos geblieben. Man begnügte sich damit, jeden Staat zu einem Bundeskontingent von einem Prozent der Bevölkerung zu verpflichten; wie er es aufbrachte, blieb seine Sache, seine Sache auch, wie er es rüstete und ordnete. Gleichartige Bewaffnung, Einübung und Organisation haben bis in die letzten Tage des Bundes, wenn es auch an mancherlei Verbesserungen nicht gefehlt hat, nicht erreicht werden können. Allzu eifrig wachten seine Glieder, besonders die mittleren Mächte, über ihre Militärhoheit. Durch Jahrzehnte ist der Ausbau der in Aussicht genommenen Bundesfestungen verzögert worden. Die Verteidigung Oberdeutschlands blieb in der Hand von Staaten, die, wie die Erfahrung der letzten zwanzig Jahre gelehrt hatte, der Trieb der Selbsterhaltung zum Anschluß an den Mächtigeren drängte. „Straßburg liegt mir näher als Berlin", äußerte noch in der Mitte der 50er Jahre König Wilhelm von Württemberg.

Preußischerseits war auch gemeinsame Regelung der Verkehrsangelegenheiten und des Zollwesens als Aufgabe des Bundes in Anspruch genommen worden. Die schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich in den nächsten Jahren entwickelten, sind dann Anlaß zu wiederholten, in gleicher Richtung gehenden Anträgen von verschiedenen Seiten, besonders aus dem Südwesten Deutschlands, geworden. Ihr Schicksal war, in beratenden Ausschüssen

begraben zu werden. Einem ähnlichen Loſe verfiel ein Anſuchen der Hanſeſtädte um Schutz gegen die Seeräuberei der Barbaresken. Sein einziger Erfolg war, daß der Bund ſeine beiden großmächtlichen Glieder bat, ihren Einfluß bei den Seemächten dahin zu verwenden, daß ſie auch den deutſchen Seefahrer ſchützten. Man hat es bald aufgegeben, in dieſer Richtung irgend etwas vom Bunde zu erwarten. Daß es mit den weit ſchwieriger zu erfüllenden Wünſchen nach Vereinheitlichung des Rechtes nicht anders ging, verſteht ſich von ſelbſt.

Gegebene Inſtanz war der Bund für Streitigkeiten zwiſchen Landesherren und ihren Untertanen und für Zwiſtfälle unter den Bundesgliedern ſelbſt. Er hat auch in dieſen Aufgaben völlig verſagt. Die zahlreichen und ſcharfen Differenzen, die ſich aus der „Siebenſchläfer"-Praxis des zurückgekehrten Kurfürſten von Heſſen-Kaſſel zwiſchen ihm und Landesangehörigen ergaben, haben den Bund oft und anhaltend beſchäftigt. Er hat es nicht fertig gebracht, ordnend einzugreifen, hat ſich zuletzt damit zufrieden gegeben feſtzuſtellen, daß ſeine Empfehlungen, gegen die ſich der Kurfürſt in aller Form verwahrt hatte, fruchtlos geblieben ſeien. Nicht anders ging es mit den Beſchwerden, welche die ſchleswig-holſteiniſchen Stände in ihren damals beginnenden Streitigkeiten mit der däniſchen Regierung an den Bundestag richteten. Als Baierns Forderung, wieder in den Beſitz der badiſchen Pfalz, der Gegend um Heidelberg und Mannheim, der „Wiege" des Geſchlechts, zu gelangen, zu einem bewaffneten Konflikt zwiſchen den beiden Staaten zu führen drohte, war es nicht der Bund, der gar nicht bemüht wurde, ſondern Kaiſer Alexander, der als „Retter des badiſchen Volkes" vermittelte und beſchwichtigte. So iſt Frankfurt zum „Indifferenzpunkt der deutſchen Politik" geworden.

Was dem Bunde verſagt blieb, entwickelten die Einzelſtaaten. Sie wurden der ausſchließliche Sitz deutſchen politiſchen Lebens. So hat ihre weitere Entwickelung auf den Gang der Dinge beſtimmenden Einfluß gewonnen.

Kein Staat kam da so sehr in Frage wie Preußen.

Es war in Wien zu kurz gekommen. Nicht allein Hardenberg hatte die Frage aufgeworfen, ob man denn Preußen zwingen wolle, nach Vergrößerung zu streben. Görres selbst, der rheinische Neupreuße, schrieb 1815: „Nie ward ein großes Reich in dieser zersetzten Gestalt gesehen; es streckt die schwächlichen Arme von Memel bis Luxemburg, mit der ganzen Welt steht es in Berührung". Für diesen Staat war „Ehrgeiz die Bedingung seiner Existenz"; es war für ihn eine Lebensfrage, ob es gelingen werde, weitere deutsche Gebiete, besonders die Zwischenlande, zu gleichen Pflichten sich zu verbinden; nur mit ihnen konnte er bestehen, nicht ohne, nicht gegen sie. Wie er mit ihnen zusammenwachsen werde, davon hing Deutschlands Zukunft ab.

Görres fügt seinen Darlegungen hinzu: „Preußen muß sich Festigkeit geben physisch und geistig. Es muß sich den progressiven Meinungen des Zeitalters anschließen. Dieses Vorwärts sei das ewige Losungswort der Preußen." Es war derselbe Gedanke, dem Gneisenau Ausdruck gab, wenn er meinte, der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaften sei es allein, der Preußen zwischen den Nachbarn aufrecht erhalten könne, und den Boyen in die Worte faßte: „Der Preußen Losung ist die Drei: Schwert, Licht und Recht." Wie Preußen die vollkommenste Verkörperung deutscher Wehrkraft darstellte, so sollte es dem deutschen Volke Führer auf der Bahn gesunden Fortschritts sein. Die „progressiven Meinungen des Zeitalters" gingen aber vor allem auf verfassungsmäßige Staatsordnung.

Mit den preußischen Reformbestrebungen der verflossenen Jahre war dieses Ziel eng verknüpft gewesen. Stein hatte es fest ins Auge gefaßt, und es hatte seitdem als Krönung des Reformwerks gegolten. Klar war das noch hervor getreten, als Preußens einheitliches Heer zum zweiten Male dem Rheine zuzog, dem Korsen zu wehren. Am 22. Mai 1815 hatte Friedrich Wilhelm III. von Wien aus „die Berufung einer aus den Provinzialständen gewählten Vertretung des Volkes" verheißen. Es ward die wichtigste Frage

der folgenden Jahre, ob und in welcher Form die gegebene Zuſage eingelöſt werden würde.

In unausbleiblicher Reaktion gegen die gewaltigen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte hatten die Vertreter des Alten ihre Kräfte wieder geſammelt. Die errungenen Erfolge fanden die Geiſter geteilt, nicht nur in Deutſchland, in ganz Europa. Hier die Vertreter des Fortſchritts, die dem Neuen das Lebensfähige, Zukunftverheißende entnehmen und zu dauernder Geltung zu bringen wünſchten, dort die Männer, die Heilung der Schäden allein von voller Rückkehr zum Alten erwarteten. Wiederaufrichtung ſtaatlicher und beſonders kirchlicher Autorität in alter Machtfülle war ihre Loſung. In franzöſiſcher Zunge hat die Lehre noch ſchärferen Ausdruck gefunden als in deutſcher. Hier war es beſonders des Berner Patriziers Karl Ludwig von Haller groß angelegtes Werk „Reſtauration der Staatswiſſenſchaften“ (ſeit 1816), das ſie vertrat. Friedrich Schlegel wirkte in gleichem Sinne. Beide waren nur konſequent, als ſie zum Katholizismus übertraten.

Preußen hatte im Grunde genommen zwiſchen den beiden Wegen gewählt. Es iſt eine umſtrittene Frage, ob und wie weit Stein bei ſeinen Reformen ſich an Frankreichs Vorbild anlehnte. Daß er im Geiſt des aufklärenden 18. Jahrhunderts handelte, kann nicht bezweifelt werden. Entfeſſelung der Volkskräfte war das Ziel; Anerkennung und Durchführung tunlicher Gleichberechtigung waren die Mittel. Unmöglich konnte man ſich auf wirtſchaftliche und ſoziale Maßnahmen beſchränken. Teilnahme engerer oder weiterer Kreiſe des Volkes an der geſetzlichen Lenkung des Staates, verfaſſungsmäßiges Leben, eine Volksvertretung waren auf die Dauer gar nicht zu umgehen. Die völlige Hingabe an den Staatszweck, die das preußiſche Volk im Befreiungskampfe bewieſen hatte, ließen es vollen Vertrauens würdig erſcheinen. Wie hätte das erhöhte Nationalgefühl nicht auch nach dieſer Anerkennung ſeines Wertes trachten ſollen? Doch haben ſich die Kräfte, die, wenn nicht gerade rückwärts zu gehen, doch auf dem

betretenen Wege Halt zu machen wünſchten, zunächſt als die ſtärkeren erwieſen.

Die Reformen der Notjahre waren oft genug auf harten Widerſtand geſtoßen, der in wechſelvollen Kämpfen um die Perſon des Königs hatte überwunden werden müſſen. Seine Träger waren vor allem Adlige, beſonders märkiſche, aber auch Beamte. Sie ſahen auch nach 1806 das Heil nur in ſtarrem Feſthalten an der preußiſchen Tradition vollendeter Staatsautokratie und ausgeprägter adliger Vorzugsſtellung. In den Kriegsjahren hatten beide Richtungen in Opferwilligkeit und Hingebung mit einander gewetteifert. Nach erfochtenem Siege ſtanden ſie ſich wieder feindlich gegenüber. Die glänzendſten Namen hatten die Neuerer aufzuweiſen, im Heere, wie im Rate des Königs. Aber auch die Anhänger des Alten zählten verdiente und beſonders einflußreiche Männer zu den Ihren. Der Schwager des Königs, Karl von Meklenburg, Halbbruder der Königin Luiſe, war einer ihrer Führer, ihr tätigſter Vertreter der Polizeiminiſter Fürſt Wittgenſtein. Den König aber wies ſeine Natur mehr zu den Zögernden und Zauderern als zu den Vorwärtsdrängenden. Die Entſcheidung iſt von außen gekommen.

Als Verkörperung der Reaktion dieſer Jahre gelten Metternich und das von ihm geleitete Öſterreich, und mit vollem Recht. Metternich, reichsunmittelbar wie Stein, war in ſeiner Jugend ſelbſt nicht unberührt geblieben vom Zauber der neuen Ideen, aber in des Kaiſers Dienſt hatte er bald erkannt, wie ſchwer gerade Habsburgs bunt zuſammengewürfelte Monarchie das Evangelium der Völkerfreiheit und Menſchengleichheit ertragen werde. Innerſte Neigung ſeiner Natur, der Ideale fremd waren, hatte ihm dieſe Erkenntnis und das Handeln nach ihr erleichtert. So ward er der abgeſagte Feind der Revolution und ihrer Forderungen.

Als Diener ſeines Herrn und Leiter Öſterreichs war es ſeine Aufgabe, Preußen zu hemmen, nachdem es gegen Napoleon gebraucht worden war. Dazu gehörte aber nicht allein, Preußens Vergrößerung zu hintertreiben, ſondern auch, den Nimbus zu zerſtören, in dem preußiſcher

Waffenruhm und preußiſche Freiheitsliebe erſtrahlten. Seine Beauftragten von der Feder wurden nicht müde, Preußens Verdienſte im Felde herab zu ſetzen, deſſen begeiſterte Männer und Jünglinge, überhaupt alles, was ſein Deutſchtum betonte, als verkappte Jakobiner zu verdächtigen. Da in Preußen ſelbſt ſolche Stimmen laut wurden und bis zu den Ohren des Königs dringen konnten, ſo ſteckte er ſich kein unerreichbares Ziel. Ausſchreitungen unreifer Jünglinge haben ihm den Erfolg erleichtert.

Die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation auf dem Wartberge bei Eiſenach am Jahrestage der Leipziger Schlacht hatte übermütigen Studenten Anlaß gegeben, an Schriften und Sinnbildern der Reaktion ein Autodafé zu vollziehen; vergebens ſuchte man aus dem Hergange Handhaben für ein Einſchreiten zu gewinnen. Als aber Karl Sand am 23. März 1819 in Mannheim den ruſſiſchen Staatsrat Kotzebue, der nicht unverdient den Haß der Studenten auf ſich gezogen hatte, erdolchte und am 1. Juli ein Attentat auf den naſſauiſchen Staatsrat von Ibell folgte, ward es Metternich nicht mehr ſchwer, die preußiſche Staatslenkung für reaktionäre Maßnahmen zu gewinnen und ihre Verfaſſungspläne, für die kein Geringerer als Wilhelm von Humboldt ſeine Kraft einſetzte, zu Fall zu bringen. Sie haben zu nichts weiter als zu einer Erneuerung der provinzialſtändiſchen Vertretungen geführt.

Metternichs Erfolg erweiterte ſich von Preußen auf Deutſchland. Im Auguſt 1819 ſind die Karlsbader Beſchlüſſe zuſtande gekommen.

Artikel 13 der Bundesakte, der von Volksvertretungen handeln ſollte, hatte nach langem Erwägen mit Mühe die Faſſung bekommen: „In allen Bundesſtaaten wird eine landesſtändiſche Verfaſſung ſtattfinden.“ Nur einige Kleinſtaaten: Sachſen-Weimar, Schwarzburg-Rudolſtadt, Waldeck und Schaumburg-Lippe, haben auf Grund dieſer Beſtimmung alsbald Landesvertretungen erhalten. Naſſau beſaß eine ſolche ſeit 1814. Es ward für die weitere Entwickelung belangreich, daß die drei ſüddeutſchen Staaten auf anderem Wege zu dem gleichen Ergebnis gelangten.

Sie waren napoleoniſche Bildungen. Nur noch Heſſen-Darmſtadt und Naſſau trugen den gleichen Charakter. Bei Württemberg

machte der überlieferte Beſitz die gute Hälfte, bei den vier übrigen weniger, zum Teil weit weniger als die Hälfte aus. Napoleons Dienſt forderte Anſpannung der Kräfte. So ergab ſich das natürliche Streben nach engſter Verſchmelzung alten und neuen Beſitztums. Sie konnte nicht beſſer erreicht werden als nach franzöſiſchem Muſter: Einrichtung einer ſtarken, gleichmäßigen Verwaltung, möglichſter Ausgleich in Rechten und Pflichten der Untertanen.

Es hat dabei an ſchroffen Härten nicht gefehlt. König Friedrichs Regiment iſt in Württemberg nicht als Annehmlichkeit empfunden worden, auch das Montgelas' in Baiern nicht. Der Geiſt, der waltete, war der des aufgeklärten Deſpotismus, wie Napoleon ihn handhabte. Das franzöſiſche Vorbild iſt noch heute erkennbar, am deutlichſten in Württemberg in der beibehaltenen geographiſchen Benennung der Landesteile. Wie man das Verfahren auch beurteilen mag, ſein Erfolg läßt ſich nicht beſtreiten. Überraſchend ſchnell ſind alte und neue Baiern, Württemberger, Badener, Darmſtädter, Naſſauer zu neuen Einheiten mit einander verſchmolzen, nicht nur in ſtaatlicher Geſinnung, ſondern gelegentlich auch, wie vor allem in Württemberg, zu neuer Volksart. Nicht wenig hat dazu der Kriegsruhm beigetragen, den man unter Napoleons Fahnen gemeinſam geerntet hatte.

In einem aber iſt man franzöſiſchem Vorbilde nicht gefolgt. Zu Volksvertretungen iſt es in den Rheinbundſtaaten nicht gekommen. Hatte doch auch Napoleon im Kaiſerreiche dieſe Errungenſchaft der Revolution zur bloßen Form herabgedrückt. In Baiern iſt 1808 eine Verfaſſung dekretiert worden, doch nicht in Wirkſamkeit getreten. Die Volksſtimmung ging aber in dieſer Richtung. Hatte doch auch Frankreich mit der Rückkehr der Bourbonen in der Charte eine Verfaſſung erhalten, die jedenfalls nicht wenig von ſich reden machte. So konnte Maximilian Joſef trotz Montgelas' entſchiedenem Widerſpruch hoffen, durch Entgegenkommen nicht nur ſein Volk zu gewinnen, ſondern auch im pfälziſchen Streit mit Baden ſeinem Staate eine gewiſſe Anziehungskraft zu geben. Durch

Geſetz vom 26. Mai 1818 ward Baiern mit einer Landesvertretung nach dem Zweikammerſyſtem beſchenkt. Baden blieb nichts anderes übrig als zu folgen; es geſchah am 22. Auguſt desſelben Jahres.

Württemberg rühmt ſich, ſeit dem ſpäteren Mittelalter eine auf breiter Baſis ruhende Landesvertretung beſeſſen zu haben. Die rein bürgerlich-bäuerliche Bevölkerung des alten Herzogtums ſtand durch ſie dem Landesherrn ſo ſelbſtändig gegenüber, wie das in keinem andern deutſchen Territorium der Fall war. Doch war auch an dieſer Sonderbildung die Zeit des aufgeklärten Deſpotismus nicht wirkungslos vorübergegangen. An heftigen Konflikten hatte es nicht gefehlt. Als Friedrich am 1. Januar 1806 aus einem Kurfürſten ein König geworden war, wurde die Verfaſſung aufgehoben. Was er 1815 an die Stelle zu ſetzen gedachte, ward, trotz ſeiner freieren Tendenz, vom Lande zurückgewieſen; man verlangte das „gute, alte Recht“.

Im Oktober 1816 folgte König Wilhelm dem Vater. Der Verfaſſungskampf war noch in vollem Gange, als die Karlsbader Beſchlüſſe gefaßt wurden. So nachdrücklich wie Friedrich von Württemberg hat ſich auf dem Wiener Kongreß kaum ein anderer deutſcher Fürſt gegen jede Beſchränkung ſeiner Souveränität gewehrt. Der Sohn iſt dieſer Haltung treu geblieben, in jedem Sinne. So wollte er auch in der Durchführung der Karlsbader Beſchlüſſe nicht den „chien couchant vor dieſem Metternich“ ſpielen. Daß Königin Katharina die Schweſter Kaiſer Alexanders war, gab ihm eine Stütze. Die Karlsbader Hergänge wurden ihm Anlaß, ſich mit ſeinem Lande zu einigen. Am 25. September 1819 erhielt Württemberg eine Verfaſſung, die gegenüber der alten eine weſentliche Erweiterung der Volksrechte bedeutete und unter den derzeit beſtehenden wohl als die volksfreundlichſte bezeichnet werden konnte.

Fünf Tage zuvor waren die Karlsbader Beſchlüſſe, an denen zunächſt nur Vertreter von neun Regierungen beteiligt geweſen waren, Bundesbeſchlüſſe geworden. Sie verpflichteten die Bundesglieder, bei der Gewährung landſtändiſcher Verfaſſungen das monarchiſche Prinzip zu wahren. Sie ordneten ſtrenge Überwachung der Preſſe

und der Univerſitäten an. Der ſonſt ſo ſchwerfällige Bund bekam plötzlich Leben, als es ſich um reaktionäre Tätigkeit handelte, ein deutlicher Beleg, was Öſterreich in deutſchen Dingen vermochte, wenn es wollte. Als am 15. Mai 1820 die Wiener Schlußakte das Bundeswerk durch Ausgeſtaltung im Einzelnen vollendete, fehlte auch ein Artikel nicht, der beſtimmte, daß landſtändiſche Verfaſſungen der Souveränität der Landesherren und den Bundespflichten keinen Eintrag tun dürften. Im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts haben nur noch Heſſen-Darmſtadt, Sachſen-Koburg und Sachſen-Meiningen Verfaſſungen erhalten. Von Frankfurt und Wien her wurden die Vorgänge in den Einzelſtaaten ſorgfältig überwacht. Demagogenverfolgungen, zu denen ſich auch Preußen bereit finden ließ, bedrohten alles, was ſich liberal oder auch nur deutſch gebärdete; Betonung deutſchen Weſens machte des Verſchwörertums verdächtig. Zu unentwickelt war noch das öffentliche Bewußtſein, als daß eine ſtarke Volksſtrömung ſich dagegen aufgebäumt hätte. Die 20er Jahre ſtellen für das Jahrhundert den Tiefſtand deutſchen öffentlichen Lebens dar.

Man kann heute noch zweifeln, ob die Verfaſſungsloſigkeit Preußens in dem Zeitalter von 1815—1848 einen Vorteil oder einen Nachteil für den Staat in ſich ſchloß. Mit vollem Recht iſt darauf hingewieſen worden, daß die Einführung einer Verfaſſung unmittelbar nach der Neugeſtaltung eine Gefahr für den Beſtand bedeutete. Die Zahl der Neueingetretenen war groß, rund ein Drittel; Willige waren nicht allzu viele unter ihnen. Man hatte mit großen altſächſiſchen und linksrheiniſch-franzöſiſchen Gebieten, zudem noch mit geſchloſſen katholiſchen und mit den polniſchen Erwerbungen zu rechnen. Dazu kam die überlieferte Verſchiedenheit der alten Provinzen, die ſchon durch ihre weit zerſtreute Lage die Verſchmelzung zu einer Einheit außerordentlich erſchwerten, und der Gegenſatz der beiden Richtungen unter den echteſten Preußen ſelber. Wie das alles hätte zuſammen wirken ſollen zu erſprießlicher Entwickelung des Geſamtſtaates, iſt ſchwer zu ſagen.

Wie immer, in einer Beziehung war die Erfolgloſigkeit der Verfaſſungsbeſtrebungen ſicher nachteilig. Sie erſchwerte Preußen ungemein, „moraliſche Eroberungen zu machen. Die Zeit ſah nun einmal, und mit Grund, ihr Hauptziel in dieſer Richtung. In ihr aber gewannen die ſüddeutſchen Staaten einen Vorſprung. So konnte im Süden das Gefühl einer gewiſſen Überlegenheit Platz greifen. Preußen als Hort der Reaktion war den ſüddeutſchen Kabinetten kein unerwünſchter Rollentauſch. Im „Manuſkript aus Süddeutſchland" hat Wilhelm von Württemberg ſelbſt Auffaſſungen und Stimmungen zum Ausdruck gebracht, die damals Kraft gewannen und ſich bis heute nicht ganz verloren haben, von denen aber vor der Franzoſenzeit nichts verlautet. Sie betonen und verſchärfen die Unterſchiede ſüd- und norddeutſcher Volksart, vertreten die Überlegenheit des Südens und beanſpruchen für ihn den Vorzug reineren deutſchen Weſens gegenüber der „ſlaviſchen Völkermiſchung" des Preußentums.

Die Stagnation der 20er Jahre war bis zu einem gewiſſen Grade ein Spiegelbild der allgemeinen Lage Europas. Der Erdteil ſtand im Zeichen der Heiligen Allianz. Dem Bunde, den die drei führenden Gegner Napoleons im September 1815 in Paris mit einander geſchloſſen hatten, waren außer Englands Herrſcher ſo ziemlich alle anderen Monarchen Europas beigetreten; auch Ludwig XVIII. fehlte nicht. Die Allianz ſtellte die Politik auf die Grundlage chriſtlichen Glaubens, aber im Sinne ſtrengſten Beharrens. Es vollzog ſich das „Bündnis zwiſchen Thron und Altar", das den Führern nach rückwärts einziger Heilbringer ſchien; die Allianz ward unter Leitung Rußlands und Öſterreichs Vertreterin der Legitimität, der Monarchie und des Abſolutismus.

So ſtießen die Verſuche, die Italiener, Spanier und Portugieſen um die Scheide des zweiten und dritten Jahrzehnts machten, zu erfreulicheren inneren Zuſtänden zu gelangen, auf den geſchloſſenen Widerſtand der Mächte. Auf Kongreſſen, die in den Jahren 1818 bis 1822 in Aachen, Troppau, Laibach und Verona gehalten wurden — in ihrer Art völlig neu in der europäiſchen Politik —, einigten

ſie ſich über Ziele, Mittel und Wege. Englands Tory-Leitung geriet zeitweiſe in ihr Schlepptau. Es entſtand aber ein Riß in dem Bau, als die Erhebung der romaniſchen Kolonien in Amerika gegen ihre europäiſchen Herren England auf die Seite der Empörung zwang und die Griechen, unter dem Beifall des Abendlandes um Befreiung von den Türken kämpfend, ruſſiſche und öſterreichiſche Balkanintereſſen in Zwieſpalt brachten. In Frankreich gewannen die Freiheitstendenzen im Kampf mit der Reſtauration Jahr um Jahr an Boden, bis Polignacs Übermut zur Vertreibung Karls X. führte und weiter zum offenen Bruch mit den Beſtimmungen des Wiener Kongreſſes.

Es iſt bezeichnend für die deutſchen Zuſtände, daß die Juli-Revolution geringe unmittelbare Wirkungen äußerte. Zu ernſteren Volkserhebungen kam es nur, wo grobe Mißſtände zu beſeitigen waren, wie in Heſſen-Kaſſel gegen den pflichtvergeſſenen Wilhelm II. und in Braunſchweig gegen Herzog Karl, den mißratenen Sohn des tapferen, 1815 bei Quatrebras gefallenen Friedrich Wilhelm. Der Herzog mußte ſeinem Bruder Wilhelm, Kurfürſt Wilhelm ſeinem Sohne Friedrich Wilhelm weichen. Beide Länder erhielten eine Verfaſſung, das Kurfürſtentum in ſo vorgeſchrittenem Geiſte, wie bis zur Umwälzung von 1918 keine deutſche Verfaſſung mehr zuſtande gekommen iſt. Preußen blieb ſo gut wie unberührt von der Bewegung. Die Regierung fühlte ſich des Volkes wie des Heeres ſicher und konnte in vollkommener Ruhe Maßnahmen treffen, nötigenfalls franzöſiſchen Gelüſten auf Belgien, das ſich im Anſchluß an die Pariſer Juli-Ereigniſſe vom Königreich der Niederlande gelöſt hatte, entgegen zu treten.

Doch konnte das bewegtere politiſche Leben, das mit Louis Philipps Regierung ſeinen Einzug in Frankreich hielt, nicht ohne Wirkung auf Deutſchland bleiben. Behauptete doch die Nation, die vor allem durch deutſche kriegeriſche Kraft zweimal nach einander von ihrem Zwingherrn befreit worden war, in der Entwickelung ihrer inneren Verhältniſſe einen unleugbaren Vorſprung. Dazu

kam die polniſche Erhebung von 1830/31, deren unglücklicher Ausgang Tauſende ins Ausland und zunächſt nach Deutſchland trieb, die als Märtyrer der Freiheit die Herzen für Selbſtbeſtimmungsrecht und Völkerglück erglühen machten. In den alten und neuen Landesvertretungen der Mittel- und Kleinſtaaten wurden lautere Töne vernehmbar, und beſonders in den mittelrheiniſchen Gebieten mit ihrer beweglichen und lebensfrohen, überwiegend kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Bevölkerung ergriff man geſellige und andere Anläſſe, um politiſche Bekenntniſſe abzulegen, Einigkeit und Macht und lauter noch Fortſchritt und Freiheit zu fordern.

In den letzten Maitagen 1832 führte das Hambacher Feſt auf der Burg über dem gleichnamigen Orte, jetzt Maxburg, ſüdlich von Neuſtadt an der Hardt, eins der landesüblichen Frühlingsvergnügen mit groß angelegtem, planmäßigem politiſchen Aufputz, zu Reden und Auftritten, die als revolutionär nicht gerade falſch charakteriſiert wurden, und am 3. April 1833 verſuchte ein Haufe Studenten, Handwerker und Polen in Ausführung eines umſtändlich vorbereiteten Planes die Frankfurter Haupt- und Konſtablerwache zu überrumpeln. Die beiden Ausſchreitungen wirkten wie einſt die Wartbergfeier und die Attentate. Metternich ſah den Augenblick gekommen, den Apparat der Demagogenverfolgungen in verbeſſerter Form und mit größerem Nachdruck als früher in Tätigkeit zu ſetzen. Schon unmittelbar nach dem Hambacher Feſt hatte er am Bundestage Beſchlüſſe durchgeſetzt, welche die Einzellandtage unter Aufſicht des Bundes nahmen, die Fürſten verpflichteten, ſich in ihren Rechten nicht beſchränken zu laſſen, unter Umſtänden Bundesexekution in Ausſicht ſtellten; Vereine und Verſammlungen, Feſte und Abzeichen wurden verboten oder unter ſtrengſte Aufſicht geſtellt. Nach dem Frankfurter Putſch wurden in Miniſter- und Monarchen-Verhandlungen, bei denen auch Rußlands Kaiſer Nikolaus nicht fehlte, Verabredungen getroffen, die, ſo weit man ſie dem Bunde vorlegte, auch zu Bundesbeſchlüſſen geführt haben und nichts Geringeres bedeuteten, als daß das Maß der in den Einzelſtaaten zuläſſigen politiſchen Rechte der Entſcheidung des Bundes

überwiesen und sein Schiedsgericht, das „nicht nach den Normen des positiven Rechts, sondern nach Gewissen und Einsicht" zu urteilen hatte, zur maßgebenden Instanz in allen sich ergebenden Streitigkeiten erhoben werden sollte. Die Aufsicht über die Universitäten wurde wesentlich verschärft; die Verurteilungen sind zahlreicher und härter geworden. Fritz Reuters „Festungstid" bleibt ein ewiges Zeugnis dafür, wie weit Unverstand und Willkür den Mißbrauch der Macht auch in einem Volke von hoch entwickeltem Geistesleben treiben konnten. Widerstand seitens der Regierungen ward wenig geleistet; mit der preußischen fügten sich jetzt auch die übrigen, abgesehen von unwesentlichen Ausnahmen.

Während die Reaktion ihren Höhepunkt erreichte, nur bedacht auf Hemmung, ohne auch nur einen Versuch, die bekämpfte Bewegung in geeignete Bahnen zu leiten, vollendete aber zugleich ein Teil der Regierungen ein Werk, das als Grundsteinlegung deutscher Einheit bezeichnet werden kann. In der Neujahrsnacht 1833/34 fielen die meisten der deutschen Mautschranken; sie ward die Geburtsstunde des deutschen Zollvereins.

Wirtschaftliche Einheit ist auch in geschlossenen Ländern und bei geschlossenen Völkern erst im Laufe der Zeiten erreicht worden. Sie ist von zu vielen und zu mannigfaltigen Vorbedingungen abhängig, als daß es anders sein könnte. In Frankreich hat erst die Revolution sie zur vollen Durchführung gebracht. In Deutschland hatte aber das bunte Durcheinander seiner Herrschaftsgebiete ganz unvergleichliche, jeder Vernunft spottende Zustände geschaffen. Reichsrechtlich war der Kaiser letzte Quelle jedes Zollrechts gewesen und bis zu Ende geblieben. Damit wäre eine gewisse Einheit nicht unverträglich gewesen. Tatsächlich war aber das kaiserliche Verfügungsrecht seit Friedrich II. durch Besitzrecht der Landesherren beschränkt. Es hat auch die Errichtung neuer Zollstätten nach deren Wunsch nicht gehindert, da der Kaiser kaum je einen Anlaß hatte, anders als nach Gunst und Gabe zu entscheiden. So ward Deutschland auf seinen Handelswegen zu Wasser und zu Lande übersät mit Hebestellen und

Schlagbäumen. Zu den Zöllen traten Gelder für Wege, die nicht immer unterhalten, für Geleit, das nicht allemal geſtellt wurde. Die Erhebung geſchah ganz überwiegend zu Finanzzwecken. Erſt die merkantiliſtiſchen Beſtrebungen, wie ſie nach dem Dreißigjährigen Kriege an Kraft gewannen, faßten auch wirtſchaftliche Ziele ins Auge.

Die ſchier unüberſehbaren Gebietsverſchiebungen der letzten Jahrzehnte hatten die Schwierigkeiten gemehrt. Überall in den größeren Neubildungen ward die Notwendigkeit einheitlicher Ordnung empfunden, meiſt auch die einer Verſtändigung mit den Nachbarn. Am meiſten drängte ſie ſich dem weit geſtreckten, zerriſſenen neuen Preußen auf. Zählte es doch innerhalb ſeines Staatsgebietes nicht weniger als 67 verſchiedene Zolltarife mit 2775 Poſitionen. Im Notjahre 1817 war die Schwierigkeit des Verkehrs zwiſchen dem Oſten und dem Weſten der Monarchie in unerhörten Preisunterſchieden auf das ſchmerzlichſte empfunden worden.

Bei der Beurteilung der preußiſchen Regierung für die Zeit nach den Befreiungskriegen darf nicht überſehen werden, daß dem Schwanken und der Unſelbſtändigkeit in politiſchen Fragen eine ſichere, ziel- und ſelbſtbewußte Haltung nicht nur in militäriſchen Dingen, ſondern auch auf dem Gebiete des Finanz- und Verkehrsweſens, ja, man kann ſagen faſt in allen Zweigen der inneren Verwaltung, zur Seite ging. Nichtpreußen wirkten auch hier beachtenswert mit. Im höheren Unterrichtsweſen errang der Ansbacher Freiherr von Altenſtein, von dem Meklenburger Johannes Schulze unterſtützt, in dreiundzwanzigjähriger miniſterieller Tätigkeit Preußen trotz der Demagogenverfolgungen eine führende Stellung. Die Zoll- und Steuerreformen verdanken ihren Erfolg in Deutſchland neben dem Steuerdirektor, dann Finanzminiſter Maaßen aus Kleve dem Kurheſſen Motz, der Maaßen in der Leitung des Finanzminiſteriums vorausging, und dem Mainfranken Johann Albrecht Friedrich Eichhorn, der als Direktor im Auswärtigen Amt ſeit 1831 die Verhandlungen mit den deutſchen Staaten führte. Begonnen wurden die Neuerungen mit dem Zollgeſetz vom 26. Mai 1818, dem im nächſten Jahre die Regelung der Abgaben von Wein, Bier, Brannt-

wein und Tabak, im übernächſten die Ordnung der Schlacht- und Mahl-, der Gewerbe-, Klaſſen- und Grundſteuer folgten. In organiſchem Zuſammenhang wurden die einträglichſten und in ihrer Geſtaltung für das Wirtſchaftsleben wichtigſten Einnahmequellen des Staates zeitgemäß umgewandelt.

Einheitliche Fortentwickelung des Zoll- und Steuerweſens war für Geſamtdeutſchland zu ſehr eine Lebensfrage, als daß Bemühungen um ein ſolches Ziel nicht von verſchiedenen Seiten her hätten begonnen werden ſollen. Beſonders oft iſt auf die gleichzeitigen und in gleicher Richtung gehenden Beſtrebungen des Pfälzers Nebenius, des Ausarbeiters der badiſchen Verfaſſung, und auf den geiſtvollen Reutlinger Volkswirt Friedrich Liſt hingewieſen worden. Von dem Augenblicke an, wo der preußiſche Staat von ſich aus vorgegangen war, konnte keine Rede mehr davon ſein, ihn etwa kraft Bundesbeſchluſſes unter eine allgemeine deutſche Ordnung zu zwingen. Schon die erwieſene Unmöglichkeit, durch den Bund zu irgend welcher Gemeinſamkeit zu gelangen, ſchloß das völlig aus. Es konnte ſich nur noch um Anſchluß und zwar um tunlichſt raſchen Anſchluß an das preußiſche Syſtem handeln, denn die preußiſchen Landesgrenzen berührten ſich ſo mannigfaltig mit denen der anderen Staaten, die neue Schranke, die ſie umgab, wehrte ſo manchem altgewohnten Erwerbe, daß die Folgen ſich faſt überall hin fühlbar machten. Die Art, wie die unvermeidliche Einigung erſtrebt und abgewehrt, gewünſcht und doch wieder verabſcheut wurde, und wie ſie endlich, alle Hinderniſſe überwindend, die Nation wirtſchaftlich zuſammen gezwungen hat, gehört zu dem Lehrreichſten, was aus der Geſchichte deutſchen ſtaatlichen Werdens ins Gedächtnis zurück gerufen werden kann.

Auf das ſtörendſte empfand Preußen bei ſeinem Zollgeſetz die Ungunſt ſeiner Grenzen. Neben den beiden Hauptteilen des Staates, von denen der öſtliche von wunderlichſter Geſtalt war, beſtanden wohl ein Dutzend Enklaven und Exklaven. Insgeſamt waren über 8000 Kilometer zu überwachen, 700 mehr als ſpäter im

Deutschen Reich. „Unser Enklavensystem" sollte helfen. Man erhob die Zölle für die in die Enklaven bestimmten Waren an Preußens äußerer Grenze und zahlte von den Gesamterträgen nach Kopfzahl heraus. Man war bereit, sich für die eigenen Exklaven das gleiche Verfahren gefallen zu lassen. Gleichwohl hat nur Schwarzburg-Sondershausen für sein Unterland sich rasch (Oktober 1819) gefügt; erst 1830 waren alle Enklaven anerkannt angeschlossen. Mit Anhalt-Köthen gab es einen siebenjährigen Zollkrieg, in dem nicht versäumt worden ist, auch Österreich und den Bund in Bewegung zu setzen. Metternich begegnete dem preußischen Vorgehen mit äußerstem Mißtrauen. Er hätte auch auf diesem Gebiet so gern den Kaiserstaat mit seinen Provinzialzöllen Preußen zum Vorbilde gesetzt. Doch war „die staatsmännische Weisheit des Herrn von Metternich" für die preußischen Wirtschaftspolitiker „unannehmbar". Er mußte sich damit begnügen, bei den Höfen Stimmung zu machen, was mit gewohnter Geschicklichkeit, Rührigkeit und Ausdauer geschehen ist. Auch wußte die österreichische Publizistik die Bevölkerungen gegen die Neuerung einzunehmen; auf diesem Felde der Tätigkeit war Preußens Staatslenkung noch völlig unerfahren und ist es noch lange geblieben.

So hatten Preußens Versuche, Nachbarstaaten zum Anschluß zu bewegen, zunächst keinen Erfolg; man kam zu dem Entschlusse, Verhandlungen nicht mehr zu beginnen, sondern Anträge zu erwarten. Ein solcher ging endlich von Hessen-Darmstadt ein. Der in zwei Hälften lang hingestreckte, auch wirtschaftlich völlig zweigeteilte Staat hatte mit seiner Zollverwaltung die größten Schwierigkeiten; sie verursachte mehr Kosten, als sie eintrug. Am 12. April 1827 hatten Baiern und Württemberg eine Zolleinigung mit einander geschlossen. Darmstadt hatte nur die Wahl eines Anschlusses an diese Staaten oder an Preußen. Es konnte nicht lange schwanken, obgleich es durch seinen Entschluß im anderen Lager geradezu Bestürzung erregte, denn er bedeutete Trennung Baierns von seinem rheinischen Besitz. Am 14. Februar 1828 schloß das Großherzogtum mit Preußen ab. Trotz der ungeheueren Verlängerung der zu über-

machenden Grenze verſagte man ſich in Berlin nicht, gewährte ſogar volle Gleichberechtigung. Es war der erſte Schritt; man mußte ihn tun, obgleich er zunächſt mehr Nachteil als Nutzen brachte.

Heſſen-Darmſtadts „Verrat" erregte weithin die Gemüter. Die Antwort war der Mitteldeutſche Handelsverein, der unter Englands wie Öſterreichs lebhafter Mitwirkung zuſtande kam. Er umfaßte einen langen Streifen Landes von Zittau und Bautzen über Hanau und Wiesbaden nach Bremen und der Nordſeeküſte: Sachſen und die thüringiſchen Staaten, Kurheſſen, Naſſau und Frankfurt, Hannover und die von ihm umſchloſſenen Lande Braunſchweig, Oldenburg und Bremen. Das einzige einigende Moment, das ihn zuſammen hielt, war der Gegenſatz gegen Preußen. Der Verein legte ſich zwiſchen die beiden Teile des preußiſch-heſſiſchen Zollgebiets, trennte zudem deſſen öſtliche Hälfte von Süddeutſchland. Hätte er Beſtand haben können, er wäre für Deutſchlands Zolleinigung ein ſchweres Hindernis geworden.

Gleich im erſten Jahre ſeines Beſtehens geriet er aber ins Gedränge. Baiern und Württemberg näherten ſich Preußen, weil ihnen der Anſchluß an deſſen weites Gebiet doch größeren Vorteil verſprach, und bequemten ſich im Sommer 1829 zwar noch nicht zu einer Zolleinigung, doch aber zu einem Zollvertrage. Sie legten ſich mit dem preußiſch-heſſiſchen Weſten wie ein Ring um den Handelsverein. Wenige Wochen nach ihnen verſtändigten ſich Sachſen-Gotha und Sachſen-Meiningen mit Preußen über Erleichterung des Durchgangsverkehrs. Ihr Abfall durchſchnitt den Handelsverein und ſtellte zugleich die Verbindung zwiſchen Preußens Oſten und dem Süden wieder her. Unterſtützung im Straßenbau im ſchwierigen Gelände des Thüringer Waldes, die Preußen verſprach, eröffnete den beiden Herzogtümern lockende Ausſichten auf gewinnbringenden Warendurchzug. Ihr Vorgehen machte auch mehrere der kleinen Nachbarn unwillig auszuharren. Als Kurheſſen, das durch ſeine Lage den Zapfen des ganzen Triebwerks darſtellte, ſich im Auguſt 1831 mit Preußen einigte, war der Handelsverein geſprengt. Seinen öſtlichen Gliedern blieb nichts anderes übrig, als

in Verhandlungen mit Preußen einzutreten. Sie ſind im Einvernehmen mit Baiern und Württemberg geführt worden; ihr Ergebnis war die Herſtellung eines großen deutſchen Zollgebietes vom 1. Januar 1834 ab.

1835 wurde zwiſchen Nürnberg und Fürth die erſte mit Dampf betriebene Eiſenbahn auf deutſchem Boden eröffnet; in den nächſten Jahren begann der elektriſche Telegraph ein Hilfsmittel des Verkehrs zu werden. Es hat bei der Nutzbarmachung dieſer Erfindungen für unſer Vaterland nicht an freundnachbarlichen Plackereien gefehlt, von denen die ſtaatlich glücklicher gebetteten Nachbarn im Weſten und auf der anderen Seite der Nordſee zu ihrem großen Vorteil verſchont geblieben ſind. Doch waren auch bei uns gerade noch zu rechter Zeit mit der Zolleinigung die unerläßlichen Vorbedingungen geſchaffen, ohne die eine ausgiebige Verwertung der neuen Verkehrsmittel im Dienſte des Warenaustauſches nicht möglich geweſen wäre.

In dem für acht Jahre geſchloſſenen Vertrage, der mit dem Neujahrstage 1834 in Kraft trat, war noch keineswegs Geſamtdeutſchland geeinigt. Es iſt mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, ehe dieſes Ziel erreicht wurde. Von den Gliedern des Handelsvereins hatten ſich Naſſau und Frankfurt, Hannover, Braunſchweig, Oldenburg und Bremen unter Führung Hannovers, deſſen Abhängigkeit von England gerade in dieſen Dingen eine vollkommene war, klagend über das vertragsbrüchige Kurheſſen an den Bund gewandt, allerdings mit keinem andern Erfolge, als Aktenſtöße hervorzurufen, da Metternich, der Preußen für ſeine Reaktionspolitik brauchte, ihm in dieſer Frage, in der es nicht leicht zu haben war, nicht entgegentreten mochte. So haben Hannover, Braunſchweig, Schaumburg-Lippe, Oldenburg und Bremen ſich zum Steuerverein zuſammengetan, aus dem Braunſchweig 1842 zum Zollverein hinüber trat, während die übrigen Teilnehmer die verabredeten 20 Jahre ausbielten. Am 1. Januar 1854 haben ſich dann Hannover, das 1837 mit Ernſt Auguſt von Cumberland ſeinen eigenen

König erhalten hatte, Oldenburg und Schaumburg-Lippe ebenfalls dem Zollverein angeschlossen.

Nassau hat versucht, durch ein Handelsabkommen mit Frankreich, Frankfurt, durch einen Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England dem verhaßten Anschluß an das preußische System zu entgehen. Jenes hat doch 1835, dieses im nächsten Jahre um Aufnahme nachsuchen müssen. 1835 hat auch Baden, dessen Charakter als ausgeprägtes Grenzland seine Entschließungen erschwerte, den Anschluß vollzogen, 1838 Waldeck, 1841 Lippe-Detmold, 1842 Luxemburg, dessen deutscher, seit 1839 allein noch zum Bunde gehöriger Teil durch sein Ausharren bei der oranischen Dynastie sich vom Königreich der Niederlande getrennt und ohne wirtschaftlichen Anschluß fand. Das Herzogtum Limburg, das als Ersatz für die zu Belgien geschlagene Hälfte des Großherzogtums damals dem Deutschen Bunde eingefügt worden war, ist nie Zollvereinsland geworden.

Zu einer Erweiterung, die der vollen Vereinigung nahe brachte, führten die Ereignisse von 1864 und 1866, die Meklenburg und Schleswig-Holstein, das wichtige Gebiet zwischen Ost- und Nordsee, zum Anschluß nötigten. Lübeck gab seine Sonderstellung bei Aufrichtung der Reichsverfassung preis. Nur Deutschlands größte Handelsplätze Hamburg und Bremen hielten sich auch dann noch fern. Sie glaubten den blühenden und gewinnbringenden Handel, den sie als Stapelplätze für ausländische Waren mit dem Auslande trieben, nach Einverleibung in das allgemeine deutsche Zollgebiet nicht aufrecht erhalten zu können. Nur ein fühlbarer Druck Bismarcks konnte sie bewegen, die Deckung aufzugeben, die sie in der Bestimmung des Artikels 34 der norddeutschen Bundes- und später der Deutschen Reichsverfassung, daß sie „außerhalb bleiben, bis sie ihren Einschluß beantragen", zu besitzen glaubten, und in einen Vertrag zu willigen, der ihnen für ihren Beitritt beträchtliche Reichszuschüsse (für Hamburg bis zu 40, für Bremen bis zu 20 Millionen Mark) zur Herstellung ausgedehnter Freihafenanlagen zusicherte. So erfreut sich das Deutsche Reich erst seit dem 15. Oktober 1888 der

wirtschaftlichen Geschlossenheit, die allen andern Kulturstaaten längst als unentbehrliche Grundlage ihrer Wohlfahrt und Selbständigkeit gegolten hatte.

Der Zollverein ist zunächst auf acht Jahre geschlossen, am 1. Januar 1842, 1854, 1866 um je zwölf Jahre verlängert worden; erst vom 1. Januar 1878 ab ward sein Bestand gleichbedeutend mit dem der deutschen Reichsverfassung. Die zurückhaltende Vorsicht, die aus diesem Verfahren spricht, ist bezeichnend für alle Verhandlungen, die um der Zolleinheit willen geführt worden sind.

Diese Vorsicht nahm bei nicht wenigen der sich anschließenden Staaten die Form vollendeten Mißtrauens an, eines Mißtrauens, das sich teils auf die Befürchtung, übervorteilt, teils auf die, vergewaltigt zu werden, meist auf beide zuspitzte. Es zeigte sich sowohl beim Volke wie bei den Regierungen, ja dort durchweg erheblich stärker und nicht am wenigsten in wirtschaftlich hoch entwickelten Gegenden, beispielsweise in Leipzig und Frankfurt, später in Hamburg und Bremen. Man fürchtete, gewinnreiche Betriebe zu verlieren, aus bequemen Gewohnheiten aufgerüttelt, unter lästige Kontrolle gestellt zu werden. Die Regierungen versuchten mehrfach, angebliche größere Verbrauchskraft ihrer Bevölkerung zur Geltung zu bringen, und begründeten darauf Ansprüche auf ein Präzipuum bei der Verteilung der Einnahmen. Die Unrichtigkeit derartiger Vorstellungen wurde in der Regel schon durch die Ergebnisse der ersten Verwaltungsjahre, die oft in genau entgegengesetztem Sinne ausfielen, erwiesen; doch ist Hannover und Oldenburg 1853 in Anbetracht ihrer Seelage und mit Rücksicht auf die damalige Neigung der süddeutschen Staaten hinüber zu Österreich eine Vorzugszahlung zugestanden worden.

Zu diesen Schwierigkeiten kam die tatsächliche Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts waren die kleineren Staaten, besonders Sachsen und der Südwesten, im allgemeinen Preußen in gewerblicher Tätigkeit überlegen; der Norden war weithin überwiegend agrarisch. So waren

Süden und Mitte mehr ſchutzzöllneriſch — beſonders Friedrich Liſt hat ſich die Einigung in dieſem Sinne gedacht —, der Norden, wie es den Intereſſen der Landwirtſchaft vor der Entwickelung des modernen Weltverkehrs entſprach, überwiegend freihändleriſch. Das Zollgeſetz von 1818 folgte einem gemäßigten Freihandelsſyſtem. Es hat ſich, bis die Zolleinigung Reichsſache wurde, im weſentlichen behauptet, aber nicht ohne Kämpfe, beſonders beim Abſchluß des Handelsvertrags mit Frankreich im Jahre 1862.

In den kritiſchen Zeiten wurde natürlich vom Auslande her kein Mittel unverſucht gelaſſen, den mißliebigen Verband zu ſprengen. England und Frankreich haben ihn mit ſcheelen Augen entſtehen und wachſen ſehen. Die öſterreichiſche Politik hat ſich bald um ſeinen Zerfall bemüht, bald Eintritt begehrt, was zu guter Letzt auf dasſelbe hinauslief. Die Beſtrebungen letzterer Richtung fanden doch ein unüberſteigliches Hindernis in der Ungleichartigkeit der Verhältniſſe in dem aus ſo verſchiedenartigen Beſtandteilen zuſammengefügten Kaiſerſtaate und in dem Mangel genügender Bürgſchaft für vertragsmäßige Handhabung getroffener Vereinbarungen. So ſiegte, nachdem einmal die Vorteile des Zuſammenſchluſſes empfunden worden waren, immer wieder die Scheu vor einem Schritte aus wohltuend empfundener Gegenwart in ungewiſſe, in ihrem Ausgang fragwürdige Zukunft. Das Maß von Gleichartigkeit der Volksſitten, der Volksanſchauungen und der Volkszucht, das in den geeinigten Gebieten beſtand, war doch genügend, um ſie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt feſter und feſter mit einander zu verknüpfen. So hat auch der Bruch von 1866 die Zolleinigung nicht zu zerreißen vermocht.

Man kann von preußiſcher Staatskunſt im allgemeinen nicht behaupten, daß ſie ſich in der Leitung auswärtiger Angelegenheiten beſondere Lorbeeren erworben hätte; auf dieſem Felde hat ſie immer nur vorübergehend ihre Stärke gehabt. Aber um das Zuſtandekommen des Zollvereins hat ſie unleugbar beſondere, entſcheidende Verdienſte. In der Behandlung der deutſchen Angelegenheiten hatte ſie ſich durch lange Gewöhnung jenes Maß von Langmut, Nachſicht

und Beharrlichkeit angeeignet, ohne das hier an einen Erfolg nicht zu denken war. Dazu entwaffnete sie die Widerstrebenden durch ihre Anspruchslosigkeit. Sie verzichtete auf jedes Vorrecht, wie die Größe des vertretenen Staates es wohl hätte rechtfertigen können. Sie verhandelte als Gleicher mit Gleichen, gewährte allen Eintretenden, mit Ausnahme der Kleinen und Kleinsten, bei denen von wirtschaftlicher Selbständigkeit nicht die Rede sein konnte, gleiches Stimmrecht und gleichen Einfluß auf die Verwaltung. Man konnte sich ihr nicht versagen, weil sie „ebenso willfährig wie beharrlich" war. Die geographische Lage, sonst ein Moment der Schwäche, wurde hier zum Vorteil „Preußen ist ein Blitz, der durch Deutschland fährt", drückte es Ludwig von Baiern aus.

Indem so das Beamtentum einer deutschen Einheit das Leben gab, deren Zustandekommen durch parlamentarisch regierte Einzelstaaten man sich kaum vorstellen kann, und die schwerlich so fest geworden wäre, wenn sie gleich der politischen durch einen Gewaltakt hätte geschaffen werden müssen, vermochte es, trotz der dahin gehenden Neigungen, doch nicht, die Zeitströmungen abzudämmen, die in den Gemütern mächtig waren. Der deutsche Gedanke und der Freiheitsgedanke blieben lebendig. In den Jahren, in denen auf wirtschaftlichem Gebiete von oben her das Entscheidende geschah, dem Neuen die Bahn zu öffnen, gewannen auch die Triebe, die von unten herauf nach Entfaltung eines starken öffentlichen und einheitlichen Staatslebens drängten, deutlichere Form und verstärkte Kraft. Als der preußische Thronwechsel von 1840 eine bessere Zukunft einzuleiten schien, offenbarten sie sich mit einer Klarheit und Sicherheit, die bald die Lösung der aufgeworfenen Fragen zur unumgänglichen Notwendigkeit machten.

Zweites Kapitel.

Die Zeit Friedrich Wilhelms IV. (1840—1858).

Am 7. Juni 1840 iſt Friedrich Wilhelm III. faſt 70jährig aus dem Leben geſchieden. Es möchte nicht viele Preußen gegeben haben, die ſeinen Tod teilnahmlos hinnahmen, und doch auch wieder wenige, die den neuen König nicht mit dem Gefühl bevorſtehender wohltuender Wandlungen begrüßt hätten. Friedrich Wilhelm III. hatte nicht die Gabe gehabt, ſich in weiten Kreiſen beliebt zu machen, noch weniger die, ſelbſtändige Männer ſich dauernd zu verbinden. Aber man hatte tiefſtes Leid und höchſte Freude gemeinſchaftlich mit ihm durchlebt, um ſeine Perſon geſchart, und wollte das ſo geſchlungene Herzensband nicht miſſen. Als der Tod es zerriß, wandten ſich die befreiten Gemüter dem gewinnenden, geiſtesfriſchen Sohne zu.

Über Friedrich Wilhelms IV. ungewöhnliche und vielſeitige Begabung können die Meinungen nicht geteilt ſein. Und doch fehlten ſeinem Weſen Züge, die der Herrſcher nicht entbehren kann. Fähigkeiten können zur Gefahr werden, wenn ihnen Zucht fehlt. Sie fördern nur, wenn ſie ſich in den Dienſt der Aufgaben ſtellen, die zu löſen ſind. Einer Zucht in dieſem Sinne war Friedrich Wilhelm IV. nicht unterworfen worden; er hatte ſie auch nicht an ſich ſelbſt geübt. Ihm konnte geiſtige Betätigung, das Spiel der Gedanken, auch Übung ſeines Witzes Zweck an ſich werden, mehr als Mittel zur Wirkung.

Des Königs Hang, ſich gehen zu laſſen, war um ſo bedenklicher, als ſeine innerſten Neigungen nicht auf den Staat gingen. Sie wieſen in die Richtung allgemeinen geiſtigen Auslebens. Nicht als ob er ſich der Aufgaben eines preußiſchen Königs nicht bewußt oder für ſie nicht vorbereitet geweſen wäre; aber ſein Herz hing an Vorſtellungen, die ihm richtige Stellungnahme zu ihnen erſchwerten. Von dem, was ſeinen Bildungsgang beſtimmt hatte, haben die Eindrücke der Romantik die deutlichſten Spuren hinterlaſſen. Seine ſtaatlichen und kirchlichen Ideale lagen in einer entſchwundenen Welt. Indem er ſich für ihre Formen begeiſterte, ſie zu neuem Leben zu wecken ſuchte, war ihm doch nur teilweiſe klar, daß ihr Geiſt mit dem, was ihn umgab, unvereinbar war, daß er ſich für ihn nur einſetzen konnte unter völliger Verleugnung der Traditionen eines preußiſchen und eines evangeliſchen Herrſchers. Seine Schwärmerei für mittelalterliche Kaiſer- und Kirchenherrlichkeit hatte mit Sachkenntnis geringen Zuſammenhang. So kam ihm nicht zum Bewußtſein, wie ſehr er ſich und ſeinem Staate ſchadete, indem er ſie auf die Löſung der Aufgaben, welche die Zeit ſtellte, Einfluß gewinnen ließ. Dazu erſchwerte ſowohl ſeine Vertrautheit mit Hallers Auffaſſung vom Staatsleben, als auch ſein hohenzollernſches Herrſcherbewußtſein jede nähere Fühlung mit der ihn umgebenden, aber widerſtrebenden Gedankenwelt. So hat Friedrich Wilhelm IV., als Preuße und Deutſcher vaterländiſchen Geiſtes, ein wahrhaft und aufrichtig frommer Chriſt, im vollen Beſitz der reichen Bildungsſchätze ſeines Volkes, im innerſten Weſen ehrlich und wohlwollend, ſeine Kraft verbraucht im Ringen mit einer Welt, die *ihn*, die *er* ſuchte, die *er* aber nicht, die *ihn* nicht verſtand:

Du konnteſt deiner Zeit das Banner tragen
Und trägſt ihr nur die Schleppe nach.

Zu Beginn der neuen Regierung ging es wie ein Aufatmen durch die Lande. So manche Härten des bisherigen Regiments, die als ſolche gerade in den Kreiſen der Bildung empfunden worden waren, wurden ausgeglichen. 1837 hatten ſieben Göttinger

Profeſſoren, die ſich erdreiſteten, gegen die Aufhebung der hannoverſchen Verfaſſung durch den neuen König Ernſt Auguſt zu proteſtieren, Amt und Land verlaſſen müſſen. Von ihnen wurden jetzt die Gebrüder Grimm nach Berlin in die Akademie berufen, der Führer Dahlmann nach einiger Zeit an die Bonner Univerſität. Dort durfte Ernſt Moritz Arndt, der 1819 Hausſuchung über ſich hatte ergehen laſſen und dann ſeine Tätigkeit einſtellen müſſen, die Vorleſungen wieder aufnehmen. Turnvater Jahn erhielt Erlaubnis, ſeinen polizeilich angewieſenen Aufenthalt Freyburg an der Unſtrut zu verlaſſen. Eine weitgehende Amneſtie, die auch Fritz Reuter der Feſtungshaft entledigte, verwiſchte die Folgen der akademiſchen Demagogenhetze. Der König, dem die freie Rede in ſeltener Weiſe zu Gebote ſtand, verſäumte kaum eine Gelegenheit, in warm empfundenen, ſchwungvollen Worten von ſeiner hohen Aufgabe, von Liebe und Vertrauen des Volkes, deren er nicht entraten könne, herzerfreuend und vielverheißend zu ſprechen.

Aber er belebte auf dieſe Weiſe Hoffnungen, die er nicht erfüllen wollte. Denn ſie richteten ſich in den weiteſten Kreiſen ſeiner Hörer vor allem auf eine moderne, repräſentative Geſamtverfaſſung Preußens, während der König, ſoweit Verfaſſungsänderungen überhaupt für ihn in Frage kamen, an nichts anderes dachte als an eine Vereinigung der Provinzialſtände, deren Zuſammentritt er zudem ausſchließlich vom eigenen Ermeſſen abhängig machen wollte. Der Gegenſatz mußte bald offenkundig werden. Die Vertreter des Neuen begannen zu drängen, beſonders von Oſtpreußen, dem Lande Kantiſcher und Herderſcher Denkweiſe, und vom franzöſiſch angehauchten Rheinlande her, auch ſonſt aus größeren Städten, ſtärkten aber gerade dadurch den König in ſeiner zuwartenden und ablehnenden Haltung. In Preußen und in Deutſchland verkehrte ſich die günſtige Stimmung in ihr Gegenteil und fand, je länger, deſto lebhafter, Ausdruck in Rede und Schrift. Zu keiner Zeit hat die politiſche Dichtung in Deutſchland nach Form und Inhalt die Höhe erreicht, die ſie in den vierziger Jahren erſtieg. Die laxere Handhabung der Zenſur, die ſich im Gefolge der allgemeinen, auch die Regierenden beeinfluſſenden Sinnesverſchiebung

ohne Änderung der geltenden Bestimmungen einstellte, gewährte den nötigen Spielraum. In David Fr. Strauß' Schrift „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige", die 1847 erschien, erreichte die abfällige Kritik am Könige ihre Höchstleistung.

Als sie der Öffentlichkeit vorgelegt wurde, war sie im Kern der Frage schon gegenstandslos; Preußen hatte eine Gesamtstaats-Verfassung. Am 3. Februar 1847 hatte der König den „Vereinigten Landtag" einberufen, nicht, um liberalen Forderungen entgegen zu kommen, sondern weil es zur unumgänglichen Notwendigkeit wurde.

Am 17. Januar 1820, als noch Gegner und Freunde einer Verfassung im Rate des Königs mit einander rangen, hatte Friedrich Wilhelm III. eine Verordnung erlassen, welche die Aufnahme neuer Staatsschulden von der Bürgschaft künftiger Reichsstände abhängig machte. Durch die Entwickelung des Eisenbahnwesens wurde ihre Anwendung notwendig. Für den Bau einträglicher Strecken fanden sich Privatgesellschaften; die weniger bevölkerten und entwickelten Provinzen, besonders der Osten, konnten aber zu dem rasch unentbehrlich gewordenen Verkehrsmittel nur durch den Staat gelangen. Am 11. März 1846 entschied der Staatsrat mit 14 gegen 2 Stimmen, daß ein Landtag zusammentreten müsse.

Er hat vom 11. April bis 26. Juni 1847 in Berlin getagt. Die Angelegenheit der Anleihe trat bald zurück hinter der Frage nach den Rechten der versammelten Vertretung. Das Patent, das sie geladen hatte, lautete nur auf gelegentliche Einberufung nach dem Willen der Krone, allein zu Anleihe- und Steuervorlagen, in Gesetzgebungssachen nur auf beratende Mitwirkung. Die überwiegende Mehrheit verlangte regelmäßige Wiederkehr und volles Beschlußrecht als Mindestbefugnisse. Sie wollte sich nicht zufrieden geben mit der Erklärung der Thronrede, daß die Stände nicht berufen seien, „Zeit- und Schulmeinungen zu verfechten", und daß der König „zwischen unseren Herrgott im Himmel und dieses Land nicht ein beschriebenes Blatt gleichsam als eine zweite Vorsehung sich eindrängen" lassen wolle. Allzu schroff trat ihr die Auffassung entgegen, die für Regententätigkeit niemand als Gott Rechenschaft

ſchuldig ſein und für das Wirken des Monarchen kaum eine andere Verantwortung als die gegen Gott anerkennen wollte, ein mißverſtandenes Stück Mittelalter, das ein Gottesgnadentum dieſer Art nie gekannt hat. Die ſämtlichen Verhandlungen blieben unter dem Einfluß dieſes Gegenſatzes. Man ging in Zwieſpalt aus einander. Obgleich der König bereit war, regelmäßige Wiederkehr zuzugeſtehen, hatte er ſich doch nicht entſchließen können, es kund zu tun. Ehe es Zeit wurde, dem Vorhaben die Tat folgen zu laſſen, wandelte die Revolution die Lage vollſtändig.

Die 48er Erhebung iſt ohne die franzöſiſche Februar-Revolution nicht denkbar. Doch lagen die Dinge in Deutſchland anders als 1830 oder gar 1789. Als in Paris die Julimonarchie geſtürzt wurde, waren in Deutſchland die Gedankenreihen fertig, die Wünſche formuliert, die nach Verwirklichung drängten. Ehe ſich drüben eine Hand regte, wußten hier die Regierungen, was gefordert wurde, das Volk, was es verlangte. Unaufhaltſam trotz aller Hemmungen hatten ſich die Meinungen durchgeſetzt. Wie in Preußen, ſo in anderen Staaten, ſo am Bunde ward erwogen, ob und wie das allgemeine Drängen durch Entgegenkommen beſchwichtigt werden könne. Auch die verſchiedenen Richtungen, in denen ſich die Zeitſtrömungen bewegten, waren deutlich erkennbar. Die Anſätze der Parteien, die noch heute für unſer politiſches Leben maßgebend ſind, verdanken ihre Entſtehung den 30er und 40er Jahren.

Die deutſche Bildung des 18. Jahrhunderts war unpolitiſch geweſen. Sie war auf Menſchentum, nicht auf Staatsbürgerſchaft gerichtet. Doch konnte auch für ſie die reiche Geſchichte des Volkstums, aus dem ſie entſproß, nicht verloren ſein. Außer den allgemeinen Bildungsſchätzen, die ſich dem ſchönſten Schmuck der Weltliteratur einreihten, brachte ſie dem Vaterlande noch Angebinde eigenſter Beziehung. In Klopſtocks Bardenpoeſie erklang der nie ganz entſchwundene Stolz auf deutſche Volksart wieder in ſelbſtbewußter Stärke. Minna von Barnhelm zeigte deutſchen Soldatenſinn im Glanze dichteriſcher Geſtaltung. So verſtändnis- und lebensvoll

wie Goethe im Götz von Berlichingen hatte ſich nie ein deutſcher Dichter in folgenreiche Hergänge unſerer Vorzeit vertieft. Der Dichter, der „ſein Vaterland im rechten Augenblicke glaubte verloren zu haben, um es einzutauſchen gegen die weite Welt", hatte doch auch geſungen:

Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an!
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen;
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.

Die Franzoſenzeit hat auch dem Blödeſten klar gemacht, was Vaterland, was Fremdherrſchaft, was ſtaatlicher Zuſammenſchluß, was nationale Zerſplitterung nicht nur für leibliches Daſein, ſondern auch für jede geiſtige und ſittliche Kultur bedeuten. Die Sänger der Befreiungskriege ſind ſämtlich aus dem Boden der großen Zeit unſerer klaſſiſchen Bildung erwachſen: Ernſt Moritz Arndt und Theodor Körner, Max von Schenkendorf und Friedrich Rückert. In Heinrich von Kleiſt erſcheint ſie aufs innigſte verbunden mit vaterländiſcher Geſinnung und preußiſchem Soldatengeiſt. So vereinigten ſie Kraft und Schönheit der Sprache und Reichtum der Gedanken mit der Glut der Leidenſchaft und ſchenkten uns Dichtungen, die, dem Tage geweiht, der Ewigkeit angehören. Sollte unſerem Volke jemals die Zeit kommen, wo nicht mehr empfunden würde, weſſen ſie voll waren, ſo wäre es mit ſeiner Daſeinsberechtigung vorbei. Indem Fichtes Bemühen, den Klaſſiker unſerer Philoſophie fortzubilden, hinaus lief auf die leidenſchaftliche Predigt, daß deutſcher Geiſt ſich nur betätigen könne in Hingebung an die Nation, belegte er, wie tief die Erfahrung weniger Jahre den Wert ſtaatlichen Selbſtbeſtimmungsrechts eingeprägt hatte. Und wie hätte ſolches Recht anders zur Geltung kommen können als unter der Loſung: Frei von der Fremdherrſchaft!

Deutſches Geiſtesleben iſt aber kaum je völlig einheitlich geweſen, faſt zu allen Zeiten weniger einheitlich als das jedes anderen Volkes. Die Vielſeitigkeit der Verhältniſſe und die Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die ſich aus der Lage in Europas Mitte ergaben, haben ihm vor allem dieſen Sonderzug aufgeprägt. Im Gegenſatz zur Klaſſizität ſtand anfangs die Aufklärung, ſpäter die

Romantik. Sie trennten ſich nach verſchiedenen Richtungen von dem Ideal der Geiſtesbildung, das unſeren Größten als höchſtes vorſchwebte, die Aufklärung dem nüchternen Verſtande folgend, die Romantik dem Gefühl, das Klarheit über ſich ſelbſt nicht erſtrebt und ihrer nicht bedarf. Sie ſuchte Rettung vor der Not der Zeit nicht in willensſtarkem Widerſtand, ſondern in ausweichender Abkehr. Das Entlegene in Zeit und Raum, das Ungewöhnliche und Unverſtändliche, das die Phantaſie beſchäftigen, über die drangvolle Gegenwart hinweg heben, ſie vergeſſen machen konnte, oder weltvergeſſene Einkehr in ſich ſelbſt, Vergrübelung in die Rätſel des Ich wurden bevorzugte Vorwürfe geiſtiger Geſtaltungs- und Schaffenskraft. So ſind manche Irrwege betreten, aber auch Gebiete neu erſchloſſen worden. Und da nichts der Abkehr von der Gegenwart näher liegt als das Verſenken in die Vergangenheit, da ein geſchichtlicher Zug den Völkern wie dem Einzelnen unvertilgbar anhaftet, ſo hat die Richtung die Liebe zu unſerer Vorzeit gemehrt und deren Erkenntnis gefördert.

Hier aber traf ſie mit den vaterländiſchen Beſtrebungen wieder in einer Strömung zuſammen. Die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ſind die Geburtszeit der deutſchen Altertumswiſſenſchaft in ihrem alles umfaſſenden Umfange. Geſchichtliche Forſchung in engerem Sinne, Erkenntnis des Werdeganges von Sprache und Dichtung, Recht und Kunſt haben damals eine erfolgreiche Erweiterung und Vertiefung erfahren oder ſind überhaupt erſt zu wiſſenſchaftlichen Arbeitsgebieten ausgeſtaltet worden. Die Männer aber, die Führer und Bahnbrecher wurden, Barthold Niebuhr, Friedrich Karl von Savigny und Karl Friedrich Eichhorn, Jakob und Wilhelm Grimm, Sulpice und Melchior Boiſſerée, Bopp, Lachmann, Diez und Ranke, ſie ſtehen faſt alle in mannigfachen Beziehungen nach beiden Richtungen. Bis um die Mitte des Jahrhunderts, ja darüber hinaus ſind Geſchichts- und Sprachforſchung mit romantiſchen Neigungen in enger Fühlung geblieben. Kaum iſt etwas bezeichnender für die Grundſtimmung der Beſten der Zeit, als daß der Freiherr vom Stein

ſelbſt 1819 die „Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde", der wir die Monumenta Germaniae Historica verdanken, in deutſchem Sinne begründete, unſerem Volke den Zugang zu den Quellen ſeiner Geſchichte zu erleichtern. Wie mit dieſem Werke ein zugleich gelehrtes und vaterländiſches Unternehmen deutſchen Wiſſenſchaftsbetrieb auf dem betreffenden Gebiete an die Spitze europäiſchen Forſchens geſtellt hat, ſo iſt es der deutſchen Gelehrtentätigkeit dieſer Jahre beſchieden geweſen, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus vor allem durch ihre geſchichtliche Grundrichtung führend und vorbildlich zu werden.

Sich vertiefen in einen Werdegang heißt ihn verſtehen, in der Regel aber auch ihn lieb gewinnen. Faſt unausbleiblich hat die Beſchäftigung mit der Vorzeit des eigenen Volkes dieſe Folge. So entquoll der geſchichtlichen Richtung für das Gefühl nationaler Gemeinſamkeit und nationaler Eigenart erfriſchendſte Stärkung, nicht nur in dem Sinne, daß man ſie zu bewahren gedachte, ſondern auch in dem anderen, daß man ſie nach *ihrer* Art, im Anſchluß an *ihre* Überlieferungen zu entwickeln wünſchte. Das Streben nach dem Neuen bekam zugleich etwas Beharrendes; in die Fortſchrittsgedanken miſchte ſich ein erhaltender Zug. Je mehr Verſtändnis man dafür gewann, wie alles geworden war, deſto größer wurde die Scheu vor völligem Umſturz, der Berechtigtes und Entwickelungsfähiges zugleich mit dem Schadhaften vernichtet hätte. Schon die Steinſchen Reformen im preußiſchen Staate atmeten dieſen Geiſt; er war auch ſchon dem 18. Jahrhundert nicht ganz fremd geweſen. Er iſt ein kennzeichnendes Merkmal deutſcher ſtaatlicher Umgeſtaltung im Laufe des 19. Jahrhunderts geblieben, allerdings in ſtetem Ringen mit der Richtung, die von Frankreich her gewieſen worden war, und die in immer neuen, blendenden Lebens- und Kraftäußerungen zur Nachahmung lockte. Hier ſchieden ſich die Geiſter des Fortſchritts und ſcheiden ſich noch heute.

Die Grundſätze franzöſiſchen ſtaatlichen Neubaues ſind einfach und klar. Sie ſind in der Tendenz völliger Ausgleichung vor

nichts zum Haltmachen gezwungen worden als vor dem Beſitz, dem, wenn er nicht mit Standesvorrechten verbunden iſt, franzöſiſche Denkweiſe aus alter Überlieferung größere Immunität zugeſteht, als die meiſten anderen Nationen zu tun pflegen. So manches war in den Tagen Napoleons nach Deutſchland übertragen worden, was die allgemeine Wohlfahrt förderte und von weiteſten Kreiſen gutgeheißen wurde. Es hat dem Kaiſer noch lange anerkennende Erinnerung eingetragen, ohne daß man ſich klar machte, ob, was wohltuend empfunden ward, auch ſein Verdienſt ſei. Der Zauber franzöſiſcher Einrichtungen war mit ſeinem Sturze um ſo weniger gebrochen, als in der Hauptfrage, der Entfaltung konſtitutionellen Lebens, die Beſiegten vor den Siegern, jedermann erkennbar, einen unleugbaren Vorzug behaupteten. Die Verfaſſungskämpfe der Reſtaurationszeit, gar die Juli-Revolution erſchienen doch nicht wenigen der Vorwärtsdrängenden als Vorboten der allgemeinen Völkerbefreiung. Man hatte mit Spannung die Erhebung der romaniſchen Völker verfolgt, die nach franzöſiſchem Muſter ihre Lage zu beſſern ſuchten; man begrüßte jede mutige Tat, die beſtimmt ſchien, laſtender Gewalt ein Ende zu machen. Das Wort Revolution gewann die Kraft einer Beſchwörungsformel, deren Zauber wirkſam ſchien, allem irdiſchen Ungemach zu begegnen. Englands Beiſpiel zeigt, daß die Geiſter ſich hätten bannen laſſen, wenn die Fähigkeit vorhanden geweſen wäre, ſie zu verſtehen und in ihrem Werte zu würdigen. Aber wie hätte ein Menſchenalter in Deutſchland entwickeln ſollen, was in England Erbweisheit der Jahrhunderte war! Die Kurverſuche der Regierenden haben nicht wenig dazu beigetragen, die Krankheit zum erſchütternden Fieber zu ſteigern.

Wer Frankreich zum Vorbild für Mittel und Wege nahm, konnte kaum anders, als auch Zwecke und Ziele nach ſeinem Muſter ins Auge zu faſſen. Hiſtoriſch vorausſetzungsloſem Denken ſtellt ſich die republikaniſche Staatsform leicht als die vollkommenſte dar. Seit dem Bruch von 1789 und 1793 konnte die franzöſiſche Entwickelung nicht wohl etwas anderes ſein als ein Kampf um ſie. Daß Deutſchlands zahlreicher Fürſtenſtand unendlich viel feſter mit dem Leben

der Nation verwachsen war, wurde nur zu oft übersehen. Allerdings war die Zahl derer, die Deutschland oder seine Einzelstaaten oder beide durch Revolution in Republiken umzuwandeln wünschten, nicht groß; aber weithin war doch die Überzeugung verbreitet, daß Fürstenrecht sich vor Volksrecht beugen müsse, daß die Souveränität des Volkes, um die Frankreich fortgesetzt rang, das Allheilmittel auch für Deutschland sei.

Von der Nachahmung Frankreichs und des französischen Volkes zu seiner blinden Verherrlichung war nur ein Schritt. Keiner hat ihn entschlossener getan als Ludwig Börne, dem zum Politiker so gut wie alles fehlte, und der doch einer ganzen Generation, so weit sie dieser Richtung huldigte, tonangebender Führer geworden ist. Es ist verständlich, daß er und Heinrich Heine sich abgestoßen fühlten von Verhältnissen, in denen ihrer Religion und ihrer Rasse die staatsbürgerliche Gleichberechtigung verkürzt war; aber es bleibt gleichwohl bestehen, daß ihr bitterer Hohn, ihr beißender Spott, ungehemmt durch Bande innerer Anhänglichkeit und überkommener Scheu, besonders vergiftend auf die Zeitstimmung gewirkt und zur Entwickelung radikaler, über alles Bestehende sich hinweg setzender Ansichten in besonderem Maße beigetragen hat. Deutlich begannen in den 30er Jahren die Richtungen sich von einander abzuheben. Alle wollten Deutschlands Einheit, alle seine Freiheit. Aber die einen trugen keine Bedenken, die Freiheit zu erlangen nötigenfalls durch Unterstützung des freiheitpredigenden Nachbarvolkes, ohne Gewicht darauf zu legen, daß französische Freiheitsliebe und Eroberungslust sich als unzertrennlich verbunden erwiesen hatten; die andern hielten gesicherte Freiheit nur für erreichbar auf Grund einer Einheit, die stark genug sein müsse, gegen jede Gefahr von außen zu decken. Wie die Gesinnungen in einander flossen, beweisen die Worte des einen Herwegh, der dichtete:

Noch hat der Deutsche eine Hand
Und eine starke Wehr,
Gibt keinen Schritt vom Vaterland
Selbst für die Freiheit her.

Und die mit uns erheben
Solch Feldgeſchrei,
Die ſollen leben,
Denn ſie ſind frei.

und dann wieder:

Habt ihr es nicht geleſen?
Das Wort war vor dem Rhein;
Im Anfang iſt's geweſen
Und ſoll drum ewig ſein.
Und eh' ihr einen Schläger
Erhebt zum Völkermord,
Sucht unſern Bannerträger,
Das freie Wort.

Es waren die Gedanken des 18. Jahrhunderts, die mit dem Beſtehenden rangen, ihre Berechtigung, ihre Durchführbarkeit, ihre Anpaſſungsfähigkeit an ihm zu erproben hatten. Sie unterlagen dabei manchem Wandel; aber niemand könnte beſtreiten, daß ſie ſich in ihrem entſcheidenden Gehalt durchſetzten. Es gehört zu den merkwürdigſten und folgenreichſten geſchichtlichen Wendungen, daß neben ihnen eine Welt wieder auftauchte, die man ſich gewöhnt hatte, als geiſtige Macht nicht mehr in Rechnung zu ziehen.

Wie im 15. Jahrhundert der Humanismus, ſo hat im 18. die Aufklärung Eingang gefunden in die römiſche Kirche. Sie hat aber tiefer eingegriffen. Sie iſt mehr geworden als ein Bildungsſchmuck geiſtlicher Oberer; ſie hat zu einſchneidenden Reformbeſtrebungen, beſonders im Kloſter- und Bildungsweſen, geführt. Das Papſttum ſelbſt iſt ihr dienſtbar geworden; die Aufhebung des Jeſuitenordens durch Clemens XIV. 1773 iſt das ewig denkwürdige Merkzeichen dafür.

Wir erinnern uns gern dieſer Zeit, nicht, weil ſie eine Schwächung der katholiſchen Kirche zu bedeuten ſchien, denn der ſtand eine ähnliche Lockerung des evangeliſchen Weſens gegenüber, ſondern weil ſie die Beziehungen der beiden Kirchen weſentlich beſſerte, ihre Zwiſtigkeiten minderte und milderte, gegenſeitige Duldung förderte. Unleugbar iſt aber, daß die Aufklärung religiöſes Empfinden ge-

fährdete. Das Evangelium der bloßen Vernunft bedrängte das des geoffenbarten Glaubens. Die Ereigniſſe, die als Folgen der Revolution zunächſt über Frankreich, dann über Europa hereinbrachen, mußten eine Umkehr bewirken. Viel zu tief war doch religiöſer Glaube gewurzelt, als daß die Völker ſich nicht wieder hätten hinwenden ſollen zum geoffenbarten Gott. So konnten die Kirchen zu Grundpfeilern der Reſtauration werden, weit voraus natürlich die katholiſche; denn ihre Kraft beruht ihrer Natur nach im Beharren. Die Kabinette hatten keine beſondere Mühe, dem Throne den Altar zu verbinden, und fanden ſich ihrerſeits überall bereit, die Kirche zu ſchützen und zu fördern. An die Stelle der Kloſteraufhebungen traten Wiedereröffnungen und Neugründungen; Staatsaufſicht wurde läſſig gehandhabt oder gar aufgegeben, des Papſtes Anſpruch auf Leitung der Kirche nach Kräften unterſtützt. In welchem Sinne ſie gehandhabt werden würde, hätte die Wiederherſtellung des Jeſuitenordens durch Pius VII. alsbald nach ſeiner Rückkehr aus dem franzöſiſchen Exil deutlich erkennen laſſen, wenn der Blick der Zeit dafür geſchärft geweſen wäre.

Deutſchland befand ſich, wie faſt auf allen andern Gebieten, ſo auch gegenüber der katholiſchen Kirche in einer beſonderen Lage. Seine alte Epiſkopatsverfaſſung war durch die Säkulariſationen unhaltbar geworden. Die völlig umwälzenden Gebietsverſchiebungen machten eine Neuordnung unumgänglich. Es fehlte nicht an Beſtrebungen, die auf eine Geſamtordnung für alle deutſchen Lande zielten. Aus dem Becher der Aufklärung hatte auch der deutſche Katholizismus reichlich geſchlürft; deutſche Kirchenfürſten waren überzeugte Förderer ihrer Ideen geweſen, auch gegen die Machtſtellung des Papſtes. 1786 hatten die vier deutſchen Erzbiſchöfe in den „Emſer Punktationen“ ſich über den Entwurf einer deutſchen Nationalkirche geeinigt. Die Geſinnung läßt ſich bis tief in das 19. Jahrhundert hinein verfolgen. Aber wie hätte aus dem Wiener Kongreß, auf dem die ſtaatliche Zerſplitterung einen vollſtändigen Sieg davontrug, kirchliche Einheit hervorgehen ſollen? Weſſenbergs, des Konſtanzer Generalvikars, Tätigkeit, die dieſes Ziel

mit Eifer verfolgte, blieb völlig ergebnislos. So mußten die Einzelſtaaten ſehen, wie ſie ihr Verhältnis zu Rom geſtalteten.

Das war um ſo ſchwieriger, als der Zuſtand, der ſich aus dem Grundſatz cujus regio, ejus religio ergeben hatte, völlig durchbrochen war. Alle größeren Staaten waren paritätiſch geworden; unter den Königreichen und Großherzogtümern machten nur die beiden Meklenburg eine Ausnahme. So ſahen ſich die evangeliſchen Regierungen vor die Wahl geſtellt, die kirchlichen Verhältniſſe ihrer katholiſchen Untertanen entweder von ſich aus zu ordnen oder ſich mit der Kurie zu verſtändigen. Unter Preußens Vortritt betraten ſie letzteren Weg. Der Staat Friedrichs des Großen, deſſen Königswürde in Rom bis 1787 keine Anerkennung gefunden hatte, entſchloß ſich zur Errichtung einer Geſandtſchaft am päpſtlichen Stuhl. Die Wahl Barthold Niebuhrs, von deſſen Römiſcher Geſchichte die beiden erſten Bände 1811 und 1812 erſchienen waren, zum Vertreter belegt, wie neben politiſchen Erwägungen auch Bildungsfragen die Entſchließungen beſtimmten.

Niebuhr iſt nach fünfjährigen Verhandlungen zu einer Verſtändigung mit der Kurie gelangt. In der Cirkumſcriptionsbulle De salute animarum, die kein Recht ſchuf, wohl aber feſtlegte, was zur Zeit von beiden Seiten geduldet werden wollte, wurden 1821 die Verhältniſſe der katholiſchen Kirche für das preußiſche Staatsgebiet geordnet auf Grund einer völlig neuen Diözeſaneinteilung. Die anderen proteſtantiſchen Regierungen folgten Preußens Beiſpiel. Württemberg und Baden, Kurheſſen, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau traten zur Oberrheiniſchen Kirchenprovinz zuſammen; ihre Angelegenheiten wurden 1821 und 1827 durch die Bullen Provida sollersque und Ad dominici gregis custodiam, die Hannovers 1824 durch die Bulle Impensa geregelt. Baiern hatte ſchon 1817 mit der Kurie ein Konkordat abgeſchloſſen. In Freiburg im Breisgau erſtand ein ganz neues Erzbistum, in Rottenburg am Neckar und in Limburg an der Lahn wurden neue Bistümer errichtet; die alten Biſchofsſitze Konſtanz und Worms verſchwanden aus der kirchlichen Hierarchie. Sonſt blieben die deutſchen kirch-

lichen Oberen in ihren alten Sitzen, wenn auch nicht in den gleichen Würden.

Nach der Verständigung mit Preußen glaubte Pius VII. Gott besonderen Dank zu schulden, daß er das Herz des evangelischen Herrschers so gnädig gelenkt habe. Sicher ist, daß der Erfolg gegenüber heterodoxen Regierungen die Kurie selbst überraschte, und daß die Geschichte eines Jahrhunderts erwiesen hat, daß etwas Lebensfähiges geschaffen worden war. Es lag in der Strömung der Zeit, Autorität, wo sie vorhanden war, zu stärken.

Es würde gleichwohl völlig falsch sein, wollte man die Erfolge, denen die Kirche entgegen ging, allein oder auch nur überwiegend aus der Gunst der Regierungen erklären. Es war doch so: „Ein neues Leben flutete durch die katholische Welt." Wie nach den Stürmen der Reformation besann man sich auf seine Kraft. Sie lag in festestem Anklammern an das mittelalterliche Lehrsystem, seinen Geist und seine Formen. Unendlich biegsam und anpassungsfähig erwies sich dieses System, der wieder hergestellte Jesuitenorden ungebrochen an Kraft und Kühnheit. Wie hätten Vernunft und Wissen allein des Menschen Seele füllen und befriedigen können? War nicht der Glaube an ihre Allmacht ein größerer Wahn als je Ergebenheit gegen offenbarte Lehre? Wie war man doch im Irrtum gewesen, als man wähnte, das écrasez l'infâme in die Tat umsetzen zu können! Mit tausend Fasern hingen die Lebenden am Glauben der Väter. Man brauchte ihn nur zu verkündigen mit festem, unnachgiebigem Entschluß, ihn zu lehren durch Wort und Werk, um den Wankenden wieder Halt zu geben, die Zerstreuten wieder zu sammeln. Die Männer haben sich gefunden, voran in Frankreich, aber auch anderer Orten, wo immer katholischer Glaube lebendig war. Die Zeitstimmung arbeitete ihnen in die Hände; seichte Freigeisterei wirkte abstoßender als vor den erlittenen Heimsuchungen. Die Geschlossenheit katholischer Lehre ließ sie als sicherste Zuflucht erscheinen für zweifelnde, religiös geängstete Gemüter. Kaum je hat eine Zeit so viele Konvertiten aus Kreisen bester Bildung gesehen wie die der

Reſtauration, insbeſondere in Deutſchland. Zu Friedrich Schlegel, Karl Ludwig von Haller, Adam Müller geſellten ſich Friedrich Leopold von Stolberg, Heinrich Schloſſer, Johann Friedrich Böhmer, dieſer zwar nicht dem äußeren Bekenntnis, doch aber ſeiner innerſten Überzeugung nach, und ſo mancher andere.

So wenig aber der Rationalismus und die Wiſſenſchaft, ſo weit ſie ſich auf ihm aufbaute, einer Kirche und einem Glauben, die ſo tief in der Volksſeele wurzelten, auf die Dauer gefährlich werden konnten, ebenſo wenig auch die Freiheitsgedanken, für die ſeit den Tagen der Revolution die Völker zu ſchwärmen ſchienen. Hatte denn nicht ſchon in der Vorzeit die Kirche unter der Loſung „Freiheit“ Siege erfochten? Warum ſollte es jetzt nicht abermals möglich ſein? Es haben ſich bald Männer gefunden, voran wieder auf franzöſiſchem Boden, die erkannten, daß die Kirche keinen Anlaß habe, die Freiheitsſchwärmerei, die nun einmal die Gemüter erfüllte, grundſätzlich zu bekämpfen. Freiheit der Meinungen, Denkfreiheit! Warum nicht für die weiteſten Volkskreiſe, wenn ſich erreichen ließ, daß dieſe Meinungen gut katholiſch waren? Die unerſchöpfliche Vielgewandtheit, die eine Tradition von Jahrtauſenden der römiſchen Kirche geſichert hat, zeigte ſich wieder im glänzendſten Lichte. Man wußte die günſtige Stimmung der herrſchenden Kreiſe voll zu nützen, aber auch der Kraft ſich zu bedienen, die in den Maſſen von Jahr zu Jahr mächtiger heran wuchs. Es hätte nicht geſchehen können, hätte ſich die Kirche nicht noch vollſaftigen Lebens erfreut. Die Neuerer der Aufklärung haben zu ihrem Schaden überſehen, geiſtesverwandte Richtungen überſehen es heute noch, daß Volksherrſchaft kein untrügliches Mittel iſt, dieſen Gegner zu überwinden.

In Deutſchland mußte das neue Leben der Kirche zu beſonderen Schwierigkeiten führen. Allzuſehr waren im Lande der Reformation die Bekenntniſſe durch einander gemiſcht, als daß nicht die mannigfachſten Berührungen unvermeidlich geweſen wären. Das ſtrenge Kirchenrecht unterſagte ſie; es konnte nicht einmal das Nebeneinander gelten laſſen. Aber es hatte vielfach einer milderen Übung

weichen müſſen, ſo gut wie allgemein ſeit dem ſiegreichen Vordringen der Aufklärungsgedanken. Sollte die Kirche das weiter dulden? Durfte ſie es von ihrem Standpunkte aus? Zu der Wiedererweckung katholiſchen Lebens gehörte auch eine neue Blüte jener äußerlichen Betätigungen, an denen der Nichtkatholik ſo leicht Anſtoß nimmt in der Überzeugung, damit im Rechte zu ſein: Wunderglaube und Heiligenverehrung, prunkvolle Prozeſſionen und Wallfahrten. Sollte man hier auf die Andersgläubigen Rückſicht nehmen? Die Geſetzgebung der napoleoniſchen Zeit hatte Verſchiedenes verboten.

Und dann der Einfluß der deutſchen Wiſſenſchaft und Dichtung! Nicht nur die Romantiker, ſondern auch Goethe, Schiller und Leſſing fanden hüben wie drüben glühende Verehrer. Vor allem aber drohte in das Lehrgebäude ein fremder Geiſt einzudringen. Der Kantianismus erſtreckte ſeine Wirkung bis tief in die Kreiſe nicht nur der katholiſchen Laien, ſondern der Geiſtlichkeit. Man fing an, ſich um das Verſtehen zu bemühen, nicht allein um das Glauben. Der bedeutendſte Vertreter dieſer Richtung war der Weſtfale Georg Hermes, der von 1807—1831 an den Univerſitäten Münſter und Bonn Theologie lehrte. Der Hermeſianismus dachte nicht daran, an den Lehren der Kirche zu rütteln oder gar von ihr abzufallen. Er wollte vernunftgemäß begreifen, was nur auf Gottes Offenbarung und die Autorität geſtützt ſein wollte. Eine Generation von Prieſtern iſt durch dieſe Schule gegangen, denn ſie hat auch an anderen Lehrſtätten Wurzel geſchlagen. Sollte man ruhig zuſehen, wie Thomas von Aquino zerſetzt ward? Ein Teil der katholiſchen deutſchen Geiſtlichkeit war nicht dieſer Meinung. Fehlte es doch auch nicht an Beſtrebungen, den Gottesdienſt zu ändern, ja, das Zölibat zu beſeitigen.

Einer der ſtarrſten und entſchloſſenſten Vertreter ſtrenger Anſchauungen, Hermes' münſterländiſcher Landsmann Clemens Auguſt Droſte zu Viſchering, ward 1836 Erzbiſchof von Köln als Nachfolger des milden und verträglichen Auguſt Grafen von Spiegel. Der Kronprinz ſelbſt, dem es die mittelalterlich asketiſche Frömmig-

keit des Mannes angetan hatte, redete ihm das Wort und brachte geäußerte Bedenken zum Schweigen. In der neuen Stellung blieb Droſte-Viſchering ſeiner Art, die er erſt als Generalvikar, dann als Weihbiſchof in Münſter nicht verheimlicht hatte, treu. Er ſperrte alsbald die Vorleſungen der hermeſianiſchen Profeſſoren der Bonner katholiſch-theologiſchen Fakultät und erließ ſcharfe Weiſungen für die Behandlung von Miſchehen.

Das war der heikelſte Punkt in den Berührungen der beiden Bekenntniſſe. Die Beſtimmungen des preußiſchen Landrechts und ſtrenges Kirchenrecht waren völlig unvereinbar. Eine Art „deutſcher Brauch" hatte ſich gebildet, mittels deſſen, ohne daß grundſätzlich Stellung genommen wurde, die Schwierigkeiten umgangen werden konnten. Noch jüngſt hatten Verhandlungen der Regierung mit den rheiniſch-weſtfäliſchen Biſchöfen zu einer gewiſſen Verſtändigung geführt. Droſte-Viſchering glaubte es ſeinem Gewiſſen ſchuldig zu ſein, keinerlei Rückſicht zu nehmen. Er ordnete an, daß Miſchehen nur noch eingeſegnet werden ſollten nach gegebenem Verſprechen katholiſcher Kindererziehung. Da er ſich die erdenklichſte Mühe gab, das katholiſche Volk für ſeine Sache in Bewegung zu ſetzen, griff Friedrich Wilhelm III. zur Gewalt. Droſte-Viſchering wurde im November 1837 verhaftet und nach Minden gebracht, wo er ſeinen Aufenthalt angewieſen erhielt. Es war drei Wochen vor der Vertreibung der Göttinger Sieben. Eine bewegte Zeit brach herein; von 1815—1848 iſt die öffentliche Meinung nicht wieder ſo erregt worden. In ſein Erzbistum hat Droſte-Viſchering nicht zurückkehren dürfen; Friedrich Wilhelm IV. hat ſich 1841 mit der Kurie über die Neubeſetzung verſtändigt. Den Poſener Erzbiſchof Dunin traf im April 1839 aus ähnlichem Anlaß das gleiche Schickſal.

Der „Kölner Kirchenſtreit" offenbarte mit einem Schlage die Stärke der katholiſchen Strömung. In ganz Deutſchland und weit über die deutſchen Grenzen hinaus erhob man ſich zum Streit gegen Preußen, des Entgegenkommens, das man von der proteſtantiſchen Regierung genoſſen hatte, völlig vergeſſend. Führer ward der Koblenzer Johannes Joſef Görres, jetzt Profeſſor der Geſchichte an

der Universität München, eine feurige Natur, die in rastloser Tätigkeit alle Wandlungen vom Jakobiner zum begeisterten Schwärmer für Kirche und Mittelalter durchlebt hatte. Görres besaß eine ungewöhnliche publizistische Begabung; seinen „Rheinischen Merkur" hatte Napoleon scherzend zur „sechsten Großmacht" erhoben. Jetzt leistete er in seinem „Athanasius" das Höchste, aber auch das Leidenschaftlichste, glühend von Haß gegen den Protestantismus und den preußischen Staat, dem er einige zwanzig Jahre früher nicht verständnislos gegenüber gestanden hatte.

Der Kölner Kirchenstreit ist das Signal geworden zur Sammlung der katholischen Kräfte. Görres' Sohn ward 1838 mit Phillips Begründer der „Historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland", die noch heute als ein führendes Organ der Richtung bezeichnet werden können. Sie wurde bald stark genug, um bei jeder Wendung der Dinge ein Gewicht in die Wagschale werfen zu können. Es ist völlig falsch, ist auch heute falsch, sie als undeutsch zu bezeichnen. An Liebe zum angestammten Volke hat niemand Görres übertroffen. Aber nach seiner und seiner Gesinnungsgenossen Auffassung konnte dieses Volk seiner Bestimmung nur gerecht werden im Dienst der katholischen Kirche, und im Zweifelsfalle hatte der Glaube den Vortritt vor dem Volkstum. Das hat mehr als einmal zur Förderung der Fremden gegenüber dem eigenen Volke geführt und wird immer wieder dazu führen. Aber liegt diese Gefahr nicht beschlossen im Wesen christlicher Religion, ja der Religion überhaupt?

So schieden sich in den 30er und 40er Jahren die drei Richtungen, die dann durch ein Menschenalter das Treibende im deutschen öffentlichen Leben dargestellt haben und noch heute seinen Gang wesentlich mit bestimmen. Von Sozialdemokratie konnte noch nicht die Rede sein. Erst unmittelbar vor der Erhebung von 1848 ist „Das kommunistische Manifest" von Marx und Engels erschienen, der erste Band von Marx' „Kapital" erst 1867. Gesinnungen dieser Art gliederten sich dem linken Flügel der Radikalen an. Von hier bis zur äußersten Rechten des Liberalismus war man einig im Drängen nach Einheit

und Freiheit. Aber in der Einſchätzung der beiden Ziele und in der Beurteilung ihres Zuſammenhanges ging man aus einander; man ſchied ſich, wie hiſtoriſche und doktrinäre Auffaſſung ſich ſcheiden. Fortentwickelung des Beſtehenden, unter allen Umſtänden Erhaltung des deutſchen Volkes als Macht galten auf der einen, konſequente Durchführung allgemeiner politiſcher Grundſätze auf der anderen Seite als beſte Bürgſchaft für künftiges Völkerglück.

Daneben ſtand die Richtung, die ſich allen Zeitmeinungen anpaſſen konnte, wenn ſie nur geſtatteten, der römiſchen Kirche die Bewegungsfreiheit zu ſichern, die ſie beanſpruchte. Der Kölner Kirchenſtreit gab dieſer Geſinnung eine beſondere Spitze gegen Preußen. In ihrer Hochburg Rheinland-Weſtfalen wirkten der Widerwille gegen die proteſtantiſche Regierung, die Abneigung des Neu- gegen den Altpreußen, die Einwirkung des franzöſiſchen und beſonders des belgiſchen Liberalismus, der ein ſo brauchbares Werkzeug des Klerikalismus geworden war, kräftig zuſammen, ihr dieſes Gepräge aufzudrücken. Daß es neben all dieſen nach Änderung Drängenden überzeugte Anhänger des Alten gab, und daß ſie im preußiſchen Staatsweſen, kraft ſeines Werdeganges, am zahlreichſten und ihrer ſelbſt am ſicherſten waren, bedarf keiner weiteren Darlegung.

Die Anziehungskraft, die ein ſtarkes Staatsweſen, welcher Regierungsform auch immer, auf Außenlebende der gleichen Bildung und Volksart faſt unausbleiblich äußert, iſt auch in der Entwickelung der deutſchen Dinge zutage getreten. Ohne irgend welches Zutun der preußiſchen Regierung iſt der Gedanke der preußiſchen Führung von einer Seite her wieder aufgenommen worden, von der man am wenigſten das Ausgeben einer ſolchen Loſung hätte erwarten ſollen.

1831 erſchien der „Briefwechſel zweier Deutſchen“ von dem Württemberger Paul Pfizer. Seine Heimat war in den letzten Tagen des alten Reiches eine Hochburg zugleich des Partikularismus und Kosmopolitismus geweſen, und was ſie ſeitdem geſehen hatte, war auch wenig genug geeignet, Sinn und Verſtändnis für deutſche Aufgaben zu fördern. Wenige der deutſchen Fürſten haben ſich ſo

gefliſſentlich gegen den deutſchen Gedanken und insbeſondere gegen preußiſch-norddeutſche Oberleitung geſträubt wie König Wilhelm von Württemberg, und jetzt vertrat ſein Juſtizaſſeſſor, dem es dann auch ſeine Stellung koſtete, die Unterordnung der deutſchen Staaten unter Preußens Führung. Er vertrat ſie mit der klaren Denkkraft und der warmen Empfindungsweiſe ſeines Stammes und ſuchte ſie, echt ſchwäbiſch, zugleich philoſophiſch zu begründen und dichteriſch zu verherrlichen, indem er an Hohenſtaufen und Hohenzollern als die Wahrzeichen deutſcher und preußiſcher Größe erinnerte.

Die unmittelbare Wirkung der Schrift war beſcheiden; aber ſie hat doch das Verdienſt, den Gedanken auf die Tagesordnung geſetzt zu haben, von der er nicht wieder verſchwunden iſt. Die Begründung des Zollvereins tat das Ihre, ihm Boden zu gewinnen. Kam doch ein Hauptgegner preußiſchen Vorwärtskommens, der badiſche Bundestagsgeſandte Freiherr von Blittersdorf, 1833 zu dem reſignierenden Ergebnis: „Vielleicht kann im Deutſchen Bunde nur dann ein neues Leben erwachen, wenn Preußen an die Spitze tritt, Öſterreich ſich auf ein Schutz- und Trutzbündnis beſchränkt.“ Es war ein Programm, um das man ſich ſammeln konnte, und das war ein Erfolg. David Strauß ermahnte 1848 ſeine Landsleute: „Trachtet am erſten nach Einheit, ſo wird Euch das Übrige alles zufallen.“ Führer der Einheit aber ſollte Preußen ſein.

Eine Stärkung in vaterländiſchem Sinne erfuhren die Gemüter, als zu Beginn der 40er Jahre das Aufeinanderſchlagen von Völkern hinten weit in der Türkei Deutſchland mit Krieg am Rheine bedrohte. Mehemed Ali bedrängte den Sultan und ſtieß auf den Widerſtand von vier Großmächten, welche die Türkei ſtützten. Allein Frankreich, das ſeit Napoleons dortigem Auftreten ein beſonderes Verhältnis zu Ägypten hatte, ſtand auf der Seite des Paſchas. Es ſah ſich iſoliert, und alsbald ward die Drohung laut, daß man Krieg und Revolution auf Europa loslaſſen werde. Thiers war Louis Philipps leitender Miniſter. Es war das erſte Mal, daß er zum Kriege gegen Deutſchland hetzte, das des Feindes nächſtes Ziel geworden wäre. Am Rheine gedachte Frankreich ſich ſchadlos zu halten.

Dieſer Gefahr gegenüber iſt in Deutſchland bei Regierenden und Regierten doch nur eine Stimmung laut geworden, die entſchloſſener Abwehr. Damals entſtand Beckers Rheinlied, dem Alfred de Muſſet ſeine höhnenden Verſe entgegen ſetzte:

Nous l'avons eu, votre Rhin allemand.
. . . . . .
Où le père a passé, passera bien l'enfant.
. . . . . .
S'il est à vous, votre Rhin allemand,
Lavez-y donc votre livrée!

damals auch Schneckenburgers Wacht am Rhein, die erſt dreißig Jahre ſpäter Gemeingut und zugleich Weckruf deutſcher Einheit werden ſollte. Es war in den Flitterwochen der Regierung Friedrich Wilhelms IV. Es zeigte ſich, daß die Befreiungskriege doch den Grund gelegt hatten zu einer deutſchen Gemeinbürgſchaft. Vereine, Verſammlungen, Feſte, allmählich und unumgänglich größerer Bewegungsfreiheit wert erachtet, haben in der Folge den vaterländiſchen Gedanken in immer weitere Kreiſe getragen und immer tiefer verankert. Denn es war in dieſem Sinne, daß geturnt, geſchoſſen, geſungen, auch Gelehrtenarbeit getan wurde. 1846 und 1847 tagten in Frankfurt a. M. und Lübeck deutſche Germaniſtenverſammlungen, die alles zuſammen führten, was ſich der Erforſchung deutſcher Vorzeit widmete.

Dieſe Lage, dieſe Beſtrebungen und Stimmungen fand das Jahr 1848. Was es fordern wollte, lag in der Luft. Unter den Regierungen ſelbſt waren auf Preußens Anregung Verhandlungen im Gange, wie man zu einer feſteren Ausgeſtaltung deutſcher Einheit und Gemeinſamkeit gelangen könne, als der Sturm ausbrach. In den meiſten Einzellandtagen waren Verfaſſungsfragen in den Vordergrund getreten, zuletzt auch in Preußen. So fand die Revolution gleichſam offene Türen. Außer der preußiſchen hat keine Regierung dem Volkswillen, wie er ſich in den letzten Februar- und erſten Märztagen äußerte, ernſthaften Widerſtand entgegen geſetzt und entgegen zu ſetzen Mut und Mittel gefunden.

Die Erhebung vollzog ſich zunächſt, wie es ja kaum anders ſein konnte, im Rahmen der Einzelſtaaten, ſtellte aber faſt überall auch Forderungen für Deutſchlands feſtere Einigung auf. Einzelſtaatliche und allgemeine Verlangen wurden an den verſchiedenen Urſprungsſtellen in bemerkenswerter Übereinſtimmung laut, ohne daß irgend welche Verabredung voraus gegangen wäre oder eine gemeinſame Leitung beſtanden hätte. Es gab in Deutſchland kein Paris.

Man begehrte überall gewählte Volksvertretungen, meiſtens, wie es ja ſchon die Kleinheit ſo mancher Staaten mit ſich brachte, nach dem Einkammerſyſtem. Allgemeines, direktes, geheimes Wahlrecht ward nur vereinzelt gefordert. Regelmäßig kehrt der Anſpruch auf Vereins-, Verſammlungs- und Petitionsrecht, auf Preßfreiheit, Aufhebung der Zenſur, volle Gewiſſens- und Lehrfreiheit, aber auch der auf Minderung der Militärlaſten, Abſchaffung der ſtehenden Heere und allgemeine Volksbewaffnung wieder, kaum weniger regelmäßig das Verlangen nach Reform des Gerichtsweſens: Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, Zuziehung von Schöffen und Geſchworenen, Aufhebung der Patrimonial-, überhaupt jeder Art von Sondergerichtsbarkeit, Reviſion des Strafgeſetzes und Strafprozeſſes, Trennung von Juſtiz und Verwaltung. Die ſozialen Forderungen richteten ſich, ſoweit ſie vorhanden waren, auf die ländliche, nicht auf die Induſtriebevölkerung, die noch nicht ſtark genug vertreten war, um als ſolche zur Geltung zu kommen. Man wollte die Domänenfrage gelöſt wiſſen, verlangte Beſeitigung der Grundlaſten und Zehnten, Freiheit der Jagd und Waldbenutzung, Amneſtie für Forſt- und Wildfrevel.

Für das geeinigte Deutſchland ward faſt überall ein Parlament gefordert. Ein Siebener-Ausſchuß, den am 5. März in Heidelberg zuſammen getretene Männer eingeſetzt hatten, entwarf das Programm einer Reichsverfaſſung, das dem Vorparlament, zu dem dieſe Verſammlung gegenwärtige und frühere Mitglieder von Landtagen auf den 30. März nach Frankfurt einberief, als Grundlage der Beratungen gedient hat. Es forderte ein Bundesober-

haupt mit verantwortlichen Miniſtern, einen Senat der Einzelſtaaten, ein Volkshaus aus Gewählten nach dem Verhältnis 1 : 70 000, Einheit im Heerweſen, in der Vertretung nach außen, in aller Geſetzgebung betreffend Handel und Schiffahrt, Zoll, Münze, Maß und Gewicht, in Zivil- und Strafgeſetzgebung und im Gerichtsverfahren, einen höchſten deutſchen Gerichtshof, gemeinſame Poſt- und Eiſenbahnverwaltung, Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte. Es ſind Forderungen, wie ſie durch die norddeutſche Bundes- und die deutſche Reichsverfaſſung, ſowie in der ſpäteren Geſetzgebung zum weitaus größeren und auch zum weſentlichen Teil Verwirklichung gefunden haben. Auf Grund der Beſchlüſſe des Vorparlaments iſt am 18. Mai 1848 die Frankfurter Nationalverſammlung zuſammen getreten. Als Erzherzog Johann am 29. Juni zum „Reichsverweſer" erwählt war, löſte ſich der Bundestag auf.

Deutſchland hat eine Vereinigung von Männern, wie ſie in Frankfurt nun ziemlich ein Jahr lang über ſein Wohl und Wehe beriet, ſonſt nicht geſehen. Wohl war mancher erſchienen, der ſeine Wahl mehr bedenklichen, als empfehlenden Gaben verdankte, aber ſicher war in der Paulskirche auch eine außerordentlich große Zahl der Beſten verſammelt, die das deutſche Volk zu den Seinen zählte. Unendlich oft iſt die Frage aufgeworfen worden: „Wie konnte es kommen, daß eine ſolche Verſammlung ergebnislos aus einander gehen mußte?", und unendlich oft und verſchiedenartig iſt ſie beantwortet worden. Es gibt nur eine Erklärung: Weil es unmöglich war, Deutſchland von Frankfurt her aus einem Staatenbund in einen Bundesſtaat umzuwandeln. Leichter hätte die franzöſiſche Revolution von Toulouſe oder Rouen, Clermont oder Amiens aus gemacht werden können. Der Gang der deutſchen Geſchichte verlegte dieſen Weg vollſtändig. Sie hatte Laſten hinein gewälzt, die zu heben außerhalb Berlins und Wiens kein archimediſcher Punkt zu finden war. Mit Recht iſt auf den Mangel an politiſchem Verſtändnis, an politiſcher Erfahrung bei den Frankfurtern hingewieſen worden; aber auch die Weiſeſten der Weiſen hätten die Aufgabe, wie ſie geſtellt war, nicht löſen können.

Durch Monate ist das Glück dem Begonnenen förderlich gewesen. Preußen schien anfangs der Revolution standhalten zu sollen. Die süddeutschen Höfe näherten sich ihm in dem Vertrauen, daß es eine Stütze werden könne, sowohl gegen etwaige republikanische Gelüste der eigenen Untertanen, als auch gegen daraus vielleicht sich ergebende französische Einmischung. Sie hätten sich in dieser Lage allenfalls bereit finden lassen, Preußens Führung zu dulden. Aber da kam der 18. März. Auch Preußens König wich der Revolution. Es kam eine Zeit, in der man hoffen durfte, selbst diesen Staat unter den Willen einer deutschen Volksvertretung beugen zu können. Es zeigte sich aber bald, daß Deutschlands Einigung nicht allein eine deutsche, sondern auch eine europäische Frage war, und daß Frankfurt solche Fragen nicht zu lösen vermochte.

Schleswig-Holsteins Bedeutung für die Entwickelung unseres nationalen Empfindens ist im Bewußtsein der Lebenden einigermaßen verblaßt. Und doch hat in der Zeit von den Befreiungskriegen bis zum deutsch französischen Entscheidungskampfe nichts deutsches Nationalgefühl so andauernd und so eindringlich beschäftigt wie die Beziehungen der Herzogtümer zu Dänemark.

Sie waren einst durch die Wahl ihrer Stände mit dem Königreich in Personalunion verbunden worden. Die Verzweigung des Oldenburger Hauses hatte sie seit dem Tode Friedrichs I. (1533) in einen königlichen und herzoglichen Teil geschieden. Trotz zeitweiliger viel weiter gehender Aufteilung war die ständische Verfassung stets eine einheitliche geblieben, was durch die Streulage der in den einzelnen Landschaften den Erbberechtigten zugewiesenen Teilungsstücke erleichtert wurde. Diese Gemeinsamkeit hat auch vor allem bewirkt, daß die Landesverwaltung stets deutsch gewesen ist, und daß die deutsche Sprache, die schon im Mittelalter jenseits der Eider, besonders in den Städten, Fuß gefaßt hatte, sich weiter und weiter verbreitete, durch die von Deutschland her übernommene Reformation noch besonders gefördert.

Dem iſt auch nicht Einhalt geſchehen, als der königlichen Linie gelang, die herzogliche, das Haus Gottorp, das ſeit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in immer ſchärferen Gegenſatz zu ihr geraten war, zunächſt 1720 nach dem Abſchluß des Großen Nordiſchen Krieges aus Schleswig und dann 1767 bezw. 1773 durch den Verzicht der Kaiſerin Katharina und ihres von dem Gottorper Zar Peter III. ſtammenden Sohnes Paul auch aus Holſtein zu verdrängen. Sind die Klagen der Dänen übertrieben, daß ihr Königreich unter dem Einfluß der Schleswig-Holſteiner gelitten habe, ſo iſt umgekehrt von einem däniſch-nationalen Einfluß auf die Herzogtümer in der früheren Zeit auch nichts zu entdecken. Dänemarks Vertretung nach außen iſt ſtets durch die deutſche Kanzlei vermittelt worden, und die perſönlichen Verbindungen des Königshauſes mit Deutſchland, ſowie fortdauernde, im 18. Jahrhundert noch einmal ſtark zunehmende deutſche Bildungseinflüſſe haben nie den Gedanken aufkommen laſſen, die Machtſtellung in den Herzogtümern der Ausbreitung däniſchen Weſens dienſtbar zu machen. Andererſeits haben die Schleswig-Holſteiner in dieſer Zeit däniſcher Königsherrſchaft in Loyalität ſtets mit den Dänen gewetteifert und nie daran gedacht, ſich von dem Königreich zu trennen.

Das iſt im 19. Jahrhundert anders geworden. Der britiſche Überfall von 1807 hatte Dänemark Napoleon in die Arme getrieben. Es war noch feſter an ihn gekettet worden, als Bernadottes Beitritt zur Allianz mit der Ausſicht auf Erwerbung Norwegens als Erſatz für Finland erkauft wurde. Dazu hatte der Nationalitätsgedanke, der über Europa dahinflutete, auch das ſo regſame, jetzt aber ſo ſehr geſchmälerte däniſche Volk ergriffen. Es ſuchte ſchärfer zuſammen zu faſſen, was es noch ſein nannte. Daß Schleswig und Holſtein in verſchiedenen ſtaatsrechtlichen Beziehungen ſtanden, hatte auch der Deutſche Bund anerkannt, indem er dieſes zum Bundesland erklärte, jenes nicht. In Dänemark ward und wird die Anſchauung vertreten, daß die 1721 nach Erwerbung des gottorpiſchen Anteils an Schleswig geleiſtete allgemeine Huldigung überhaupt jedem Sonderrecht ein Ende gemacht habe. Bei den Verſuchen aber,

die jetzt begannen, Schleswig in nähere Verbindung mit dem Königreiche zu bringen, stieß man auf die gemeinsamen Stände beider Herzogtümer. Auch an den Schleswig-Holsteinern war die deutsche Erhebung nicht spurlos vorüber gegangen. Sie „freuten sich" nicht mehr, daß „Dänenblut in ihren Adern fließe", als sie das Königreich für Napoleon kämpfen sahen. Es kam bald zu scharfen Streitigkeiten zwischen Ständen und Regierung, in denen als Sekretär der Ritterschaft der Kieler Professor Friedrich Christoph Dahlmann zuerst zu größerer politischer Tätigkeit gelangte, und in denen die Herzogtümer sich 1822 hilfesuchend an den Bund wandten, wie schon bemerkt, vergeblich.

Der Gegensatz ist dann rasch verschärft worden durch die steigende Geltung, welche die Zeitgedanken Nationalität und Konstitutionalismus auch in Dänemark gewannen. Dänemark war seit 1660 ein ganz absolut regiertes Land. Aufgeklärter Despotismus hatte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Hebung des Volkes Erhebliches geleistet. Es fühlte sich völlig reif, an der Leitung seiner Geschicke selbständigen Anteil zu nehmen, selbstverständlich aber nicht unter irgend welchem Verzicht auf Herrschaftsrechte oder nationale Ansprüche. Wie hätte man Schleswig, das völkerrechtlich von jeher als ein Teil Dänemarks gegolten hatte, das nördlich der Wiedau und der Flensburger Bucht durchaus überwiegend dänische Bevölkerung barg, preisgeben sollen! So gingen die Verfassungsbestrebungen entweder auf Gesamtstaatseinrichtungen, die auch Holstein einschließen sollten, oder auf ein „eiderdänisches" Ziel, volle Einverleibung Schleswigs und Absonderung Holsteins zu bloßer Personalunion. In den Herzogtümern wollte man weder auf die ständischen Rechte verzichten, mit denen man seit einem halben Jahrtausend verwachsen war, noch auf die überlieferte nicht viel jüngere Einheit, das „up ewig ungedeelt" der königlich-herzoglichen Handfeste von 1460.

Die Familienverhältnisse im königlichen Hause schienen einen Ausweg im deutschen Sinne zu öffnen. Es verfügte, als Christian VIII.

1839 die Regierung antrat, nur noch über einen männlichen Erben, seinen Sohn Friedrich, von dem man wußte, daß er nie völlig regierungsfähig werden würde. Nach dessen Tode stand nach dem Erbrecht des Königreichs den Glücksburgern, weiblicher Nachkommenschaft, nach dem der Herzogtümer den Augustenburgern die Nachfolge zu.

Christian VIII. identifizierte sich völlig mit den nationalen Bestrebungen seines Volkes. Sein „Offener Brief" vom 8. Juli 1846 verdankt seinen Ursprung einer Anregung der dänischen Ständeversammlung. Er verkündete, daß für Dänemark, Schleswig und Lauenburg und wahrscheinlich auch für Teile von Holstein das gleiche Erbrecht bestehe, und daß der König alles tun werde, die dänische Gesamtmonarchie ungeteilt zu erhalten. Am 20. Januar 1848 ist Christian VIII. gestorben. Der „Offene Brief" hatte in den Herzogtümern die heftigste Erregung hervor gerufen. Beschwerde beim Bunde war wie früher erfolglos geblieben. Man fand in Frankfurt, daß der Brief den Rechten des Bundes, der Agnaten und der schleswig-holsteinischen Stände nicht abträglich sei. So schritt man in den Herzogtümern zur Selbsthilfe. Am 24. März 1848 bildete sich eine provisorische Regierung, die Selbständigkeit des ungeteilten Landes und die rechtmäßige Erbfolge durchzusetzen. Damit hatte man der jungen deutschen Politik eine schwere Aufgabe gestellt.

Das in Frankfurt versammelte Vorparlament hat schon am 31. März Schleswig für Bundesland erklärt. Daß es damit völlig neues Völkerrecht schuf, hat ihm keine Skrupel gemacht. Es hat an demselben Tage Ost- und Westpreußen dem Bunde einverleibt, zugleich aber es für eine heilige Pflicht des deutschen Volkes erklärt, mit allen Kräften die Wiederherstellung des Polenreichs zu bewirken und so das durch die Teilung Polens verübte Unrecht wieder gut zu machen. Es geschah das in demselben Augenblicke, wo die Deutschen der Provinz Posen zu den Waffen greifen mußten, Hab und Gut gegen ihre Mitbürger polnischer Zunge zu verteidigen!

In der schleswig-holsteinischen Frage gingen Regierungen und

Volksvertretung eine Strecke Weges mit einander. Dem däniſchen Nationaleifer ſtemmte ſich kein geringerer deutſcher entgegen. Unter dem Jubel von ganz Deutſchland drängten preußiſche und Bundestruppen die Dänen aus den Herzogtümern hinaus. Aber es zeigte ſich bald, daß das Ausland, daß beſonders England und Rußland nicht ruhig zuſehen mochten. Da Reichsverweſer und Nationalverſammlung eine völkerrechtlich anerkannte Autorität nicht beſaßen, ſo mußte Preußen die diplomatiſchen Verhandlungen führen. Es trug begründete Scheu vor einem europäiſchen Konflikt und ließ ſich unter ſchwediſcher Vermittelung am 26. Auguſt 1848 auf den Malmöer Waffenſtillſtand ein, der faſt vollſtändige Räumung der Herzogtümer durch deutſche wie däniſche Truppen, Nichtigkeitserklärung der Erlaſſe der proviſoriſchen Regierung und ihre Erſetzung durch eine neue vereinbarte.

Sollte die Nationalverſammlung dieſen Vertrag annehmen? Sie verwarf ihn zunächſt. Die Mehrheit ſah ſich aber außerſtande, ein Miniſterium zu bilden, und am 16. September erfolgte die Annahme. Am zweiten Tage darnach wurden zwei Mitglieder der Nationalverſammlung, Hans Adolf von Auerswald und Fürſt Lichnowsky, aus Anlaß der Abſtimmung auf der Landſtraße draußen vor Frankfurt ermordet. Die Klippen, an denen das Schifflein der erſehnten Reichseinheit zu zerſchellen drohte, zeigten ſich deutlich und im unmittelbaren Nebeneinander. Die weitaus gefährlichſte war doch die Schwierigkeit der großen Politik.

Als die deutſch-däniſchen Friedensverhandlungen zu keiner Verſtändigung führten und der Krieg Anfang April 1849 wieder begann, hatten ſich die Verhältniſſe auf der deutſchen Seite völlig geändert. Die beiden Großmächte waren wieder zu Kräften gekommen, Herren ihres Willens und ihrer Macht. Es zeigte ſich bald, daß *gegen* ſie nichts mehr durchgeſetzt werden konnte.

Ohne ernſtere Kämpfe war das nach dem erſten Zuſammenſtoß in Preußen geſchehen. Es war bald zu Tage getreten, daß das

Königtum in der Bevölkerung noch einen unerschütterlichen Halt besaß. In Berlin tagte seit dem 22. Mai an Stelle des Vereinigten Landtags eine konstituierende Landesversammlung. Als ihre Arbeit am Verfassungswerk nicht vorwärts ging, sie unter den Einfluß der Straße geriet und sich Regierungsbefugnisse anmaßte, gar Einfluß auf die Heeresverwaltung begehrte, erinnerte sich der König, daß er noch in der Lage sei, Willen gegen Willen zu setzen. Das Ministerium Brandenburg trat am 8. November an die Stelle wechselnder Staatsleiter und verlegte die Versammlung, die gegen die neuen Vertreter des Königs protestierte, nach Brandenburg. Als sie sich dort nicht beschlußfähig wieder zusammenfand, ward sie am 5. Dezember aufgelöst. Eine neue Landesvertretung, die auf Grund einer vom Könige gegebenen, in liberalen Zugeständnissen weit entgegen kommenden Verfassung gewählt worden war, trat am 26. Februar 1849, in zwei Kammern gegliedert, an ihre Stelle. In Preußen hatte der König die Zügel wieder in der Hand; ein proklamierter Volkswille konnte ihm nichts mehr aufzwingen.

Und zu dem gleichen Ergebnisse gelangte, wenn auch nach schwereren Krisen, ungefähr um die gleiche Zeit die Kaisermacht Österreich. Sie war heftiger getroffen worden als irgend ein anderer an den deutschen Angelegenheiten beteiligter Staat. Denn die mit der konstitutionellen überall verbundene nationale Strömung drohte die aus so buntscheckigem Völkergemisch zusammengesetzte Monarchie völlig hinweg zu schwemmen. Lauter noch als die Deutschen erhoben Magyaren und Italiener, Tschechen und Polen nationale Forderungen. In Ungarn und Lombardo-Venetien war das Feldgeschrei: Los von Österreich; hier versuchte Karl Albert von Sardinien, sein Königreich über das ganze Pogebiet auszudehnen. Metternich hatte gleich zu Beginn der Erhebung aus 40jähriger Alleinherrschaft weichen müssen, und Kaiser Ferdinand verlegte am 17. Mai seine Hofhaltung von Wien nach Innsbruck.

Da brachte Österreichs Heer Rettung; wäre die Armee nicht gewesen, schwerlich hätte der Kaiserstaat zusammengehalten. Die Verse, die Grillparzer Radetzky zusang: „In deinem Lager ist Österreich,

wir andern ſind einzelne Trümmer", ſagten die Wahrheit. Der greiſe Feldmarſchall konnte Ende Juli die Piemonteſen wieder aus der Lombardei hinaus treiben. Das empörte Prag, das ſich einen Augenblick als Hauptſtadt eines böhmiſchen Reiches träumte, hatte Windiſchgrätz ſchon am 17. Juni durch Beſchießung von der Kleinſeite aus wieder unterworfen. Er war es auch, der in den letzten Oktobertagen Wien mit Waffengewalt wieder unter des Kaiſers Willen zwang. Ein konſtituierender Reichsrat hatte dort weit größere Gewalt erlangt als die Berliner Nationalverſammlung, dann aber ſeine Macht an die Volkshaufen verloren.

Der Kaiſer, der im Auguſt in die Hauptſtadt zurückgekehrt war, hatte ſie am 7. Oktober zum zweiten Male verlaſſen und im feſten Olmütz Zuflucht geſucht. Am 2. Dezember trat er zugunſten ſeines achtzehnjährigen Neffen Franz Joſef zurück, nachdem er Fürſt Felix Schwarzenberg zum leitenden Miniſter ernannt und den Reichsrat nach Kremſier in Mähren berufen hatte. Da eine Einigung mit der Regierung nicht zuſtande kam, ward der Reichsrat am 9. März 1849 aufgelöſt und eine ſchon vom 4. März datierte Geſamtverfaſſung für alle Länder der habsburgiſchen Krone oktroyiert. Sie iſt nie in Kraft getreten, für Ungarn aber Anlaß geworden, ſich unabhängig zu erklären. Es wurde im Sommer 1849 mit ruſſiſcher Hilfe wieder unterworfen. Karl Albert von Sardinien, der auf Drängen ſeines Volkes im März 1849 den Krieg erneuerte, wurde ſchon am 23. dieſes Monats bei Novara von Radetzky ſo geſchlagen, daß er am nächſten Tage der Krone entſagte.

Inzwiſchen hatte man ſich in Frankfurt um eine deutſche Verfaſſung bemüht. Was erreicht wurde, wird immer ein Zeugnis dafür bleiben, daß Sachkenntnis in der Verſammlung vertreten war, und daß Beſonnenheit, wenn auch nicht ohne ſchwere Kämpfe, ſich durchzuſetzen vermochte. Dahlmann hat ſich hier größtes Verdienſt erworben und ſtaatsmänniſche Begabung im beſten Sinne gezeigt. Der nationale, gemäßigte Liberalismus behielt die Oberhand. Er ſchuf eine Verfaſſung, deren weſentlichſte Züge in unſere Reichsver-

faſſung, wie ſie von 1871—1918 Geltung hatte, übergegangen ſind. Die geſchichtlichen Hemmniſſe vermochte er aber nicht aus dem Wege zu räumen.

Am 27. Oktober 1848 faßte die Nationalverſammlung den Beſchluß: „Kein Teil des Deutſchen Reiches darf mit nichtdeutſchen Ländern zu einem Staate vereinigt ſein.“ Öſterreich antwortete am 27. November mit der Erklärung: „Erſt wenn das verjüngte Öſterreich und das verjüngte Deutſchland zu neuen und feſten Formen gelangt ſind, wird es möglich ſein, ihre gegenſeitigen Beziehungen ſtaatlich zu beſtimmen.“ Es hatte ſich bisher mit dem Einfluß begnügt, den es durch ſeine Vertreter und den Reichsverweſer im Parlament auszuüben vermochte. Es hatte ſich aller Leiſtungen für Deutſchland entſchlagen, weder ſein Kontingent für Schleswig-Holſtein geſtellt, noch die ausgeſchriebenen Beiträge für die im Entſtehen begriffene deutſche Flotte entrichtet. Es beſchränkte ſich auch jetzt auf dieſe hinhaltende Erklärung. Aber an demſelben 4. März 1849, auf den Schwarzenberg die öſterreichiſche Verfaſſung zurück datierte, ließ er die Öffentlichkeit wiſſen, daß „die zukünftige Konſtitution das ganze, unteilbare Öſterreich umfaſſen werde“, und am 9. März, wo dieſe Verfaſſung kund gegeben wurde, ſchrieb er an Schmerling, den Führer der öſterreichiſchen Parlamentsmitglieder in Frankfurt, „Öſterreich könne nicht einzelne Provinzen aus dem innigen Verbande der Monarchie reißen laſſen; die deutſche Einheit müſſe auf einem Wege geſucht werden, der es Öſterreich ermögliche, ohne Aufgeben ſeiner ſelbſt im großen Geſamtvaterlande zu verbleiben“. Es war klar, daß Öſterreich ſich weder der geplanten Reichsverfaſſung fügen, noch ſich aus dem Reiche hinaus drängen laſſen wollte.

Trotzdem wurde dieſe Verfaſſung mit der erblichen Kaiſerwürde am 27. März 1849 angenommen, allerdings nur mit 267 gegen 263 Stimmen. Dagegen waren die Öſterreicher, die meiſten Süddeutſchen, die Klerikalen und was an Radikalen an der Kaiſerwürde überhaupt oder auch an ihrer Erblichkeit Anſtoß nahm. Wie wunderlich politiſche Meinungen ſich noch geſtalteten, zeigt, daß zu letzteren auch Uhland gehörte. Am Tage nach Annahme der Reichs-

verfaſſung, am 28. März, ward Friedrich Wilhelm IV. zum deutſchen Kaiſer gewählt, mit 290 Stimmen bei 248 Stimmenthaltungen.

So war der Weg zur Einheit gewieſen, den die Mehrheit der Nationalverſammlung als gangbar anſah. Warum hat er nicht zum Ziele geführt? Die Frage iſt faſt ſo oft verſchieden beantwortet wie aufgeworfen worden.

Friedrich Wilhelm IV. hat geäußert, daß er eine Krone aus Händen, die ſie nicht zu vergeben hätten, nicht annehmen werde. Seine ganze Denkart geſtattete kein anderes Verhalten. Gewiß beruhten ſeine Vorſtellungen vom Gottesgnadentum des Fürſtenamtes auf ungenügender Geſchichtskenntnis. Ein Gottesgnadentum, wie es ſich in ſeinem Kopfe geſtaltete, hat das Mittelalter nicht gekannt; die Auffaſſung war im Grunde genommen jung genug. Aber es lag in ihr doch ein richtiges und wertvolles Gefühl für die Macht geſchichtlicher Überlieferung. Nüchternſte politiſche Erwägung hätte kaum zu einer anderen Entſcheidung führen können, als der König ſie fällte. Indem er nicht annehmen wollte, was ſeine Brüder auf den Thronen ihm nicht anboten, und ſo auf die Wünſche der Fürſten mehr Gewicht legte als auf die der Völker, traf er, ſo anfechtbar, ja unhaltbar ſeine Rechtstheorie ſein mochte, politiſch durchaus das Richtige; er berückſichtigte die Macht.

Weder Öſterreich noch eins der Königreiche hat die Reichsverfaſſung anerkannt, demnach auch nicht die preußiſche Kaiſerwürde. Öſterreich beantwortete die Annahme der Reichsverfaſſung und die Wahl Friedrich Wilhelms mit der Abberufung ſeiner Landeskinder aus der Nationalverſammlung und mit der Erklärung, daß „der öſterreichiſche Kaiſer ſich niemals die Unterordnung unter einen deutſchen Fürſten gefallen laſſen, nie einwilligen werde, daß ein fremder geſetzgebender Körper auf den öſterreichiſchen Staat eine Wirkſamkeit und einen Einfluß ausübe!“ Der neue Kaiſer hätte ſeine Stellung mit den Waffen in der Hand erkämpfen, ſeine Herrſchaft der größeren Hälfte Deutſchlands aufzwingen müſſen und das auf Grund einer Wahl, bei welcher die für ihn abgegebenen Stimmen noch hinter der Hälfte der Mitglieder der National-

verſammlung zurück blieben, und zu einer Zeit, wo der ſchleswig-holſteiniſche Krieg neu entbrannt war, wo ruſſiſche Truppen nach Ungarn zogen, die verhaßte Revolution zu bekämpfen. Konnte Preußen jetzt einen ſolchen Streit ausfechten? Man hat oft geſagt, Friedrich der Große würde alsbald zugegriffen und ſich zum deutſchen Kaiſer gemacht haben. Möglich, wenn auch nicht gerade wahrſcheinlich! Daß Friedrich Wilhelm IV. es abgelehnt hat, unter dem Reichsbanner den Bürgerkrieg zu entfalten, kann, wer die Perſönlichkeit nimmt, wie ſie war, und die Kräfte Preußens wertet, wie ſie damals zur Verfügung ſtanden, nur als eine günſtige Wendung der deutſchen Geſchicke anſehen. Was von der Hilfe des „Volkes" zu erwarten war, zeigte ſich in den Verſuchen, die in Baden, in der Pfalz, in Dresden gemacht wurden, die Reichsverfaſſung zu verteidigen; ſie unterlagen beſcheidenen Truppenaufgeboten.

Allerdings waren nun die nächſten Folgen überaus betrübend. Die Nationalverſammlung nahm als Rumpfparlament am 18. Juni in Stuttgart ein trauriges Ende. Der Wiederbeginn der Feindſeligkeiten in Schleswig-Holſtein führte raſch zu einer zweiten Beſetzung der Herzogtümer durch deutſche Truppen. Als aber das ſchleswig-holſteiniſche Heer ſelbſtändig in Jütland vorzudringen ſuchte, erlitt es vor Fridericia durch nächtlichen Ausfall der geſammelten Dänen eine empfindliche Niederlage, der einige Tage ſpäter (am 10. Juli) ein von Preußen geſchloſſener neuer Stillſtand folgte. An ſeine Stelle trat nach Jahresfriſt (2. Juli 1850) der Friede, der die Herzogtümer ſich ſelbſt überließ. Sie erlagen der Übermacht, als ſie verſuchten, ſich mit eigenen Kräften gegen Dänemark zu behaupten. Nach der Schlacht bei Idſtedt und den Gefechten bei Miſſunde und Friedrichſtadt mußte Schleswig den Dänen überlaſſen werden; freiwillige Hilfe aus Deutſchland konnte das Werk nicht vollenden, von dem die Regierungen ſich zurückzogen.

Inzwiſchen hatte Preußen begonnen, eine Einigung in engerem

Kreiſe zu erſtreben. Im Dreikönigsbündnis vom 26. Mai 1849 verſtändigte es ſich mit Sachſen und Hannover zur Bildung einer Union, der ſich nach und nach 17 kleinere Staaten anſchloſſen. Im März und April 1850 tagte in Erfurt ein Unionsparlament. Aber um dieſe Zeit waren Hannover und Sachſen ſchon wieder ausgetreten und hatten ſich mit Baiern und Württemberg zu einem Vierkönigsbündnis vereinigt. Öſterreich ſtand ihnen zur Seite und drängte auf volle Auflöſung der Union und auf Wiederaufrichtung der Bundesverfaſſung. Herr in Ungarn, Rußland hinter ſich, fühlte es ſich ſtark genug, auch in Deutſchland die letzten Spuren der Revolution zu verwiſchen. In Preußen erhob ſich ein Kampf um die Perſon des Königs wie einſt in den Jahren nach dem Befreiungskriege. Er endete mit einem vollen Siege der Männer der Reaktion, nicht am wenigſten unter dem Drucke Rußlands, des Zaren Nikolaus, Friedrich Wilhelms autokratiſchen Schwagers. Preußen ging nach Olmütz. Die dort geführten Verhandlungen endeten am 29. November 1850 mit einem vollen Verzicht auf die Unionspolitik. Nicht nur zu einer Beendigung des in Kurheſſen ausgebrochenen Verfaſſungsſtreites im Sinne Öſterreichs, ſondern auch zur Auslieferung Holſteins an Dänemark gab Preußen ſeine Zuſtimmung. „Strafbaiern" halfen dem Kurfürſten und ſeinem Miniſter Haſſenpflug die Verfaſſung von 1831 beſeitigen, und öſterreichiſche Truppen, deren Fahnen bisher in den Herzogtümern nicht geſehen worden waren, rückten nach Holſtein, der Landesregierung ein Ende zu machen und die Armee der Herzogtümer aufzulöſen.

Es war eine tiefe Demütigung Preußens. Auch in den Kreiſen derer, die durch ihre Auffaſſung die Entſchließungen der Krone beſtimmt hatten, ward das empfunden. Der Name Olmütz bedeutete auch in ihrem Gedächtnis eine Brandmarkung. Den am 18. März 1848 eingebüßten Ruf, ein Hort gegen die Revolution zu ſein, hatte man in Dresden und am Oberrhein wieder gewonnen; an Preußens Führerſchaft zu deutſcher Einheit und Freiheit glaubte in dieſen Tagen niemand mehr. Und auch der Reaktion war

man nur Schleppenträger. Öſterreich gab wieder in Deutſchland den Ton an.

Und doch, wer könnte behaupten, daß Ausharren beim Unionsgedanken Preußen und Deutſchland zum Segen gereicht haben würde? Der Fehler war, ihn überhaupt gefaßt zu haben. Ihm ſtanden kaum weniger Feinde gegenüber als der Kaiſerwürde. Sollte einmal etwas gewagt werden, dann hätte es ſchon um den größeren Preis geſchehen müſſen. Konnte aber Preußen überhaupt etwas wagen? Die Erfahrungen der beiden letzten Jahre hatten in der Organiſation der preußiſchen Wehrkraft ſchwere Mängel aufgedeckt. Die enge Verbindung von Linie und Landwehr brachte gleich bei der Mobilmachung zahlreiche Familienväter unter die Fahne. Das beeinträchtigte die Schlagfertigkeit und vermehrte die wirtſchaftliche Laſt, die der Krieg an ſich auferlegte. Preußens damalige Heeresverfaſſung gab dem Staate wohl Widerſtandskraft; einem Kriege, der mit glänzenden Erfolgen gegen überlegene Gegner hätte enden müſſen, war ſie wenig gewachſen.

Dieſer Mangel konnte aber nicht ausgeglichen werden durch erreichbare Hilfskräfte. Man hätte Europa gegen ſich gehabt und von den Unionsgenoſſen nennenswerten Zuzug nicht erwarten dürfen. Ihre Wehrverfaſſung genügte durchweg kaum den beſcheidenſten Anforderungen. So ziemlich durch das ganze halbe Jahrhundert von den Befreiungskriegen bis 1866 geht ein ſtarker Zug nach möglichſter Beſchränkung aller Kriegsvorbereitungen. Unter den 48er Forderungen kehrt kaum eine häufiger und nachdrücklicher wieder als die nach allgemeiner Volksbewaffnung und Einführung des Milizſyſtems. Die ſüddeutſche Volkspartei, die ja am getreueſten den Charakter des vormärzlichen Linksliberalismus bewahrte, hat dieſem Verlangen bis ins gegenwärtige Jahrhundert hinein in ihrem Programm eine Stelle eingeräumt, wohl unterrichtet über ſeine große Volkstümlichkeit. „Soldaten im Frieden ſind Öfen im Sommer“ ſchien der weit überwiegenden Mehrzahl der nichtpreußiſchen Deutſchen ſo überzeugend wie verſtändlich. Gerade auf der Abneigung gegen preußiſche Wehrpflicht und preußiſchen

Militärdienſt beruhte in weiten Kreiſen der Bevölkerung die verbreitete Scheu vor preußiſchem Weſen und preußiſcher Staatsangehörigkeit. Gegenüber einem Unions- oder gar einem Reichsparlament hätte es Preußen ſchwer werden mögen, ſeinen Heereseinrichtungen eine weitere Verbreitung zu verſchaffen; leicht hätte es ſich genötigt ſehen können, ſie allgemeinen Volksvorſtellungen preiszugeben. Und doch beruhte auf ihnen Deutſchlands ſtaatliche Zukunft!

Und dann: Konnten preußiſche Staatsmänner ein anderes Ziel ins Auge faſſen als Preußens Wohl und Preußens Größe? Wären die gefördert worden durch Aufgehen in der Union, wie ſie zuſammen getreten war? Die Schwierigkeit, einen ſo großen und ſtarken, mit gutem Grunde ſelbſtbewußten Staat, einen Staat, von dem man ſagen kann, daß gerade auf ſeinem Selbſtbewußtſein zum nicht geringen Teile Deutſchlands Unabhängigkeit beruhte, mit der bunten Maſſe der Mittel- und Kleinſtaaten in eine organiſche Verbindung zu bringen, iſt auch den Männern, welche die preußiſche Spitze vertraten, zum vollen Bewußtſein gekommen. Die glückliche Löſung, die ihr ſpäter Fürſt Bismarck gegeben hat, iſt aber deſſen eigenſter Gedanke. In den Kreiſen der Nationalen iſt vor, während und nach 1848 oft erwogen worden, ob man nicht Preußen provinzenweiſe in die deutſche Einheit eingliedern, ſeine Vertretung in der deutſchen Verfaſſung nicht in die Hände der einzelnen Teile ſtatt des Geſamtſtaates legen könne. Es war dem gegenüber ein geſundes und berechtigtes Gefühl, daß Preußens Geſchick nicht der Entſcheidung eines Staatenbundes anvertraut werden dürfe, für den es zwar den weitaus größeren Teil der Laſten und Pflichten zu tragen gehabt, auf deſſen Leitung es aber im beſten Falle nur einen umſtrittenen Einfluß hätte gewinnen können. Man darf preußiſche Staatsmänner nicht tadeln, daß ſie für ſolche Ausſicht nicht in den Daſeinskampf eintreten mochten, denn ein ſolcher wäre es geworden; man kann nur diejenigen tadeln, die überhaupt dem Unionsgedanken in Preußen Einlaß gewährt hatten.

Wie immer, für Deutſchland war der Ausgang ſeiner Erhebung

überaus traurig. Die Jahre, die der 48er Bewegung folgten, sind die trübsten, die unser Vaterland im 19. Jahrhundert durchlebt hat. Die Hoffnungen von Millionen, von Tausenden der edelsten und besten Männer waren vernichtet. Die Reaktion zeigte nicht den kleinlichen Zug wie in den 20er und 30er Jahren. Handelte es sich doch um ganz andere Hergänge! Hätte man Demagogenverfolgung treiben wollen, die eine Hälfte Deutschlands hätte die andere einsperren müssen. Man hatte genug zu strafen für offene Erhebung gegen die bestehenden Staatsgewalten. Auch vermochte man nicht, die mancherlei Rechte und Freiheiten, die das Jahr 1848 gebracht hatte, völlig oder auch nur zum größeren Teil wieder zu beseitigen. Es gelang nicht mehr, die Presse in dem Maße wieder zu knebeln wie früher, auch nicht, Vereine und Versammlungen entscheidend einzuschränken. Der in Frankfurt neu eingerichtete Bundestag hat unter Österreichs Leitung und Antrieb in verschiedenen Bundesstaaten allzu liberale Verfassungen rückwärts reformieren helfen; an eine allgemeine Rückführung auf den Stand vor 1848 konnte auch er nicht denken.

Aber es ist auch so verständlich, wenn die Bevölkerung sich verdrossen vom Staate abwandte. Tausende und aber Tausende haben der Heimat den Rücken gekehrt, manche, weil sie Strafen zu gewärtigen hatten, die große Mehrzahl doch, weil sie verzweifelte an der Zukunft des Vaterlandes, nicht bleiben wollte in einem Lande, das ihnen nicht gestattete, sich in ihrem Sinne auszuleben. Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte ist eine starke Auswanderung erfolgt überwiegend aus politischen Gründen, besonders aus dem am meisten aufgewühlten Südwesten. In Württemberg, Baden und Hessen hat die Bevölkerung in den nächsten Jahren abgenommen, in Württemberg in den Jahren 1852—1855, allerdings unter Mitwirkung wirtschaftlicher Gründe, von 1733263 auf 1669720. Eine Auswanderungsziffer von 100000 hat Deutschland zuerst 1852 erreicht; 1854 wanderten 190000 aus, weiterhin weniger. Die Ereignisse von 1866 haben die Zahl wieder auf 100000 gebracht.

Olmütz bedeutet den Beginn einer neuen Periode österreichischer Vorherrschaft in Deutschland. Die Berichte Bismarcks aus dem Bundestag gewähren uns heute klare Einsicht, mit welchen Mitteln sie ausgeübt und aufrecht erhalten wurde. Sie zielte vor allem auf möglichste Lahmlegung Preußens und war in diesem Streben auch erfolgreich. In zwei Fragen stieß die österreichische Politik aber auf festen, nicht besiegbaren Widerstand. Sie versuchte vergeblich, den Zollverein zu sprengen oder sich in ihn einzudrängen, und sie bemühte sich ziemlich ebenso erfolglos, Preußen und den Bund in den europäischen Angelegenheiten dem Kaiserstaat dienstbar zu machen. Auch in diesen Tagen, in denen Preußen seinem deutschen Beruf entsagt zu haben schien, hat es Deutschland vor dem Schicksal bewahrt, wieder Kampfplatz und vielleicht Kompensationsobjekt für die Entscheidung europäischer Streitfragen zu werden.

Im Krimkrieg schien Österreich die Gelegenheit zu winken, als Donaumacht zu voller Entfaltung zu gelangen. Als die Westmächte für die Türkei eintraten, räumten die Russen die besetzten Donaufürstentümer. Österreichische Truppen rückten ein. Dauernde Behauptung war nur zu erreichen durch offene Parteinahme gegen Rußland. Die Westmächte drängten dazu. Dankespflichten für Rußlands Hilfe in Ungarn hätten nicht gehindert, ihnen zu willfahren. Aber man fürchtete das Risiko eines Krieges, in dem Österreich der nächst ausgesetzte Gegner gewesen wäre. Es suchte Deckung bei Preußen und am Bunde, Bürgschaft für seinen Landbesitz, dessen Erhaltung ein deutsches Interesse darstelle. In den Jahren 1854 und 1855 sind wiederholt und in verschiedenen Formen die nachdrücklichsten Versuche gemacht worden, die deutschen Staaten in eine russenfeindliche Politik hinein zu ziehen.

Sie scheiterten an der Haltung der preußischen Staatslenker. Es wäre nicht nur ein völliger Bruch mit einer vierzigjährigen, bewährten Tradition gewesen, sich gegen Rußland gebrauchen zu lassen, es hätte Preußen auch genötigt, die Hauptlast auf sich zu nehmen in einem Kampfe, aus dem fördernder Gewinn nicht hervor gehen konnte. Daß die Westmächte infolgedessen nicht gut auf Preußen

zu ſprechen waren, verſteht ſich von ſelbſt. Es war die Lage, die den franzöſiſchen Geſandten am Berliner Hofe veranlaßte, an Bismarck die Mahnung zu richten: „Dieſe Politik wird Sie nach Jena führen", worauf er die Antwort entgegennahm: „Warum nicht nach Leipzig oder Waterloo?" Es war auch eine Politik, die der Liberalismus als grundſätzlicher Ruſſenfeind einſtimmig verurteilte. Sie ward aber von den deutſchen Kabinetten gewürdigt. Sie wurden wieder inne, daß Deutſchlands Intereſſen in europäiſchen Fragen ihre beſte Deckung bei Preußen finden würden.

Auch in innerdeutſchen Fragen blieb Preußen über die Zollvereins-Wirkſamkeit hinaus in dieſen Jahren doch nicht ganz untätig. Wie es ſeit dem Wiener Kongreß durch den Ausbau der eigenen Feſtungen und ſeine faſt unabläſſigen Bemühungen um die des Bundes weitaus am meiſten für die Sicherung der deutſchen Weſtgrenze geleiſtet hatte, ſo hat es auch jetzt in dieſem Streben nicht nachgelaſſen. In die 50er Jahre fallen, als allein erreichbarer Erſatz für die ſo oft und zuletzt noch dicht vor 1848 erſtrebte allgemeine Hebung der Bundesbewaffnung, die erſten Militärkonventionen mit kleinen norddeutſchen Staaten, die deren Streitkräfte in Ausbildung und Bewaffnung den preußiſchen gleichartig machten. Als die junge deutſche Flotte, vor allem auf Öſterreichs Betreiben, das doch keinen Kreuzer für ſie gezahlt hatte, unter den Hammer gebracht wurde — von allen Gehäſſigkeiten der Reaktion wohl die unwürdigſte und kurzſichtigſte —, legte Preußen, das im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege die maritime Überlegenheit des kleinen Dänemark an ſeinen Küſten ſchmerzlich empfunden hatte, den Grund zu einer eigenen Marine. Indem es 1853 von Oldenburg den Platz am Jadebuſen erwarb, auf dem Wilhelmshaven ſeinen Anfang genommen hat, ſicherte es ihr auch, trotz mächtig auflodernder Eiferſucht Hannovers, einen Stützpunkt an der Nordſee, einen beſcheidenen Erſatz für das verlorene Oſtfriesland.

Daß Preußens Geſchick mit dem Deutſchlands unzertrennlich verbunden war und auch der Gang ſeiner inneren Angelegenheiten einen beſtimmenden Einfluß auf die deutſchen Dinge äußerte, trat

deutlich wieder zu Tage, als Friedrich Wilhelms IV. Erkrankung im Oktober 1857 zu einer Stellvertretung durch den Bruder und nach deren dreimaliger Erneuerung am 7. Oktober 1858 zu deſſen Regentſchaft führte. Die „Neue Ära", die einſetzte, indem Prinz Wilhelm die Regierung auf eigene Verantwortung in die Hand nahm, war nicht nur für Preußen, ſondern auch für Deutſchland Ausgangspunkt einer neuen, bald ſich aufwärts wendenden Entwickelung.

Drittes Kapitel.

Die Neubegründung des Reiches (1858—1871).

Die Hoffnungen, die dem neuen Herrn entgegen gebracht wurden, waren weder so lebhaft, noch wurden sie so allgemein gehegt wie jene, mit denen 18 Jahre früher Friedrich Wilhelm IV. empfangen worden war. Auch sollten sie gleich ihnen eine harte Probe zu bestehen haben. Daß sie dann gleichwohl nach kurzen zwölf Jahren so herrliche Erfüllung fanden, werden wir immer als eine der gnädigsten Fügungen Gottes in der Leitung unserer Geschicke dankbar zu erkennen haben.

Wilhelm I. ist einer der wenigen, die zugleich Preußens tiefste Erniedrigung und Deutschlands höchstes Glück mit Bewußtsein durchlebt haben. Als deutscher Kriegsherr in Paris einziehend, konnte er der Zeit gedenken, wo er bald nach einander zweimal die französische Hauptstadt mit seinen siegreichen preußischen Kameraden gesehen hatte. Er war mit dem älteren Bruder erzogen und gebildet; aber sie waren verschiedene Männer geworden. War auf der einen Seite die größere Leichtigkeit des Erfassens, die reichere Ausgestaltung des Geistes, so auf der anderen der festere Besitz des Erkannten, die Fähigkeit klaren und beharrlichen Wollens auf Grund gewonnener Einsicht und vor allem ein früh aufkeimendes, im Laufe der Jahre zur Unerschütterlichkeit sich entwickelndes Pflichtgefühl und daraus entsprießende unentwegte Wahrhaftigkeit.

Die Neigung des Prinzen ging, wohin die Tradition des Hauſes wies, auf den Soldatenſtand. Auch Friedrich Wilhelm IV. hat militäriſcher Kenntniſſe und Fähigkeiten nicht ermangelt; aber ſie waren ihm entfernt nicht ſo zur anderen Natur geworden wie dem jüngeren Bruder. Wer die Geſchichte des preußiſchen Kriegsweſens von den Befreiungskriegen bis zu den glänzenden Ergebniſſen der Heeresreform ſchreiben will, wird nicht anders können, als der Tätigkeit Wilhelms I. als Prinz, als Regent und als König einen Platz an erſter Stelle anzuweiſen. Hier verfügte er über eingehendſte Sachkunde und war ſelbſtändiger Urheber erfolgreichſten Fortſchritts. Das hat nicht gehindert, daß er auch mit der Zivilverwaltung Vertrautheit gewann und in den Fragen der großen Politik ſicher und klar urteilte.

Ein Mann von ſeinem Werdegange und ſeiner Geiſtesanlage konnte nicht anders als am Alten hängen. Doch war es keinerlei romantiſche Schwärmerei, die ihn an das Überkommene und die Vorzeit feſſelte, ſondern die nüchterne, pflichtgemäße Überzeugung, daß Beſtehendes dem Neuen nur zu weichen habe, wenn es damit dem Beſſeren Platz mache. Es war in dieſem Sinne, daß er ſich der Berufung des Vereinigten Landtags hartnäckig widerſetzte. Als er zuletzt notgedrungen ſeine Zuſtimmung gab, ſchloß er ſie mit den denkwürdigen Worten: „Ein neues Preußen wird ſich bilden. Das alte geht mit Publizierung dieſes Geſetzes zu Grabe. Möge das neue eben ſo erhaben und ſo groß werden, wie es das alte mit Ruhm und Ehre geworden iſt.“ Es ſind Worte, die nicht nur von peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit, ſondern nicht weniger von klarſter Einſicht in die vom Bruder offenbar weit unterſchätzte Bedeutung des Schrittes Zeugnis ablegen.

Dieſe konſervative Geſinnung und das Eintreten für ſtrengſte militäriſche Zucht raubten dem Prinzen von Preußen jede Ausſicht auf Popularität. Er hat ſich auch nie um ſie bemüht. In den Märztagen machte er aus ſeiner Geſinnung kein Hehl. Der Befehl zur Räumung Berlins verſetzte ihn in die höchſte Erregung. Er gehorchte, wie der Soldat gehorcht, und wirkte an ſeinem Teile mit.

Dann mußte er Berlin und Preußen fliehend verlaſſen, um nicht zum Verzicht auf die Nachfolge gezwungen zu werden.

Man hat dem engliſchen Aufenthalt oft einen entſcheidenden Einfluß auf Wilhelms I. politiſche Anſchauungen zugeſchrieben. Ganz wirkungslos iſt er nicht geblieben. Aber auch ohne ihn iſt die Weiterentwickelung des Prinzen kaum anders denkbar, als ſie ſich tatſächlich geſtaltete. Der beſtimmt war, die Nation zu einigen, war nicht der Mann, ſich dem Neuen, das unabweisbar an ihn herantrat, ſtarr zu verſchließen. Er hat an Dahlmanns Arbeit für die Reichsverfaſſung aufrichtigen und tätigen Anteil genommen. Es wurde ſeine ehrliche Abſicht, die Durchführung konſtitutioneller Regierungsformen in Preußen und in Deutſchland zu fördern und für eine feſtere Einigung der Nation einzutreten, und er hat unentwegt an dieſer Abſicht feſtgehalten. Allerdings auf den Gang der Dinge konnten ſeine Anſchauungen zunächſt größeren Einfluß nicht gewinnen, ihn daher auch nicht volkstümlich machen. In der Vorſtellung weiter Kreiſe blieb er der „Kartätſchenprinz“, als Sieger über die Erhebung am Oberrhein der „Henker der Freiheit“. Und dann konnte ſein Eingehen auf die neuen Ideen an einem nichts ändern: Er war und blieb der Preuße, dem Macht und Größe dieſes Staates zunächſt am Herzen lagen, der überzeugt war, daß auf ihm auch Deutſchlands Zukunft beruhe, und daß er nur gefördert werden könne durch tunlichſte Entfaltung ſeiner Wehrkraft und Erhaltung ſeiner Eigenart. Nichts hätte ihn in dieſem Glauben wankend gemacht.

Als Prinz Wilhelm mit der Regentſchaft die volle Verantwortung für die Staatslenkung übernahm, zögerte er keinen Augenblick, ſeine Geſinnungen in Taten umzuſetzen. Die auf Grund der oktroyierten Verfaſſung zuſammengetretene Kammer war ſchon am 27. April 1849 aufgelöſt worden, nachdem ſie einige Tage zuvor, allerdings nur mit knapper Mehrheit, ſich für Anerkennung der Frankfurter Reichsverfaſſung entſchieden hatte. Neuwahlen nach einem neuen, dem Dreiklaſſen-Wahlgeſetz, hatten zu einer Kammer

geführt, aus deren Beratung die bis 1918 gültige Verfassung vom 31. Januar 1850 hervorging. Sie ist dem Ministerium Manteuffel Handhabe eines scharf konservativen Regiments geworden. Als auch sie unbequem zu werden drohte, wurde lebhaft erwogen, ob die Macht, die man in Händen hielt, nicht zur völligen Beseitigung des neuen Verfassungslebens zu verwenden sei. Des Prinzen Regentschaft machte allen Zweifeln ein Ende. An die Stelle des Ministeriums Manteuffel trat das des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, eines Mannes von anerkannt deutscher und liberaler Gesinnung, der 1849 gemeinsam mit dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen zugunsten Preußens auf die ererbte selbständige Stellung verzichtet hatte.

Die neue Regierung ist durch die Ereignisse sehr bald in neue Aufgaben hinein gedrängt worden. Im Frühling 1859 hatte Österreich zum zweiten Male um seinen italienischen Besitz zu kämpfen, diesmal gegen Frankreich und Napoleon III. Das Gefühl, das durch Deutschland ging, belegte abermals, wie tief und stark doch die nationalen Empfindungen waren im Vergleich zu den liberalen. Trotz allem war das deutsche Volk bereit, Österreich zu Hilfe zu kommen und die Entscheidung an den Rhein zu verlegen. Preußen beantragte in Frankfurt die Mobilmachung der Bundesarmee, nachdem es schon sein eigenes Kontingent bereit gestellt hatte. Es forderte aber von Österreich die Führung des Bundesheeres; es wollte nicht, wie Österreich verlangte, seine Truppen dem Oberbefehl eines gewählten Bundesfeldherrn unterstellen. Franz Josef zog es vor, im Frieden von Villafranca die Lombardei zu opfern. Er konnte sich nicht entschließen, Preußen auch nur in dieser Form eine Führerrolle in Deutschland zuzugestehen. Die Aufgabe der Einigung Deutschlands erschien genau wieder in derselben Form, in der sie Friedrich Wilhelm IV. vorgelegen hatte. Der Prinzregent zögerte nicht einen Augenblick, die Sicherung der einen Voraussetzung, von der ihre glückliche Lösung abhing, die Reorganisation der preußischen Armee, mit vollem Nachdruck in die Hand zu nehmen. Seine Einsicht, seine Neigungen, seine Begabung wiesen zugleich in diese Richtung

Die Mängel der preußiſchen Wehrverfaſſung waren bei der Mobilmachung wieder mit voller Deutlichkeit zu Tage getreten. Ganze Kompagnien waren bis auf wenige Ausnahmen aus Verheirateten zuſammen geſetzt geweſen, während zahlreiche Angehörige junger Jahrgänge überhaupt nicht eingezogen waren. Es hing das mit der zweijährigen Dienſtzeit zuſammen, die ſeit 1833 im Brauch war. Da man die Aushebungsziffer nicht erhöht hatte, ſo blieb bei der ſtarken Vermehrung der Bevölkerung alljährlich eine wachſende Zahl Dienſttüchtiger von der Einſtellung frei, während die vom Los Getroffenen durch Linie, Reſerve und Landwehr zu gehen hatten. Die taktiſche Verbindung von Linien- und Landwehrbrigaden führte ſo Alte und Junge, Leute vom 21. bis zum 33. Lebensjahre, neben einander ins Feld, und von dem tatſächlichen Beſtehen einer allgemeinen Wehrpflicht konnte nicht mehr die Rede ſein. Nur durch Erhöhung des Rekrutenkontingents war dem abzuhelfen; ſie aber brachte auch zugleich Verjüngung und Vermehrung.

An die Stelle der zweijährigen Dienſtzeit war ſchon 1854 nach den Kriegserfahrungen der Jahre 1848—50 wieder die dreijährige getreten, um eine beſſere Ausbildung zu ſichern; jetzt ſollte die jährliche Aushebungsziffer von 40 000 auf 63 000 Mann erhöht werden. So erzielte man aus den ſieben Jahrgängen, die jetzt Linie und Reſerve umfaſſen ſollten, die im höheren Alter größeren Abgänge in Rechnung gebracht, rund ebenſo viel Mannſchaften wie bisher aus den zwölfen der Linie, Reſerve und Landwehr erſten Aufgebots, ebenſo viel und zugleich leiſtungsfähigere und beſſer abkömmliche. Man konnte junge Leute im Alter von 20—26 Jahren ins Feld führen, die älteren zu Reſerveformationen zuſammenziehen. Während man bisher außerhalb der Feldarmee gediente Leute nur in der Landwehr zweiten Aufgebots zur Verfügung gehabt hatte, ſtanden jetzt die fünf Jahrgänge der Landwehr erſten Aufgebots bereit. Sie konnten, wie früher, direkt an den Feind gebracht oder aber als Beſatzungstruppen verwandt werden. Die Neuerung ſprach ſo ſehr für ſich ſelbſt, daß Zweifel über ihren militäriſchen Wert kaum aufkommen konnten. Sie führte trotzdem zum Konflikt.

Der Prinzregent hatte begonnen, ſie ins Werk zu ſetzen, indem er die bei der Mobilmachung aufgeſtellten Landwehrformationen beſtehen ließ, die entlaſſenen Mannſchaften durch eingeſtellte Rekruten erſetzte. So ſind die Infanterie-Regimenter 41—72 parallel zu den Regimentern 1—32, die dritten Bataillone der Füſilier-Regimenter 33—40 und des Garde-Füſilier-Regiments, das 3. und 4. Garde-Regiment zu Fuß, das Königin-Eliſabeth- und das Königin-Auguſta-Regiment errichtet worden. Wilhelm hielt ſich als Kriegsherr dazu berechtigt. Die erforderlichen Mittel für das Jahr der Mobilmachung und wieder für das nächſte Jahr (bis Ende Juni 1861) ſind bewilligt worden. Dann aber glaubte der Landtag ſein Budgetrecht anders handhaben zu ſollen.

Die nach Entlaſſung des Miniſteriums Manteuffel ausgeſchriebenen Neuwahlen hatten zu einer ganz anderen Zuſammenſetzung der Landesvertretung geführt. Die liberale Strömung hatte wieder völlig die Oberhand bekommen. Sie war nicht militärfreundlich. Hätte man nicht mit zweijähriger Dienſtzeit die erſtrebte Verjüngung billiger erreichen können? Die dauernde Feſtlegung durch ſo zahlreiche Neuformationen verſtimmte. So kam es zur Ablehnung der neu angeforderten Summen. Inzwiſchen war am 2. Januar 1861 die Krone durch den Tod Friedrich Wilhelms IV. an Wilhelm I. übergegangen. Da er in der Rüſtungsfrage weder nachgeben wollte noch konnte, ſo ſah er ſich als König bald in ſchweren Konflikt mit der Volksvertretung verwickelt. Kammerauflöſung und Miniſterwechſel führten nicht weiter. In der Hoffnung, den rechten Mann an den rechten Platz zu ſtellen, berief er am 23. September 1862 Herrn von Bismarck an die Spitze der Geſchäfte.

Wir ſind jetzt im glücklichen Beſitz einer feſſelnden Darſtellung, die auf Grund eindringendſter Forſchung und mit verſtändnisvoller Würdigung den jugendlichen Otto von Bismarck uns vor Augen ſtellt. Wir können nicht hoffen, unſere Kenntnis in abſehbarer Zeit weſentlich erweitert oder vertieft zu ſehen. Das Werden des politiſchen Bismarck, bis in das volle Mannesalter hinein, bleibt aber auch jetzt noch ein ungelöſtes Rätſel. Unbändige Kraft des Geiſtes wie des Körpers, ſprudelnde Lebensfriſche, weit ausgreifende Intereſſen,

die ſich doch überall in ſelbſtändiger, eigenartiger Bildung betätigen, völlige Freiheit von Menſchenfurcht oder Rückſichtnahme und doch wieder tiefſte ſittliche und religiöſe Bedürfniſſe, eine Natur, die nur ſich ſelber gleicht und ſich in dieſer Selbſtändigkeit unbefangen, faſt unbewußt auslebt! Es bleiben keine Zweifel, daß dieſe Perſönlichkeit, wohin auch immer geſtellt, ſich zu überragender Geltung bringen mußte; ihre Beſtimmung zum Staatenlenker wird nirgends ſicher erkennbar. Die Schlaglichter, die gelegentlich auf die politiſche Sonderart des Werdenden fallen, gewinnen kaum anders als in Verbindung mit dem Zukünftigen Bedeutung. Er iſt unbekannt, aber fertig in dem Augenblicke, wo er die politiſche Schaubühne betritt.

Bismarck iſt 1847 Mitglied des Vereinigten Landtags geweſen. In den wenigen Äußerungen, die der 32jährige in die Debatte warf, treten, auch ſchon in der konzentrierten Redeweiſe, die ihm dauernd eigen geblieben iſt, zwei Grundzüge ſeines Wollens und Könnens in die Erſcheinung, ſein Preußenſtolz und ſeine beſondere Begabung, geſchichtlich zu urteilen. Gegenüber der Belehrung, daß Preußen ſich 1813 für eine Verfaſſung geſchlagen habe, meinte er: „Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen ſchlechten Dienſt erweiſen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend geweſen ſeien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle zu übertäuben", und der Beweisführung mit Englands Beiſpiel trat er mit dem Hinweis entgegen, daß Englands politiſche Freiheiten der Überwältigung des Königshauſes zu verdanken ſeien, die preußiſchen aber einem freien Zugeſtändnis der in vollem Machtbeſitz ſtehenden Krone.

Das nächſte Jahr riß ihn wie ſo manchen anderen völlig hinein in den Strudel der Öffentlichkeit. Es lebte in ihm der feſte Glaube, daß die wahre Meinung des preußiſchen Volkes durch die Wortführer der Neuerungen nicht zum Ausdruck komme, daß der König ſich nur auf ſeine treuen Preußen zu beſinnen brauche, um aller Schwierigkeiten nach ſeinem Willen Herr zu werden. Er war

bereit zu verwegenſtem Handeln in dieſem Sinne. So iſt er dem Könige näher getreten. Von einem entſcheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge kann in dieſer Zeit noch nicht die Rede ſein; aber als einer der entſchloſſenſten und fähigſten Verfechter der königlichen Rechte ward doch Bismarck bekannt. Als der Bundestag wieder zuſammentrat, wurde der „Auskultator und Rittergutsbeſitzer", der „diplomatiſche Säugling des Herrn von Rochow" zunächſt deſſen Legationsſekretär, dann ſelbſt Vertreter Preußens in Frankfurt.

Bismarck war ein Gegner der Unionspolitik geweſen; er hatte ſie als Mitglied des Erfurter Parlaments und ſonſt nachdrücklich bekämpft. Es war wieder ſein Preußentum, das ihn trieb. Er wollte ſeinen Staat in der Union nicht majoriſiert ſehen; er wollte nicht, daß dieſer Staat für etwas anderes Krieg führe als für ſeine eigene Macht und Größe. Mit vollendeter Klarheit ſtand ihm das Weſen der großen Politik vor Augen. Nur ihr Intereſſe, nicht die Romantik ſolle die Entſchließungen großer Staaten beſtimmen. Das war ſeine unerſchütterliche Überzeugung, die leider auch ſein Wirken nicht zum Eigentum unſeres Volkes hat machen können. Er empfand Olmütz als eine Demütigung wie einer; aber es erſchien ihm als der einzige Ausweg aus der traurigen Lage, in die Preußen geraten war.

In Öſterreich ſah er, als er nach Frankfurt kam, zunächſt nur den ſtarken Hort konſervativer Intereſſen. 1855 ſchrieb er vom Sitze des Bundestages: „Ich war gewiß kein Gegner Öſterreichs, als ich vor vier Jahren herkam; aber ich hätte jeden Tropfen preußiſchen Blutes verleugnen müſſen, wenn ich mir auch nur eine mäßige Vorliebe für das Öſterreich, wie ſeine gegenwärtigen Machthaber es verſtehen, hätte bewahren wollen." Er hatte „ſich zur Regel gemacht, etwaige Keime der Uneinigkeit ſtets mit dem Grafen Thun", der anfangs Öſterreich vertrat, „unter vier Augen zu erſticken, ehe er ſie an den Bundestag brachte"; aber er erkannte bald die Unausführbarkeit dieſes Vorſatzes. Wie Öſterreich ſeine Stellung auffaßte, ſpricht ſich am beſten in der Äußerung aus, die ſein Vertreter einmal gegen den Württemberger von Hügel fallen ließ: „Sie müſſen ſich daran gewöhnen, daß in Deutſchland nur

Öſterreich das Recht zu einer eigenen Politik hat, und je eher Sie das lernen, deſto beſſer für Württemberg.“ Von einer Gleichberechtigung Preußens wollte die Präſidialmacht nichts wiſſen. Thun ließ Bismarck verſtehen, daß ihm Preußen als eine Macht erſcheine, deſſen Herrſcher einmal in die Lotterie geſetzt und das große Los gewonnen habe, worauf er allerdings die Antwort hören mußte, daß Bismarck dann ſeinem Herrn nur raten könne, noch einmal in die bewußte Lotterie zu ſetzen.

So ergab ſich am Bunde der Kleinkrieg, in dem Preußen nicht allzu viele Erfolge davon tragen konnte. Aber Bismarck entging Öſterreichs verwundbare Stelle nicht. Seinen ſteigenden Einfluß in Berlin hat er vor allen Dingen in die Wagſchale geworfen, Preußen abzuhalten, im Gefolge Öſterreichs in den Krimkrieg einzugreifen, für Öſterreich, „für deſſen Sünden unſer König ſo viel Nachſicht hat, wie ich mir für die meinigen von unſerem Herrn im Himmel wünſche“. Er wurde nicht müde, dem Könige zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!“, und wenn Preußen von dem falſchen, von Europa und dem geſamten deutſchen Liberalismus herbei gewünſchten, auch vom Bruder des Königs als richtig angeſehenen Schritt zurück gehalten wurde, ſo gebührt ſeinem damaligen Bundestagsgeſandten dafür ſo viel Dank wie nur irgend einem anderen.

Allerdings, Popularität konnte er durch ſein Verhalten nicht gewinnen. Daß er Öſterreichs Lage 1859 in gleicher Geſinnung zu verwerten anriet, führte zu ſeiner Abberufung von Frankfurt. Nach dreijähriger Tätigkeit in Petersburg, viermonatiger in Paris, die ihn mit den Brennpunkten europäiſcher Politik vertraut machten, folgte ſeine Berufung zur Leitung Preußens in ſeiner ſchweren Kriſis. Seine geiſtige Kraft, ſeine umfaſſenden Kenntniſſe und Erfahrungen, ſeine furchtloſe Entſchloſſenheit hatten ihm ſeines Königs Vertrauen erworben.

Als die Zügel in Bismarcks Hand gelegt wurden, drängten nicht allein die inneren Angelegenheiten Preußens; auch die deutſche

Frage hatte wieder eine Gestalt angenommen, die eine feste und geschickte Hand forderte.

Die Bezeichnung „Neue Ära" hatte ihre Berechtigung nicht allein für Preußen, sondern auch für Deutschland. Dem Umschlag in Preußen folgte unmittelbar ein Aufleben der liberalen und nationalen Hoffnungen fast im ganzen nichtösterreichischen Bundesgebiet. Auch außerhalb Preußens hatten in den 50er Jahren in manchem Einzellandtag konservative Richtungen die Oberhand gewonnen, selbst im sonst so fortschrittlichen Südwesten. In Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt standen Konkordate zwischen den Regierungen und dem römischen Stuhl nahe vor ihrem Abschlusse, als die Gegenströmung einsetzte und sie in den Landtagen scheitern ließ. Die nationale Aufrüttelung des Kriegsjahres 1859 gab ihr erhöhte Kraft. Napoleons III. nun auch über Österreich davon getragener Erfolg weckte Befürchtungen, wie in England und Belgien, so auch in Deutschland. Wie dort tat man sich hier in Wehrvereinen zusammen, errichtete Jugendwehren; die Turn- und Schützenvereine erfreuten sich großen Aufschwunges. Die Schillerfeier des Jahres brachte es in nie gesehener Weise zum Bewußtsein, wie einig man sich fühlte im Besitz eines gemeinsamen Bildungsschatzes. Im September 1859 trat in Koburg unter der Leitung des Hannoveraners Rudolf von Bennigsen auf Grund eines in Eisenach entworfenen Programms der Nationalverein zusammen. Er forderte Einigung Deutschlands unter Preußens Führung im Sinne der Reichsverfassung von 1849. Es war natürlich, daß die „kleindeutsche" Auffassung auf denselben Widerspruch stieß wie vor zehn Jahren. Abgesehen von abweichenden Volksmeinungen standen ihr Österreich und nicht wenige, besonders größere deutsche Staaten ablehnend gegenüber. Hannovers leitender Staatsmann von Borries war der Ansicht, daß das Treiben des Nationalvereins geeignet sei, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten dem Auslande in die Arme zu treiben.

Zum Angebot der Kaiserkrone an den Bruder hat der Prinz von Preußen in seinen Erinnerungskalender eingetragen: „Unannehmbar". Der Frage der preußischen Führung stand er aber doch

anders gegenüber als Friedrich Wilhelm IV. Auch er gedachte der öſterreichiſchen Waffenbrüderſchaft der Jugendjahre; aber er hing doch zu ſehr an der Ehre und Größe Preußens, als daß er ſich ein Zurückdrängen in die zweite, in eine untergeordnete Stellung, wie es in den 50er Jahren verſucht und in bezug auf tatſächlichen Einfluß und Einſchätzung in der öffentlichen Meinung auch erreicht worden war, auf die Dauer gefallen laſſen konnte. Das hatte er gleich 1859 in der Forderung preußiſcher Bundesfeldherrnſchaft deutlich zu erkennen gegeben.

In dem Sinne des Nationalvereins aber gab es für ihn zunächſt überhaupt keine deutſche Frage. Er war zwar ſtets nicht nur Preuße, ſondern zugleich auch Deutſcher geweſen. Er hielt dafür, wie ſein Krönungserlaß ſagt, daß es einen wirklichen Gegenſatz zwiſchen Deutſchlands und Preußens Intereſſen nicht geben könne. Aber der Gedanke, daß für beider Macht, Glück und Wohlfahrt eine geſamtſtaatliche Einigung zu erſtreben ſei, lag ihm zunächſt fern und hatte ihm durch die Erfahrungen von 1848—1850 nicht vertrauter werden können. So richteten ſich ſeine Beſtrebungen in Deutſchland wie in Preußen auf die Verſtärkung der Wehrkraft, Sicherung deutſchen wie preußiſchen Bodens. Der Bund hatte ſich bald mit preußiſchen Anträgen zu beſchäftigen, die dieſes Ziel ins Auge faßten. Der König wäre zufrieden geweſen, wenn Preußen für den Norden, Öſterreich für den Süden die militäriſche Oberleitung übertragen worden wäre. Derartiges erwies ſich aber bald als unerreichbar gegenüber der ablehnenden Haltung der Mittelſtaaten, die ihre Militärhoheit am wenigſten preiszugeben gedachten.

Wie hätte König Wilhelm auf dieſem Wege weiter kommen ſollen mit Hilfe einer deutſchen Nationalvertretung? Bereitete ihm doch ſchon die preußiſche Schwierigkeiten, von denen man noch nicht wußte, ob und wie ſie überwunden werden konnten. Er war geſonnen, die überkommene Verfaſſung ehrlich zu halten, an ihr nicht zu rütteln. So verlangten es ſeine Wahrhaftigkeit, ſein Rechtsſinn, auch ſeine gewonnenen politiſchen Überzeugungen. Das Pflichtgefühl gegen ſeinen Staat hat ihn in den folgenden ſchweren Kämpfen

wohl bewegen können, Bestimmungen der Verfassung zeitweise außer acht zu lassen, nie aber, ihre Beseitigung in ernste Erwägung zu ziehen. Aber andererseits war er auch gewillt, die Rechte der Krone in vollem Umfange zu wahren, fühlte auch das als seine Pflicht. Der König besaß eine seltene Selbstbeherrschung. Von einem heftigen Gegner ist ihm zugestanden worden, daß „nie ein Schimpfwort oder ein Fluch über seine Lippen gekommen sei, nie einer seiner Diener ein unfreundliches oder gar verletzendes Wort aus seinem Munde gehört habe." Die schärfsten Äußerungen aber, zu denen er sich in Wort und Schrift hat hinreißen lassen, fallen in die Zeit des Konflikts, wenn er den Eindruck hatte, als sei es der Volksvertretung darum zu tun, ihre Macht auf Kosten der Krone zu erweitern. Für Erweiterung der verfassungsmäßigen Volksrechte war er an sich nicht leicht zu haben; die Erfahrungen, die er jetzt durchlebte, machten ihn völlig abgeneigt.

So ergab sich eine Lage, die schier unentwirrbar schien. Von einem Zusammengehen der preußischen Regierung und des Nationalvereins konnte nicht die Rede sein, und doch erstrebte der Nationalverein ein Ziel, das ohne Preußen nicht zu erreichen war. Gegen ein Eingehen auf die Wünsche des Vereins ergaben sich die gleichen Bedenken wie einst gegenüber der Kaiserwahl, der unvermeidliche deutsche Krieg mit ungenügend vorbereiteten Kräften und eine europäische Konstellation, die schlechterdings nicht gestattete, die Gefahr ausländischer Einmischung gering einzuschätzen. Dazu hätte Preußen, wie einst für die Union, sich schlagen müssen für eine Neugestaltung, die seinen eigenen Bestand in Frage gestellt hätte. Deutschlands geschichtliche Bildungen waren viel zu fest begründet, als daß sie vom nationalen Gedanken leichthin, wie in Italien, hätten entwurzelt werden können. Hier war allein die piemontesische Dynastie altangestammt, in Deutschland alle.

Andererseits hätte auch der Nationalverein sein Wesen aufgegeben, hätte er auf den liberalen Teil seines Programms auch nur zeitweise verzichten wollen. Im Gegenteil, es lag in der Art seines Werdens, in den allgemein herrschenden Anschauungen, daß er

Partei ergriff für den verfaſſungsmäßig begründeten Widerſtand des preußiſchen Abgeordnetenhauſes gegen Steigerung der Heereslaſten, für Widerſtand gegen eine Regierung, welche in der Hitze des Kampfes die ſchroffſten Mittel überlieferter autokratiſcher Verwaltungsweiſe nicht verſchmähte, die Widerſtrebenden gefügig zu machen. So wurde die Regierung, auf die Deutſchlands Hoffnungen geſtellt waren, diejenige, die man am ſchärfſten glaubte bekämpfen zu müſſen.

Aus dieſem Wirrſal heraus geführt zu haben, iſt Bismarcks Verdienſt. Er hätte es ſich aber nicht erwerben können ohne die klare Einſicht und die entſchloſſene Willenskraft, die ſeinem Könige zu Gebote ſtanden; es iſt ſchwer zu ſagen, ob Bismarck ihm mehr Lenker oder Berater geweſen iſt.

Bismarck war Preuße im alten Sinne, das will ſagen, kein Freund von konſtitutioneller Beſchränkung der Herrſchergewalt. Er iſt aber ſtets dafür eingetreten, beſtehendes Recht zu achten, und ſein Scharfblick ließ ihn auch bald den Vorzug der Neuerung erkennen. Er hat in den 50er Jahren ihrer Beibehaltung das Wort geredet mit dem Hinweis auf den Wert, den ſie für die Entwickelung preußiſchen Staatsgefühls haben werde. Das Menſchenalter ſtaatlichen Zuſammenlebens, das ſeit den Befreiungskriegen dahin gegangen war, hatte die ſo verſchiedenen Teile der Monarchie doch einander näher gebracht. Kann man im Zweifel ſein, ob ihre Vereinigung in einer Geſamtvertretung zu Beginn dieſer Zeit dem Gedeihen des Staates förderlich geweſen wäre, ſo hat die Geſamtverfaſſung ſeit 1848 doch zweifellos zur feſteren Verbindung ſeiner Glieder erheblich beigetragen.

Indem aber Bismarck dieſen Wert richtig einſchätzte, war er doch weit davon entfernt, ſich geſteigerten Vorteil zu verſprechen von einer Erweiterung der Volksrechte oder gar von einer Einfügung Preußens in einen kleindeutſchen Bundesſtaat. „Das preußiſche Königtum iſt noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfaſſungsgebäudes zu bilden, als ein toter Maſchinenteil dem Mechanismus des parlamentariſchen Regiments eingefügt zu werden“, belehrte er die preußiſchen Volksvertreter im Januar

1863. Von der Berechtigung, der Notwendigkeit der königlichen Forderungen konnte niemand mehr überzeugt sein als er, da keiner so klar wie er die Lage der europäischen Politik und die Gesinnung der deutschen Höfe überblickte. Er wußte, daß hier nur das Schwert helfen könne. „Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut", erklärte er schon acht Tage nach seinem Amtsantritt in einer Sitzung der Budgetkommission des Landtags. Es war nicht seine Art, erklärte Gegner milde anzufassen. Die verblüffende Offenheit, mit der er die ganze Schärfe der Gegensätze aufdeckte, der Hohn, mit dem er auf die hoffnungslose Ohnmacht der erhobenen Ansprüche hinwies, konnte nur reizen. So wurde Otto von Bismarck in Preußen und Deutschland „der bestgehaßte Mann". Der Staat, in dem solche Regierung möglich war, erschien als ein Fleck auf dem deutschen Leben, in seiner gegenwärtigen Gestalt keines Vertrauens mehr würdig.

Die Lage war um so bedenklicher, als sie benutzt werden konnte zu Versuchen, den Strom deutscher Einigungsbestrebungen in ein anderes Bett zu lenken.

Das Mißgeschick von 1859, das Österreich eine Provinz gekostet, zugleich aber schwere innere Schäden aufgedeckt hatte, brachte das Kaiserreich hinüber in die Bahn konstitutionell regierter Staaten. Die Schritte geschahen nur zögernd und unsicher, sie führten aber zur Februarverfassung von 1861, auf Grund deren ein in zwei Kammern gegliederter Reichsrat aus der ganzen Monarchie zusammen treten sollte.

Da die Deutschen die natürlichen Träger des Einheitsgedankens waren, so waren sie es auch, die im Reichsrat die Führung in die Hand nahmen. Der Niederösterreicher Anton von Schmerling, in dessen Tätigkeit die Beteiligung der österreichischen Vertreter am Frankfurter Parlament sich konzentriert hatte, war Urheber der Verfassung und hatte sie jetzt als Ministerpräsident zu handhaben.

Er dachte und fühlte durchaus deutſch. Aber eben darum konnte er ſich nicht mit dem Ausſchluß Öſterreichs zufrieden geben. Er war als liberaler Mann ſchon in Frankfurt beliebt geweſen. So konnte er den Verſuch wagen, Bundesreformen unter Öſterreichs Leitung zuſtande zu bringen.

Auch die Regierungen hatten einſehen gelernt, daß es ohne Zugeſtändniſſe in dieſem Sinne nun einmal nicht abgehen werde. Es ward ihnen auch nicht ſchwer, die Taktik der Gegner nachzuahmen, die Getreuen um ihre Fahnen zu ſammeln. Dem Nationalverein ſtellte ſich 1862 ein „Reformverein" entgegen, der für eine Vertretung am Bunde durch Abgeordnete der einzelnen Landtage eintrat. Öſterreich eröffnete Verhandlungen mit den Regierungen. Sie haben ihren Höhepunkt im Frankfurter Fürſtentage erreicht, zu dem ſich im Auguſt 1863 regierende Fürſten und Bürgermeiſter freier Städte zuſammenfanden. Ihr klares Ziel war, Preußen über ſeine bisherige Stellung in Deutſchland nicht hinaus kommen zu laſſen. Daß es zu erreichen ſei, ließ der allgemeine Unwille über dieſen Staat hoffen; alles, was großdeutſch dachte, war an ſich gegen ihn gewonnnen.

Preußen konnte nicht anders, als ſich dieſen Verhandlungen entziehen. An ihnen teilzunehmen, wäre gleichbedeutend geweſen mit Niederlage; es wäre überſtimmt und ins Unrecht geſetzt worden. Erleichtert wurde das Fernbleiben durch die offenkundige Abſicht Öſterreichs, Preußen zu überrumpeln. Die Einladung zum Frankfurter Fürſtentage kam überraſchend, am 3. Auguſt für den 16., und unterrichtete ungenügend über das, was beabſichtigt war. Bismarck konnte erklären, daß es „der Würde ſeines Monarchen nicht entſpreche, Vorſchläge entgegen zu nehmen, über die er vorher nicht gehört worden ſei".

Neben den direkten Verhandlungen der Fürſten und Kabinette ſpielten andere am Bundestage. Auch hier brachten Öſterreich und ſeine Parteigänger Reformvorſchläge ein. Preußen widerſetzte ſich, entwickelte aber ein Programm, das Bismarck auch ſonſt zur Erwägung ſtellte, das geradezu auf die Ziele des Nationalvereins

hinauslief: Direkt gewählte Volksvertretung mit Gesetzgebungs-, nicht nur Bewilligungsrecht unter Ausschluß nichtdeutscher Stämme. Es behielt sich vor, seine Vorschläge durch Einzelverhandlungen mit den Staaten der Verwirklichung entgegen zu führen. Von einer Aussicht auf Erfolg konnte zur Zeit nicht die Rede sein. Von den Liberalen glaubte niemand an die Aufrichtigkeit Preußens, wenn es sich so äußerte. Selbst Bismarcks energisches Eintreten für die liberale Sache im erneuten kurhessischen Verfassungsstreit (1862) hatte daran nichts ändern können. Daß die Einigung Deutschlands unter diesem Preußen geradezu ein Unglück sein werde, war die weit überwiegende Meinung. So konnte der Knoten nur noch zerhauen, nicht mehr gelöst werden. Die Entscheidung mußte zwischen Österreich und Preußen fallen; es kam alles darauf an, ihren Ausgang zugunsten der norddeutschen Macht zu sichern.

Bismarck hatte das seit Jahren erkannt und zu seinem Teil auf diesen Ausgang hingedrängt. Eben darum war er auch entschlossen, mit des Königs Heeresreform zu stehen und zu fallen. Eine friedliche Regelung wäre ihm erwünscht gewesen; daß sie undenkbar war, konnte ihm nicht entgehen. Er hat aber nach seiner Art alsbald nach der Übernahme der Geschäfte Österreichs Staatsleitung nicht im Unklaren gelassen, was von ihm zu erwarten sei. Es müsse entweder besser oder schlechter werden; Österreich müsse sich seiner antipreußischen Wühlereien in Norddeutschland, besonders bei Hannover und Kurhessen, enthalten, seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen; dann werde Preußen ihm in europäischen Fragen ein treuer Bundeshelfer sein, sonst beim ersten europäischen Krieg seinen Vorteil wahrnehmen; Bismarck bedauere, daß das nicht schon 1859 geschehen sei. Weder der österreichische Botschafter in Berlin, Karolyi, dem diese Eröffnungen gemacht wurden, noch der Leiter des Auswärtigen in Wien, Herr von Rechberg, glaubte, sie ernst nehmen zu sollen, obgleich Preußens Handlungen der geäußerten Auffassung durchaus entsprachen. So ist es Bismarck gelungen, Österreich mit nach Schleswig-Holstein zu bringen. Die Frage der Herzogtümer, die 1848 ein Stein des Anstoßes für Deutschlands

Einigung geweſen war, ſollte jetzt zu einem Eckſtein des Neubaues werden.

Am 15. November 1863 iſt Friedrich VII. von Dänemark kinderlos geſtorben. Sein Tod fand die deutſch-däniſchen Beziehungen in ſchwierigem Stande. Nach der Niederwerfung der Herzogtümer hatten die Großmächte im Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 deren zukünftige Stellung im allgemeinen zu regeln geſucht. Sie erklärten den unverkürzten Beſtand der däniſchen Monarchie für ein europäiſches Intereſſe und die Erbanſprüche der Glücksburger auch für die Herzogtümer gültig; ſie behielten dieſen aber ausdrücklich ihre überlieferten Rechte vor. Das Protokoll war weder von den Auguſtenburgern, noch von den ſchleswig-holſteiniſchen Ständen, noch auch vom Bunde anerkannt worden; es wurde gleichwohl von den Dänen als eine geeignete Grundlage für die Aufrichtung einer Geſamtſtaatsverfaſſung angeſehen. Eine ſolche wurde zunächſt am 26. Juli 1854 und in veränderter Geſtalt am 2. Oktober 1855 in Kraft geſetzt. Auf die Sonderrechte der Herzogtümer nahm ſie keine Rückſicht.

In Deutſchland wurde dieſer Gewaltſtreich des kleinen Nachbarſtaates ſchmerzlichſt empfunden. Der Ausgang der ſchleswig-holſteiniſchen Erhebung hatte das deutſche Nationalgefühl für dieſe Frage noch empfindlicher gemacht. Es wurde noch beſonders gereizt durch die brüske Art, in der die däniſche Regierung deutſchen Teilen Schleswigs die fremde Nationalität aufzuzwingen ſuchte. So konnte ſich der Bund den Klagenden nicht verſagen. Er erklärte am 11. Februar 1858 die Geſamtſtaatsverfaſſung für ungültig, ſoweit Bundesgebiet in Frage komme.

In der Tat wurde ſie nun von Dänemark für Holſtein und Lauenburg außer Kraft geſetzt. Damit ſahen ſich aber dieſe beiden Länder in eine ſo gut wie rechtloſe Lage gedrängt; an allen Leiſtungen für die Geſamtmonarchie hatten ſie nach willkürlichen Anſätzen an ihrem Teile beizutragen. Als mit der Neuen Ära die Einwendungen des Bundes nachdrücklicher wurden, verſuchte man in Dänemark einen

anderen Ausweg. Man entwarf eine neue Gesamtstaatsverfassung, die Schleswig dem Königreiche einverleibte; Holstein-Lauenburg gestand man eine Sonderverfassung zu, die aber Rechte kaum gewährte, während man doch die alten Lasten aufrecht erhielt. Es handelte sich zweifellos um eine Reihe von Verletzungen des Londoner Protokolls. Als der Entwurf im dänischen Reichstage eingebracht wurde, beschloß am 1. Oktober 1863 der Bund die Einleitung der Exekution für sein Gebiet. Gleichwohl nahm der Reichstag am 13. November, zwei Tage vor des Königs Tode, den Entwurf an.

Es war der Zusammenstoß zweier Völker, nicht der beteiligten Fürsten. Hätte in Dänemark ein monarchischer Wille allein entscheiden können, die Trennung der Herzogtümer vom Königreich wäre schwerlich erfolgt. Friedrich VII. war nie regierungsfähig gewesen. Verantwortliche Minister hatten das Land regiert, getragen und abhängig von der öffentlichen Meinung. Von Nachgeben wollte der dänische Nationalstolz nichts wissen. Der Nachfolger Christian IX. sah sich genötigt, schon am 18. November das Beschlossene durch seine Unterschrift zum Gesetz zu machen. Damit waren die Herzogtümer für sein Haus und die dänische Monarchie verloren.

Für Deutschland aber wurden sie zunächst Anlaß neuen, heftigsten Zwistes. Herzog Christian von Augustenburg, der gegen Entschädigung für seine beschlagnahmten Güter zugesagt hatte, nichts gegen die glücksburgischen Erbansprüche zu unternehmen, entsagte zugunsten seines Sohnes Friedrich. Am Bunde war Stimmung für den neuen Herzog. Sachsen beantragte, die beschlossene Exekution in eine Okkupation für ihn zu verwandeln. Der Antrag ward mit acht gegen sieben Stimmen abgelehnt. Im Gefolge der Sachsen und Hannoveraner, welche die Exekution ausführten, kam aber Herzog Friedrich in das Land und wurde von der Bevölkerung jubelnd als Landesherr ausgerufen.

Bismarck war entschlossen, das Aufkommen eines neuen Landesfürstentums nach Art der bestehenden in diesem für Deutschlands

Zukunft ſo wichtigen Gebiete zwiſchen den beiden Meeren nicht zu dulden. Er hatte in dieſem Entſchluß ſo ziemlich alles gegen ſich. Es gelang ihm aber, zunächſt Öſterreich für die Auffaſſung zu gewinnen, daß man aus Rückſicht auf die Mächte am Londoner Protokoll feſthalten müſſe, den Herzog alſo in Holſtein nicht dulden dürfe. Es erregte ſchäumende Entrüſtung, als Preußen und Öſterreicher einrückten und Friedrich VIII. nötigten, das Land zu verlaſſen. Man ſah die Herzogtümer ſchon wieder den Dänen ausgeliefert wie 1851.

Auf Grund des Londoner Protokolls forderten jetzt aber die beiden Mächte die Aufhebung der neuen Geſamtſtaatsverfaſſung; als die verweigert wurde, überſchritten ihre Truppen am 1. Februar 1864 die Eider. Ihrer überlegenen Macht gelang es, die Dänen in wenigen Tagen in die Düppelſtellung und nach Alſen zurück zu werfen. Vom Londoner Protokoll ſagte man ſich los. Als die Dänen Düppel und Alſen nicht räumten, überſchritten die Sieger die jütiſche Grenze. Düppel wurde am 18. April von den Preußen erſtürmt, die Halbinſel bis hinauf nach Skagen von ihnen und den Öſterreichern beſetzt. Nach einem längeren Waffenſtillſtande wurde in der Nacht vom 28. zum 29. Juni auch Alſen von den Preußen genommen. Dänemark lag zu den Füßen der deutſchen Mächte. Es mußte im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 Schleswig, Holſtein und Lauenburg, unter gewiſſen Grenzberichtigungen im Norden und auf den Inſeln, an Öſterreich und Preußen abtreten.

Die Dänen hatten rühmlichen Widerſtand geleiſtet. Vertrauen auf die Großmächte hatte ſie geſtärkt. Daß es ſie täuſchen mußte, deſſen war Bismarck ſicher. Im Jahre zuvor hatten Rußlands Polen noch einmal einen Aufſtand verſucht. Im Sinne des Liberalismus wäre es geweſen, ihnen die Freiheit erkämpfen zu helfen, das autokratiſche Rußland, den Hort der Reaktion, zu ſchwächen. Einen ſolchen Schritt hätten die Weſtmächte freudig begrüßt. Bismarck dachte nicht daran. Er verhinderte jeden Zuzug, jede Unterſtützung über die preußiſche Grenze. Er bewahrte ſo den für

Preußen unentbehrlichen eigenen polniſchen Beſitz und verpflichtete ſich Rußland zu Danke. Kaiſer Alexander II. überließ Dänemark ſeinem Schickſal. Napoleon III. ſteckte tief im mexikaniſchen Unternehmen. England allein aber wagte nicht, über diplomatiſche Verſuche hinaus zu gehen. Die Dinge lagen anders als 1850, wo Preußen und Öſterreich ſich bewaffnet gegenüber ſtanden. Es zeigte ſich, was eine Vereinigung der beiden Mächte in Europa bedeutete.

Und doch konnte ſie zunächſt nicht von Dauer ſein. In guter Waffenbrüderſchaft war die ſchleswig-holſteiniſche Sache durchgefochten worden; ſie wurde bald Anlaß zum entſcheidenden Gange. Herzog Friedrich war fortwährend Prätendent. Bismarck fand noch andere Erbanſprüche, oldenburgiſche, auch preußiſche aus der Zeit Joachims I. Er wäre bereit geweſen, den Herzog zuzulaſſen, hätte dieſer in ein Verhältnis eintreten mögen, das einen weſentlichen Teil ſeiner Hoheitsrechte an Preußen übertragen hätte: Überlaſſung des geſamten Militärweſens, preußiſche Beſatzung in den feſten Plätzen des Landes, Düppel und Sonderburg, Rendsburg und Friedrichsort, Verwaltung des Kieler Hafens, Eintritt in den Zollverein, in die preußiſche Poſt- und Telegraphenverwaltung. Auf dieſem Wege wäre mit Preußens Macht Deutſchlands Einheit gefördert worden.

Aber nicht nur Deutſchlands, auch Preußens öffentliche Meinung ſtellte ſich ſo gut wie einſtimmig hinter den widerſtrebenden Herzog. Der preußiſche Landtag war durch den glänzenden kriegeriſchen Erfolg nicht belehrt und nicht bekehrt. Er lehnte die Bewilligung der Kriegskoſten ab, lehnte auch den vorgelegten Flottengründungsplan ab. Es erſcholl der Vorwurf, Preußen mißbrauche ſeine Großmachtſtellung; man müſſe Preußen den Großmachtkitzel austreiben. Die Unerreichbarkeit geſicherter Freiheit ohne ſtarke Machtſtellung blieb den Suchenden verborgen; man war blind in ſeinem Zorn über den augenblicklichen Zwang, unter dem man ſtand. So blieb kein anderer Ausweg, als daß Preußen ſich im Gaſteiner Vertrag vom 14. Auguſt 1865 mit Öſterreich über eine Ordnung des gemeinſchaftlichen Beſitzes verſtändigte. Preußen ſollte Schles-

wig und den Kieler Hafen in Verwaltung nehmen, Öſterreich Holſtein; für die Überlaſſung von Lauenburg ſollte Preußen $2^1/_2$ Millionen däniſche Taler an Öſterreich zahlen. Der preußiſche Landtag blieb konſequent; er bewilligte auch dieſes Geld nicht, widerſetzte ſich der Vergrößerung des Staates, erklärte Gebietserwerbungen ohne ſeine Zuſtimmung für unſtatthaft.

Indem Öſterreich den Gaſteiner Vertrag einging, dachte es nicht daran, die Selbſtändigkeit der Herzogtümer preiszugeben. Es würde ſich dazu zugunſten Preußens haben bereit finden laſſen hätte ihm in Schleſien eine Landentſchädigung zuteil werden mögen. Aber davon konnte nicht die Rede ſein. So ließ es nicht ab von ſeinen Bemühungen, als Förderer des Liberalismus in Deutſchland Boden zu gewinnen. Dazu gehörte, wie die Dinge lagen, Eintreten für den Auguſtenburger. Es handhabte ſeine Macht in Holſtein anders als Preußen die ſeine in Schleswig. Volksverſammlungen durften ſich ſtürmiſch für Herzog Friedrich VIII. erklären, den rechtmäßigen Landesherrn verlangen. Es ließ ſich in dieſem Verfahren durch preußiſchen Einſpruch nicht irre machen. Am 16. März 1866 gab es in Frankfurt die Erklärung ab, daß der Bundestag Schleswig-Holſteins Zukunft zu beſtimmen habe, und brachte zugleich die Mobilmachung der vier nichtpreußiſchen und nichtöſterreichiſchen Bundesarmeekorps in Anregung. Rüſtungen der beiden Großmächte hatten ſchon früher begonnen.

Wie zu den Zeiten Friedrichs des Großen, ſo war jetzt eine Auseinanderſetzung zwiſchen Öſterreich und Preußen nicht weniger eine europäiſche als eine deutſche Frage. Bismarck hat ſie auch keinen Augenblick anders angeſehen und behandelt. Die Lage des Erdteils war für Preußen günſtig. Zwiſchen 1850 und 1866 lag der Krimkrieg. Hatte Zar Nikolaus bei ſeiner Parteinahme für Öſterreich vor allem die europäiſche Revolution im Auge gehabt, ſo war für Alexander II. ungleich mehr Anlaß, die Blicke auf Konſtantinopel und den Balkan zu richten. Nicht nur „Dank vom Haus Öſterreich“, ſondern vor allem der Gegenſatz der Intereſſen war

in Franz Joſefs Haltung im Krimkriege zu Tage getreten. Dazu hatte Öſterreich während der polniſchen Erhebung die Neutralität nicht allzu ſtrenge gewahrt; Galizien hatte ſich als wichtiger Stützpunkt der Aufſtändiſchen erwieſen. So war Preußen im Rücken gedeckt, ſicher, daß Rußland ſich nicht zu ſeinen Ungunſten in die deutſche Frage einmiſchen werde.

Anders ſtand es mit Frankreich. Napoleon III. hatte im Frühjahr 1864 Franz Joſefs eigenen Bruder Maximilian bewogen, aus ſeinen Händen eine mexikaniſche Kaiſerkrone anzunehmen. Er ſchien ſich dem Gegner, den er vor fünf Jahren bekämpft und geſchädigt hatte, zuneigen zu wollen. Aber ſo lange Öſterreich Venetien und das Feſtungsviereck in Händen hielt, bedeutete Parteinahme für Öſterreich Feindſchaft gegen Italien. Unmöglich konnte Napoleon die Früchte ſeiner bisherigen Politik preisgeben. So entſchloß er ſich, das Zuſtandekommen des Bündniſſes, das Bismarck mit Italien ſuchte, zu begünſtigen. Ihn leitete dabei die Hoffnung, daß er imſtande ſein werde, die Dinge im gegebenen Augenblicke in ſeinem Sinne zu lenken. Er hatte von jeher mit dem Nationalitätsprinzip geſpielt, geglaubt, es in Deutſchland und Italien zu ſeinem und Frankreichs Vorteil begünſtigen zu können. Auf der Apenninen-Halbinſel war das bis dahin gelungen. Bei der Annektion von Savoyen und Nizza hatte das geſchickt geleitete Blendwerk der Volksabſtimmung die franzöſiſche Begehrlichkeit mit dem Nimbus der Ehrerbietung vor dem Volkswillen umkleidet. Ließ ſich nicht Ähnliches in Deutſchland erreichen?

Ununterbrochen hat Napoleon ein ſolches Ziel vorgeſchwebt. Wenn er der Überwältigung Dänemarks ruhig zugeſehen hatte, ſo war das geſchehen in der Erwägung, daß ſie zu einer Entzweiung der beiden deutſchen Mächte führen würde. Die war nun eingetreten; er hatte richtig geſehen. Aber jetzt begegnete Napoleon ein Fehler in ſeiner Rechnung. Nach überlieferter Auffaſſung erſchien ihm Öſterreich, zumal wenn es die deutſchen Mittelſtaaten auf ſeiner Seite hatte, als die ſtärkere, auch für Frankreich gefährlichere Macht. In Preußen ſah er eine Art Sardinien. Im Hin-

blick auf die tief gewurzelte Stellung der deutschen Territorialbildungen schien es ihm leichter zu sein, Preußen auf dem Wege zur Einigung Deutschlands Halt gebieten zu können als Piemont auf dem zur Einigung Italiens. So glaubte er Preußen zunächst für den Krieg stärken zu müssen. Er glaubte auch keinen Anlaß zu haben, von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen, als Anfang Mai, nach vollzogenem italienisch-preußischen Bündnis, Österreich ihn verständigte, daß es bereit sei, Venetien an Italien abzutreten, wenn es sich dafür durch preußisches Gebiet schadlos halten dürfe. Viktor Emanuel hat das Angebot abgelehnt und Napoleon es dann auf sich beruhen lassen.

In engstem Zusammenhang mit dem italienischen Bündnis hat Bismarck einen entscheidenden Schritt vorwärts in der deutschen Frage getan. Am 8. April 1866 ist jenes vollzogen worden, am 9. April beim Bunde ein preußischer Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments eingegangen, der schon einige Wochen früher in Aussicht gestellt worden war. Es sollte zusammentreten auf Grund allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, doch mit Ausschluß der österreichischen Lande. Damit hatte Bismarck diesem Wahlrecht in der deutschen Geschichte einen dauernden Platz angewiesen. Das ist später, je länger, desto mehr, abfällig beurteilt worden, wird heute in weiten Kreisen so beurteilt.

Deutschland ist das erste monarchisch organisierte Staatswesen, in dem, zunächst im Norddeutschen Bunde, dann im Reiche, ein solches Wahlrecht wirksam geworden ist. Man kann nicht auf das französische zweite Kaiserreich verweisen; denn dort besaß die auf Grund solchen Wahlrechts gebildete Volksvertretung keine genügenden Rechte, um mehr als bloßes Werkzeug einer geschickten und zielbewußten Regierung zu sein. Bismarck konnte sich nicht der Vorstellung hingeben, daß er das deutsche Volk mit diesem Antrage für sich und Preußen gewinnen werde. Er kannte die Stimmung gut genug, um zu wissen, daß man seinen und Preußens Absichten bei solchem Vorschlage nicht trauen werde. Auf seine Entschließungen ist

nicht ohne Einfluß geblieben, daß er, geſtützt auf ſeine Erfahrungen in den altpreußiſchen ländlichen Bezirken, deren Verhältniſſe ihm ja beſonders vertraut waren, die Vorſtellung hegte, in den niederen Volksſchichten ſei die Anhänglichkeit an die Krone und die überlieferte Staatsordnung feſter gewurzelt als in den mittleren und höheren. Dieſe waren faſt geſchloſſen Träger des leidenſchaftlichen Widerſtandes gegen die Regierung, der Preußen im Innern lähmte. Die Volksmaſſen von Induſtriebezirken und großen Städten waren damals weder ſo zahlreich, noch auch ſo gut organiſiert, als daß ſie klar hätten erkennen laſſen, wie auch dieſe Kräfte ein anderer Geiſt leiten könne. Bismarcks vorübergehende Anknüpfung mit Ferdinand Laſſalle, deſſen Sozialismus noch ein nationales Gewand trug, kann als Beleg gelten, daß er ernſtliche Befürchtungen von dieſer Seite her nicht glaubte hegen zu ſollen.

Es lag aber auch hier nicht das Entſcheidende. Der Entſchluß des preußiſchen Miniſterpräſidenten griff zurück auf 1848. Er enthielt die Anerkennung, daß in den damaligen Forderungen des deutſchen Volkes, wie die Reichsverfaſſung von 1849 ſie zu verwirklichen verſucht, wie der Nationalverein unter Zuſtimmung der weiteſten Kreiſe ſie wieder aufgenommen hatte, etwas Berechtigtes liege. In ſeiner kühnen, ja verwegenen Art wollte er ſich und Preußen feſtlegen auf dieſes Ideal deutſcher Einheit, wie es nun einmal in Kopf und Herz der Nation lebte. Er zweifelte nicht, daß der erhoffte Sieg — und mit einer Niederlage hat Bismarck nie gerechnet — die Unentbehrlichkeit ſtarker Heeresmacht ſo unwiderleglich dartun werde, daß volkstümlicher Freiheitsbegriff und Kriegsherrlichkeit des Herrſchers in Zukunft nicht wieder zu unverſöhnlichen Gegenſätzen werden würden. Dieſe Überzeugung hat ihn begleitet bis zum Ende ſeiner Miniſter- und Kanzlertätigkeit, ſeines Lebens. So ſind die Worte zu verſtehen, mit denen er die Rede ſchloß, die ſeinen Verfaſſungsentwurf für den Norddeutſchen Bund vertrat: „Setzen wir Deutſchland in den Sattel; reiten wird es ſchon können.“ Bis auf die jüngſten Erfahrungen hat man nicht wagen dürfen, zu behaupten, daß dieſer Glaube ein Irrglaube war. Jetzt?

Das abgeſchloſſene Bündnis verpflichtete Italien nur auf drei Monate. Das ward für Öſterreich Anlaß, den Beginn der Feindſeligkeiten hinaus zu zögern. Am 1. Juni ſtellte es in Frankfurt den Antrag auf Entſcheidung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage durch den Bund. Gleichzeitig ließ es Holſteins Stände auf den 11. Juni einberufen. Damit war der Gaſteiner Vertrag gebrochen. Preußen erklärte, daß das Beſitzrecht zu gleichen Teilen für beide Mächte wieder in Kraft trete. Es ließ ſeine Truppen aus Schleswig in Holſtein einrücken. Öſterreichs Statthalter General von Gablenz führte die ſeinen am 12. Juni in die Heimat.

Am Tage zuvor war am Bunde Öſterreichs formeller Antrag auf Mobilmachung des Bundesheeres mit Ausnahme der preußiſchen Armeekorps eingegangen. Er ward am 14. Juni vom Ausſchuß mit neun gegen ſechs Stimmen angenommen. Für Preußen ſtimmten nur Meklenburg, Oldenburg mit Anhalt und Schwarzburg, Luxemburg, die erneſtiniſchen Staaten und die freien Städte, letztere mit Überſtimmung Frankfurts innerhalb der Kurie. Baden enthielt ſich der Abſtimmung; Großherzog Friedrich, König Wilhelms Schwiegerſohn, und im Miniſterium der Leiter des Handels, Karl Mathy, wollten nicht Gegner Preußens ſein, während die übrigen Miniſter und das Land bis auf verſchwindende Ausnahmen die allgemeine Feindſchaft gegen dieſen Staat, ſeinen König und ſeinen Miniſter teilten. In zwei Kurien des Ausſchuſſes gingen die Meinungen auseinander. Die Entſcheidung der ſtimmführenden Staaten (Naſſau und Schaumburg-Lippe) brachte ſie auf die öſterreichiſche Seite.

Dem Beſchluſſe folgte ſofort die Erklärung des preußiſchen Bundestagsgeſandten, daß der Bund gebrochen, der Bundesvertrag erloſchen ſei. Zugleich legte er den Entwurf einer neuen Bundesverfaſſung auf den Tiſch der Verſammlung. Am nächſten Tage erging an Sachſen, Hannover und Kurheſſen ein Ultimatum, das ſofortige Abrüſtung und Annahme der preußiſchen Bundesreform verlangte und dafür Bürgſchaft des Beſitzſtandes anbot. Man konnte und wollte nicht zwei der kriegstüchtigſten Mittelſtaaten in voller Rüſtung zwiſchen den beiden Teilen der Monarchie

dulden und Sachſen nicht Operationsbaſis für Öſterreich werden laſſen.

Es hat nicht allzu viele mitlebende Deutſche gegeben, die dieſen Krieg nicht als einen Frevel an der Nation angeſehen haben. An Verwünſchungen über Bismarck und König Wilhelm als die Urheber des „Bruderkrieges" hat es nicht gefehlt. Am 7. Mai hatte ein Stiefſohn des badiſchen Republikaners Karl Blind Bismarck in Berlin unter den Linden zu erſchießen verſucht. Auch in Preußen ſelbſt war dieſe Auffaſſung in der öffentlichen Meinung durchaus vorherrſchend. Sie kam nicht nur in der Preſſe, in Eingaben und Vorſtellungen zum Ausdruck, ſie trat auch deutlich zu Tage bei der Einberufung der Wehrpflichtigen, beſonders der Landwehr. Die öffentliche Meinung glaubte auch nicht an einen preußiſchen Erfolg. Zählte doch Öſterreich doppelt ſo viel Einwohner als Preußen und waren doch alle militärkräftigen deutſchen Staaten auf ſeiner Seite! Daß Italien nicht hoch einzuſchätzen ſei, haben die Niederlagen, die es trotz verfügbarer Übermacht zu Lande und zu Waſſer bei Cuſtozza und bei Liſſa erlitt, beſtätigt. An Hilfstruppen von deutſchen Bundesſtaaten brachte Preußen gerade eine Diviſion zuſammen; mehrere kleinere Kontingente, deren Kriegsherren auf ſeiner Seite ſtanden, machte ihre Zugehörigkeit zur Bundesbeſatzungs-Diviſion unverwendbar. Einen Feldherrn, deſſen Namen Klang gehabt hätte, konnte Preußen nicht aufweiſen; Öſterreichs Benedek hatte da einen weiten Vorſprung. Die ſchleswig-holſteiniſchen Erfolge waren von beiden Mächten gemeinſam errungen worden; ſie hatten Gablenz mehr in den Mund des Volkes gebracht als den Prinzen Friedrich Karl oder gar Moltke, der noch bei Königgrätz erleben mußte, daß ein Diviſionsgeneral, der einen von ihm unterzeichneten Befehl erhielt, verwundert fragte: „Wer iſt Moltke?" Gar zu überlegen, ob nicht auch König Wilhelm etwas von Kriegführung verſtehe, iſt bei der Einſchätzung der beiderſeitigen Ausſichten wenigen in den Sinn gekommen.

So geſtalteten ſich Verlauf und Ausgang des Krieges von 1866

zu einer ſo gut wie allgemeinen Überraſchung. Einmal in Reih' und Glied erwies ſich Preußens dem Volke entnommenes Heer feſt und biegſam wie Stahl. Seine Führung lag in den Händen von Männern, die ſich ſolches Werkzeugs zu bedienen wußten. Hatten ſie es doch ſelbſt geformt oder formen helfen. Der König hatte in Albrecht von Roon den rechten Mann gefunden, die Reorganiſation des Heeres in ſeinem Sinne durchzuführen. Jetzt betraute er Helmuth von Moltke, der ſchon im letzten Abſchnitt des ſchleswig-holſteiniſchen Feldzugs Generalſtabschef des Prinzen Friedrich Karl geweſen war, mit der gleichen Stellung an ſeiner Seite. Es war Moltkes Feldzugsplan, der zur Durchführung kam.

Am 16. Juni ſind die Grenzen Sachſens, Hannovers und Kurheſſens überſchritten worden. Die Sachſen zogen ſich nach Böhmen zurück, wo ſie im weiteren Verlaufe des Feldzugs unter Führung des Kronprinzen Albert ſich als feſteſtes Korps auf gegneriſcher Seite erwieſen haben. Die Kurheſſen konnten nach Süden entweichen; die Hannoveraner aber wurden am 27. Juni bei Langenſalza geſtellt und mit ihrem Könige Georg V. zur Kapitulation gezwungen. Die gegen beide Staaten aufgebotenen Truppen konnten ſich gegen die Süddeutſchen wenden.

Am 26. und 27. Juni wurde zuerſt in Böhmen gekämpft. In drei Heerſäulen war man in das Land eingedrungen, eine „Erſte Armee" unter der Führung des Prinzen Friedrich Karl durch die Reichenberger Senke, eine „Zweite", an Zahl die ſtärkſte, unter Führung des Kronprinzen weiter öſtlich von der Glatzer Grafſchaft aus und durch den Landshuter Paß, die „Elb-Armee" unter Herwarth von Bittenfeld, der 1864 den Übergang nach Alſen geleitet hatte, durch Sachſen ſüdöſtlich gegen die Iſer. Sie ſollte vor dieſem Fluſſe mit der Erſten Armee zuſammen treffen, das Ganze dann ſeine Vereinigung in der Gegend von Königgrätz ſuchen. Es war ein Plan, den nur ſicherſtes Vertrauen auf Führer und Mannſchaften rechtfertigen konnte.

Am Tage von Langenſalza ſind alle drei Armeen mit dem Feinde zuſammengeſtoßen, die Elb- und Erſte Armee richtig vor und

an der Iſer, die Zweite bei Nachod und Trautenau. Überall blieben die Preußen Sieger; nur bei Trautenau errang Gablenz gegen Bonins Korps einen vorübergehenden Erfolg. Am 3. Juli, eine Woche, nachdem man ſich zuerſt gemeſſen hatte, entbrannte die Entſcheidungsſchlacht zunächſt an der Biſtritz, wo dieſer Fluß parallel mit der ſüdwärts gerichteten oberſten Elbe fließt, dann zwiſchen dieſen beiden Flüſſen um die Höhen von Chlum. Die Zweite Armee griff genau zur rechten Stunde in den Kampf ein, den Erſte und Elb-Armee eröffnet hatten. Der Gegner ward ſo getroffen, daß er bis zur Donau und bis in die Vorſtadt von Preßburg ernſtlichen Widerſtand nicht mehr leiſtete. Er erbat am 22. Juli einen Waffenſtillſtand, dem am 26. zu Nikolsburg in Mähren der Friedensſchluß folgte. Habsburg verlor die leitende Stellung in Deutſchland in der Gegend, wo es ſie einſt gewonnen hatte; was faſt ſechshundert Jahre ſein Beſitz geweſen war, büßte es ein durch einen Krieg, der vier Wochen dauerte. Der Kaiſerſtaat ſchied aus Deutſchland aus.

Der Nikolsburger Friede änderte nichts am Kriegsſtande zwiſchen Preußen und den ſüddeutſchen Staaten. Dieſe hatten trotz ihrer Überlegenheit an Truppen dem Vordringen des Feindes nicht zu wehren vermocht. Würzburg und Nürnberg, heſſiſches, badiſches und ſelbſt württembergiſches Gebiet wurden beſetzt. Doch ſind nach Herſtellung des Friedens im Oſten auch auf dieſem Kriegsſchauplatz die Waffen nicht mehr gekreuzt worden. Vom 13. Auguſt bis 3. September haben nach einander Württemberg, Baden, Baiern und Heſſen-Darmſtadt ihren Frieden mit Preußen machen können. In Prag erhielt am 23. Auguſt der Nikolsburger Friede ſeine Beſtätigung.

Schon in Nikolsburg war entſchieden, daß die deutſche Einheit aus dieſem Kriege nicht hervorgehen ſolle. Preußen verpflichtete ſich, Gebietserweiterungen und Bundesgründung auf Norddeutſchland zu beſchränken, auch Sachſen nicht anzutaſten. Doch ſollte Sachſen, mit dem am 21. Oktober der Friede geſchloſſen wurde, Glied eines

Norddeutſchen Bundes werden. Auch wurde Öſterreich keine Gebietsabtretung zugemutet. Der König hat ſich in dieſem Punkte nicht leicht für Mäßigung entſchieden. Doch wich er Bismarcks Vorſtellungen. Vorteil auf Koſten Öſterreichs hat Preußen nur durch die beſcheidene Kriegsentſchädigung von 20 Millionen Talern geerntet. Baiern zahlte eine nicht viel kleinere Summe, Sachſen die Hälfte, die übrigen Staaten nach Verhältnis. Baiern und Heſſen-Darmſtadt haben ſich Grenzberichtigungen gefallen laſſen müſſen, Heſſen-Darmſtadt auch den Anſchluß ſeiner Provinz Oberheſſen an den werdenden Norddeutſchen Bund.

Es iſt oft geſagt worden, daß die Zurückhaltung, die nicht im Sinne jedes Angehörigen der ſiegenden Partei war, erzwungen worden ſei durch Napoleons Einmiſchung. Sicher iſt, daß Bismarck vor allem geleitet wurde von dem Gedanken, einem zukünftigen engeren Zuſammenſchluſſe den Weg nicht zu verlegen. Aber es iſt andererſeits nicht zu leugnen, daß Napoleons Auftreten ein Warnungszeichen war, den innerdeutſchen Streit nicht zu weit zu treiben, nicht etwa zu dem Verſuche, ſchon jetzt einen geſamtdeutſchen Staat zu erzwingen.

Als der Krieg im Anzuge war, am 4. März 1866, brachte der Kladderadatſch ein Bild, das Preußen und Öſterreich als Gladiatoren in der Arena vor dem Imperator Napoleon zeigte, mit der Unterſchrift: Ave, Caesar imperator! Morituri te salutant. Es war ein treffender Ausdruck der allgemeinen Auffaſſung. Für Napoleon III. war der Krieg von 1866 der große Moment ſeines Lebens. Das Rätſel ſeiner bisherigen Erfolge lag im Zauber ſeines Namens. Aber dieſer Zauber konnte nur wirkſam bleiben, wenn der Name brachte, was er zu verheißen ſchien: Macht und Ruhm für das franzöſiſche Volk.

Rheinwärts wandte ſich dieſe Sehnſucht allermeiſt. So iſt Napoleon faſt von dem Augenblicke an, wo er zur Macht gelangte, bedacht geweſen, vor allem in dieſer Richtung ſich Vorteile zu verſchaffen. Es ſchien ihm nicht unmöglich, ſich Preußens wie Piemonts zu bedienen. Wiederholt ſind ſolche Lockungen an die preußiſche

Politik heran getreten, besonders häufig, seitdem Bismarck sie leitete Es ist eine der schwierigsten und wichtigsten diplomatischen Leistungen dieses Mannes gewesen, daß er verstanden hat, die Hoffnung auf ihre Erfüllung lebendig, für ihre Verwirklichung aber nie Raum zu lassen. Im kritischen Augenblick hat ihm das allein die glänzende Leistung der Armee ermöglicht.

Napoleon war noch Ende Mai mit dem Vorschlage eines Kongresses hervor getreten. Friedlich zum Ziele zu gelangen, schien ihm sowohl wünschenswerter als auch sicherer. Preußen und Italien hatten zugestimmt, Österreich aber seine Einwilligung an die Bedingung geknüpft, daß keine der Mächte einen Gebietszuwachs erfahre. Damit war die Sache für Napoleon erledigt.

Er hatte dann am 11. Juni in einem offenen Briefe an seinen Minister des Auswärtigen Drouyn de l'Huys dargelegt, was das Ergebnis des Krieges sein müsse: Für Österreich Erhaltung seiner großen Stellung in Deutschland, für Preußen Abrundung im Norden, für die Mittelstaaten Kräftigung und engerer Zusammenschluß, für Frankreich eine Kompensation, sofern eine der anderen großen Mächte ihr Gebiet erweitere, für Italien Venetien. Aus der Sprache der Diplomatie in den Ausdruck realer Wünsche übersetzt hieß das: Für Österreich Schlesien als Ersatz für Venetien, dafür Sachsen und Schleswig Holstein, vielleicht auch Hannover und Kurhessen und kleinere Staaten an Preußen, Versetzung des Königs von Sachsen und etwaiger anderer namhafter Geschädigter nach dem Rheinland, Vorschiebung der Grenze Frankreichs auf Kosten Deutschlands und Belgiens. Es war einer der zahllosen Pläne à la Polignac, wie sie seit den Zeiten Heinrichs IV. und Sullys in Frankreich immer wieder aufgetaucht sind. Seit dem Emporkommen Preußens gipfelten sie in der Bindung der beiden Großmächte durch einander und in der Abhängigkeit des übrigen Deutschlands von Frankreich. Napoleon glaubte es in der Hand zu haben, den richtigen Moment für die Durchführung zu erfassen.

Da kam Königgrätz. Zwei Tage nach der Schlacht wiederholte Kaiser Franz Josef das Spiel von Villafranca. Er trat Venetien

an Napoleon ab, es Italien zu übergeben, konnte dadurch allerdings Viktor Emanuel nicht bewegen, ſeinen Bündnispflichten untreu zu werden. An dem gleichen Tage ließ Napoleon auch ſchon im preußiſchen Hauptquartier wiſſen, daß er zu einer Vermittelung bereit ſei. Eine Woche ſpäter erſchien dort Benedetti.

Auch jetzt noch hätte Preußen ein Bündnis mit Frankreich haben können. Die Zwiſchenſtaaten — Belgien, Luxemburg, die Schweiz — hätten vor allem die Koſten zu tragen gehabt. Napoleon erhielt weder Zu- noch Abſage. Am 6. Auguſt (am 4. war der König nach Berlin zurückgekehrt, am 5. der Landtag eröffnet worden) forderte Benedetti offen Kompenſationen am Rhein, bairiſches und heſſiſches Land. Wenige Tage zuvor waren die Stillſtände mit den ſüddeutſchen Staaten geſchloſſen worden, und ihnen war unmittelbar, am 5. Auguſt, ein Schutz- und Trutzbündnis gefolgt, das im Falle eines Krieges Süddeutſchlands bewaffnete Macht unter preußiſchen Oberbefehl ſtellte. Bismarck war ſeiner Sache völlig ſicher; die Antwort an Benedetti war ein glattes Nein. Napoleon fand nicht den Mut, einen Waffengang zu wagen.

Das Beſtehen des Bündniſſes iſt erſt im März des nächſten Jahres in der bairiſchen Kammer bekannt gegeben worden. Sein Abſchluß war ein glänzendes Zeugnis für den Fortſchritt nationaler Geſinnung, der ſich vollzogen hatte. Trotz allem wollten die Regierungen zum Schutz deutſchen Bodens zuſammenſtehen. Vorkommniſſe, wie ſie die Geſchichte des „Heiligen Römiſchen Reiches“ ſo häufig verzeichnet, oder gar Rheinbundspolitik brauchte Deutſchland nicht mehr zu fürchten. Seiner Regierungen war es ſicher.

So konnte ſich die Bildung des Norddeutſchen Bundes ohne weitere Hemmungen vollziehen. Schon am 4. Auguſt war zu ſeiner Errichtung eingeladen worden. Er kam zuſtande auf Grund einer Bundesakte, die ſich enge an die Reichsverfaſſung von 1849 anlehnte. Nach Maßgabe des von Bismarck am 9. April in Frankfurt beantragten Wahlrechts trat ein norddeutſcher Reichstag zuſammen, neben ihn als Vertretung der Regierungen ein Bundesrat. Da Schleswig-Holſtein

Hannover und Kurheſſen, Naſſau und Frankfurt Preußen einverleibt wurden, hatte dieſer Staat ein Übergewicht, das einer Herrſchaft gleichkam. Trotzdem iſt vermieden worden, das auch in der Stimmenverteilung im Bundesrat zum Ausdruck zu bringen. Sie ſchloß ſich genau an die Einrichtungen des alten Bundes, ja des Reiches an, ſo daß Preußen außer ſeinen eigenen Stimmen nur die erhielt, die ihm durch die Neuerwerbungen zuwuchſen. So verfügte es im Bundesrat über 17 Stimmen von 43, ein Verhältnis, das ſich ſpäter im Deutſchen Reiche durch die Aufnahme von 15, ſeit 1911 18 neuen Stimmen noch ſtark zu ſeinen Ungunſten verſchoben hat. Wehrverfaſſung, Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, Ordnung des Poſtweſens und der Rechtspflege wurden Bundesſachen. Das Fortbeſtehen des Zollvereins neben dem Bunde führte zur Einberufung eines Zollparlaments nach Berlin, einer geſamtdeutſchen Vertretung auch in dieſer Zeit der Trennung, die für die Annäherung von Nord und Süd nicht bedeutungslos geblieben iſt.

Aus dem ſiegreichen Kriege ergab ſich auch die Beilegung des innerpreußiſchen Konflikts. Am Schlachttage von Königgrätz hatten Neuwahlen ſtattgefunden. Sie ergaben eine erheblich veränderte Zuſammenſetzung des Abgeordnetenhauſes. Dem Eindruck mannhafter Kriegstaten wird ſich nicht leicht ein Volk entziehen. Es traten auch jetzt wieder Meinungen an den König heran, die den Augenblick gekommen wähnten, Hergänge wie die durchlebten mittels Verfaſſungsänderung unmöglich zu machen. Sie entſprachen weder der Auffaſſung des Königs noch der ſeines Beraters. Man entſchloß ſich zu einer Indemnitätsvorlage, die das Verfaſſungswidrige des Vorgehens anerkannte. Das Land ward inne, daß die Regierung aufrichtig Verſöhnung ſuchte. In den neu- und nichtpreußiſchen Gebieten konnte das, über die Grenzen des Bundes hinaus, nur einen guten Eindruck machen.

Was die preußiſche Politik als ihr Ziel bezeichnet hatte, war erreicht. Ein engerer Bund, deſſen Wehrkraft nach preußiſchem Muſter ſtark entwickelt wurde, war unter ihrer Führung zuſammen getreten. Gegen alle Erwartung hatte der Bund eine innere Aus-

geſtaltung erhalten, wie ſie gleich freiheitlich kein deutſches Einzelland, ja kaum ein europäiſcher Staat beſaß. Das Urteil über Preußen und ſeine Leiter erfuhr in weiteſten Kreiſen eine völlige Wandlung. Wo man bisher den ſchlimmſten Feind deutſcher Einheit geſehen hatte, fand man jetzt einen vertrauenswürdigen Führer. In den Verhandlungen des Norddeutſchen Reichstags, des Zollparlaments, der Einzellandtage kehrt dieſe Auffaſſung in den nächſten Jahren immer wieder. Sie bedurfte, um lebendig zu bleiben, weiterer Schritte auf dem Wege zum erſehnten Ziel. Solche Schritte richtig vorbereitet und zu rechter Zeit getan zu haben, iſt wiederum Bismarcks Verdienſt.

Napoleon III. konnte, nach dem Mißerfolge des böſen Sommers 1866, ſich nicht geſchlagen geben. Es galt ſeine Stellung. Er hatte ſeine Machtbeſtrebungen wie mit dem liberalen, ſo mit dem nationalen Prinzip verbrämt. Es iſt nicht unmöglich, daß er innerlich beiden aufrichtig anhing; aber er konnte ſie nur als Vorſpann benutzen, ihre Konſequenzen nicht ertragen, nicht ertragen, weil Frankreich ſie nicht ertragen wollte. Denn wie Napoleon ſelbſt, ſo war ſein Volk wohl geneigt, nationale Parolen auszugeben, nicht aber die Einheit der Nachbarn vorbehaltlos hinzunehmen. Frankreichs Politiker ſahen im geeinigten italieniſchen und nun gar im geeinigten deutſchen Volke eine Schwächung der franzöſiſchen Stellung. Wieder und wieder mußte Napoleon das hören, von niemandem eindringlicher als von Adolf Thiers, deſſen ſpätere Verdienſte um Frankreichs Räumung von deutſchen Truppen nicht den Schaden ausgleichen können, den er als Hiſtoriker und Politiker durch Hätſcheln der franzöſiſchen Ruhmſucht und Hetzen zum Kriege ſeinem Volke zugefügt hat. Er und Andere wurden nicht müde, Napoleon vorzuhalten, daß er es nie zu Sadowa hätte kommen laſſen dürfen.

So begann der alternde, kränkelnde Kaiſer faſt fieberhaft nach einem Erfolge zu ſuchen. In Mexiko mußte der von ihm eingeſetzte Maximilian im Juni 1867 ſein Unternehmen mit dem Leben büßen. Napoleon verſuchte Luxemburg vom Könige der Niederlande zu erwerben, die belgiſchen Eiſenbahnen aufzukaufen, das Zuſtandekommen

der Gotthardbahn zu hindern. Auch die Verſuche, zu einem Abkommen mit Preußen zu gelangen, haben nicht aufgehört. Alles war vergeblich. Dabei mußte er die geplante Heeresverſtärkung mühſam dem Widerſtande der Kammer abringen. Man trieb zum Kriege, verſagte aber die Mittel. Für das Unglück, das 1870 über Frankreich herein gebrochen iſt, trägt doch das franzöſiſche Volk mindeſtens die gleiche, eigentlich eine viel größere Verantwortung als ſein Kaiſer, auf den es ſpäter alle Schuld abzuwälzen verſucht hat.

Was in Frankreich vorging, konnte keinem denkenden Deutſchen Zweifel darüber laſſen, daß auf dem Wege zur deutſchen Einheit die Machtſtellung des Nachbarvolkes als Block liege, der hinweg geräumt werden müſſe, wenn das Ziel erreicht werden ſollte. Nur nach Abrechnung mit Frankreich war Deutſchlands Einheit möglich. Nicht wenigen erſchien ſchon der Luxemburger Handel als geeigneter Anlaß, den Entſcheidungskampf aufzunehmen. Daß Preußen die Bundesfeſtung räumte, mißbilligten manche als unzeitige Nachgiebigkeit; den Gegnern Preußens gab es erwünſchte Gelegenheit, ihre Zweifel an deſſen deutſchem Beruf wieder mehr oder weniger ſchadenfroh zu Gehör zu bringen.

Es fehlte auch nicht an Nationalen, die bereit waren, durch Anſchluß des Südens an den Bund des Nordens den Kriegsfall zu ſchaffen. Aber, von der badiſchen Regierung abgeſehen, entſprach ein ſolcher Schritt keineswegs der im Süden bei Volk und Regierungen vorherrſchenden Stimmung, und allein den badiſchen Staat dem Norddeutſchen Bunde anzuſchließen, lehnte Bismarck mit vollem Recht rundweg ab. Einer Entſcheidung aber nicht mehr aus dem Wege zu gehen, ſondern eher auf ſie hinzuwirken, ſah man ſich auf beiden Seiten bewogen, als Napoleon nicht ohne Erfolg ſich bemühte, Preußen durch internationale Bündniſſe einzukreiſen, und dann in Frankreich das Plebiszit, das Napoleon am 8. Mai 1870 über die revidierte Verfaſſung veranſtaltet hatte, zwar über 7 Millionen Stimmen für, aber auch $1^1/_2$ Millionen gegen ihn ergab, unter den Widerſprechenden $^1/_7$ der Mann-

ſchaften des ſtehenden Heeres und in allen großen Städten, mit Ausnahme von Straßburg, die Mehrheit. Des Kaiſers Anſehen war im Heer und bei der Arbeiterbevölkerung offenbar im Schwinden begriffen.

In der ſpaniſchen Thronfolgefrage, die durch Iſabellas Vertreibung im September 1868 geſtellt worden war, iſt ſchon von den erſten Monaten des nächſten Jahres an Erbprinz Leopold von Hohenzollern, Karl Antons Sohn und Bruder Karls von Rumänien, als Kandidat in Erwägung gezogen worden. Der Gedanke an eine iberiſche Union, der in Spanien ja nie untergegangen iſt, hat wegen der nahen verwandtſchaftlichen Beziehungen, die zwiſchen dem Prinzen und dem portugieſiſchen Königshauſe beſtanden, die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Frankreich wie in Preußen die entſcheidenden Stellen ziemlich gleichzeitig und nicht allzu lange nach dem erſten Auftauchen des Gedankens über ſein Vorhandenſein unterrichtet geweſen ſind.

Gleichwohl iſt er niemals Gegenſtand näheren Benehmens zwiſchen den Regierungen geworden. Bismarck hat ihm größere Aufmerkſamkeit zugewandt, als im März 1870 ſpaniſcherſeits ernſtlichere Verhandlungen mit Karl Anton und Leopold von Hohenzollern begonnen wurden. Obgleich Leopold nicht geneigt war anzunehmen, ſandte Bismarck ſeinen Sekretär Lothar Bucher und den Major von Verſen nach Spanien zur Förderung der Angelegenheit. Er war der Meinung, und die leitenden und nächſtbeteiligten Perſönlichkeiten waren darin mit ihm einverſtanden, daß die Sache zugleich für Deutſchland und für Spanien von Vorteil ſei. Ihn leitete noch beſonders die Überzeugung, daß kein Anlaß vorliege, ja daß es nicht einmal ratſam ſei, Rückſicht auf Frankreich zu nehmen.

Napoleon hatte ſich unabläſſig und mit Erfolg um Annäherung an Öſterreich und Italien bemüht. An Öſterreichs Spitze ſtand Friedrich Ferdinand von Beuſt, 1868 in den erblichen Grafenſtand erhoben, bis 1866 Sachſens leitender Miniſter, Bismarcks nicht nur politiſcher, ſondern geradezu perſönlicher Gegner. Dem Geſandten Frankreichs in Wien, Herrn von Gramont, hatte er zu

verſtehen gegeben, daß man gut tue, einen Bruch mit Preußen nicht auf Grund eines deutſchen Streitfalles herbeizuführen. Es war zu Verhandlungen über etwaige gemeinſame Operationen gekommen. Erzherzog Albrecht, der Sieger von Cuſtozza, iſt im Februar 1870 in Paris geweſen, General Lebrun im Juni in Wien. Es wurden Verabredungen getroffen, die darauf hinzielten, in einem etwaigen Kriege Süddeutſchland mindeſtens matt zu ſetzen, wenn nicht gar gegen den Norden mit fort zu reißen. Trotz der Schutz- und Trutzbündniſſe war in Frankreich die Hoffnung nicht erſtorben, den deutſchen Süden, beſonders wenn ein gewiſſer Zwang angewendet werden könne, zur Neutralität oder gar zum Anſchluß zu bewegen. Viktor Emanuel war nicht abgeneigt, Frankreich und Öſterreich zu folgen.

Im Mai ſind aber auch die ſpaniſchen Verhandlungen mit Leopold wieder in Fluß gekommen. Sie endeten am 16. Juni mit der Annahme der Krone. Am 2. Juli machte Prim, der ſpaniſche Miniſterpräſident, dem franzöſiſchen Geſandten in Madrid die amtliche Mitteilung. Die Aufnahme, die ſie bei der Pariſer Regierung fand, erſchwerte von vornherein eine friedliche Verſtändigung ganz ungemein; ſie verriet deutlich, daß man einem Zuſammenſtoß nicht mehr aus dem Wege gehen *wollte*. Die gleiche Stimmung aber fehlte nicht beim Lenker der preußiſchen Politik.

Trotzdem iſt, dank der Friedensliebe König Wilhelms, noch ein Zeitpunkt eingetreten, in dem der Streitfall beigelegt zu ſein ſchien. Prinz Leopold verzichtete am 12. Juli auf die angenommene Krone. Der Verzicht ward aber nur Anlaß zu neuen Forderungen, die Benedetti am nächſten Tage in Ems zu ſtellen hatte. Es wird wohl niemals völlig aufgeklärt werden, wer für ſie verantwortlich iſt. Napoleon ſelbſt war vielleicht mehr der Getriebene als der Treibende. Jedenfalls war jetzt der Bruch unvermeidlich.

König Wilhelm verwies den Drängenden an ſeinen Miniſter. Er ließ dieſem über die letzten Hergänge berichten und wies ihn an, das Geſchehene auf geeignete Weiſe zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Bismarck war am 12. Juli von Varzin, wo er der Ruhe pflegte, nach Berlin gekommen, weil er seine Gegenwart für notwendig hielt. Er veröffentlichte am Abend des 13. die bekannte Darstellung, die „Emser Depesche", und ließ sie den deutschen Regierungen und den auswärtigen Vertretern des Norddeutschen Bundes zur Kenntnis bringen.

Diese Darstellung ist oft eine Fälschung gescholten worden. In Wirklichkeit konnte man den Sinn der Hergänge nicht wahrheitsgetreuer wieder geben, als es in der von Bismarck gewählten Fassung geschah. Jetzt ward klar ausgesprochen, was jeder empfand, daß es Preußen sei, das etwas zu fordern habe. Die Gemüter derer, die sich über unzeitige Nachgiebigkeit bedrückt gefühlt hatten, richteten sich wieder auf; der Hohn der Übelwollenden über Preußens unrühmliche Schwäche verstummte. Frankreichs Regierung hatte sich zu weit vorgewagt. Sie hatte Preußen nur die Wahl gelassen zwischen Demütigung und Krieg. Jetzt war sie selbst vor diese Wahl gestellt. Sie konnte bei der Stimmung des französischen Volkes, die anzureizen sie selbst das Ihre getan hatte, nicht mehr zurück, auch wenn sie gewollt hätte. Es wäre Napoleons Sturz gewesen. Bismarck aber hat sich Anspruch auf unsterblichen Dank vom deutschen Volke erworben. Er hat es verstanden, den Gegner, mit dem man nun einmal kämpfen mußte, der auf seine Gelegenheit lauerte, zur rechten Zeit zu stellen und vor ganz Deutschland, vor der Welt ins Unrecht zu setzen. Besonders wer die entscheidenden Tage im deutschen Süden durchlebte, hat empfunden, was das bedeutete. Man war sicher, daß, wie 1866 so jetzt, Wort und Feder das Schwert nicht im Stich lassen würden.

Man konnte 1870 besser gerüstet in den Kampf ziehen, als es 1867 oder gar unmittelbar nach dem 66er Kriege möglich gewesen wäre. Die Ausdehnung der preußischen Wehrverfassung auf das gesamte Gebiet des Norddeutschen Bundes hatte allein die Zahl der Infanterie-Bataillone der Feldarmee von 253 auf 368 erhöht. Die süddeutschen Staaten hatten sich im Anschluß an die Schutz- und Trutzbündnisse verpflichtet, auch *ihre* Wehrkraft nach norddeutschem Muster umzugestalten, und waren dieser Verpflichtung

in allem Weſentlichen nachgekommen. Gleichwohl kann man ſagen, daß bei der Neuheit der Einrichtungen, die ihrer Natur nach keine rückwirkende Kraft äußern konnten, auch die Laſt dieſes Krieges noch zu unverhältnismäßig großem Teil, beſonders ſo weit Menſchenmaterial in Frage kam, auf die Schultern des alten Preußen fiel.

Man wird vergebens in der früheren deutſchen Geſchichte nach einer Kraftäußerung ſuchen, die ſo Gemeingut der ganzen Nation und ſo ausſchließlich *ihre* Leiſtung geweſen wäre wie der Krieg von 1870/71. Ein Hinweis auf die erſten Monate des Jahres 1814 oder den Frühling 1815 verſagt. Regierende und Regierte waren einig, ſo weit ein großes Volk einig ſein kann. Die wenigen Widerſtrebenden wurden von der allgemeinen Strömung fortgeriſſen. Auch die Deutſchen Öſterreichs empfanden mit ihren Landsleuten. Bis zum letzten Mann fühlte man die geſchichtliche Notwendigkeit, abzurechnen mit Frankreich, dieſer Macht einzuprägen, daß ſie auf deutſche Uneinigkeit nicht mehr zu rechnen habe. Endlich floß zuſammen in ein Bett, was ſo lange in zahlloſen Veräſtelungen ſeine Kraft verbraucht hatte, waffenfreudiger Schlachtenmut und vaterländiſche Geſinnung, groß gezogen an den ſo reichen, ſo vielgeſtaltigen Schätzen deutſcher Kultur.

Heldengreiſe, der 73jährige König und der 70jährige Moltke, nahmen die Führung in ihre erprobten Hände. Der Kronprinz ward Führer der „Dritten Armee", deren größere Hälfte aus Süddeutſchen beſtand. Sein männliches und zugleich leutſeliges Weſen hatte ihre Herzen im Sturm erobert. Die „Zweite Armee", mit der das Große Hauptquartier zog, führte Prinz Friedrich Karl, die „Erſte" Steinmetz, der Held von Nachod und Skalitz. Er hielt die Saarlinie; die Zweite Armee ſammelte ſich in der hinteren, die Dritte in der vorderen Pfalz. An- und Aufmarſch vollzogen ſich unter ſorgfältigſter Ausnutzung moderner Verkehrstechnik mit nie erlebter Raſchheit und Sicherheit. So ſtand am 20. Mobilmachungstage, am Abend des 3. Auguſt, zwiſchen Rhein und Moſel ein Heer an Frankreichs Grenze ſo ſtark, ja ſtärker als einſt das, mit dem Napoleon Rußland angegriffen hatte, und ungleich geſchloſſener.

Drüben ſammelten ſich die ſieggewohnten franzöſiſchen Heereskörper ohne feſten Plan und einheitliche Leitung in mangelhafter Ordnung.

Sie wurden mit raſchen und entſcheidenden Schlägen bei Weißenburg und Wörth von der Armee des Kronprinzen hinter die Vogeſen, bei Spichern von Teilen der Erſten und Zweiten Armee gegen Metz zurückgeworfen. Vor den Toren von Saarbrücken haben Weſtfalen, Hannoveraner und Brandenburger eine unübertrefflich ſtarke Stellung einer Übermacht abgerungen. Man hing ſich an den Feind. Die lothringiſche Hochebene füllte ſich mit Deutſchen; Straßburg ward umzingelt. Ein Angriff, den am 14. Auguſt die Oſtpreußen des erſten und die Weſtfalen und Hannoveraner des ſiebenten Korps auf die vor Metz aufgeſtauten franzöſiſchen Maſſen machten, verzögerte ihr Zurückgehen hinter die Moſel. Die Armee Mac Mahons war vom Kronprinzen ſo getroffen, daß ſie eine Überſchreitung des Fluſſes nicht mehr zu hindern vermochte. So konnte man, Metz ſüdlich umgehend, ſich dem abziehenden Feinde auf der Straße nach Paris entgegen werfen. Im blutigſten Kampfe des ganzen Krieges hielten bei Rezonville, Vionville und Mars la Tour die Brandenburger, unterſtützt von Niederſachſen und Weſtfalen des 10. Korps, die franzöſiſche Armee am 16. Auguſt auf. Daß ſie den Durchbruch nicht mit Aufbietung aller Kräfte erzwang, ward ihr Verderben. Zwei Tage ſpäter ſtand ſie der vereinigten Erſten und Zweiten Armee gegenüber. Sie mußte in verkehrter Front ſchlagen; ſie wurde unter die Feſtungswerke von Metz zurück geworfen.

Eine neue Verteilung der Streitkräfte ermöglichte zugleich die Einſchließung dieſer Lagerfeſtung und den Vormarſch gegen Paris. Kronprinz Albert, der mit ſeinen Sachſen auf dem äußerſten linken Flügel des Heeres zum Erfolge des 18. entſcheidend beigetragen hatte, wurde Führer einer „Maas-Armee“, die zuſammen mit der Dritten Armee die Operationen weſtwärts fortſetzen ſollte. Als Mac Mahon, durch Zuzug aus dem Innern neu geſtärkt und Weiſungen der Kaiſerin und der Miniſter aus Paris folgend, mit dem willenlos dem Heere folgenden Kaiſer verſuchte, an der bel-

giſchen Grenze entlang zur Befreiung Bazaines aus Metz vorzudringen, wandten ſich die beiden deutſchen Armeen nordwärts und umſtellten den Gegner bei Sedan. Sein verzweifelter Widerſtand am 1. September konnte nicht anders als mit einer vollſtändigen Niederlage enden. Am nächſten Tage ergaben ſich Heer und Kaiſer den Deutſchen. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung", lautete des Königs Meldung an die Gemahlin. Vier Wochen nach Beginn der Feindſeligkeiten gab es keine franzöſiſche Feldarmee mehr. Was die Schlachten nicht dahin gerafft hatten, war bis auf geringe Reſte in deutſcher Gefangenſchaft oder eingeſchloſſen in Metz.

Doch ſahen ſich bald enttäuſcht, die damit den Feldzug beendigt wähnten. Paris wurde am 19. September von den deutſchen Truppen erreicht. Die gewaltige Lagerfeſtung, die ihre Entſtehung dem Kriegslärm der erſten 40er Jahre verdankte, bewies eine unerwartete Widerſtandskraft. Nicht nur ihre Ausdehnung, ſondern auch die einmütige Entſchloſſenheit und zähe Ausdauer ihrer Bewohner machten ihre Bezwingung zu einer ſchwierigen Aufgabe. Franzöſiſche Vaterlandsliebe zeigte ſich auch jetzt wieder im glänzendſten Lichte. Der 32jährige Südfranzoſe Gambetta, den neben blendender Rednergabe vor allem maßloſes Selbſtgefühl und unbeugſamer Wille auszeichneten, vermochte als Diktator der proklamierten Republik Armeen aus dem Boden zu ſtampfen. Immer neue Heere gefährdeten von der Loire und vom Norden her die Belagerung von Paris; vom Süden herauf bedrohte man die Verbindung mit Deutſchland, vor allem die mit dem Oberrhein. Hätte nicht Bazaine am 27. Oktober in Metz mit ſeiner Armee kapitulieren müſſen, der Ausgang der Einſchließung hätte fraglich werden können.

Die frei gewordene Armee Friedrich Karls ſicherte wieder die volle Überlegenheit im Felde. Die gegen die Hauptſtadt vordringenden Truppenmaſſen wurden zurück geſchlagen. Paris ſah ſich durch Mangel an Lebensmitteln am 28. Januar 1871 zur Übergabe gezwungen. Gleichzeitig wurde ein Waffenſtillſtand vereinbart. Da er den ſüdlichen Kriegsſchauplatz ausnahm, ſo konnte Bourbakis Armee, deren ſich die Belagerer von Belfort in dreitägigem, ſchwerem

Ringen kaum erwehrt hatten, über die Schweizer Grenze gedrängt werden. Ganz Frankreich ſtand der Okkupation offen. Eine in Bordeaux zuſammen getretene Nationalverſammlung mußte am 1. März den Frieden, den Thiers mit dem Deutſchen Kaiſer vereinbart hatte, annehmen.

Denn inzwiſchen war das deutſche Kaiſertum wieder erſtanden. Es war nie von König Wilhelm erſtrebt worden; aber es wuchs ihm unvermeidlich zu. Das deutſche Volk erwartete, verlangte einen ſolchen Abſchluß. Der ſieg- und ehrenreiche Krieg konnte nicht vorüber gehen, ohne zur vollen deutſchen Einheit zu führen. Nicht ohne Schwanken und Bedenklichkeiten haben die ſüddeutſchen Staaten die Form der Verbindung mit dem Norden gefunden, die ihnen erträglich ſchien. Bismarck war vor allem bedacht, nichts zu übereilen und keinen Zwang auszuüben. Baden und Heſſen ſchloſſen ſich vorbehaltlos an; Baiern und Württemberg wahrten ſich gewiſſe Reſervatrechte. So konnte Wilhelm I. am 18. Januar 1871 im Spiegelſaale des Schloſſes von Verſailles zum Deutſchen Kaiſer ausgerufen werden. Es war eine wunderbare Vergeltung der Geſchichte, daß Deutſchlands Einheit hergeſtellt wurde an einem Orte, von dem aus nachhaltiger und erfolgreicher als von irgend einem anderen an ihrer Zertrümmerung gearbeitet worden war.

Der Friede brachte alte deutſche, ſchmerzlich entbehrte Lande zurück. Sie zu fordern, war eine nationale Pflicht, mehr aber noch Pflicht der Selbſterhaltung. Nach den Erfahrungen der Jahrhunderte durfte ein ſolcher Krieg Straßburg und Metz nicht in den Händen eines ſo ehrgeizigen, machtgierigen und in ſeiner inneren Lage unberechenbaren Nachbarn laſſen. Es erhoben ſich Stimmen, die ſo ziemlich alles zurück verlangten, was das alte Reich an Frankreich verloren hatte. Es ſind eine Anzahl, alles in allem noch nicht 200000 franzöſiſch ſprechende Leute in das Gebiet des neuen Reichs einbezogen worden; es ließ ſich nicht umgehen, wollte man eine ſtrategiſch brauchbare Grenze gewinnen. Später hat man klar erkannt, daß es richtiger geweſen wäre, aus dieſem Grunde auch

Belfort zu behalten. Die beiden erworbenen Landſchaften haben nie zuvor in irgend welchen näheren Beziehungen zu einander geſtanden. Wenn man ſie als einheitliches „Reichsland" in den neuen deutſchen Geſamtſtaat einfügte, ſo war das ein Verfahren, das gewählt wurde, weil man kein beſſeres zu finden wußte. Es entſprach wenigſtens der Einheitlichkeit der Anſtrengungen, durch die ſie errungen worden waren. Daß es nicht das Richtige war, iſt heute klar. Aber eine Einverleibung in Preußen, die ſicher zu feſterer Verſchmelzung mit Deutſchland geführt hätte, duldete damals die Rückſicht nicht, die man dem Süden ſchuldig war.

Niemand, der dieſe Zeit durchlebt hat, kann ihrer gedenken, ohne daß ihm das Herz höher ſchlägt in der Bruſt. Es gibt nichts Größeres als ein ganzes Volk erfüllt von einem Gedanken, von einem Streben nach einem hohen, heiligen Ziel. Die Werktagsarbeit, die unvermeidlich folgen mußte, hat nüchternes Bemühen an die Stelle lodernder Begeiſterung geſetzt. Doch wenn auch der Enthuſiasmus verging, Glaube und Liebe blieben. Sie fanden eine feſte Grundlage an dem, was aus dem Reiche in den Jahren 1871—1918 geworden iſt. Die Taten der Männer, die führend und geführt das neue Reich errangen, verpflichten unſer Volk zu ewigem Danke. In ihrer Hingebung an das Vaterland ſind ſie ihm ein leuchtendes Vorbild geworden, wie ihnen ſelbſt die Kämpfer des Befreiungskrieges es waren. Von ihrem Geiſt erfüllt iſt Deutſchland im Auguſt 1914 zu dem neuen, ſchwereren Waffengang hinausgezogen.

Viertes Kapitel.

Im neuen Reich.

Durch ſechs Jahrhunderte hatte das Ausland ſich gewöhnt, die Mitte Europas als eine bunte Sammlung ſtaatlicher Gebilde anzuſehen, die man nach Bedarf und Belieben zuſammenlegen oder auch trennen könne. Jetzt war ſie wieder eine ſtarke, ihrer ſelbſt mächtige Einheit geworden. Man brauchte Zeit, ſich in die neue Lage zu finden.

Trotz der unvermeidlichen letzten Entſcheidung durch die Waffen war die deutſche Einheit Ergebnis geiſtiger Strömungen; Preußens Schwert war in ihren Dienſt getreten, nicht bloß erobernd wirkſam geworden. Reiche Nahrung aber hatten Denken und Empfinden unſeres Volkes aus den ſtolzen Erinnerungen deutſcher Vorzeit gezogen. War nicht das Wiedererſtehen der Kaiſerherrlichkeit nur ein Schritt auf dem Wege, den das Lied wies: „Sein Vaterland muß größer ſein“? Daß man draußen wußte, was der Begriff des Vaterlandes für die deutſche Einheitsbewegung bedeutete, erhellt aus dem häufigen Gebrauch des Wortes ſeitens des Auslandes, um deutſchen Patriotismus zu kennzeichnen. Würde der neue Kaiſer nicht auch „allezeit Mehrer des Reiches“ werden wollen wie einſt Sachſen, Salier und Staufer, die ſolchen Titel geführt hatten?

Es war natürlich, daß ſolche Befürchtungen zumeiſt Platz griffen in den Gebieten, die in Beziehungen zum alten Reiche geſtanden

hatten, in Belgien und den Niederlanden, Luxemburg und der Schweiz. Sie waren aber auch verständlich in den skandinavischen Ländern. In Schweden und Norwegen ward das Mißgeschick, das über Dänemark herein gebrochen war, mit empfunden, und man überzeugte sich schwer, daß es nicht unverschuldet war. Drei Kriege hatte Preußen, hatte Bismarck nach einander geführt. Würde dieser ehrgeizige „Blut- und Eisen-"Mann an der Spitze dieses Kriegerstaates nicht Weiteres versuchen? „Mit wem wird Bismarck jetzt Krieg anfangen", war die erste Frage, die ein Dorfpfarrer der Insel Gotland an den Verfasser richtete, als dieser im Sommer 1877 seine Kirche in Augenschein nahm. Die Worte waren der unverhüllte Ausdruck einer in Europa und darüber hinaus weit verbreiteten Volksmeinung, die auch den Regierungen nicht fremd blieb. Und wo man von dem friedfertigen Charakter der neuen Staatsbildung überzeugt war, ergaben sich vielfach Verschiebungen der Verhältnisse, die als unbequem empfunden wurden und vorhandenes Mißtrauen nicht verscheuchten, sondern nähren halfen. So brachte der Ausgang des deutsch-französischen Krieges zunächst ein Moment der Unruhe in die europäische Welt.

Das hat in diesem Umfange nicht Dauer gehabt. Jahrzehnt nach Jahrzehnt hat beruhigend gewirkt. Die kleinen Nachbarn Deutschlands verlernten, rechtlose Vergewaltigung durch den Stärkeren zu fürchten. Im Gegenteil bis zum Weltkriege hin gewann mehr und mehr die Erkenntnis Raum — unter Vorbehalt selbst in Dänemark —, daß das Bestehen eines starken, in sich befestigten und befriedeten Reiches in Europas Mitte eine Bürgschaft darstelle für die Sicherheit und Selbständigkeit gerade der kleinen Staaten. Wenn einst Stein und Gneisenau der Meinung waren, daß „das Übel Europas in der Zersplitterung der Mitte" liege, so war diese Erkenntnis Gemeingut Vieler, auch Nichtdeutscher geworden. Bis zum Weltkriege hin wurde Deutschland der Eroberungslust und beabsichtigter Vergewaltigung anderer nur noch beschuldigt von Leuten, die ihren Vorteil darin sahen, Vertrauen auf Deutschland nicht aufkommen zu lassen. Deren gab es allerdings nicht wenige. Das lag im Ent-

wickelungsgang der europäischen Geschichte, in der Lage unseres Landes, in gewissem Grade unabänderlich in der Natur menschlicher Dinge überhaupt. Der große Krieg hat die alten Verleumdungen zu wahren Wutausbrüchen gesteigert, die an Gemeinheit und Verlogenheit durch Hergänge der Geschichte nicht leicht überboten werden.

Frankreich sah sich von der Höhe herabgestürzt, die es, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen, länger als zwei Jahrhunderte inne gehabt hatte. Es war in dieser Zeit die vornehmste Macht auf dem Kontinent gewesen. Unmöglich konnte die Nation in raschem Entschlusse mit den Vorstellungen aufräumen, die sich aus solchem Glanze des nationalen Daseins ergeben hatten. Man empfand die Niederlage als eine Ehrenkränkung, den Verlust an Land, wenn man es auch selbst der Waffengewalt verdankte, als Raub an geheiligtem vaterländischen Boden. Die ganze Glut französischen Nationalstolzes und französischer Ruhmsucht ergoß sich in den Gedanken der revanche.

Rasch ist Frankreich wieder zu Kräften gekommen. Die Verluste, die es erlitten hatte, waren auch entfernt nicht zu vergleichen mit dem, was seit dem Dreißigjährigen Kriege so oft über Deutschland hereingebrochen war. So konnte Frankreichs findige und betriebsame Bevölkerung sie mit ihrem überlieferten Sparsinn bald ersetzen. In gut zwei Jahren waren die fünf Milliarden der Kriegsschuld erlegt. Die deutschen Heeresteile, die, wie einst in den Jahren 1815—1818 solche der Verbündeten, in Frankreich zurückgeblieben waren, ihre Zahlung zu sichern, haben staffelweise das Land geräumt. Dem Sieger ahmte man die allgemeine Wehrpflicht nach, allerdings ohne die Einrichtung des Einjährig Freiwilligen-Dienstes dauernd festhalten zu können. Aber man gelangte bald zu einer Armee, die an Zahl und Rüstung der früheren weit überlegen, der deutschen gewachsen war. Die europäische Lage mußte nur die Möglichkeit von Bündnissen ergeben, um dem Nachbarn wieder bedrohlich zu werden. Die ist nicht ausgeblieben.

Frankreich hatte während des Krieges sich vergeblich bemüht, die Mächte zur Intervention zu bewegen. Österreich würde unter Beusts Leitung versucht haben, die Scharte von 1866 auszuwetzen, hätte

nicht der Verlauf der ersten Kriegswochen ein derartiges Beginnen zu einem gewagten Unternehmen gemacht. Auch wünschte Ungarn, das seit dem Ausgleich von 1867 als besonderes Königreich neben der cisleithanischen Reichshälfte stand, durchaus nicht, Österreichs deutsche Stellung wieder hergestellt zu sehen. In England hielten sich deutsche und französische Sympathien während des Krieges ziemlich die Wage. Napoleons III. koloniale Bestrebungen, auch seine belgischen Pläne hatten mehr als einmal den überlieferten französisch-englischen Gegensatz zu fühlbar gemacht, als daß das Inselreich die Verschiebung der Machtverhältnisse auf dem Kontinent zunächst hätte schwer nehmen sollen; es hat im Gegenteil die Abtrennung Elsaß-Lothringens als Stärkung Deutschlands befürwortet. Rußland aber beharrte dabei, Preußen nicht im Wege zu sein, womit auch Österreich zu rechnen hatte. Es konnte auch noch während des Krieges aus den guten Beziehungen zu der aufsteigenden Nachbarmacht Vorteil ziehen. Es sagte sich los von der Neutralität des Schwarzen Meeres, durch die im Pariser Frieden die Westmächte seine Bewegungsfreiheit eingeschränkt hatten.

Es glaubte aber auch die Zeit gekommen, seine Balkanpolitik mit Erfolg wieder aufzunehmen. Es durfte sicher sein, daß Frankreich nicht wieder für die Türkei eintreten werde. So konnten die Balkanvölker wieder gegen die Sultansherrschaft losgelassen werden. Serbien und Montenegro begannen 1876 Krieg mit der Pforte; zum ersten Male erhoben sich auch die Bulgaren. Als die Türkei sich ihren Gegnern überlegen erwies, griff Rußland im nächsten Jahre selbst ein. Nicht ohne die Rumänen zu Hilfe zu nehmen, erfocht es den Sieg. Es führte seine Truppen bis vor Konstantinopel. Im Frieden von San Stefano mußte die Pforte 1878 den weitaus größeren Teil ihres europäischen Besitzes preisgeben, den Rest in zwei von einander getrennte Teile spalten lassen. Bis an das Ägäische Meer sollte sich der neue bulgarische Staat ausdehnen.

Da legten sich England und Österreich ins Mittel. Man verglich sich auf Bismarck als „ehrlichen Makler"; in Berlin trat im Juni ein Kongreß zusammen. Er billigte die Gebietserweiterungen, die Serbien und Montenegro zugestanden waren, beschränkte aber

das Fürstentum Bulgarien auf den Landstreifen zwischen Donau und Balkan; Ostrumelien, ebenfalls verkleinert gegenüber den Bestimmungen des Friedens von San Stefano, sollte als besondere Statthalterschaft regiert werden. Das der Türkei in Europa belassene Gebiet behielt räumlichen Zusammenhang in sich. Österreich aber ward zugestanden, worauf Verabredungen mit Rußland Aussichten eröffnet hatten, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und so auch seinerseits auf der Balkanhalbinsel Fuß zu fassen.

Fürst Gortschakow, seit mehr als zwanzig Jahren Leiter der russischen Politik, erblickte in diesem Ergebnis eine Niederlage nicht nur seines Staates, sondern auch seiner Person gegenüber dem so glücklichen Lenker der deutschen Angelegenheiten. Er hätte die dauernde französisch-deutsche Spannung gern als eine günstige Gelegenheit benutzt, Rußland an die Spitze der europäischen Politik zu bringen. Deutschland bekam die Verstimmung rasch zu fühlen. Da bewog Fürst Bismarck, nicht ohne Schwierigkeit, seinen Kaiser, statt der Beziehungen, die sein Leben begleitet hatten, andere zu knüpfen. Am 7. Oktober 1879 schloß das Deutsche Reich ein Schutz- und Trutzbündnis mit Österreich. Dem Donaustaat war der Gegensatz zu Rußland wieder lebhaft in Erinnerung gebracht worden. Das Bündnis war die letzte Amtshandlung des Ungarn Andrassy, der als Beusts Nachfolger und schon vorher stets für volle Aussöhnung mit Deutschland eingetreten war.

Man darf sagen, daß dieses Bündnis den deutschen Reformgedanken in seiner ursprünglichsten Form zur Ausführung brachte. Er war auf eine völkerrechtliche Verbindung des von Preußen geführten Deutschland mit Österreich gerichtet gewesen. Es war ein Ziel, das eine geschichtliche Notwendigkeit in sich schloß. In der besprochenen Streitfrage über Bedeutung und Wirkung des mittelalterlichen deutsch-römischen Kaisertums war von großdeutscher Seite mit Recht betont worden, daß die Lage der deutschen Nation in der Mitte Europas es zu einer Frage ihres Bestandes mache, ob sie vermöge, sich einen gewissen Einfluß auf einen Kreis von Nachbarnationen und Ländern zu sichern. Es ist das geschichtliche Verdienst

des Hauſes Habsburg, daß es das möglich gemacht hat, als unſer mittelalterliches Kaiſertum verſagte. Bismarck hat erkannt, daß die Wiederaufrichtung des Deutſchen Reiches, wie es nun einmal hatte werden können, enger Beziehungen zu Öſterreich als unentbehrlicher Ergänzung bedürfe. Das iſt die Größe des Mannes, daß er ſeine gewaltige Kraft ſtets nur in den Dienſt des Erreichbaren, des Dauer Verheißenden ſtellte! Den Grund zu dieſem Aufbau hat er 1866 gelegt, als er jede Gebietsforderung an Öſterreich mit Erfolg widerriet.

Dem Bunde mit Öſterreich hat bald Italien zugeſellt werden können. Die Beſitzergreifung von Tunis, das Frankreich 1881 aus der türkiſchen Beute an ſich riß, verſtimmte auf der Halbinſel ſo ſehr, daß man ſich den Mittelmächten zuwandte. 1883 gab Italien durch ſeinen Beitritt dem Dreibunde das Leben. So verbanden internationale Verträge, was der Nationalitätsgedanke aus einander getrieben hatte. Im mittleren Europa wurden Länder und Völker in einem Umfange in ein einheitliches politiſches Syſtem gebracht, wie die glänzendſte mittelalterliche Kaiſerzeit es nicht gekannt hatte. Der Dreibund hat ſchon vor dem Weltkriege an innerer Feſtigkeit ganz erheblich eingebüßt; aber auch heute, wo er in Stücken gegangen iſt, muß man ſagen, daß nichts, was an ſeine Stelle geſetzt werden könnte, gleich gut geeignet iſt, nicht nur Deutſchland und Öſterreich, ſondern auch Italien zu ſichern, deſſen Großmachtſtellung im Zuſammengehen mit den Weſtmächten auf die Dauer ſchwer aufrecht zu erhalten iſt.

Als die Verbindung begründet wurde, trug ſie überwiegend den Charakter einer Anlehnung an die deutſche Macht. Das iſt nicht immer ſo geblieben. Es war eben dem neuen Deutſchland nicht beſchieden, auf die Dauer die bevorzugte Stellung zu behaupten, die ihm Kaiſer Wilhelms I. und Bismarcks Umſicht und ſtetige Haltung errungen hatten.

Die Annäherung an Öſterreich hat nicht vollzogen werden können, ohne zu ſteigender Entfremdung Rußlands gegenüber Deutſchland zu führen. Weit verbreitet iſt in Deutſchland der Glaube, daß die Regierungsformen der Staaten von maßgebender Bedeutung ſeien für die Gruppierung der Mächte in den Fragen der großen Politik. Unter den geſchichtlichen Erfahrungen, die das Gegenteil belegen, iſt beſonders be-

zeichnend die Leichtigkeit, mit der die französische Republik und das Zarentum einander gefunden haben. Die polnischen Sympathien, die in der Zeit Louis Philipps und Napoleons III. Gemeingut aller Franzosen waren, hat das republikanische Frankreich nach 1870 völlig vergessen. Auch seine Historiker wußten zu verkünden, daß Rußland und Frankreich von jeher auf einander angewiesen, natürliche Bundesgenossen gewesen seien. Heute lautet die Lehre wieder anders. Polen und Tschechen sind an die Stelle der Russen getreten. Bismarck ist es gelungen, die beiden Mächte in einer gewissen Entfernung von einander zu halten. 1884 hat er mit Alexander III., der 1881 nach Ermordung seines Vaters Alexanders II. den russischen Thron bestieg, für drei Jahre vereinbart, daß Deutschland neutral bleiben werde, wenn Rußland von Österreich, Rußland aber, wenn Deutschland von Frankreich angegriffen werde. 1887 ist diese „Rückversicherung", nochmals auf drei Jahre, wiederholt worden, diesmal wohl in Vertragsform. Es handelte sich dabei um keinerlei Zweideutigkeit, sondern allein um eine festere Friedensbürgschaft, die mit der von den Dreibundsgenossen übernommenen Bürgschaft des Besitzstandes in keinem Widerspruch stand.

Gleichwohl hat Bismarcks Nachfolger im Reichskanzleramt den Rückversicherungsvertrag nicht erneuert. Zusammen mit der polenfreundlichen Haltung, welche die preußische Staatsleitung nach dem Regierungsantritt Wilhelms II. (1888) durch mehrere Jahre glaubte annehmen zu sollen, hat das die Entfremdung der beiden Mächte erheblich gefördert. Weder die Unterstützung, die Deutschland gemeinsam mit Frankreich dem neuen Zaren Nikolaus II. 1895 zuteil werden ließ, als er Japan nach dessen Sieg über China in den Arm fiel, noch Deutschlands korrekte, ja wohlwollende Haltung während des russisch-japanischen Krieges 1904/5 und während der schweren inneren Wirren, die Rußland als Folge seiner Niederlage in diesem Kriege zu überstehen hatte, haben das gestörte Verhältnis nennenswert bessern können. Volk und Regierung wurden in Rußland von der Meinung beherrscht, daß Deutschland ihrem Reiche den Weg zu Macht und Größe verlege. Die unabweisbare Notwendigkeit, in den Streitigkeiten, die 1908/9 der vollen Besitzergreifung Bosniens

folgten, hinter Öſterreich zu ſtehen, hat dieſer Auffaſſung neue Nahrung und durch die Form, in der ſie zum Ausdruck gebracht wurde, vielleicht noch größere Schärfe gegeben. Eine weitere Folge dieſes Wandels in unſeren Beziehungen zu Rußland war, daß in dem deutſch öſterreichiſchen Bündnis die Führung, ſo weit von einer ſolchen die Rede ſein kann, von Deutſchland nach Öſterreich hinüberglitt. Das iſt auch auf Italiens Stellung im Dreibund nicht ohne Einfluß geblieben.

Dieſer Verſchiebung der Verhältniſſe in unſeren Beziehungen zum europäiſchen Oſten ging eine andere im Weſten zur Seite.

Es war ein Lieblingswunſch des erſten Reichskanzlers, Frankreichs Aufmerkſamkeit vom „Loch an den Vogeſen“ abgelenkt zu ſehen durch eine ſtarke überſeeiſche Politik. Hier konnten dem lebenskräftigen Volke neue Aufgaben erwachſen, Aufgaben, deren Löſung nach alter Überlieferung einem näheren Anſchluß an England im Wege ſtehen würde. Tatſächlich hat die Republik dieſen Weg alsbald entſchloſſen und mit Erfolg betreten. Sie hat in den vierzig Jahren ihres Beſtehens ein unendlich viel größeres und wertvolleres Kolonialreich zuſammengebracht als die geſamte Vorzeit Frankreichs. Eine nennenswerte Schädigung deutſcher Intereſſen brauchte dabei zunächſt nicht gefürchtet zu werden. So hat Bismarck nie verſucht zu hemmen; beſonders deutlich trat das Richtige dieſer Politik bei der Beſitzergreifung von Tunis hervor.

Sie hat ſich auch aufrecht erhalten laſſen, als Deutſchland ſelbſt in die Reihe der kolonialen Mächte eintrat.

Unendlich oft iſt die Frage aufgeworfen worden, warum das ſo ſpät geſchehen ſei. Die Antwort iſt einfach genug: Weil nur ein Deutſches Reich hätte koloniſieren können und ein Deutſches Reich nicht vorhanden war. Die Verſuche, die nicht nur von Brandenburg-Preußen und Öſterreich, ſondern auch von anderen Stellen her gemacht worden ſind, mußten, wie die Weltlage war, erfolglos bleiben, wie die Dänemarks und Schwedens ſo gut wie erfolglos geblieben ſind.

So iſt dem deutſchen Volke eine unüberſehbare Fülle von wirtſchaftlichen und geiſtigen Kräften für immer verloren gegangen, hat fremden Wohlſtand und fremde Macht gemehrt. Beſonders iſt das

noch im 19. Jahrhundert geschehen, als die Vervollkommnung der Verkehrsmittel auch größeren und größten Bevölkerungsmengen die fernsten Gegenden zugänglich machte und in den Vereinigten Staaten, in Australien, Südafrika, Kanada weitgedehnte ertragfähige Ländereien zur Besitzergreifung gleichsam einluden, während in den deutschen Gauen wirtschaftliche und politische Enge so manchen Verdrossenen schuf. Vom Beginn der 20er bis in die Mitte der 90er Jahre des Jahrhunderts sind aus Deutschland weit über sechs Millionen Menschen über den Ozean gezogen, außerdem noch Hunderttausende ostwärts.

Der Gedanke, die Abwandernden so zu organisieren, daß ihnen auch draußen ihre deutsche Art erhalten bleibe, ist in den verschiedensten Formen aufgetaucht und verfolgt worden. Leicht gelang das, wie einst in früheren Jahrhunderten, wo die Einwanderer die neue Heimat inmitten tiefer stehender Bevölkerung fanden. Sie überragten ihre Umgebung durch Können, Besitz und Lebensführung und behaupteten, mit nicht allzu vielen Ausnahmen, diese Überlegenheit sicher und leicht. Wo aber mit dem Aufgehen in der fremden Volksart unverkennbare Vorteile verbunden waren (und das war über See so oft der Fall), da hatten einen schweren Stand, die Erhalten des Eigenen predigten, wenn auch der landläufigen Ansicht, daß der Deutsche im Auslande seine Art besonders leicht aufgebe, auf das entschiedenste widersprochen werden muß. Trotz der Zahl und Buntscheckigkeit der „Vaterländer" fanden und finden Deutsche, auch von außerhalb der Grenzen des Reiches, sich unter Fremden im allgemeinen fest und gut zusammen im Bewußtsein ihrer Einheit. Die Aufrichtung des Reiches hat naturgemäß in weiten Kreisen auch das Verlangen geweckt, deutschen Auswanderern die Aufrechterhaltung des staatlichen Zusammenhanges mit der Heimat zu ermöglichen, sie auf deutschem Boden ansiedeln zu können.

Die steigende Bedeutung des deutschen Außenhandels drängte in die gleiche Richtung. Die allmähliche Ausgestaltung Deutschlands zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet hat vor allem belebend auf seine Industrie gewirkt. Sie fand zwar im Inlande durch die

allgemeine Hebung des Wohlstandes einen vermehrten Absatz, sah sich aber doch von Jahr zu Jahr in steigendem Maße auf Ausfuhr angewiesen. Dazu kam der größere Bedarf an Rohstoffen und an Verbrauchswaren aller Art, die nur vom Auslande bezogen werden konnten. So wurde die Wohlfahrt der Nation in erhöhtem Grade vom Auslande und insbesondere vom überseeischen Auslande abhängig. Was das aber zu bedeuten hatte, was es in Zukunft bedeuten konnte, ward unschwer erkennbar.

Zwei der wichtigsten Abnehmer für deutsche Erzeugnisse, die Vereinigten Staaten und Rußland, huldigten seit langem, von einer Zeit an, die der Begründung des Zollvereins voraus liegt, einem Schutzzollsystem, das im Laufe der Zeit schärfer und schärfer angezogen worden ist. Andererseits überschwemmten sie vermöge der zunehmenden Leichtigkeit und Billigkeit des Transports Deutschland mit ihren landwirtschaftlichen, die Union es auch mit industriellen Erzeugnissen. Andere kleinere Staaten folgten dem Beispiel, während die deutsche Industrie fortgesetzt den schweren Wettbewerb mit der hochentwickelten englischen, in gewissen Erzeugnissen auch mit der französischen, zu bestehen hatte. So setzten in Deutschland in der zweiten Hälfte der 70er Jahre Bestrebungen ein, die auf Gegenmaßregeln drängten, auf Schutz für Industrie und Landwirtschaft.

Dazu kam das Vorgehen einzelner Kolonialmächte, die für den Verkehr ihrer auswärtigen Besitzungen Sonderbestimmungen trafen zugunsten des Mutterlandes. Man machte sich klar, daß Deutschland leicht ins Gedränge kommen könne, wenn es nicht Anstalten treffe, sich gewisse Ausfuhrmöglichkeiten und vom Auslande unabhängigen Bezug von Rohstoffen nach Kräften zu sichern. Nur durch Erwerbung von Kolonien konnte das geschehen. So führten die Auswandererfrage und die Lage der Industrie immer weitere Kreise zu der Überzeugung, daß es notwendig sei nachzuholen, was die Verhältnisse in den verflossenen Jahrhunderten nicht gestattet hatten.

Der Leiter der Reichspolitik ist diesen Bestrebungen nicht von vornherein ein Förderer gewesen. Zu schwer lasteten die Aufgaben, welche die europäische Umgebung stellte, auf dem neuen

deutſchen Staat. Auch nach den drei glorreichen Kriegen forderte die Sicherung des Errungenen die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. Unternehmungen über See konnten leicht zu neuen Verwickelungen führen, von denen Rückwirkungen auf die europäiſche Lage befürchtet werden mußten. Unter keinen Umſtänden konnte von ſolchen Wagniſſen die Rede ſein, ſo lange nicht eine ſtarke Volksſtrömung Rückhalt gewährte, gleichſam Bürgſchaft bot, daß die Nation ihre Kraft für das neue Ziel einſetzen werde. Als am 27. April 1880 ein Antrag der Reichsregierung, für eine Seehandels-Geſellſchaft, die auf den Samoa-Inſeln arbeiten wollte, eine jährliche Zinsgarantie von 300000 Mark zu bewilligen, trotz entſchiedenſter Befürwortung des Reichskanzlers mit 128 gegen 112 Stimmen vom Reichstage abgelehnt wurde, ſchien der Beweis gegeben, daß von ſolcher Bürgſchaft nicht die Rede ſein könne. Fürſt Bismarck hielt ſich zurück: Vestigia terrent.

Trotzdem verſagte er ſeine Unterſtützung nicht, als Anfang Dezember 1883 der Bremer Kaufmann Lüderitz ein um die jetzt nach ihm benannte Bucht herum vom Oranje-Fluß bis zum 26. Breitengrad ſich erſtreckendes größeres Gebiet von den Eingeborenen erwarb und für ſeinen Beſitz um den Schutz des Reiches bat. Ja, im nächſten Jahre ward ſogar unter Führung des hochverdienten Afrikareiſenden Nachtigal eine Regierungsexpedition ausgeſchickt, die am 21. Auguſt 1884 von Kamerun, am 5. September von Porto Seguro und Klein-Popo im Gebiet von Togo Beſitz ergriff. Ende November folgte deutſche Flaggenhiſſung im Oſten von Neu-Guinea und auf einigen Nachbarinſeln, und um dieſelbe Zeit ſchloß Karl Peters im Namen einer „Oſtafrikaniſchen Geſellſchaft", die ſich gebildet hatte, mit den Häuptlingen von vier Landſchaften gegenüber Sanſibar Verträge, welche die Anerkennung des Reiches erlangten. Deutſchland war in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten.

Die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ſtehen in bezug auf Erweiterung der Erdkenntnis und auf Betätigungsdrang der euro-

päiſchen Menſchheit faſt einzig da in der Geſchichte. Allein die Zeit, die von den Entdeckungen ihren Namen erhalten hat, iſt ihnen vergleichbar. Die techniſchen Fortſchritte haben der Bedeutung von Raum und Zeit engere Schranken geſetzt. So haben weite Gebiete, die zu Anfang des Jahrhunderts kaum bekannt waren, ſich mit weißen Menſchen gefüllt, beſonders in Amerika und Auſtralien; andere den Blicken der Europäer bisher verſchloſſene Gegenden haben ihre Geheimniſſe preisgeben müſſen, nirgends in dem Maße wie in dem ſo ſchwer zugänglichen Afrika. Bis über die Mitte des Jahrhunderts ſtellte ſich der größere Teil dieſes vor den Toren Europas liegenden Kontinents auf den Karten als eine weiße Fläche dar; dann ward er Schlag auf Schlag, erſt in Hauptrichtungen, dann in allen möglichen Kreuz- und Querzügen aufgedeckt.

Es war zunächſt reiner Forſchungsſinn, der dieſe Arbeit leiſtete. Neben Engländern und Franzoſen haben ſich Deutſche mit voller Gleichwertigkeit der Ergebniſſe an ihr beteiligt. Aber dem Forſchungstraten bald der Erwerbs- und der Herrſchaftstrieb zur Seite. Beſonders Franzoſen ſind in den verſchiedenſten Gebieten Afrikas in dieſe Bahn eingelenkt. Die deutſche Beſitzergreifung wurde der Anſtoß, der zu allgemeinem Zugreifen anſpornte.

Im kolonienreichen England haben ſich im Gefolge der Freihandelsbewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts Anſchauungen verbreitet, die den Nutzen auswärtiger Beſitzungen beſtritten, jedenfalls von allen weiteren Erwerbungen abrieten. Es ward die Anſicht vertreten, daß der einzige Vorteil im Handelsverkehr liege, und daß dieſer unabhängig ſei von der Ausübung politiſcher Herrſchaft. Den unvermeidlichen Koſten, ſolche Herrſchaft aufrecht zu erhalten, entſpreche bei weitem nicht der Vorteil, der aus ihr fließe.

Tatſächlich hat England Gelegenheiten, ſeinen Kolonialbeſitz zu erweitern, zeitweiſe unbenutzt gelaſſen. Daß es ſich gleichwohl um nichts als um eine bloße Theorie handelte, die in dem geiſtig ſo regſamen und im Beſitz befindlichen Volke zur Diskuſſion geſtellt wurde, trat alsbald zu Tage, als andere Nationen begannen, auf afrikaniſchem und polyneſiſchem Boden Beſitz zu erwerben oder vorhandenen zu mehren,

ganz beſonders als die Deutſchen als Mitbewerber erſchienen. In dem halben Menſchenalter, das dem erſten Auftreten Deutſchlands als Kolonialmacht gefolgt iſt, haben die Engländer ihr koloniales Beſitztum ziemlich auf das Doppelte ſeines früheren Umfanges erweitert. Es ward Grundſatz: „Gut oder ſchlecht, wir müſſen es nehmen, damit es der Fremde nicht bekommt“. Auch die Franzoſen haben dann mit geſteigertem Eifer zugegriffen. Italien wollte nicht zurückbleiben. Kluge Berechnung des Königs der Belgier gab dem Kongoſtaat das Leben. So iſt Afrika innerhalb zweier Jahrzehnte völlig aufgeteilt worden; das 20. Jahrhundert hat dort in völkerrechtlichem Sinne herrenloſes Land nicht mehr geſehen.

Die Rechtmäßigkeit der deutſchen Erwerbungen wurde in mehr als einem Falle in England angezweifelt; beſonders von den Kapländern und Auſtraliern wurden hier und da ältere Anſprüche geltend gemacht. Auch gegen das Vorgehen der Franzoſen und die Bildung des Kongoſtaates fehlte es in England nicht an Einwänden. So tagte von Mitte November 1884 bis gegen Ende Februar 1885, von Bismarck veranlaßt, in Berlin die Kongo-Konferenz. Wie über den Orient, ſo ſollte auch über Afrika an der Spree entſchieden werden. Frankreich und Deutſchland hatten vereint zur Konferenz geladen.

Vierzehn Mächte folgten der Einladung, England nur mit Widerſtreben. Was erreicht ward, Anerkennung und Neutraliſierung des Kongoſtaates, Vereinbarung eines Freihandelsgebietes und gewiſſer Grundſätze für den Vollzug von Neuerwerbungen und Ähnliches, iſt vielfach auf Großbritanniens Widerſpruch geſtoßen. So bildete ſich eine Art franzöſiſch-deutſcher Intereſſengemeinſchaft in afrikaniſchen Fragen, die auch nicht ernſtlich gefährdet wurde, als in den nächſten Jahren wiederholt Zwiſtigkeiten auftauchten über die Ergebniſſe deutſcher und franzöſiſcher Forſchung, die jetzt beiderſeits kaum weniger auf Landerwerb als auf Erkundung gerichtet war.

Auch in dieſen Beziehungen bedeutet, wie in denen zu Rußland, das Jahr 1890 einen Wendepunkt. Bismarcks Nachfolger im Reichskanzler-Amt Caprivi ſchloß am 17. Juni 1890 einen Vertrag mit

England, der unſeren oſt- und ſüdweſtafrikaniſchen Beſitzungen und in der Hauptſache auch der Kolonie Togo die Grenzen gab, in denen ſie bis zum Ausgange des Weltkrieges beſtanden haben. Deutſchland verzichtete auf Witu, Somaliland und Uganda, erkannte ein engliſches Protektorat über den Sultan von Sanſibar an und erwarb dafür Helgoland.

Der Vertrag iſt viel angegriffen worden. Sein Mangel lag aber nicht allein im Aufgeben deutſcher Anſprüche für eine unzureichende Entſchädigung, ſondern auch in der Tatſache, daß er der erſte Schritt war, Deutſchlands Sache in Afrika von der Frankreichs zu trennen. Daß dieſer Schritt getan wurde, ohne daß irgend welcher Zwang für eine endgiltige Regelung der betreffenden Fragen vorlag, bewies zuſammen mit dem allerdings erſt ſechs Jahre ſpäter bekannt gewordenen Verzicht auf den Rückverſicherungsvertrag, daß der kundige Mann, der nach ſeinen eigenen Worten den Dampfer Germania lange gefahren hatte, nicht mehr am Steuerruder ſtand. Deutſchland hatte, wie es der Punch ausdrückte, ſeinen Lootſen von Bord geſetzt.

Es folgte unter demſelben Reichskanzler am 15. November 1893 ein weiterer Vertrag mit England, der Kamerun gegen das Nigergebiet abgrenzte, der aber zugleich, ganz unnötiger Weiſe, die Landſchaften Darfur, Kordofan und Bahr el Ghaſal als Teile des ägyptiſchen Sudan, alſo einer durch die Beſetzung Ägyptens 1882 von England belegten Provinz, anerkannte. Die im Vertrage vorgeſehene Verſtändigung mit Frankreich legte, auch noch unter Caprivi, am 18. März 1894 die Oſt- und Südgrenze Kameruns feſt. Offenbar glaubte der Reichskanzler ſich ein Verdienſt zu erwerben, wenn er Fragen, deren richtige Beantwortung nur die Zeit bringen konnte, ſo raſch wie möglich ihrer endgiltigen Erledigung entgegen führte, ohne zu ahnen, daß er damit den Faden durchſchnitt, an dem die deutſche Politik die franzöſiſche hätte lenken können.

Der militäriſche Gehorſam, der den verdienten General zur Übernahme eines Amtes verleitete, deſſen Schwierigkeiten ſeiner Einſicht verborgen blieben, hat für Deutſchland traurige Folgen gehabt. Trotz der Iſolierung ſeines Landes wagte der Franzoſe Marchand im Sommer 1898 Faſchoda am oberen Nil zu beſetzen;

seine Regierung wich aber zurück vor Englands scharfem Einspruch. Ob sie auch zurückgewichen wäre, wenn sie Deutschland wie in den Tagen der Kongo-Konferenz hinter sich gehabt, ob England so kräftig gedroht hätte, wenn es sich beiden Mächten gegenüber gesehen hätte? Grundlos und voreilig hatte Deutschland Englands Ansprüche auf Gebiete anerkannt, auf die dieses Land nicht die Spur eines Vorrechts besaß, und auf die, wie jeder Kundige wußte, Frankreich das größte Gewicht legte. Eine Anlehnung an Deutschland hat Frankreich in der Faschoda-Zeit vergeblich gesucht.

Wenn so das Zusammengehen Deutschlands und Frankreichs in Fragen, in denen beide Länder weitgehende gemeinsame Interessen zu vertreten hatten, von deutscher Seite aufgegeben wurde, so hatte das nicht allein unter dem Gesichtspunkt des elsaß-lothringischen Zwistes seine Bedeutung, sondern ward in den Folgen auch bald fühlbar in der Gestaltung der deutsch-englischen Beziehungen. Wie Deutschland trotz der Bescheidenheit seiner Anfänge als konkurrierende Kolonialmacht angesehen wurde, so erschien es von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr als wetteifernde Handels- und Schiffahrtsmacht. Seine Handelsflotte ist von 1871 bis 1886 von 982000 auf 1282000, rechnet man, wie es üblich ist, die Dampfer zu je drei Segeleinheiten, von 1146000 auf 2124000 Registertonnen, weiter von 1886 bis Ende 1913 auf 3320071 bezw. 8984695 Registertonnen gestiegen, hat sich also in vier Jahrzehnten fast verachtfacht. Der Wert des deutschen Außenhandels wuchs vom Jahre 1889, von dem an des Hamburg-Bremer Zollanschlusses wegen erst vergleichbare Zahlen aufgestellt werden können, bis zum Jahre 1912 von 7343 Millionen auf 22547 Millionen Mark. Blieb Deutschland in ersterer Beziehung auch noch weit hinter Großbritannien zurück, so hatte es sich doch innerhalb zweier Jahrzehnte, von 1871 bis 1890, aus der fünften in die zweite Stelle unter den Schiffahrt treibenden Völkern der Welt empor gearbeitet. Großbritannien hat seine Handelsflotte seit 1870 nur auf das Vierfache vermehrt. Deutschlands Handel aber näherte sich bedenklich dem britischen, der von 1871 bis 1889 nur eine Steige-

rung von 11 auf 14 und von da bis 1912 weiter bis auf 28,6 Milliarden aufzuweisen hat. Auch hier steht Deutschland an zweiter Stelle und zwar nicht allzu weit hinter der führenden Macht. Wetteifer zur See hatte einst England gegen Spanien, gegen die Niederlande, gegen Frankreich in die Waffen gerufen. Es fehlte im Inselreiche wie in seinen überseeischen Pflanzstaaten nicht an Stimmen, die eine ähnliche Politik gegenüber Deutschland empfahlen.

Der Mangel einer deutschen Flotte war seit den Tagen, da die Hanse zu den Toten versammelt worden war, oft und schmerzlich empfunden worden. Im ersten schleswig-holsteinischen Kriege 1848 und 1849 erwies sich schon die dänische Blockade höchst lästig, und 1864 konnte Dänemark vermöge seiner Überlegenheit zur See die Entscheidung ungebührlich lange hinaus ziehen. In dem Seegefecht bei Helgoland am 9. Mai kämpften einige österreichische und preußische Schiffe unter Führung des österreichischen Admirals Tegethoff, des späteren Siegers von Lissa, zwar nicht unrühmlich, mußten aber doch der Übermacht weichen. Auch 1870 wurde die Gefahr erdrückender feindlicher Überlegenheit zur See nur wirkungslos durch die raschen und glänzenden Erfolge unseres Landheeres.

Die Steigerung der deutschen Seeinteressen durch Handel und Kolonialgründung hat dann fortgesetzt zur Stärkung der Seewehr gedrängt, nicht immer in der gleichen Richtung, da die Ansichten der Fachleute über das Unentbehrliche und Verwendbare nicht immer die gleichen blieben. Vom ersten Erscheinen einer deutschen Kriegsflagge auf dem Meere an ist aber die Entwickelung deutscher Wehrkraft zur See in England stets mit scheelen Augen angesehen worden. Man glaubte für Englands Sicherheit fürchten zu müssen, als in der deutschen Flottenvorlage vom November 1897 zum ersten Mal die Notwendigkeit einer starken Schlachtflotte betont wurde, und gar, als das Flottengesetz vom Juni 1900 die Verstärkung dieser Flotte auf das Doppelte festlegte. Es entstand für Deutschland die Gefahr, daß zu dem überlieferten Gegensatz zu Frankreich, zu dem immer deutlicher hervor

tretenden zu Rußland auch noch ein ſolcher zur meerbeherrſchenden Großmacht ſich heraus bilde.

In den Jahren, da Deutſchland ſeine afrikaniſche Politik von der Frankreichs löſte, erfreute es ſich guter Beziehungen zu England. Das Inſelreich konnte nicht allein mit dieſem Vorgehen wohl zufrieden ſein, ſondern auch mit der Haltung, die Deutſchland gleichzeitig gegenüber Rußland annahm. Die perſönlichen Beziehungen zwiſchen dem preußiſchen und dem engliſchen Herrſcherhauſe, die 1858 durch die Vermählung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit Prinzeſſin Viktoria geknüpft wurden, haben auch politiſche Bedeutung gehabt. Prinz-Gemahl Albert, der allerdings ſchon 1861 ſtarb, hat Einfluß auf preußiſche und deutſche Politik nicht ganz ohne Erfolg zu üben verſucht. Es geſchah natürlich in engliſchem und in liberalem Sinne. Er hatte dabei die Stimmung des geſamten deutſchen Liberalismus für ſich.

Bismarck iſt ſtets bemüht geweſen, gute Beziehungen zu England zu erhalten, aber auch und noch mehr, nicht in das Kielwaſſer engliſcher Politik zu geraten. Es hätte mit fortgezogen gegen Rußland. Dieſe Gefahr iſt nach ſeiner Entlaſſung nicht mit gleicher Sorgfalt vermieden worden. Es gewann eine andere Strömung Kraft, die ſchon alsbald nach Kaiſer Wilhelms I. Tode bemerkbar wurde. Deutſchlands Politik bekam eine Färbung, die den in England gehegten Wünſchen zu entſprechen ſchien. Man machte ſich drüben Hoffnung, daß es möglich ſein werde, Deutſchland gegen Rußland zu gebrauchen. Die Ära Caprivi hat die Beziehungen zu Rußland und Frankreich verſchlechtert, ohne doch die zu England dauernd zu beſſern. Denn unter Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt, der Caprivi im Oktober 1894 folgte, ward, gemeinſam mit Frankreich, Rußland gegen Japan unterſtützt, was Englands Wünſchen entgegen war, und am 3. Januar 1896 das bekannte Krüger-Telegramm abgeſandt. Eine dauernde Beſſerung des Verhältniſſes zu unſeren öſtlichen und weſtlichen Nachbarn hat dieſe Schwenkung nicht zur Folge gehabt, während das Telegramm die öffentliche Meinung Englands auf das äußerſte erregte. Daß ſie nicht, wie damals verſucht worden iſt, mit der Erwerbung

von Kiautſchou gerechtfertigt werden konnte, hat der Krieg erwieſen.

In einem vom deutſchen Volke lebhaft empfundenen Gegenſatz zu dieſen Schritten ſtanden dann ein ſeinem näheren Inhalt nach nie bekannt gewordenes Abkommen, das Deutſchland im September 1898 mit England über portugieſiſchen Kolonialbeſitz in Südafrika traf, und die durchaus englandfreundliche Haltung, die darnach die deutſche Regierung während des Burenkrieges (1899—1902) annahm. Die kleinen kolonialen Vorteile, die ſich ergaben, beſonders durch Ordnung der Beſitzrechte an den Samoa-Inſeln, wurden mit Recht gering bewertet. Doch iſt die Erregung, die Englands Vorgehen in Deutſchland wie faſt überall hervorrief, benutzt worden, das Flottengeſetz von 1900 zu ſchaffen.

Eduard VII., der am 21. Januar 1901 der Mutter folgte, hat bald größere Klarheit in die Lage gebracht. Im Oktober 1900, während des chineſiſchen Boxerkrieges, hatten Deutſchland und England eine Vereinbarung getroffen über gemeinſames Einſtehen für Chinas Integrität. Der Vertrag ließ im Unklaren, ob die Mandſchurei einbegriffen ſei oder nicht; jedenfalls aber hat England von ihm erwartet, daß er dienlich ſein werde, Rußlands Feſtſetzung in bedrohlichſter Nähe von Peking mit deutſcher Hilfe zu hindern. Als dieſe Berechnung fehlſchlug, ſchloß England im Januar 1902 das Bündnis mit Japan, das dieſem den Rücken deckte bei ſeinem Vorgehen gegen Rußland. Engliſche Realpolitik war weit davon entfernt, die Anſicht zu teilen, die in Deutſchland an maßgebender Stelle vertreten wurde, daß es ſich in Oſtaſien um einen gemeinſamen Kampf gegen die „gelbe Gefahr“ handle, zu dem alle weißen und chriſtlichen Völker zuſammen ſtehen müßten, und die daraus eine Art ritterlicher Pflicht hergeleitet hatte, im Boxerkriege vor allen Anderen etwas zu leiſten.

Wie Japan gegen Rußland, ſo hat die engliſche Politik auch bald verſtanden, Frankreich gegen Deutſchland zu gebrauchen. Sie nahm es jetzt als Richtſchnur, daß im Streben nach See-, Handels-

und Kolonialgeltung Deutſchland als der gefährlichere der beiden Mitbewerber zu gelten habe. Da beide jetzt getrennt waren, konnte ſie das. Sie iſt nach Faſchoda zu Vereinbarungen mit Frankreich über die innerafrikaniſchen Grenzen gelangt. Am 8. April 1904 gewährte ſie Frankreich einen Vertrag, der gegen Zugeſtändniſſe in der ägyptiſchen uud der Neufundländer Frage außer kleineren Vorteilen auf den Neuen Hebriden, in Siam, Madagaskar und ſonſt in Afrika der Republik in Marokko eine Stellung und Rechte einräumte, die einem Protektorat über dieſes Land gleichkamen und die Aufrichtung einer geſchloſſenen franzöſiſchen Herrſchaft über ganz Nordafrika vorbereiteten. Eine Verſtändigung mit Spanien ward in dem Vertrage vorbehalten, anderer Mächte nicht gedacht.

Mit Recht iſt dieſes Abkommen in Deutſchland, das ſich eines ſteigenden Verkehrs mit dem produktenreichen Lande erfreute, als eine Schädigung angeſehen worden. So wurde es in weiten Kreiſen freudig begrüßt, daß unſer Kaiſer auf ſeiner Mittelmeerreiſe am 31. März 1905, als der ruſſiſch-japaniſche Krieg in vollem Gange war, in Tanger landete und dem Oheim und Vertreter des Sultans, der zu ſeinem Empfange von Fes herüber geſandt war, erklärte, daß er Marokko als ein unabhängiges Reich anſehe, mit dem alle Nationen gleich berechtigt in Verkehr treten könnten. Das amtliche Frankreich hat dieſe Auffaſſung nicht beſtritten. Die Nation aber ſah in dem Vorgehen des deutſchen Kaiſers einen brüsken Verſuch, ihre berechtigten Wünſche zu durchkreuzen. Ergänzung des heimiſchen Frankreich durch ein neues auf der anderen Seite des Mittelmeeres war ſeit langem das Ideal franzöſiſcher Machtentfaltung bei allen weiter blickenden Patrioten. Die Tanger-Reiſe wirkte in Frankreich ähnlich wie 9 Jahre zuvor das Krüger-Telegramm in England.

Mit engliſcher Hilfe iſt es der franzöſiſchen Politik gelungen, auch die nächſt beteiligten Nachbarſtaaten Spanien und Portugal in ihren Bannkreis zu bringen, was durch das engliſch-deutſche Abkommen vom September 1898 ganz erheblich erleichtert wurde. Auf der Konferenz von Algeſiras im Frühling 1906 leiſtete nur

Österreich „Sekundantendienste“; alle anderen beteiligten Staaten ſchloſſen ſich der franzöſiſchen Auffaſſung mehr oder weniger eng an. Die Unabhängigkeit Marokkos ward grundſätzlich anerkannt, den beſonderen Beziehungen Frankreichs zu dem Lande aber ſo viel Gewicht beigelegt, daß ihrer Ausgeſtaltung im franzöſiſchen Sinne ernſte Hinderniſſe nicht in den Weg geſtellt wurden.

Seitdem hat das „friedliche Durchdringen“ erfolgreich beginnen können. Wenn ſich gegen die kriegeriſche Nachhilfe, die mehrfach angewandt wurde, völkerrechtlich ſtichhaltige Einwände nicht erheben ließen, ſo liegt das zugleich in den Verhältniſſen des Landes, das in Wirklichkeit ein einheitliches Reich nicht war, und in der Geſchicklichkeit, mit der die Franzoſen wie andere in kolonialer Tätigkeit erprobte Völker das geeignete Verfahren in ſolchen Lagen zu handhaben, d. h. die Situationen, die ſie brauchen, zu ſchaffen wiſſen. In den Empfindungen des franzöſiſchen Volkes gegenüber Deutſchland aber ward neben der elſaß-lothringiſchen Frage die Vorſtellung mächtig, daß der verhaßte Nachbar auch in Nordafrika im Wege ſtehe, wie der Ruſſe in uns das Haupthindernis für die Erreichung ſeiner allſlaviſchen und Balkanziele ſah. Artigkeiten, an denen es von leitender deutſcher Stelle her nicht gefehlt hat, haben die Grundſtimmung natürlich nicht beeinfluſſen können. Sie iſt in Folge der Hergänge des Sommers 1911 ſo feindſelig geworden, wie ſie kaum je ſeit 1871 war, feindſelig und, was mehr ſagen wollte und neu war, der eigenen Kraft und günſtigen Stellung bis zum Übermut bewußt.

Unſere Reichsregierung hat geglaubt, dem Tanger vom 31. März 1905 am 1. Juli 1911 ein Agadir hinzufügen zu ſollen. Es hat in der ganzen weiten Welt ſicher nicht viele Leute gegeben, die, freudig zuſtimmend oder entrüſtet ſcheltend, dieſen Schritt nicht als eine beginnende Beſitzergreifung angeſehen haben. Wenn unſere Regierung verkünden ließ, daß ſie nichts beabſichtige als deutſche Untertanen zu ſchützen, ſo konnte dieſe Erklärung nicht anders aufgefaßt werden, iſt auch, wie bald klar wurde, an allerwichtigſter Stelle nicht anders aufgefaßt worden, als daß ſchwerlich ſo bald, vielleicht über-

haupt nicht, der Zeitpunkt kommen werde, wo dieſer Schutz als vollzogen und geſichert anerkannt werden könne. Der diplomatiſche Sprachgebrauch bei zahlreichen ähnlichen Hergängen gerade der jüngeren Vergangenheit rechtfertigt nicht nur ſolche Auslegung, ſondern macht ſie verantwortlichen Stellen geradezu zur Pflicht. Trotzdem glaubte unſere Regierung ſich ohne Schädigung ihres Anſehens gegenüber Frankreichs Einſpruch zurückziehen zu können. Daß es geſchah, während Großbritannien, veranlaßt durch eben jene Erklärung, der Welt verkündete, daß es eine Feſtſetzung Deutſchlands in Marokko nicht dulden werde, gab vollends dieſen Rückzug der Mißdeutung unvermeidlich preis, eine Folge, über die man ſich hätte klar werden können, ehe man den gewagten Schritt tat. In den Verhandlungen, die mit Frankreich geführt wurden, iſt Deutſchland, wie bald unwiderleglich offenbar geworden iſt, Schritt um Schritt zurück gewichen, um im Vertrage vom 4. November 1911 Marokko den Franzoſen zu überlaſſen und ſich ſelbſt einzureihen unter die Nationen, welche die „offene Tür" benutzen wollen. Eine Erweiterung unſerer Kamerun-Kolonie ward als Entgelt angenommen. Für die Beurteilung der Hergänge iſt nicht entſcheidend, welchen Wert dieſe „Kompenſation" hat, auch nicht die Frage, ob nach Tanger und Algeſiras und nach dem, was weiter gefolgt war, ſich mehr hätte erreichen laſſen, ſondern allein und ausſchließlich die Tatſache, daß Deutſchlands Anſehen und damit Deutſchlands Gewicht in der Welt und ſeine Machtſtellung ſchwer geſchädigt wurden durch den traurigen Ausgang ſeiner 1905 ſo geräuſchvoll begonnenen Marokko-Aktion. Anders als 1870 folgte den Fanfaren die Chamade, nicht umgekehrt. Daß es aber ſo kam, war Schuld unſerer Regierung, nicht unſeres Volkes.

Die Hergänge des Sommers 1911 haben das Bedenkliche unſerer Weltlage in grelles Licht geſetzt. Es iſt Eduard VII. gelungen, Englands Verhältnis zu Rußland trotz aller geſchichtlichen Belaſtung weſentlich zu beſſern. Die beiden Mächte ſind einander näher getreten als je ſeit den Zeiten Alexanders I. Nach ſeinem

oſtaſiatiſchen Mißerfolge hat das Zarenreich ſich wieder weſtwärts liegenden Aufgaben zugewandt. Wer gedacht hat, daß die erlittene Niederlage und die inneren Schwierigkeiten Rußland ausſchalten würden aus der Reihe der führenden Mächte, hat ſich gründlich von ſeinem Irrtum überzeugen können. Es hat ſeine Augen von Indien und dem Stillen Ozean abgewendet, dafür aber um ſo entſchloſſener nach den ausgedehnten Binnenländern gegriffen, die vom Amur bis zum Schwarzen Meere hin ſeine Grenzen umſäumen und bis dahin noch mehr oder weniger frei waren von europäiſcher Herrſchaft. Und England hat dieſe Wendung begünſtigt, um ſich den Perſiſchen Golf und damit die zukünftig kürzeſte Verbindung zwiſchen Indien und Europa zu ſichern. Beide aber arbeiteten gemeinſam an der Einengung des Wirtſchaftsgebietes, das Deutſchland ſich in der aſiatiſchen Türkei zu ſchaffen gedachte. So taten die erſte Seemacht der Welt und die beiden gewaltigſten Landmächte Europas ſich zuſammen, Deutſchland nieder zu halten. Die Leiter der engliſchen Politik erklärten, daß ſie Deutſchland nicht hindern wollten, ſich in der Welt auszubreiten, zugleich aber, daß ſie Großbritanniens Intereſſen wahren und den mit anderen Mächten getroffenen Übereinkommen gerecht werden müßten. In der Sprache der Diplomatie ſtehen ja beſonders die Worte friedlich neben einander, die in Wirklichkeiten überſetzt hart zuſammen ſtoßen. Wir konnten ſeitdem wiſſen, daß wir in der Welt nur den Platz haben ſollten, den uns die drei Mächte gönnen wollten.

Die Entwickelung der Marokko-Angelegenheit iſt auch nicht ohne Rückwirkung auf den Dreibund geblieben. Italien ward es ſchwer, einer Vereinigung anzugehören, die auch mit England als Gegner rechnen mußte; die Halbinſel liegt unter den Kanonen von Malta. Jedenfalls war Italiens militäriſcher Wert für ſeine Bundesgenoſſen von dem Augenblicke an, wo England ſich an Frankreich anſchloß, auf ein Minimum herabgedrückt; er lag höchſtens noch in der Entlaſtung der öſterreichiſchen Grenzwacht gegen die Poebene hin. Nun hat aber Italien die Verwickelungen des Sommers 1911 benutzt, um Tripolis zu beſetzen.. Zwei Mächte, mit denen

Deutſchland als mit Freunden rechnen mußte, gerieten in tödliche Feindſchaft. Der Ausgang unſerer Marokko-Politik hatte Deutſchlands Anſehen und Einfluß in der mohammedaniſchen Welt ohnehin geſchädigt. Daß die Vormacht des Mohammedanismus vom erklärten Bundesgenoſſen Deutſchlands unter völliger Hintanſetzung geltenden Rechts mitten im Frieden einer Provinz beraubt werden ſollte, mußte die Hoffnung des Islam auf deutſche Unterſtützung ſeiner politiſchen Wünſche bedenklich ſchwächen.

Man kann ſagen, daß dieſer Wechſel in der Lage Europas und der Welt, der nach franzöſiſcher Ausdrucksweiſe „das durch den Krieg von 1870/71 geſtörte Gleichgewicht wieder herſtellte“, nicht möglich geweſen wäre, wenn nicht eine Art Naturnotwendigkeit ihn begünſtigt hätte. Zu den Schwierigkeiten, die ſich aus unſeren mitteleuropäiſchen Wohnſitzen ergeben, geſellte ſich unſer Eintreten in die Weltpolitik, das unvermeidlich war, wenn wir uns unter den führenden Völkern behaupten wollten. Es ſchuf, wie Bismarck richtig vorausſah, unausbleiblich neue Reibungsflächen. Die europäiſchen Völker hatten ja zweifellos ein gewiſſes Intereſſe, den Frieden unter einander aufrecht zu erhalten, ſchon aus Rückſicht auf die anderen Raſſen. Trotzdem rückten die beſprochenen Hergänge die Gefahr eines kriegeriſchen Zuſammenſtoßes unter ihnen bedenklich nahe, und der vorläufig gefundene Abſchluß ihrer Zwiſtigkeiten bot, wie der Verfaſſer 1912 ſchrieb, „keinerlei Sicherheit, daß der Ausgleich nicht doch auf anderem als auf friedlichem Wege geſucht werde“. Die Art, wie das Reichsland ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts, beſonders ſeit dem Beginn der neuen franzöſiſchen Kirchengeſetzgebung regiert worden iſt, und der Beſchluß, ihm eine Verfaſſung zu geben, haben die Gefahr mächtig geſteigert. Wenn auch fraglich ſein mochte, ob die Elſaß-Lothringer ſich unter franzöſiſche Herrſchaft zurückſehnten, ſo war doch unverkennbar, daß ſie in großer Zahl deutſche Kultur und deutſche Staatseinrichtungen ablehnten, und ihre durch das neue Verfaſſungsleben mehr zu Gehör kommende Oppoſition war nur zu geeignet, die Revanche-Hoffnungen jenſeit der Vogeſen zu beleben. Eine ähnliche Wirkung äußerte der Wandel der Polenpolitik nach Oſten hin. „Einen

Weltkrieg aber müßten wir glänzend beſtehen, wenn er nicht die ſchlimmſten Folgen für uns nach ſich ziehen ſollte", ſchrieb der Verfaſſer 1912 und fügte hinzu: „Vor reichlich einem Jahre mußten in dieſer Deutſchen Geſchichte die Sätze geſchrieben werden: ‚Preußen und Deutſchland hatten es einſt nicht leicht, ſich dem europäiſchen Getriebe richtig einzufügen; der Leitung des Deutſchen Reiches ſind noch verwickeltere und umfaſſendere Aufgaben geſtellt. Sie zu löſen, erfordert an unſeren leitenden Stellen Beſonnenheit, Stetigkeit, Weitblick in beſonderem Maße; weitere falſche Weichenſtellung könnte auf völlig tote Geleiſe führen. Leider muß heute geſagt werden, daß ſolche falſche Weichenſtellung noch neuerdings erfolgt iſt. Wir müſſen auf alles gefaßt ſein. Man hat lange gewohnheitsmäßig die Leitung unſerer auswärtigen Angelegenheiten in feſter, ſtarker Hand gewähnt; weite und gerade die vor allen anderen vaterlandsliebenden Kreiſe ſind heute überzeugt, daß dem nicht ſo iſt.'

„Für unſer Volk aber darf dieſe Lage nur ein Anſporn ſein zu geſteigerter Hingebung. Unſere inneren Verhältniſſe vermögen ſich nicht ſo raſch zu wandeln, daß unſere Volksvertretung bald einen maßgebenden und förderlichen Einfluß auf die äußere Politik gewinnen könnte. So muß das Mögliche geſchehen, die Rüſtung zu ſtärken. Von einer „Minderung der Laſten" kann für abſehbare Zeiten nicht mehr die Rede ſein. Nehmen wir die Opfer willig auf uns, ſo beweiſen wir damit dem Auslande, daß wir entſchloſſen ſind, unſer Reich zu erhalten, wie es iſt, und erwerben uns damit zugleich den Anſpruch, nicht nur ein geeintes, ſondern auch ein freies Volk zu ſein, das die höchſten und letzten Entſcheidungen über ſein Geſchick ſelbſt zu fällen vermag." So 1912! Der Verfaſſer glaubt berechtigt, ja verpflichtet zu ſein, daran zu erinnern.

Die Wahlen zum erſten deutſchen Reichstage, die vollzogen wurden, als unſere Heere noch in Frankreich ſtanden, an dem Tage, da in Verſailles die Friedenspräliminarien ausgetauſcht wurden, ſtanden unter dem Einfluß der Siegesfreude. Beſonders deutlich trat das in Süddeutſchland hervor; es hat nie wieder ſo im Sinne

der neuen Verhältniſſe gewählt bei wie dieſem erſten Gang zur Wahlurne für ein Deutſches Reich. Die große Mehrzahl der Mitglieder des erſten deutſchen Reichstags ſtellte ſich freudigen Herzens auf den Boden der neuen Ordnung.

Aber es fehlte auch nicht an Gegenſtrömungen. Gerade der erſte Reichstag wurde die Geburtsſtätte für eine Partei, die beſtimmenden Einfluß auf die ſpätere Entwickelung des Reiches gewinnen ſollte, die ihm zunächſt aber nicht in freundlicher Geſinnung gegenüber ſtand.

Der Katholizismus hatte ſeit dem Kölner Kirchenſtreit an religiöſer, wie an politiſcher Macht erheblich gewonnen. Strengſte Kirchlichkeit war im Kurſe geſtiegen; Verſuche zur Aufrichtung eines national gefärbten Kirchenweſens, wie ſie kurz vor der 48er Bewegung vor allem Johannes Ronge als Führer des Deutſchkatholizismus vertrat, waren kläglich geſcheitert. Im Frankfurter Parlament und weiter in den Einzellandtagen waren katholiſche Parteianſätze wiederholt merkbar zu Tage getreten, am meiſten, dem Bekenntnis der Bevölkerung entſprechend, in Baiern und naturgemäß in den Übergangsjahren 1866—70. Am 19. Juli 1870 hat der Ausſchuß der bairiſchen zweiten Kammer zunächſt Neutralität beantragt, und als dieſer Antrag von der Kammer abgelehnt wurde, hat faſt ein Drittel ihrer Mitglieder gegen die Mobilmachung geſtimmt.

Es ward und wird den Vertretern dieſer Richtung häufig, zu häufig, der Vorwurf undeutſcher Geſinnung gemacht. Er läßt ſich, wie ſchon einmal bemerkt, nicht aufrecht erhalten. Es waren und ſind in dieſen Kreiſen Männer, die es an deutſcher Geſinnung mit den deutſcheſten der Deutſchen aufnehmen. Auch im Lande Luthers muß man begreifen können, daß es deutſche Männer geben kann, die das Idealbild eines guten Deutſchen ſich nur als Katholiken vorſtellen können. Auch katholiſche Deutſche haben mit innigſter Hingebung Einheit unſeres Volkes, ein Deutſches Reich erſtrebt. Die Bewegung drang aber bei den Katholiken nicht in ſo weite Kreiſe. Das liegt im Gange der Entwickelung unſeres geiſtigen Lebens, in der, beſonders ſeit dem 18. Jahrhundert, der evangeliſche Teil unſeres Volkes ausgeſprochen

die Führung in die Hand genommen hat. Aber vertreten war die Richtung rein und ſtark. Nur dachte ſie ſich die Einigung anders, als ſie geworden iſt, mit der katholiſchen, nicht der proteſtantiſchen Großmacht an der Spitze des neuen Reiches. Sie war großdeutſch. Das verſteht, wer ſich unſerer Geſchichte, wer ſich des Weſens religiöſer Überzeugungen erinnert.

Je mehr die Entſcheidung ſich kleindeutſcher Löſung zuneigte, deſto heftiger wurde naturgemäß die Gegenwehr. Mit all der Leidenſchaft, die dem kriegeriſchen Katholizismus wie kaum einer anderen geiſtigen Richtung zu Gebote ſteht, hat man den Kampf gegen Preußen, den proteſtantiſchen Staat, geführt. Es iſt falſch, vollſtändig falſch, was ſo oft gehäſſig ausgeſprochen und gedankenlos wiederholt wird, daß Bismarck mit dem „Kulturkampf" den Streit mit der katholiſchen Kirche vom Zaun gebrochen habe. Nein, von katholiſcher Seite iſt kein Mittel unverſucht gelaſſen worden, Preußens Emporſteigen in die deutſche Führerſtellung zu hintertreiben. Im Kampfe von 1866 waren in Preußen ſelbſt die Sympathien zahlreicher Katholiken auf öſterreichiſcher Seite. Als die Nachricht von Königgrätz kam, brach Auguſt Reichensperger, deſſen deutſche Geſinnung in innigſter Fühlung mit altdeutſcher Kunſt feſten Grund und Boden hatte, in die Worte aus: „Es koſtet ſehr viel Mühe, ſich in ſolche Ratſchlüſſe Gottes zu fügen." Wer die katholiſche Streitliteratur der 50er und 60er Jahre auch nur einigermaßen kennt, der kann nicht leugnen, daß die Schalen giftigſter Bosheit, widerwärtigſter Verleumdung, deren ja gerade religiöſer Fanatismus ſo fähig iſt, über die „kirchenräuberiſche, ketzeriſche" brandenburgiſch-preußiſche Macht ausgegoſſen worden ſind, ehe ſie in Staat oder Reich auch nur einen Finger gerührt hatte zu Maßnahmen, die als katholikenfeindlich hätten bezeichnet werden können.

Im Anſchluß an Fraktionsbildungen des norddeutſchen Reichstags und des preußiſchen Abgeordnetenhauſes hatte ſich das „Zentrum" in der Stärke von ungefähr 60 Mitgliedern konſtituiert, als der

erſte deutſche Reichstag im März 1871 ſeine Verhandlungen eröffnete.

Zwei neue Hergänge von höchſter Bedeutung für das Leben der katholiſchen Kirche boten der neuen Partei bald bequeme Handhaben, ihre Grundſätze in Reich und Staat zu klarem Ausdruck zu bringen. Am 18. Juli 1870, am Tage vor der franzöſiſchen Kriegserklärung, war der Glaube an die päpſtliche Unfehlbarkeit ein Dogma geworden, und am folgenden 20. September hatten die Italiener Rom beſetzt, dem Kirchenſtaat ein Ende gemacht und den Papſt auf den Vatikan beſchränkt. Bei den Beratungen des Reichstags über die Beantwortung der Thronrede widerſetzte ſich das Zentrum auf das heftigſte einem Paſſus, der, anknüpfend an eine kaiſerliche Bemerkung, betonte, daß Deutſchland ſich jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten fremder Völker enthalten werde, und im preußiſchen Landtage ergab ſich bald die Möglichkeit zu Angriffen auf die Regierung wegen ihrer Haltung gegenüber katholiſchen Staats- und Kirchendienern, die ſich dem Unfehlbarkeitsdogma nicht fügen wollten. An beiden Stellen ging man bald in die ſchärfſte Tonart über, ſcheute ſich auch nicht, die heikle Frage der Abgrenzung ſtaatlicher und kirchlicher Macht mit herausfordernder Deutlichkeit aufzuwerfen.

Bismarck war nicht der Mann, zurück zu weichen. Herkunft und Lebenserfahrung hatten ihn gelehrt, in preußiſchen und deutſchen Angelegenheiten katholiſchen Beſtrebungen mit Mißtrauen zu begegnen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch in den Beziehungen der beiden Bekenntniſſe zu einander die katholiſche Kirche den ſchärferen Standpunkt immer ſchroffer glaubte hervor kehren zu ſollen.

So entbrannte der „Kulturkampf", eine Benennung, mit der Virchow den Sinn des Streites, wie er in liberalen Kreiſen faſt durchweg aufgefaßt wurde, richtig wieder gegeben hat. In Wirklichkeit handelte es ſich aber nicht um einen Kultur-, ſondern um einen Machtkampf, um die Frage, ob das neue Deutſchland kirchliche Autorität auf den Berührungsgebieten mit ſtaatlicher Kompetenz in dem Umfange anzuerkennen habe, wie ihn das Zentrum auf

Grund kanoniſcher Lehre beanſpruchte. Sie hat bis jetzt keine bejahende Antwort gefunden. Von den ſogenannten Maigeſetzen der Jahre 1873 und 1874 iſt nichts mehr übrig geblieben, weder von denen, die ſich mit Verſuchen befaßten, auf die Erziehung und Ausbildung der Geiſtlichen und die Ausübung kirchlicher Aufſicht Einfluß zu gewinnen, noch von jenen, die zur Durchführung der geſetzlichen Beſtimmungen erlaſſen wurden und in ihrer Handhabung auch zu Übergriffen geführt haben. Aber indem Staat und Reich von ſich aus vorgingen, haben ſie ſich die alte Bewegungsfreiheit vollſtändig gewahrt und auf einem der wichtigſten Gebiete durch die Einführung der Zivilehe altüberliefertem Streite im Sinne ſtaatlichen Entſcheidungsrechtes ein Ende gemacht. Gewiß aber hat der deutſche Katholizismus aus dem Kampfe einen unleugbaren Vorteil gezogen. Er iſt in den dauernden, feſten Beſitz einer politiſchen Vertretung gelangt und dadurch im neuen deutſchen Staatsweſen ein Machtfaktor geworden, wie er es ſeit den Tagen Ferdinands II. in geſamtdeutſchen Angelegenheiten nicht mehr geweſen iſt.

Schon die zweiten Wahlen zum deutſchen Reichstage im Januar 1874 brachten das Zentrum nahezu auf die Stärke, in der es ſich ſeitdem durch den ganzen Lauf der Jahre ohne erhebliche Schwankungen erhalten hat. Beſonders im Süden wurden Erfolge errungen. Die Vertreterzahl entſpricht nicht ganz dem Anteil des katholiſchen Bekenntniſſes an der deutſchen Bevölkerung, aber ſie gibt einen ſicheren Maßſtab für den Umfang des Einfluſſes, den dieſes Bekenntnis feſt in der Hand hat. Ihr „feſter Turm“ hat bis jetzt jede Regierung, jede andere Parteirichtung gezwungen, Rückſicht zu nehmen. Es war das um ſo mehr der Fall, als andere Strömungen, die grundſätzlich gegen den Beſtand des Reiches kämpften, alsbald beim Zentrum Anſchluß ſuchten. Der Hannoveraner Windthorſt, der bald in der neuen Partei eine leitende Stellung gewann, führte ihr die Welfen zu. Die Polen näherte ſchon ihr Bekenntnis dem Zentrum. Däniſche und elſaß-lothringiſche Proteſtler fanden hier Fürſprecher oder Geſinnungsgenoſſen. So beſtand bald ein Drittel des deutſchen

Reichstags aus Männern, die entweder das Reich an ſich oder das beſtehende verneinten.

Die Lage wäre nicht allzu bedenklich geweſen, wenn den „Reichsfeinden", als welche Bismarck die grundſätzlichen Gegner einmal glaubte kennzeichnen zu ſollen, eine geſchloſſene Mehrheit von Reichsfreunden gegenüber geſtanden hätte. Aber das war nicht der Fall. Die herkömmlichen Strömungen waren nur vorübergehend in das große patriotiſche Bett zuſammen gefloſſen; bald ergoß ſich jede wieder in der gewohnten Richtung. Wenig hatte das für die Frage der Erhaltung des Reiches zu bedeuten bei den preußiſchen Konſervativen. Sie haben wohl Schwierigkeiten gemacht, ſo weit die Geſetzgebung beſtimmt war, Zentrumstendenzen zu bekämpfen; ſie ſtanden aber der Regierung, die ja doch die ihres Königs war, zur Verfügung in allem, was dieſe für den äußeren Beſtand des Reiches als notwendig anſah. Weit ſtörender wurde die Spaltung der Liberalen.

Sie war verſchwunden geweſen in der Konfliktszeit. Einheitlich hatte man ſich als „Fortſchrittspartei" in der Heeresfrage der Regierung widerſetzt. Aber mit 1866 ſchieden ſich wieder die Geiſter. Was Sinn hatte für vollzogene Tatſachen, für geſchichtliche Notwendigkeiten, ſtellte ſich auf den Boden des Geſchehenen und war bereit, mit der Regierung zu arbeiten. Die ſo dachten, bildeten die neue Partei der Nationalliberalen. Was der Doktrin huldigte, ſtimmte unter dem alten Namen im preußiſchen Landtage gegen die Bewilligung der Indemnität, im norddeutſchen Reichstage gegen die Bundesverfaſſung. Der Übertragung dieſer Verfaſſung auf das Reich ſetzte die Fortſchrittspartei zwar nicht ſo grundſätzlichen Widerſpruch entgegen, aber ihr Ziel, wie auch das der ſüddeutſchen Demokraten, blieb doch in Reich und Staat die Beugung der Regierung unter den Volkswillen. Es war ein Kampf um die letzten Konſequenzen der Frage nach der Quelle ſtaatlicher Macht, die 1848 an verſchiedenen Orten ſo ſchroff formuliert worden war. Als konſtitutionelles Verfaſſungsleben wollte man nur das parlamentariſche anerkennen, die Abhängigkeit der Miniſter von den Vertretungsmehrheiten. Engliſche,

franzöſiſche, italieniſche Vorbilder ſchienen beweiſend. Man überſah oder wollte nicht ſehen, daß nur ein Staat mit feſtem, überliefertem Einheitsgefühl und einheitlichen parlamentariſchen Mehrheitsbildungen ein ſolches Syſtem unbedenklich annehmen kann, ein Syſtem, das in ſeinem Urſprungslande England ſelbſt in Frage geſtellt worden iſt, als die Irländer als dritte Partei die Sicherheit ſolcher Übung ſtörten. Man war oder ſtellte ſich blind gegen die Gefahren, die dem jungen Deutſchen Reiche drohten, wenn man ſeinen Beſtand auf den Boden ſolchen Verfaſſungslebens ſtellen wollte. Man überſah auch Kraft und Bedeutung des preußiſchen Königtums, die zwei Jahrhunderte ſtreng monarchiſcher Entwickelung ihm gegeben hatten.

Im Ringen um ihr Ziel griff die linksliberale Oppoſition zu dem Mittel, das noch alle Oppoſitionen in ſolchen Fällen angewendet haben, ſie erſchwerte der Regierung nach Kräften die Geldbeſchaffung, vor allem für Zwecke der Landesverteidigung. Iſt es doch von jeher erſter und oberſter Grundſatz aller nach Macht ringenden ſtaatlichen Parteien geweſen, das Heer in die Gewalt zu bekommen. Die preußiſche Verfaſſung von 1848 hatte wie die kurheſſiſche von 1831 das Heer auf die Verfaſſung ſchwören laſſen. Gern hätte man es im Reiche wieder ſo gehabt. Die Extremen, beſonders Süddeutſche, forderten ein Milizheer. Man ſträubte ſich gegen jede längere Bewilligung und verfocht die alljährliche Vereinbarung der Heeresſtärke als einen unveräußerlichen Beſtandteil des Budgetrechts.

Man traf damit den für die Regierung empfindlichſten Punkt. Hatte ſie in der Konfliktszeit in dieſer Frage nicht nachgeben wollen, ſo noch viel weniger jetzt nach drei glorreichen Kriegen und eingeholter Indemnität. Die europäiſchen Verhältniſſe geſtatteten ſolche Nachgiebigkeit auch ſchlechterdings nicht; darüber iſt heute jeder belehrt, der überhaupt belehrt ſein will. Die preußiſch-deutſchen Waffenerfolge haben alle großen europäiſchen Feſtlandsſtaaten veranlaßt, deutſche Heereseinrichtungen nachzuahmen; insbeſondere hat ſich Frankreich bald wieder bis an die Zähne gewappnet. Nach dem Erfolge von 1866 glaubte die deutſche Regierung, die Laſt gegenüber der bis dahin von Preußen ge-

tragenen erleichtern zu können. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes setzte die Heerespflicht auf zwölf Jahre herab; sie kannte keine Landwehr zweiten Aufgebots. Die fremden Rüstungen und die Gestaltung der politischen Lage haben es aber notwendig gemacht, nach und nach wieder auf die früheren preußischen Einrichtungen zurückzugreifen. Mit dem Landsturmgesetz vom Februar 1888 sind sie völlig wieder ins Leben getreten. Leider sind später die Übungen der Ersatzreserve in Wegfall gekommen, und man ist mehr und mehr zurückgeblieben hinter der Forderung, jeden wehrfähigen Deutschen auch zum Soldaten auszubilden, ein Versäumnis, daß sich in diesem Kriege bitter gerächt hat, und an dem Regierung und Reichstag gleich schuldig sind. Die finanziellen Bedenken, die besonders abgehalten haben, waren wahrlich übel angebracht; das sieht jetzt jeder.

Im Kampf um diese Fragen konnte die liberale Opposition mit Sicherheit auf den Beistand des Zentrums und seines Anhangs zählen. Die Lage ward für die Regierung schwieriger und schwieriger, als sich eine weitere Partei herausbildete, die nicht nur das Reich, sondern auch monarchische und die bestehende gesellschaftliche Ordnung grundsätzlich verneinte.

Die Sozialdemokratie ist zuerst im norddeutschen Reichstag parlamentarisch vertreten gewesen; bei der Bewilligung des 1870 von der Regierung geforderten Kriegskredits haben Bebel und Liebknecht sich der Abstimmung enthalten. Im ersten deutschen Reichstag hatte die Partei zwei Vertreter; sie wuchs aber bei den nächsten Wahlen, 1874 auf 9, 1877 auf 13 Mitglieder. Die rasch (11. Mai und 2. Juni 1878) auf einander folgenden Attentate Hödels und Nobilings auf den Kaiser und das durch sie veranlaßte Sozialistengesetz, das nur nach einer Reichstagsauflösung durchgebracht werden konnte, haben die Partei nur ganz vorübergehend zurückgedrängt. 1884 zog sie mit 24 Mitgliedern in den Reichstag ein. Nach einer abermaligen kurzen Schwächung in den Septennatswahlen des Jahres 1887 und nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes Ende September 1890 ist sie rasch weiter gewachsen, bis sie in den Reichstag von 1903 über 80 Vertreter entsenden konnte. Die Zahl der für

ſie abgegebenen Stimmen war mit ununterbrochener Stetigkeit geſtiegen; 1903 erreichte ſie mit drei Millionen faſt ein Drittel aller, ließ die jeder anderen Partei weit hinter ſich zurück. In den Wahlen vom Januar 1907 ſank zwar die Vertreterzahl auf die Hälfte herab, die der abgegebenen ſozialiſtiſchen Stimmen aber hob ſich noch. Die Reichsfinanzreform vom Juli 1909, die böſe Dürre des Sommers 1911, welche die wachſenden Koſten des Lebensunterhalts noch beſonders ſteigerte, und nicht zuletzt die Mißerfolge der auswärtigen Politik, die der Regierung in ſonſt gutgeſinnten Kreiſen Glauben und Vertrauen raubten, haben dann in der Januarwahl 1912 die ſozialdemokratiſche Flut zu bisher nie gekannter Höhe anſchwellen laſſen: 110 Vertreter im Reichstage und über vier Millionen Stimmen!

Was der Sozialdemokratie im Laufe der Jahre zugewachſen iſt, hat ganz überwiegend der bürgerliche Liberalismus verloren. In ländlichen Bezirken hat der Sozialismus im allgemeinen nur Fuß faſſen können, wo kleinbäuerliche und induſtrielle Tätigkeit ſich durchſetzen. So hat das Emporkommen der Sozialdemokratie die Aktionskraft des in ſich ſchon geſpaltenen Liberalismus, der ſtets der Hauptträger deutſcher Einheits- und Freiheitsbeſtrebungen geweſen war, ganz außerordentlich gelähmt.

Die erſt auf dem Boden der Reichsverfaſſung möglich gewordene neue Partei konnte ihrer Natur nach nicht anders als rüſtungsfeindlich ſein. Ihre Führer lehrten die Revolution nach franzöſiſchem Muſter als einziges Mittel, Beſſerung in ihrem Sinne zu ſchaffen. Dieſes Ziel war nicht erreichbar ohne Schwächung, ja Abſchaffung des feſtgefügten deutſchen Heeres. So ſtieß die Regierung bei ihren Vorlagen zu Rüſtungszwecken auf immer ausgedehnteren Widerſtand. Die Linksliberalen ließen ſich nicht irre machen dadurch, daß ſie ſich in Geſellſchaft von Parteien befanden, deren letzte Ziele weit entfernt lagen von den ihrigen, und von denen die eine von vorn herein weit ſtärker war als ſie ſelbſt, die andere es im Laufe der Zeit wurde. Die Auflöſungen, die der Reichstag nach der erſten durch das Scheitern des Sozialiſtengeſetzes veranlaßten erlebt hat, ſind ſämtlich durch Heeresfragen herbeigeführt worden, 1887 durch die Ablehnung der Septennatsvorlage, 1893 durch die

Verweigerung der nötigen Mittel für die Durchführung der geſetzlich feſtzulegenden zweijährigen Dienſtzeit, 1906 durch die Weigerung einer in dieſem Falle faſt ganz aus Zentrumsleuten und Sozialdemokraten zuſammengeſetzten Reichstagsmehrheit, die von der Regierung für die Befriedung Südweſt-Afrikas notwendig erachteten Streitkräfte zu bewilligen.

Das grundſätzliche Feſthalten an Doktrinen und Vorbildern, die, der Fremde entnommen, auf deutſchem Boden nur ſchwer Anwendung finden konnten, beſchränkte ſich naturgemäß aber nicht allein auf das Heerweſen. Hier war wohl der wichtigſte, aber nicht der einzige Kampfplatz für die Entſcheidung von inneren Machtfragen. Von England her hatte ſich der Glaube an die allein ſelig machende Kraft des vollkommenen Freihandels ſo ziemlich des geſamten Liberalismus bemächtigt, und in ſeinen linksſtehenden Kreiſen war trotz 1866 und 1870 nicht wenig übrig geblieben, was der einſt ausgegebenen Deviſe, man müſſe Preußen den Großmachtkitzel austreiben, entſprach und mißtrauiſch und widerwillig machte gegenüber jedem ernſtlichen Anlauf zu deutſcher Machtpolitik. So erhob ſich, wiederum aus liberalen, zum Teil ſogar aus reichsbegeiſterten Kreiſen, Widerſpruch gegen die Handels- und Wirtſchaftspolitik, welche die Regierung gegen Ende der 70er Jahre glaubte einſchlagen zu ſollen, und weiterhin, hier allerdings allein von Linksliberalen, gegen koloniale Betätigung.

Die gemäßigte Freihandelspolitik des Zollvereins neigte, als er ins Deutſche Reich überging, mehr und mehr einer Freigebung des Verkehrs nach engliſchem Muſter zu. Im Jahre 1873 brachte die Regierung Anträge auf Reform des Zolltarifs in dieſem Sinne an den Reichstag. Sie trafen aber ſchon auf eine Schutzzollſtimmung, die ſo ziemlich das ganze feſtländiſche Europa ergriffen hatte. Ein Hauptteil der Reform, die Aufhebung der Eiſenzölle, wurde auf den 1. Januar 1877 vertagt. Er iſt auch dann nicht zur Ausführung gekommen. Auch in Deutſchland zeigte ſich wie außerhalb bei den Erwerbsſtänden ein ſteigendes Bedürfnis nach „Schutz der nationalen Arbeit“. Bei der Landwirtſchaft war es be-

ſonders hervor gerufen durch die ungemein geſteigerte Leiſtungsfähigkeit des Verkehrsweſens, das geſtattete, mit den Erzeugniſſen entlegener, leichter produzierender Länder die heimiſchen Erträge zu unterbieten und zu entwerten. Induſtrielle und Landwirte ſchloſſen ſich zuſammen, der Handels- und Zollpolitik des Reiches eine andere Richtung zu geben.

Der Begründer des Reiches hat ſich ihnen nicht verſagen wollen. Er iſt für den Reſt ſeines Lebens ein überzeugter Vertreter dieſer Beſtrebungen geblieben. Den erſten geſetzgeberiſchen Erfolg errangen ſie 1879, weitere den Zollſchutz ſteigernde in den Jahren 1881, 1885 und 1887. Zur Zeit Caprivis trat eine mäßige Herabſetzung der agrariſchen Zölle ein; aber 1902 wurden dieſe ſo hoch geſteigert, wie ſie noch nicht geweſen waren. Sie erreichten ihren gegenwärtigen Stand.

Hand in Hand mit der Abſicht, die heimiſche Arbeit zu ſchützen, ging dabei die andere, dem Reiche Finanzquellen zu öffnen. Es zog ſeinen Bedarf aus den Erträgen der Zölle und der Poſt. Soweit dieſe nicht ausreichten, war es auf die Matrikularbeiträge der einzelnen Staaten angewieſen, von deren allzu großer Steigerung die Organiſation des Reiches, die verſchiedene Leiſtungsfähigkeit der Einzelſtaaten und die dadurch gebotene Rückſicht auf ihren Beſtand dringend abmahnten. So ſind auch Zölle und Steuern erhoben bzw. erhöht worden auf Waren, bei denen irgend welche handelspolitiſche Abſichten nicht in Frage kamen, ſo vor allem auf Tabak und alkoholiſche Getränke, auch auf Kaffee, Tee, Petroleum. Durch Vergütungen und Zugeſtändniſſe verſchiedener Art ſuchte man blühende Ausfuhrbetriebe zu erhalten oder auch beſonderen Produktionszweigen einzelner Landesteile gerecht zu werden, wie etwa bei der Beſteuerung von Zucker und Sprit.

Es war ein kompliziertes Syſtem, doch ſo geworden im Anſchluß an die gegebenen, ſo verſchiedenartigen Verhältniſſe. Geſetzgeberiſch war ja das Deutſche Reich wohl ein einheitliches Wirtſchaftsgebiet, ſeinem Betriebs- und Erwerbsleben nach aber aus geſchichtlichen und zugleich aus geographiſchen Urſachen lange nicht ſo geſchloſſen wie etwa Frankreich oder Großbritannien. Niemand wird behaupten dürfen, daß dieſes Syſtem für alle Zeiten den Be-

dürfniſſen genügen werde, niemand aber auch, daß ſeine Verkehrtheit durch die Folgen erwieſen ſei. Mehr noch als in den beiden erſten Jahrzehnten ſeines Beſtehens hat ſich im Deutſchen Reiche in den letzten zwanzig Jahren vor dem Kriege das geſamte Wirtſchaftsleben mächtig entwickelt, die Bevölkerung ſich vermehrt, ihr Wohlſtand in Stadt und Land in erfreulichſter Weiſe ſich gehoben. Der deutlichſte Beleg für Deutſchlands Gedeihen unter der neuen Wirtſchaftsordnung iſt wohl die Tatſache, daß die früher ſo ſtarke Auswanderung, die noch 1881 mit der Zahl 221 000 die höchſte Jahresziffer erreichte, ſeit der Mitte der 90er Jahre nicht nur faſt ganz aufgehört hat, ſondern auch in immer ſtärkerem Maße, wie ſich aus dem ſteigenden Mehrbetrag der Bevölkerungszunahme gegenüber dem Geburtenüberſchuß ergibt, von der Einwanderung überholt worden iſt. Daß der Grund nicht in den überſeeiſchen Verhältniſſen liegt, beweiſt die gerade in den letzten Jahren mächtig angewachſene Einwanderung in die Vereinigten Staaten aus nichtdeutſchen Ländern.

Naturgemäß war die Zoll- und Wirtſchaftspolitik des Reiches trotzdem ein heiß umſtrittenes Gebiet. Faſt noch ſchwerer als in rein politiſchen Fragen hat man ſich hier von dem beſchränkten Wert der Doktrin überzeugen laſſen. Die Einſicht, daß Freihandel und Schutzzoll keine wirtſchaftlichen Glaubensbekenntniſſe darſtellen können, daß ihre Anwendbarkeit von der Lage der Dinge abhängt, hat auch heute noch nicht in allen Kreiſen Platz gegriffen. Den erſten Verſuchen, in die neue Richtung einzulenken, widerſetzte ſich ſo ziemlich der geſamte Liberalismus. Ein Teil ward gewonnen; aber im Widerſtreit der Meinungen büßte die nationalliberale Partei ihre bis dahin führende Stellung ein. Sie ſpaltete ſich im Oktober 1880 in zwei ziemlich gleich ſtarke Hälften, von denen die „Sezeſſioniſten“ ſich im März 1884 mit der Fortſchrittspartei zur „Deutſchen freiſinnigen Partei“ zuſammenſchloſſen zu gemeinſamer Oppoſition gegen den Reichskanzler vor allem in den wirtſchaftlichen, aber auch in zahlreichen andern, ſelbſt in militäriſchen Fragen. Der beſonders im Oſten lebendige Gegenſatz zwiſchen Bürgertum und ländlichem Grundbeſitz ſpielte mit. Es

ſind für die innere deutſche Politik bedeutungs-, in gewiſſem Sinne verhängnisvolle Jahre geworden.

Denn die Unterſtützung, die Bismarcks wirtſchaftlichen Reformgedanken von der Mehrzahl der Liberalen verſagt wurde, fanden ſie beim Zentrum. Es entſtammte überwiegend ländlichen Kreiſen, hat dort ſtets ſeine Hauptſtütze behalten. So entſprach die Auffaſſung der Regierung den Intereſſen *ſeiner* Wähler. Die 1879 eingeleitete Handelspolitik hat in ihrem weiteren Verlaufe ununterbrochen *mit* dem Zentrum gemacht werden können und zum großen Teil gemacht werden müſſen. Sie hat die „reichsfeindliche" Partei zuerſt zu dauernder Mitarbeit am Reiche geführt; in einer der wichtigſten Fragen ward ihre Beihilfe zur Geſundung der Verhältniſſe unentbehrlich. Die Gunſt dieſer Stellung iſt ihr zugute gekommen, und ſie hat ſie zu benutzen verſtanden.

Die nächſte Folge war das Abflauen des Kulturkampfes in Staat und Reich ſeit dem Ausgange der 70er Jahre. Rufer im Streit waren nicht zuletzt Linksliberale geweſen, aus deren Reihen heraus Virchow das Kennwort geprägt hatte. Die Regierung hatte keinen Anlaß, weiter in deren Bahnen zu wandeln. Sie konnte nicht dauernd die Waffen kreuzen mit einer Partei, deren ſie ſich in Lebensfragen der Nation bedienen mußte. Sie kam auch zu der Anſicht, daß die ſtaatlichen Maßnahmen nicht alle gleich berechtigt, zum Teil auch wirkungslos waren. So weit es ſich um Kampfgeſetze handelte, war ja überhaupt die Meinung nicht geweſen, etwas Dauerndes zu ſchaffen. Zudem war es der Regierung ja nie in den Sinn gekommen, die katholiſche Kirche irgend wie anzutaſten, ſoweit ſie chriſtliche Lebensanſchauungen vertrat. Die poſitive und konſervative Richtung, die bei der preußiſchen Regierung in kirchlichen Dingen herkömmlich war, hat man auch in den neuen Verhältniſſen nach Kräften beibehalten. Auf dieſem Gebiete hat auch zwiſchen Zentrum und Konſervativen ſtets eine Fühlung beſtanden, die es manchem Konſervativen ſchwer, einzelnen unmöglich gemacht hat, der kirchengegneriſchen Geſetzgebung zu folgen.

So ist es zur allmählichen Abbröckelung der Kulturkampf-Gesetze gekommen. Schon im Beginn der 90 er Jahre, besonders seit dem Sperrgelder-Verwendungs-Gesetz vom Juni 1891, konnte von irgend welcher ernst zu nehmenden Störung der katholischen Kirche in ihrer Wirksamkeit auf deutschem Boden nicht mehr die Rede sein. Mit der während des Weltkrieges vollzogenen Beseitigung des letzten Restes vom Jesuitengesetz sind die heftig umstrittenen Abwehrmaßnahmen der Reichsregierung völlig verschwunden. Die Umwälzung des 9. November 1918 hat dem Zentrum ganz neue Aufgaben gestellt. Es genießt schrankenlose Bewegungsfreiheit. In die Hauptstadt des Reiches hat ein päpstlicher Nuntius seinen Einzug gehalten. Wenn im Gefolge der Revolution auch die Pflege der Religion Not zu leiden droht, so teilt der Katholizismus diese Gefährdung mit dem Protestantismus. Beide Bekenntnisse sollten ihr Schulter an Schulter begegnen. Es bleibt abzuwarten, wie das Zentrum, das ja wiederholt die Führer des neuen Deutschland stellte, seinen neuen Pflichten genügen wird. Hätte ein Erzberger noch in seinen Reihen Geltung oder blieben Männer ähnlicher Art bei entscheidendem Einfluß, so wären die Aussichten für unser schwer darniederliegendes Volk trübe genug.

Die Stellung des Zentrums gewann weiter, indem sich noch andere Berührungspunkte mit Regierungsbestrebungen fanden und zu anhaltender Mitarbeit führten.

Es entsprach weder preußischer noch deutscher Auffassung von Staatspflichten gegenüber öffentlicher Wohlfahrt, daß man der Sozialdemokratie, in der man doch vor allem eine Bewegung handarbeitender Klassen erblicken mußte, allein mit Repressivmaßregeln zu begegnen habe. So folgte dem Sozialistengesetz die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. Sie ist Ausgangspunkt einer umfassenden Gesetzgebung zur Besserung der Lage der minder bemittelten Klassen geworden, in Sonderheit der Industrie-Arbeiter im weitesten Sinne. Kein Land der Welt hat anerkanntermaßen ein auch nur annähernd so entwickeltes Fürsorgesystem für die im Daseinskampfe weniger Begünstigten aufzuweisen, wie das neue Deutsche Reich es in seinen sozialen Gesetzen besitzt.

Die Unzufriedenheit der Massen hat dadurch nicht gemindert werden können; man kann sogar sagen, daß sie gesteigert wurde, indem die er-

reichte Beſſerung der Lage zu neuen Anſtrengungen reizte. Irgend welcher Ausgleich der Prinzipien lag ja in den Zugeſtändniſſen nicht. Die Sozialdemokratie wollte und will den Staat beherrſchen. Sicher iſt, daß die Organiſationen, die zur Durchführung der neuen Geſetzgebung geſchaffen wurden, Kraft und Schulung der ſozialiſtiſchen Partei außerordentlich geſtärkt haben. So wird erſt die Zeit entſcheiden, ob der eingeſchlagene Weg der richtige war, ob nicht vermehrte Bewegungsfreiheit ein beſſeres Heilmittel für ſoziale Schäden, ein wertvolleres Erziehungsmittel zu geſellſchaftlichem und ſtaatlichem Verantwortlichkeitsgefühl geweſen wäre als Erweiſung von Wohltaten auf Koſten des Staates. Daß aber die getroffenen Maßnahmen aufrichtig gemeint waren, daß ſie dem ehrlich gefühlten Bedürfnis entſprangen, die Härten und Ungleichheiten menſchlichen Daſeins nach Kräften zu mildern und einzuebnen, kann nur unverſöhnlicher Klaſſenhaß in Abrede ſtellen. Sie waren recht aus deutſchem Geiſt, aus deutſchem menſchlichem Empfinden geboren. An ihrer Durchführung aber hat das Zentrum, zunächſt zwar zögernd, dann aber immer ſtetiger und nachdrücklicher, mit gearbeitet; ſie lagen in der Richtung ſeiner Weltanſchauung. Es hat hier mehr als einmal zu treiben und zu führen verſucht und iſt ſo weiter in das Leben des neuen Reiches hinein gewachſen.

Und etwas Ähnliches hat ſich aus der deutſchen Kolonialpolitik ergeben. Ihr Beginn fällt in die Zeit des Tiefſtandes der deutſchen parlamentariſchen Verhältniſſe. Die neue Wirtſchaftspolitik hatte die Regierung von dem weitaus größeren Teil des Liberalismus völlig getrennt. Zwar ſtießen ihre kolonialen Unternehmungen in dieſen Kreiſen nicht auf gleich umfaſſenden Widerſtand, aber die Linksſtehenden waren einig, ſie zu verwerfen. Für ſie waren die Millionen von Quadratkilometern neuen Beſitzes nichts als Sandbüchſen oder Fieberhöhlen, in denen man ſich obendrein noch Naſenſtüber von England holen könne. Selbſt ein Mann wie Virchow ſtimmte in dieſen Chorus ein. Das Zentrum fand in dieſen Beſtrebungen zunächſt nichts, was es hätte bewegen können, von ſeiner gewohnten Oppoſitionsſtellung zu laſſen. So kam es

um die Mitte der 80er Jahre im Reichstage zu den wunderlichſten, nur aus reiner Verärgerung erklärlichen Abſtimmungen, ſobald die jungen Kolonien, überhaupt das Auswärtige Amt in Frage kamen.

Da tagte im Oktober 1888 in Köln der Katholikentag. Auch Kardinal Lavigerie, Frankreichs Führer im Kampfe für die Miſſion und gegen die Sklaverei, war anweſend. Er brachte ſeinen Glaubensgenoſſen zum Bewußtſein, welch ungeheurer Vorteil der Kirche, ihrem Glauben, ihrer Geſittung erwachſen könne, wenn das Deutſche Reich mit ſeinen Machtmitteln eintrete für die Erſchließung und Kultivierung Afrikas. Er hielt Deutſchland nicht für unfähig zu koloniſieren. Seitdem hat das Zentrum der Kolonialpolitik nicht mehr grundſätzlich abgeneigt gegenüber geſtanden. Nach ſeiner Art hat es ſeine Bewilligungen aber ſtets eng zu umgrenzen gewußt, der Regierung die Bewegungsfreiheit tunlichſt beſchränkt; das iſt doch zunächſt nicht allzu ſchmerzlich empfunden worden unter einem Reichskanzler, der, wie Caprivi, die Anſicht vertrat: „Je weniger Afrika, deſto beſſer", und der ſich gemüßigt ſah, den bei ſeinem Amtsantritt übernommenen Anſchlag für Oſtafrika, ehe er noch im Reichstag zur Diskuſſion geſtellt worden war, von $3^1/_2$ auf $2^1/_2$ Millionen herab zu ſetzen. Zu einer grundſätzlichen Oppoſition gegen Kolonialpolitik iſt das Zentrum nie mehr zurück gekehrt, während noch ſo mancher aufrechte Liberale kein anderes Lied zu ſingen wußte als die eine verneinende Litanei.

Indem das Zentrum ſo durch die Ereigniſſe, die in Folge der großen Zeitbewegungen über Deutſchland dahin gingen, zu immer näherer Verbindung mit der neuen Staatsbildung geführt wurde, der es anfangs ſo ſchroff ablehnend gegenüber geſtanden hatte, ſah es ſich im weiteren Verlauf der Dinge vor die Verpflichtung geſtellt, als ſtärkſte Partei eben dieſem Staatsweſen Stütze zu werden und damit vor jedermanns Blicken klar zu legen, daß es das ſo oft und ſo hart bekämpfte neue Reich auch ſo, wie es war, nicht mehr entbehren wollte.

Bis zum Wandel der handelspolitiſchen Richtung hat die Geſetzgebung des Reiches ſich vor allem auf die nationalliberale Partei geſtützt. Im Reichstage von 1874—1877 zählte ſie nicht weniger als

155 Mitglieder. Mit anderen ihr naheſtehenden Mittelgruppen, beſonders nach rechts hin, bot ſie der Regierung in allen wichtigeren Fragen jederzeit eine ſichere Mehrheit. Man darf ſagen, daß dieſe Richtung, in der die willigſten Träger deutſcher Einheits- und Freiheitsbeſtrebungen vereinigt waren, neben Preußens Regierung ſelbſt weitaus das Meiſte getan hat, Deutſchland „in den Sattel zu ſetzen", ja, daß das neue Deutſchland ohne ſie gar nicht denkbar wäre. Die 80er Jahre haben ſie zerfallen ſehen. Was blieb und ſich bis heute, wenn auch in veränderter Geſtalt, behauptet hat, iſt nur ein dürftiger Reſt der großen reichsgründenden Partei, mehr eine Erinnerung an ihre frühere Bedeutung als eine Fortſetzung ihrer Wirkſamkeit, vielleicht ein brauchbarer Anknüpfungspunkt für zukünftige Neubildung.

An die Stelle verhältnismäßiger Überſichtlichkeit iſt mit den 80er Jahren die buntſcheckige Vielgeſtaltigkeit der Gruppierungen getreten, durch die ſich das deutſche Parteileben ſeitdem ausgezeichnet hat. Die großen nationalen Geſichtspunkte wurden zurück gedrängt von Einzelbegehren und Sonderanliegen verſchiedener Bevölkerungs- und Berufsklaſſen.

Zu Beginn des Jahrzehnts kam zunächſt der Antiſemitismus auf und neben ihm das Beſtreben, die ſozialen Fragen immer mehr in den Vordergrund des politiſchen Lebens zu rücken. Man wurde ſozial unter allen möglichen Etiketten: Deutſch, chriſtlich, national, evangeliſch. Es brach die Zeit herein, in der wir mitten inne ſtehen, wo nichts mehr recht gangbar iſt, was ſich nicht mit dem Beiwort „ſozial" ſchmückt; vor einem Menſchenalter würde man geſagt haben „demokratiſch". Die Tendenzen der „Steuer- und Wirtſchafts"-Reformer haben, ſo weit ſie agrariſch ſind, im „Bund der Landwirte" 1893 einen parteimäßigen Ausdruck gefunden, von dem ſich 1909 noch wieder der „Bauernbund" geſondert hat.

Was dieſen Gruppen zuwuchs, ſtammte zum weit überwiegenden Teil aus dem mittleren Lager, da die Konſervativen verwandten Tendenzen näher ſtanden. Dazu kam der ſteigende Verluſt an die extreme Linke. Sozialdemokratie und Zentrum wurden an ſich ſchon in ihrer Ausbreitung und Bedeutung gefördert durch die Zerſetzung der regierungs- und reichsfreundlichen Richtungen. Die

Septennatswahlen brachten die nationalliberale Partei noch einmal auf die ansehnliche Stärke von 110 Mitgliedern. Von 1887—1890 konnte sich die Regierung auf eine nationalliberal-konservative Reichstagsmehrheit stützen, die in nationalen und in Machtfragen nicht versagte. Die Gelegenheit wurde benutzt zum Wiederaufbau der alten preußischen Wehrverfassung und zur Erschließung neuer Finanzquellen für das Reich, doch auch zur Umwandlung der dreijährigen Legislaturperioden in fünfjährige.

Die Wahlen vom Februar 1890 machten dem Übergewicht der „Kartellparteien" ein Ende, ganz besonders in Folge ihrer Steuer- und Geldbewilligungen. Als der Reichstag im Mai 1893 aufgelöst wurde, weil er die Mittel versagte, die zur Durchführung der so oft von der Opposition geforderten zweijährigen Dienstzeit erforderlich waren, brachten die Neuwahlen diesen Parteien zwar eine Verstärkung, aber entfernt nicht in dem Maße wie 1887. Das neue Militärgesetz erlangte nur mit Hilfe von sieben polnischen Stimmen eine Mehrheit. Am 23. März 1895 lehnte dieser Reichstag es mit 163 gegen 146 Stimmen ab, den Fürsten Bismarck zu seinem 80. Geburtstage zu beglückwünschen! Zu der Mehrheit gehörten neben Zentrum und Sozialdemokraten auch die freisinnige und die Volkspartei! Der konservative Präsident des Reichstages legte darauf sein Amt nieder. Von da an bis zu der Auflösung im Dezember 1906 hat der Reichstag unter der Leitung eines Zentrums-Abgeordneten getagt. Ein Menschenalter hat viel zu wandeln vermocht. Die mit dem Gefühl völliger Enttäuschung ins Reich eingetreten waren, die ihm so oft ihr Mißtrauen ausgesprochen hatten, waren seine Vornehmsten geworden, Zentrum „Trumpf", die „Reichsfeinde" Reichsleiter.

Dem Reiche sind daraus zunächst keine unüberwindlichen Schwierigkeiten erwachsen. Die Ausgestaltung der durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit veranlaßten Neuformationen hat nach und nach ohne bedenklichere Reibungen teilweise durchgeführt werden können. Heeresvorlagen großen Maßstabes einzubringen, hat die Regierung nicht gewagt aus Furcht vor Konflikten, die bei nach-

haltiger Forderung auch ſicher eingetreten wären. So iſt es dahin gekommen, daß eine Überlegenheit Deutſchlands über Frankreich in Bezug auf Stärke der Rüſtung beim Ausbruch des Krieges kaum noch vorhanden war. Dagegen hat der ſtarke Ausbau der deutſchen Flotte, weit über jedes unter dem erſten Reichskanzler in Ausſicht genommene Maß hinaus, in dieſer Zeit begonnen und iſt geſetzlich feſtgelegt worden. Eine Marine, die ins Leben trat, ohne auch nur zu träumen, daß ſie je der franzöſiſchen werde die Spitze bieten können, bei deren Weiterentwickelung wieder und wieder betont wurde, daß ein derartiges Ziel nicht ins Auge gefaßt werden könne, hat es unter dem Druck der Verhältniſſe im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte tatſächlich erreicht. Sie trat in den Krieg als die zweitſtärkſte der Welt. Unſere Kolonien gediehen trotz ſchwerer Prüfungen, die ſie haben beſtehen müſſen. Von ihrer völligen Wertloſigkeit, von ihrer Liquidation ſprach niemand mehr, nicht einmal ernſt genommen die Sozialdemokratie. Die eingeſchlagene Handelspolitik ward aufrecht erhalten und bewährte ſich unverändert in allem Weſentlichen.

Gewiß war das alles keine Folge der ausſchlaggebenden Stellung, welche das Zentrum länger als elf Jahre einnahm und in Folge der Wahlen von 1912 wiederum eingenommen hat. Aber was wir unter unſern Augen ſich vollziehen ſahen, beweiſt doch die unwiderſtehliche Wucht, die in den Dingen ſelber liegt, im Beſtehen eines großen, ſtarken Staatsweſens, dem ſich niemand entziehen kann, und das ſeine unabweisbaren Forderungen mit unerbittlicher Notwendigkeit geltend macht, unabweisbar, weil das Glück eines jeden an ihrer Erfüllung hängt, unerbittlich, weil Leben keinen Stillſtand duldet. Auch das Zentrum mußte und muß der Tatſache Rechnung tragen, daß das Reich vorhanden iſt, *wie* es iſt, und in ſeiner Zuſammenſetzung und Oberleitung das einzige denkbare Staatsgebilde darſtellt, das ſeinen Angehörigen zurzeit die unentbehrlichen ſtaatlichen Erforderniſſe ſichern kann. Wenn man ſich vergegenwärtigt, daß Zentrum und Sozialdemokratie in der gegenwärtigen Volksvertretung in der Lage wären, die Auflöſung des Reiches zu beſchließen, jede Regierung durch Handhabung geſetzlicher Mittel unmöglich zu

machen, ſo erkennt man den Wandel, der ſich ſeit dem Frühling 1871 vollzogen hat.

Für weite Kreiſe unſeres Volkes und für die Regierenden ſelber war es ſicher kein erfreuliches Ergebnis, daß maßgebender Einfluß im Reiche in den Händen einer Partei lag, die deutſcher Einheit von Haus aus eine ganz andere Form zu geben gedachte und mit dem Gewordenen ſich nur abfand, weil anderes nicht erreicht werden konnte. Das Zentrum hat auch fortgeſetzt das Seine getan, das Unerfreuliche der Lage in Erinnerung zu bringen. In nationalen Fragen verſagte es nicht ſelten. Es war mehr geneigt, nationale Impulſe zu hemmen als zu fördern; deren Gleichberechtigung mit konfeſſionellen Beweggründen oder gar Bevorzugung vor ihnen geſtand es ungern zu.

In der Geſetzgebung hat es mit ſelten verſagendem Geſchick beſonders auf dem Gebiete des Finanzweſens ſeinen Einfluß zur Geltung zu bringen gewußt. Gleich bei der Steuer- und Wirtſchaftsreform des Jahres 1879 mußte ſeine Mitwirkung durch die Frankenſteinſche Klauſel erkauft werden, nach welcher der Ertrag der neuen Zölle und Steuern, ſo weit er die Summe von 130 Millionen überſteigen würde, den Einzelſtaaten überwieſen werden ſollte, um das Reich, deſſen finanzielle Unabhängigkeit von den Einzelſtaaten für die Regierung gerade ein Hauptzweck der Reform war, doch wieder von dieſen abhängig und ſein Beſtehen ihnen unbequem fühlbar zu machen. Die ſoziale Geſetzgebung, die Heeresverſtärkungen und die Flottengeſetze und nicht zuletzt die Steigerung faſt aller Preiſe haben den Geldbedarf des Reiches ſchon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts immer mehr in die Höhe getrieben. Nach Kräften hat das Zentrum den unvermeidlichen Bewilligungen Klauſeln angehängt oder den Vorlagen eine Geſtalt zu geben verſucht, die beſtimmt war, die breiten Maſſen zu gewinnen, oder aber geeignet, die Freude am Reiche zu dämpfen. An die Tarifreform von 1902 wurde die Beſtimmung geknüpft, daß die ſtädtiſchen Verzehrungsſteuern beſeitigt werden ſollten, was manchem Gemeinweſen Verlegenheiten bereitete, die ſachlich gar nicht

zu rechtfertigen waren. Die beiden letzten Finanzreform-Vorlagen der kaiserlichen Regierung hat besonders das Zentrum 1906 und 1909 in einer Weise umgemodelt, die ihr Einleben außerordentlich erschwerte. Bei der ersten wurden die vorgeschlagenen Auflagen unter seiner Führung zum Teil durch eine Fahrkartensteuer und Zurücknahme der nicht lange vorher eingeführten und vom Verkehr angenehm empfundenen Herabsetzung von Postgebühren ersetzt; bei der zweiten ermöglichte das Zentrum es den Konservativen, die diesen mißliebige, von ihm selbst aber mehrfach empfohlene Erbschaftssteuer durch vermehrte indirekte Auflagen zu umgehen, die weiteste Kreise in Erregung brachten. Dabei entwickelte es im Allgemeinen eine kaum zu übertreffende Geschicklichkeit, sich zugleich bei den Steuerzahlern das Lob sorgfältigster Prüfung und gewissenhaftester Sparsamkeit zu sichern und doch der Regierung immer so viel zu bewilligen, daß ein Bruch vermieden wurde.

In greller Beleuchtung war der Grundschaden unseres innerpolitischen Lebens gerade in den allerletzten Jahren vor dem großen Kriege zu Tage getreten.

Als das Zentrum am 13. Dezember 1906, wie einst bei der Septennatsfrage und der Einführung der zweijährigen Dienstzeit seiner gewöhnlichen Klugheit vergessend, die Regierung niederstimmte bei Forderungen, auf die sie nicht verzichten konnte, ergaben die Neuwahlen die „Blockmehrheit". Sie stand auf einem breiteren Boden als in den Jahren 1887—1890 die Mehrheit der „Kartellparteien". Die Linksliberalen waren diesmal bereit, in der vorliegenden Macht- und Rüstungsfrage, die sich aus dem kaum niedergeworfenen südwest-afrikanischen Aufstand ergab, die Regierung zu unterstützen. Die Art, wie das Zentrum geglaubt hatte, seine Vorrangsstellung benutzen zu sollen, schien alles von der äußersten Rechten bis hart an die Sozialdemokratie heran vereinigen zu können, das empfundene Joch abzuschütteln.

Der Block hat sich nicht behauptet. Die neue Finanzreform, die größte, die je im Reiche notwendig geworden ist, haben die Konservativen 1909 mit dem Zentrum gemacht. Fürst Bülow, der

umſichtigſte und weitaus geſchickteſte Kanzler, den das Reich ſeit Bismarcks Tagen gehabt hat, iſt darüber zu Fall gekommen. Sein Nachfolger Bethmann Hollweg vollendete die Reform, wie ſie geboten wurde, und das Zentrum rückte nach gut zwei Jahren wieder in die frühere Stellung ein. Fürſt Bülow hätte auflöſen können, anſtatt zurück zu treten. Aber wenn er bei Neuwahlen wirklich gegen Zentrum, Konſervative und ewig verneinende Sozialdemokraten und Proteſtler geſiegt hätte, beſtand irgend eine Sicherheit, daß die neue Mehrheit Mittel in dem Umfange, wie ſie erforderlich waren, bewilligt haben würde? Wäre ſolche Sicherheit vorhanden geweſen, ſo hätte beim Ausbruch des Krieges vielleicht ein regierungsfähiger, in der Hauptſache liberaler Block an der Spitze der deutſchen Politik geſtanden. Nach allem, was über die Meinung der Linksliberalen bekannt geworden iſt, muß aber in Abrede geſtellt werden, daß ſie vorhanden war. In dieſen Kreiſen hat man in Notlagen der Regierung bis dahin noch immer eine Gelegenheit zur Durchführung von Doktrinen geſehen, die im Reich erſprießliche Verwirklichung nur dann finden können, wenn die Volksvertretung eine unbedingt zuverläſſige Mehrheit zu ſtellen vermag für Regierungsforderungen, die für Beſtand und Macht des Reiches unerläßlich ſind.

So beruhte des Zentrums Einfluß allein auf der Ohnmacht der übrigen Parteien, auf ihrer Unfähigkeit, ſich unter großen, in einem umfaſſenden Staatsweſen allein berechtigten Geſichtspunkten zuſammen zu ſchließen. Ein Viertel des Reichstags, ein Fünftel der ſtimmenden Wähler waren Lenker der anders Geſinnten. Es iſt ein Gemeinplatz geworden, daß ſolcher Zuſtand ſich aus der Neigung der Deutſchen zur Uneinigkeit mit Notwendigkeit ergebe. „Zwölf Köpfe, dreizehn Meinungen!“ Auch Männer, auf deren Worte Gewicht gelegt wird, wiſſen zu erzählen, daß Uneinigkeit Eigenart des Deutſchen geweſen ſei von allem Beginn an.

Das iſt trotz allem falſch, grundfalſch! Wir ſind von Haus aus nicht uneiniger als Italiener und Franzoſen, Engländer und Skandinavier, vielleicht ſogar weniger als ſie. Alle dieſe Völker haben die Einigkeit, in der ſie uns jetzt überlegen ſind oder ſcheinen, erringen müſſen. Unſere Uneinigkeit iſt wie ihre Einigkeit ein Er-

gebnis der Geſchichte. Was aber geſchichtlich wurde, kann geſchichtlich vergehen. Wir ſind, neben den Italienern, das jüngſte ſtaatlich geeinigte Volk. Die Italiener haben den Vorteil, daß neben ihrer Reichseinheit Sonderſtaaten nicht beſtehen. Unſere überlieferten Sonderbildungen ſichern unſerem Kulturleben einen weiten, kaum zu überſchätzenden Vorſprung; das Verſtändnis für die Lebensbedingungen eines großen Einheitsſtaates erſchweren ſie. Sie ſind geeignet, den Blick von den Hauptſachen auf die Nebendinge abzulenken. Bis auf die jüngſte Umwälzung hin konnte kein Vernünftiger auf den Gedanken kommen, daß ihre Beſeitigung förderlich ſein würde. Wir brauchten auch mit ihnen die Hoffnung nicht aufzugeben, daß unſere politiſchen Verhältniſſe ſich beſſern, auch nicht, daß die preußiſche Sonderart und der deutſche Gedanke einen Ausgleich finden würden, in dem beide ihr Beſtes, ihr Unveräußerliches bewahrten.

Daß ein Verſtändnis für nationale Machtfragen ſich in Kreiſen entwickelt hatte und weiter entwickelte, die ihnen früher ablehnend oder achſelzuckend gegenüber ſtanden, war nicht zu verkennen. Es konnte erwartet werden, daß die Ereigniſſe weiter drängen, immer mehr lehren würden, Tatſachen an Stelle von Schlagwörtern, Intereſſen an Stelle von Doktrinen zur Richtſchnur politiſchen Verhaltens zu machen, wenn auch die Vorgänge des Tages ſo manches Mal einen gegenteiligen Schein erweckten. Daß Deutſche nicht notwendig uneinig zu ſein brauchen, bewies vor unſer aller Augen das Zentrum, das der inneren Gegenſätze nicht entbehrt, das ſie aber zurück zu ſtellen weiß hinter ein großes, klares und einfaches Ziel, das verfochtene Meinungen preisgibt, ſobald Annäherung an dieſes Ziel in Frage kommt, und an Grundſätzen nicht hängt, es ſei denn an dem einen. Wer die Macht des Zentrums brechen will, muß von ihm lernen. Daß für einen Zuſammenſchluß des nicht klerikalen Deutſchlands allein Wohlfahrt, Macht und Größe des Reiches als Richtſchnur gelten können, verſteht ſich von ſelbſt. Ob es parlamentariſch oder nicht parlamentariſch regiert wird, ob es überhaupt in ſeinen Einrichtungen regelrechten Doktrinen entſpricht oder nicht, iſt nebenſächlich.

Wenn so vier Jahrzehnte verfassungsmäßigen Lebens im neuen Deutschen Reiche große, feste Parteibildungen mit klaren Endzielen noch nicht hatten zustande bringen können, so hatten sie doch erwiesen, daß damit eine gesunde Weiterentwickelung zeitweise nicht unvereinbar war. Die leitenden Einzelstaaten erfreuten sich längst vor ihrem Zusammenschluß tatkräftiger Regierungen und eines einsichtigen und zuverlässigen Beamtenstandes. Diese Tradition war ungeschwächt auf das Reich übergegangen, ohne seinen Teilen verloren zu gehen. Nicht nur in den Landtagen, sondern auch im Reichstage hatten sich zahlreiche und befähigte Kräfte gefunden, den inneren Ausbau weiter zu führen oder neu einzurichten. In den Verwaltungszweigen, die der Kompetenz der Einzelstaaten geblieben waren, haben wir Schritt gehalten mit allen Kulturnationen der Welt, wurden in manchem als Vorbild und Muster angesehen. Im Reiche war nachgeholt worden, was unter den früheren Zuständen hatte versäumt werden müssen. Waren wir in Post-, Telegraphen- und Eisenbahnsachen auch nicht zu voller Einheitlichkeit gelangt, so waren wir ihr doch recht nahe gekommen, und nicht nur unser Münz- und Geldwesen, sondern auch unser Recht und die zu seiner Handhabung erforderlichen Einrichtungen waren in einer Gleichartigkeit und Zweckmäßigkeit durchgeführt worden, wie frühere Tage sie allenfalls zu wünschen, selten aber zu hoffen gewagt haben.

Und weiter hatte das Zusammenwirken eines starken Menschenalters doch genügt, eine tröstliche Zuversicht zu begründen. Von Reichsfeinden in dem Sinne, in dem das Wort bei seinem Aufkommen verstanden wurde, konnte nicht mehr die Rede sein. Die Parteien, auch die extremsten, waren, soweit ihre Angehörigen deutschen Stammes waren, so mit dem Reiche verwachsen, daß sie sich von ihm nicht mehr lösen mochten. Sein Bestehen war auch für sie Daseinsbedingung geworden. Das galt vor allem vom Zentrum; es hatte aus dem Saulus ein Paulus werden müssen. Es ist in seiner heutigen Bedeutung ohne das Reich überhaupt nicht denkbar; fiele dieses Reich wirklich zusammen, auch das Zentrum müßte bestrebt sein, es wieder aufzurichten. So war

denn auch nicht die Spur von einem Grunde vorhanden, an der Aufrichtigkeit der oft und feierlich von Zentrumsanhängern wiederholten Treugelübde gegen Kaiser und Reich zu zweifeln. Mochte es einzelne Verbohrte und Kurzsichtige geben, in deren Herzen der Haß gegen das protestantische Kaisertum nicht zur Ruhe kommen wollte, die Gesamtheit hatte mit dem Reiche, das sie in dieser Form einst nicht gewünscht und nicht gewollt hatte, doch denken und fühlen gelernt und lernen müssen und war bereit, für dieses Reich mit zu streiten und mit zu leiden, wie sie für seine Entstehung mit gestritten und mit gelitten hatte.

Und nicht so sehr anders verhielt es sich mit der Sozialdemokratie, die bis dahin an der Reichsarbeit kaum anders als durch Verneinen teilgenommen hatte. Ihr Aufkommen war ja Ergebnis einer allgemeinen europäischen Bewegung, die, wie Konstitutionalismus und Nationalismus, ihren Weg durch den Erdteil gemacht hat. Ungemein rasch war die deutsche Industrie aufgeblüht; sie hatte im letzten Menschenalter so manche andere überholt. Sie hatte zu einem außerordentlichen Anwachsen der städtischen, insbesondere der großstädtischen Bevölkerung geführt, die seit dem Erstehen des Reiches von noch nicht $1\frac{1}{2}$ auf fast 14 Millionen gewachsen war, mehr als ein Fünftel unserer Gesamtbevölkerung ausmachte. Dazu kam die vortreffliche Schulbildung, die unser seit langem vorbildliches Unterrichtswesen geschaffen hatte, und die Beharrlichkeit in Meinungen und persönlichen Beziehungen, die deutscher Art Bedürfnis ist. Das alles, und nicht zuletzt auch unsere soziale Gesetzgebung, hatte unserer Sozialdemokratie eine Organisation ermöglicht, deren Umfang, Kraft und innere Festigkeit alles, was die Partei in anderen Ländern erreicht hatte, in den Schatten stellte.

Durch ihr Verhalten hatte sie die Geduld der Mitbürger wiederholt auf harte Proben gestellt und das bis zum Ausbruch des Krieges fortgesetzt. Aber darüber durfte doch nicht vergessen werden, daß sie im Wesentlichen die Organisation eines Standes darstellte, der aus dem modernen Leben nicht hinweg gedacht werden kann, an dem dieses Leben geradezu hängt. Der Versuch, der Bewegung mit Aus-

nahmemaßregeln Herr zu werden, war erklärlich; aber mit Recht war er aufgegeben worden. Er hätte nie zum rechten Ende führen können. Die Impulse, die bis dahin in der Partei lebendig waren, verdankten ihre Kraft noch dem ersten Antrieb. Die Schwärmerei für die Revolution als rettende Tat, die bis zur Mitte des Jahrhunderts die weitesten Mittelstandskreise erfüllte, war in die Massen hinab gesunken. Man durfte glauben, daß sie auch hier nicht dauernd herrschend bleiben könne. Jeder Schritt zur Besserung der Lage der unteren Klassen, die diese selbst so nachdrücklich und so erfolgreich erstrebt hatten und weiter erstrebten, mußte abführen von der Vorstellung, daß allein der Umsturz helfen könne.

So mußte für das Verhalten des Staates und der Gesellschaft gegenüber der Organisation der sozialdemokratischen Kreise oberster Grundsatz sein und bleiben, daß ihnen die Möglichkeit zu tätiger Teilnahme am öffentlichen Leben nicht abgeschnitten werde. Das erforderte gegenüber dem gelegentlichen Verhalten der Führer wie der Geführten starke Selbstüberwindung; aber es mußte geleistet werden, in Reich und Staat. Nur so konnte der in Frage kommende Teil der Bevölkerung, der sich ja keineswegs durchaus klassen- oder ständemäßig abhob, allmählich zu der Einsicht kommen, daß Reich, Staat und Gemeinde nicht allein zur Befriedigung seiner Tagesbedürfnisse vorhanden sein können, daß der Masse, dem vierten Stande, wohl Mitwirkung, nicht aber Alleinherrschaft zugestanden werden kann.

Wie weit schon Anzeichen vorhanden waren für ein solches Umdenken, war vor dem Kriege eine heiß umstrittene Frage. Wie immer sie beantwortet werden mochte, das war sicher, daß auch der Sozialdemokratie, trotz nimmer endender Klagen und Beschwerden, nicht mehr verborgen war, was das Reich auch für sie bedeutete, daß sie in ihrer jetzigen Machtfülle allein möglich, allein denkbar war auf dem Boden dieses Reiches, daß sein Zusammenbruch den schwersten Schlag darstellen würde, der sie treffen könnte. Sie konnte seine monarchische, seine gesellschaftliche Ordnung umstürzen wollen, seinen Bestand konnte sie nicht hinweg wünschen; sie mußte ihn gegen jede

fremde Macht verteidigen. Die „Reichsfeinde" der 70er Jahre waren auf Tod und Leben mit dem Reiche verbunden. Bismarcks Werk rechtfertigte ſich ſelbſt. Er ſah richtig, als er ſagte: „Es war ſchwere Arbeit, es zuſammen zu bringen; es wird noch ſchwerer ſein, es zu trennen." Wir dürfen den Glauben nicht ſinken laſſen, daß das auch heute, nach der Revolution, noch gilt.

In dieſer Zuverſicht befeſtigte ein Blick auf unſer Herrſcherhaus. Wir haben das Glück gehabt, Kaiſer Wilhelm I. noch volle 17 Jahre an unſerer Spitze zu ſehen. Auch ſie waren nicht nur von Arbeit, ſondern auch von Kampf erfüllt. Es konnte ihm nach Lage der Dinge nicht vergönnt ſein, die Feindſchaften, die er hatte wecken müſſen, ſämtlich wieder auszugleichen. Aber als er faſt 91jährig ſtarb, begleitete ihn doch eine Fülle der Liebe und Verehrung ins Grab, wie ſie ſelten Herrſcher haben gewinnen können. Einzig ſteht er in unſerer Geſchichte als Begründer des Reiches da, aber auch als Perſönlichkeit. Unauflöslich ſind mit ihm verknüpft „ſeine Paladine". Er hat es verſtanden, große Männer zu würdigen, ſie an ſich zu feſſeln, ſie zu ertragen. Er ließ ihnen Raum für Entfaltung ihres Könnens und wußte ſich doch nicht nur neben, ſondern über ihnen zu behaupten, nie vergeſſen zu laſſen, wie ſein erſter Diener bewundernd anerkannt hat, daß er der König und Herr ſei.

Erſchütternd war das Geſchick des Sohnes. Kaiſer Friedrich hatte im Schlachtendonner Siegesruhm geerntet; des Reiches, das ſein Schwert mit begründet hatte, in Frieden zu walten, war ihm nur vom Sterbelager aus vergönnt. Verſöhnen mag, daß ſo ſein Bild faſt ganz davor bewahrt blieb, von der Parteien Haß und Gunſt entſtellt zu werden.

Mit friſcheſtem Tatendrang trat Kaiſer Wilhelm II. in die Pflichten ein, die des Reiches und ſeines größten Staates Leitung auferlegte. Es iſt anders gekommen, als es ſeinem beweglichen Geiſte vorſchwebte. Schwierigkeiten haben ſich in den Weg geſtellt, die nicht ſämtlich unerwartet eintraten; der Eindruck der Perſön-

lichkeit hat als nachhaltiges Werkzeug der Regentenkunſt ausſchlaggebende Bedeutung nicht erwieſen. Die Trennung von Bismarck ſchlug Millionen der beſten Deutſchen Herzenswunden.

Aber Wilhelm II. war der erſte deutſche Kaiſer, der unſere Meere befuhr. Er hatte uns wieder ſtark gemacht auf dem Element, das unſeren Waffen durch Jahrhunderte fremd geworden war, und hatte damit, wie wir hoffen durften, unſerem Erwerbsleben einen ſtarken Schutz aufgerichtet. Seine geiſtige Friſche erfreute; ſein reiner Familienſinn zeigte das Muſter eines deutſchen Hauſes wie einſt, da Königin Luiſe im Kreiſe der Ihren waltete. Die blühende Schar der Söhne und Enkel ſchien den Beſtand der Dynaſtie zu ſichern und unſerem Volke die monarchiſche Ordnung, ohne die ſein Gedeihen nicht denkbar ſchien. So glaubten wir das Gefäß feſt gefügt, in dem unſer inneres Leben gären und ſich klären ſollte. Wenn wir das Unſere taten, unſeres Volkes Wohlfahrt, ſeinen Frieden und zugleich auch ſeine Macht und ſeine vaterländiſche Geſinnung zu fördern, ſo konnten wir getroſt der Zukunft entgegen ſehen, brauchten die Wolken, die drohend über uns hingen, nicht zu fürchten. Es hat anders kommen ſollen. Beſtand von Reich und Volk ſind in Frage geſtellt durch den Ausgang des Krieges.

Fünftes Kapitel.

Kampf ums Daſein.

Aus ausſichtsreicher Friedensarbeit ſind wir jäh herausgeriſſen in die Schreckniſſe eines Krieges, wie ihn die Welt noch nicht ſah. Wie hat das geſchehen können?

Nicht ohne ſchwere Fehler in der Leitung unſerer auswärtigen Politik waren wir von Jahr zu Jahr tiefer hineingeraten in eine Lage, in der alles, was mächtig war auf dem Erdenrund, uns feindlich, abgeneigt, im beſten Falle gleichgültig gegenüber ſtand. Man hatte alte Händel mit uns zu begleichen; man fand uns als Hemmnis im Wege der eigenen Beſtrebungen; man fühlte ſich beengt durch die Fortſchritte, die weiterer Frieden uns bringen mußte. Wo das alles nicht zutraf, vermißte man bei uns doch Unterſtützung im Streben nach Erfüllung der eigenen Wünſche. Wir hatten nur einen erklärten Freund, Öſterreich-Ungarn; aber dieſer Freund war noch mehr mit Sorgen und Mühen belaſtet als wir ſelber. Wir ſahen uns gezwungen, für die Stellung der Doppelmonarchie auf dem Balkan einzutreten, an der ihr Beſtand hing.

Am 15. Oktober 1912, an demſelben Tage, an dem ein Friedensvertrag den türkiſch-italieniſchen Streit äußerlich beendete, erklärten Serbien, Bulgarien und Griechenland der Türkei den Krieg; Montenegro hatte das ſchon eine Woche früher getan. Im März des Jahres hatten die drei ſlaviſchen Gegner der Pforte unter ruſ-

ſiſcher Führung ſich verſtändigt über die Verteilung der Gebiete, die ſie der Pforte abzugewinnen dachten. Sie ſollte ſich anlehnen an die Verbreitung der Nationalitäten auf der Halbinſel, die zwar viel zu buntſcheckig iſt, um eine einwandfreie ſtaatliche Scheidung der Völker zu ermöglichen, die aber gewiſſe Grundentſcheidungen zuläßt. Der Vertrag ſprach Bulgarien ſo ziemlich alles Gebiet zu, was 1878 im Frieden von San Stefano die Pforte über die damals in Ausſicht genommenen Grenzen von Bulgarien und Oſtrumelien hinaus Rußland hatte überlaſſen müſſen, alſo ſo ziemlich das ganze als Mazedonien bezeichnete Land; Serbien ſollte nur an ſeiner Südweſtgrenze geringe Gebietserweiterungen erfahren. Es ſollte aber weſtlich vom Tſchardagh Freiheit haben ſich auszubreiten, Bulgarien ebenſo öſtlich vom Rhodope.

Der Sinn der Beſtimmungen war klar. Sie ließen deutlich erkennen, daß dem gemeinſamen Kriege gegen die Pforte ein weiterer gegen Öſterreich-Ungarn folgen ſollte. Mit ſerbiſcher und montenegriniſcher Hilfe mochten die Bulgaren zunächſt ihre nationalen Anſprüche gegenüber der Türkei zur Geltung bringen, nachher Serbien und Montenegro die ihren mit bulgariſcher Unterſtützung gegen die Donaumonarchie, auf deren Boden die Maſſe ihrer Stammesverwandten ſitzt. Der im März unter Rußlands Leitung abgeſchloſſene Vertrag hat den ruſſiſchen Miniſter des Auswärtigen Sſaſonow nicht gehindert, am 26. April der Petersburger Duma zu eröffnen, daß man ſich über die leitenden Grundſätze mit Öſterreich geeinigt habe: Wahrung des status quo auf dem Balkan, Unabhängigkeit, Kräftigung und friedliche Entwickelung der kleinen Balkanſtaaten und Unterſtützung und Feſtigung der Neuordnung der Türkei. Das Abkommen hat Bulgarien und Montenegro auch nicht abgehalten, der Pforte am 31. Auguſt zu verſichern, daß ſie keine Störung des Balkanfriedens beabſichtigten. Die Kriegserklärung erfolgte ſechs Wochen ſpäter.

Der Gegenſatz der Mächte in ihrer Stellung zur Balkanfrage iſt während des Krieges nur mühſam zurückgedrängt worden. Heute möchte man rückſchauend vielleicht meinen, es ſei für die

Mittelmächte beſſer geweſen, wenn er ſchon damals zum Austrag gebracht worden wäre. Öſterreich-Ungarn hatte vertragsmäßig ein Recht auf Beſetzung des Sandſchaks, des Bezirks von Novibazar; es hat ſich zur Ausübung nicht entſchließen können. Sie wäre wohl der Krieg geweſen, denn Serbien und Bulgarien hatten ihrem Bündnis eine militäriſche Vereinbarung angeſchloſſen, die zu gegenſeitiger Unterſtützung verpflichtete, wenn Öſterreich-Ungarn ſein Recht ausübe. Durch die wirtſchaftlichen und politiſchen Beziehungen, die ſich zwiſchen Deutſchland und der Türkei geknüpft hatten, war Deutſchland gegenüber der Pforte zu einer Art Schutzmachtſtellung gelangt; es hatte zweifellos ein Intereſſe daran, das Osmanentum nicht ſtark geſchwächt oder gar erdrückt zu ſehen. Es hätte zu dieſer Zeit einen ſtärkeren Bundesgenoſſen abgegeben als zwei Jahre ſpäter, auch Rumänien wohl eine andere Haltung angenommen. Die Reichsregierung hat ſich doch ſo wenig wie der Bundesgenoſſe zu einer feſten Vertretung ihrer berechtigten Wünſche entſchließen können. Als der Sinn des Angriffs durch Bekanntwerden des Märzvertrags klar geworden war, ſchritt ſie aber zu ernſter Vorbereitung künftiger Abwehr. Im Winter 1912/13 ward die größte Wehrvorlage fertig, die je im Deutſchen Reichstage eingebracht worden iſt. Man ſuchte Verſäumtes nachzuholen, leider zu ſpät, als daß es in der Stunde der Entſcheidung noch hätte ins Gewicht fallen können. Auch umfaßte die Vorlage nicht alles, was militäriſcherſeits für notwendig erklärt worden war; die vom Generalſtab dringend gewünſchte Aufſtellung von drei neuen Armeekorps wurde vom Reichskanzler abgelehnt. Bearbeiter des Planes war Oberſt Ludendorff.

Der Krieg endete mit einer vollſtändigen Niederlage der Türkei. Rußland brauchte nicht zu helfen; die vier kleinen Mächte zeigten ſich ihrem Gegner allein überlegen. Wenn der Sultan zu guter Letzt noch Adrianopel retten konnte, ſo verdankte er das nur dem Streite, der unter den Verbündeten ſelbſt ausbrach. Die Bulgaren hatten, der geographiſchen Lage entſprechend, die Hauptlaſt des Krieges

auf ſich nehmen, den Stier gleichſam bei den Hörnern faſſen, gegen Konſtantinopel vorgehen müſſen, das ſich auf die vornehmſten Machtquellen der Osmanenherrſchaft ſtützen konnte. Serben und Griechen hatten mit der Beſetzung Mazedoniens ein weit leichteres Stück Arbeit verrichtet. Dafür war den Bulgaren öſtlich vom Rhodope ein erheblicher Landgewinn zugefallen, den Serben weſtlich vom Tſchardagh aber gegen ihre Erwartung nicht. Ihr auf den Vertrag begründetes Beſtreben war, dort ans Meer zu kommen. Die Mächte haben das gehindert. Auf ihr Drängen hat Serbien ſein Kontingent von der Belagerung von Skutari zurückziehen müſſen, und als dann der Albanier Eſſad Paſcha die Stadt den Montenegrinern übergab, mußten dieſe alsbald einer internationalen Beſatzungstruppe weichen. Öſterreich wünſchte die Serben nicht an der Adria und wurde darin nicht nur von Italien, ſondern auch von England unterſtützt; war doch ſerbiſche Macht gleich ruſſiſcher. Auf der Konferenz der Mächte in London vertrat England den Standpunkt, daß die Albanier ſo gut wie alle andern Völker des Balkans Anſpruch hätten auf einen nationalen Staat. So gingen die Serben des in Ausſicht genommenen Hauptgewinnes verluſtig und weigerten ſich nun, die von ihnen beſetzten Gebiete zu räumen. Ihnen traten die Griechen zur Seite, die durch voraufgegangene Abmachungen nicht gebunden waren; ſie entwaffneten die bulgariſche Garniſon von Saloniki. Bulgarien verſuchte vergebens, ſein Recht mit den Waffen zu erſtreiten; es mußte nachgeben, da ſich jetzt auch die Rumänen ſeinen Gegnern zugeſellten.

So fiel die ſtaatliche Neuordnung, die der Frieden von Bukareſt im Auguſt 1913 feſtſetzte, erheblich anders aus, als geplant war. Bulgarien erlangte noch nicht ein Drittel des ſerbiſchen, noch nicht ein Viertel des griechiſchen Zuwachſes an Bevölkerung. Rumänien erzwang die Abtretung von 7500 Quadratkilometern bulgariſchen Landes. Der größten Leiſtung wurde der geringſte Erfolg. Rußland hat ſich Mühe gegeben, den von ihm zuſtande gebrachten Vertrag auch zur Durchführung zu bringen, iſt aber zurückgewichen vor Serbiens entſchiedener Weigerung. Die ruſſiſch-bulgariſchen

Beziehungen, mehr und mehr getrübt ſchon ſeit der Vertreibung des Fürſten Alexander im Jahre 1886, verſchlechterten ſich vollends. Es wurde klar, daß Rußland in Bulgarien den Rivalen ſah, der als ſtärkſte Balkanmacht die Hände wohl auch nach Bosporus und Dardanellen ausſtrecken konnte.

Aus dieſer Verſchiebung der Lage ergab ſich für die Mittelmächte in gewiſſem Sinne ein Vorteil. Ein Balkanbund war erſchwert; es war aber ein bulgariſch-rumäniſcher Gegenſatz entſtanden, den ſie nicht wünſchen konnten. An Rußlands Politik hat dieſer Fehlſchlag nichts geändert; es verfolgte fortgeſetzt die alten Ziele. Und darin ſtand ihm England zur Seite. An der Themſe glaubte man nicht nur den Weg über Suez, ſondern auch den über Bagdad nach Indien beherrſchen zu müſſen und erachtete dieſen Gewinn auch durch dauernde Stärkung Rußlands am Bosporus und in Vorderaſien nicht für zu teuer erkauft. Deutſchem Einfluß dort wollte man unter allen Umſtänden entgegenarbeiten. England ließ einem der Seinigen die Neubildung der türkiſchen Flotte übertragen, unterſtützte aber Rußlands Widerſpruch gegen die Berufung der deutſchen Militärmiſſion Liman Paſchas und ſeine Ernennung zum Befehlshaber des erſten, die Hauptſtadt hütenden türkiſchen Armeekorps, während doch ein franzöſiſcher General unbeanſtandet Griechenlands Heer neu organiſieren durfte. Von ihren mazedoniſchen Leiden war die Türkei durch Abtrennung dieſes Gliedes vom Staatskörper befreit; Rußland ſorgte aber unverzüglich für einen neuen Krankheitsherd, den es noch bequemer überwachen und ſchüren konnte. Mit Zuſtimmung der Mächte, auch Deutſchlands, nötigte es die Pforte zu einem Abkommen über Reformen in Armenien unter Aufſicht der Mächte, alſo genau ſo, wie in dem vorausgehenden Jahrzehnt die Stellung der Türkei in Mazedonien unterwühlt worden war. Daß jede weitere Schwächung der Macht des Sultans eine Schädigung der Mittelmächte, insbeſondere Deutſchlands bedeutete, bedarf kaum des Hinweiſes. Sie haben trotzdem das Einvernehmen äußerlich aufrecht zu erhalten geſucht; beſonders in der Frage der Militärmiſſion hat Deutſchland mehr nachgegeben, als ſich mit ſeinem Anſehen vertrug.

Gleichwohl ſpitzten ſich die Verhältniſſe mehr und mehr zu. Keinem aufmerkſamen Beobachter konnte das verborgen bleiben Deutſchlands Wehrvorlage beantwortete Frankreich ſofort mit der Wiedereinführung der dreijährigen Dienſtzeit, da es, abgeſehen von der Heranziehung Farbiger, kein anderes Mittel beſaß, ſeine Streitmacht zu mehren. Es hatte ſchon ſeit Jahren Menſchen- und Finanzkraft ganz erheblich ſtärker für Wehrzwecke angeſpannt, als das in Deutſchland für erträglich gehalten wurde. Die Gewährung einer Verfaſſung für Elſaß-Lothringen hat ſich als ein bedenkliches Moment der Beunruhigung zwiſchen den beiden Nachbarländern erwieſen; jeder Ausdruck der Unzufriedenheit, der im Reichslande laut wurde, fand in Frankreich Widerhall. Die Beziehungen dorthin wurden lebhafter und bedenklicher als je ſeit 1871; grell beleuchtete die Lage der Zaberner Zwiſchenfall im November 1913. Rußland rüſtete unausgeſetzt, ſtellte einen neuen Truppenkörper nach dem andern auf und zog den Hauptteil ſeines Heeres nahe der Weſtgrenze zuſammen. England ſammelte ſeine Flotte in der Nordſee. Mit Frankreich traf es 1912 eine Verabredung, nach welcher deſſen Schlachtflotte den Schutz der gemeinſamen Intereſſen im Mittelmeer übernehmen ſollte; die eigenen großen Kampfſchiffe konnte es ſo von dort zurückziehen. Als Entgelt gewährleiſtete es die Sicherheit der atlantiſchen und der Kanalküſte Frankreichs. Es war niemandem, der den Dingen auch nur mit einigem Verſtändnis folgte, verborgen, daß ein ſchweres Gewitter am politiſchen Himmel heraufzog. Es wird immer ein denkwürdiges Zeugnis diplomatiſcher Urteilsloſigkeit bleiben, daß ein Angehöriger unſeres Auswärtigen Amtes in dieſer Lage ein Buch veröffentlichte, in dem er der Überzeugung Ausdruck gab, daß ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß der Mächte nach Lage der Dinge in hohem Grade unwahrſcheinlich ſei, und daß dieſer Beamte nicht nur fortgeſetzt im Dienſt bleiben, ſondern auch während des Krieges vom Reichskanzler in einer Vertrauensſtellung verwendet werden konnte.

Das Wetter kam raſcher zum Ausbruch, als auch ein urteilsfähiger Beobachter hätte annehmen mögen; ein unvorhergeſehener

Zwiſchenfall, der allerdings ganz im Bereich naheliegender Befürchtungen lag, brachte es vorzeitig zu furchtbarer Entladung. Der Balkan erwies ſich wirklich als Wetterwinkel nicht nur Europas, ſondern der Welt.

In Serajewo, der bosniſchen Hauptſtadt, iſt am Sonntag dem 28. Juni 1914 der öſterreichiſch-ungariſche Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit ſeiner Gemahlin, als ſie im offenen Wagen unter dem Jubel der Menge durch die Straßen fuhren, durch Revolverſchüſſe getötet worden. Es war am Jahrestag der Schlacht auf dem Amſelfelde (1389), nach welcher abends der Sieger Sultan Murad von einem Serben erdolcht worden iſt. Der Erzherzog galt nicht ohne Grund als ein Mann, der Willen und Kraft beſitze, die Donaumonarchie zu neuem Anſehen und feſterem Halt zu bringen. Die Unterſuchung ergab bald, daß die Tat von Serbien her angeſtiftet, daß ſerbiſche Beamte und Offiziere Mitwiſſer oder Helfer waren. Öſterreich-Ungarn ſah ſich einem Hergange gegenüber, der deutlich bewies, daß ſein Beſtand von Serbien her unterwühlt wurde, daß trotz der Erklärung, welche die ſerbiſche Regierung Ende März 1909 nach der Annexion von Bosnien abgegeben hatte, mit dem Donauſtaat auf dem Fuße freundnachbarlicher Beziehungen leben zu wollen, die Verſuche, die ſüdſlaviſchen Gebiete vom Reiche zu löſen, von jenſeit der Grenze mit vollem Nachdruck fortgeſetzt wurden. Die Zuſage hatte offenbar den gleichen Wert wie die am 31. Auguſt 1912 der Türkei erteilte. In Serbien ſelbſt ließ man keinen Zweifel darüber. Man dachte nicht daran, die Tat zu verurteilen; man erinnerte an die angeblich unterdrückte Bevölkerung, die unter fremdem Joche ſchmachte, und fand es gegeben, daß das national ſich zerſetzende Nachbarreich dem Verfall entgegen gehe. Habsburgs greiſer Sproß ſah ſich vor die Frage geſtellt, ob er die von den Vorfahren begründete Herrſchaft dahinſinken laſſen oder ſeinem Hauſe weiter erhalten wollte. Über die Antwort konnte kein Zweifel ſein.

Öſterreich-Ungarn hat doch länger als drei Wochen gewartet,

bis es eine entſprechende Note nach Belgrad richtete. Es forderte am 23. Juli, daß Serbien der verbrecheriſchen und terroriſtiſchen Propaganda von ſeinem Gebiete aus ein Ende mache; die Durchführung der Maßnahmen ſowie die Unterſuchung und Beſtrafung der an der Untat Schuldigen und Beteiligten ſollte von öſterreichiſch-ungariſchen Regierungsorganen überwacht werden. Eine zweitägige Friſt wurde für die Beantwortung geſtellt. Sie fiel unbefriedigend aus. Man beſtritt die Mitſchuld ſerbiſcher Untertanen, leugnete trotz des Beſtehens der ſerbiſchen Nationalliga, der Narodna Odbrana, das Vorhandenſein irredentiſtiſcher Umtriebe und wies jede Mitwirkung öſterreichiſch-ungariſcher Beamteter ſchroff zurück. Gleichzeitig wurde die Armee mobiliſiert. So erklärte Öſterreich-Ungarn am 28. Juli Serbien den Krieg; ſeine Truppen überſchritten die Drina. Doch waren nur acht in der Nachbarſchaft des Königreichs ſtehende Armeekorps mobil gemacht.

Man hätte denken ſollen, daß dieſe Schritte in der Selbſtachtung, die jeder Staat wie jede Einzelperſon ſich ſchuldig iſt, ihre genügende Rechtfertigung gefunden hätten. Es war nicht der Fall. Die Mächte ſcheuten nicht davor zurück, Beſchützer von Mördern zu werden. Als 1903 König Alexander und ſeine Draga ermordet worden waren, hatte Englands Regierung ihrem Abſcheu durch zeitweiligen Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen Ausdruck gegeben. Jetzt brachte man es an der Themſe nicht einmal zu ſolch frommem Augenaufſchlag; die Moral trat völlig zurück hinter der Politik.

Serbien hatte gehandelt im Einvernehmen mit Rußland. An der Newa wünſchte man kein Zurückweichen des Vaſallenſtaats. Die Abrechnung mit Öſterreich war ja lange gewollt und vorbereitet. Man hätte ſie ohne den Zwiſchenfall noch hinausgeſchoben; nun ſie plötzlich in den Bereich des Möglichen trat, wollte man ihr nicht aus dem Wege gehen. Man hätte ſein Preſtige gefährdet. Öſterreich glaubte man nicht fürchten zu ſollen, und daß man bei einem Zuſammenſtoß mit Deutſchland nicht allein ſtehen werde, wußte man. Frankreichs war man in Petersburg völlig ſicher; bei einem deutſch-ruſſiſchen Kriege mußten ja „die franzöſiſchen Flinten von

ſelber los gehen". Zwiſchen Frankreich und England aber beſtand zwar kein Vertragsverhältnis, wohl aber gab es Verabredungen über ein engliſches Eingreifen, nicht nur mit der Flotte, ſondern auch durch ein ſtarkes Landungskorps von mindeſtens ſechs Diviſionen. Dazu war kurz vor Beginn der Verwickelungen ein ruſſiſch-engliſches Flottenabkommen zum Abſchluß gelangt, nach welchem England bei einem Kriege mit einem ſtarken Teil ſeiner Flotte in der Oſtſee auftreten, dort die deutſche Übermacht zur See ausgleichen und die Ruſſen nach Pommern führen ſollte. Man war in Petersburg völlig ſicher, daß dem franzöſiſchen Eingreifen das engliſche folgen werde. So vereinigten ſich ruſſiſche Eroberungsgier, franzöſiſche Rachſucht und engliſcher Brotneid, aus dem Wege zu räumen, was ihr Machtſtreben hinderte.

In Deutſchland hat man nicht einen Augenblick Zweifel darüber gelaſſen, daß man den Bündnisfall als gegeben betrachte. Man hat den Bundesgenoſſen ſeine Entſchließungen faſſen laſſen, ihn aber zu der Erklärung bewogen, daß weder Serbiens Unabhängigkeit noch ſein Beſitzſtand angetaſtet werden würden, eine Erklärung, deren Aufrichtigkeit ſchlechterdings nicht bezweifelt werden konnte. Rußland hat trotzdem ſeine geſamte Armee auf den Kriegsfuß geſetzt. Das bedeutete eine geradezu vernichtende Überlegenheit über den Donauſtaat, wozu die Verſicherung, daß man nur an Verteidigung denke, ſchlecht genug ſtimmte. In London hat Deutſchland wiſſen laſſen, daß es bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich im Falle eines günſtigen Ausganges auf jede Gebietserweiterung verzichte, auch Frankreichs Kolonialbeſitz nicht antaſten werde. Als Antwort kam die Frage, die man der Form halber gleichzeitig an Frankreich ſtellte, ob Deutſchland die Neutralität Belgiens achten werde. Auf die Gegenfrage, ob England nach ſolcher Zuſage neutral bleiben werde, erfolgte keine Antwort; Auskunft, unter welchen Bedingungen man von einer Teilnahme am Kriege abſtehen werde, wurde nicht erteilt. Darüber, daß man unter allen Umſtänden gewillt war, Frankreichs Nordküſte zu decken, dem kämpfenden Deutſch-

land alſo gleichſam einen Arm zu binden, ließ man keinen Zweifel. Das entſprach den getroffenen Verabredungen.

Unter ſolchen Umſtänden konnte Deutſchland bei ſeiner ausgeſetzten Lage nicht weiter zuwarten. Die Reichsregierung hatte bis dahin jede Maßnahme verſchmäht, die Kriegsbefürchtungen hätte erkennen laſſen. Sie iſt deshalb nicht ohne Grund getadelt worden; den Beweis der Friedensbereitſchaft hat ſie jedenfalls erbracht, allerdings ohne damit damals oder ſpäter irgend welchen Eindruck zu machen. Als Rußland am 31. Juli mobiliſierte, erklärte unſer Kaiſer den Kriegszuſtand, der noch keine Mobilmachung in ſich ſchloß. Gleichzeitig ward Rußland aufgefordert, innerhalb 12 Stunden Deutſchland und Öſterreich-Ungarn in Kenntnis zu ſetzen, daß es ſeine Kriegsvorbereitungen einſtelle. Es kam der Aufforderung nicht nach. So iſt deutſcherſeits am 1. Auguſt die Mobilmachung von Heer und Flotte verfügt worden; Öſterreich-Ungarn hatte den Schritt ſchon tags zuvor, in unmittelbarem Anſchluß an Rußlands Mobilmachung getan. Gleichzeitig mit Deutſchland, vielleicht noch etwas früher, hat Frankreich mobil gemacht. Feindſeligkeiten ſind von franzöſiſcher wie von ruſſiſcher Seite begonnen worden, ehe noch Kriegserklärungen erfolgt waren.

Die Ereigniſſe haben ſich in den letzten Julitagen förmlich überſtürzt. Es wäre ein Verbrechen gegen das eigene Volk geweſen, hätte die deutſche Regierung länger gewartet. Die Mittelmächte hatten den Vorteil der geſchloſſenen Lage, Rußland gegenüber auch den des beſſer ausgebauten Verkehrsnetzes, Deutſchland vielleicht noch eine vollkommenere Mobilmachungsordnung. Man durfte ſich dieſer Vorteile nicht begeben, nicht warten, bis die an Zahl ſo überlegenen Maſſen der Gegner in vollem Aufmarſch an der Grenze ſtanden und das Geſetz des Krieges diktierten. Man konnte auf Erfolg nur hoffen, wenn man ihnen zuvorkam, und da ergab ſich von ſelbſt, daß man zunächſt verſuchen mußte, Frankreich einen lähmenden Schlag beizubringen und damit zugleich Deutſchlands verwundbarſte Stelle, die induſtriereichen rheiniſchen Gebiete mit ihren für die Kriegführung unentbehrlichen Betrieben, zu decken.

Das konnte wiederum nur geſchehen, indem man den Krieg nach Belgien verlegte. Dazu nötigte auch die Kürze der Strecke, auf der Deutſchland und Frankreich unmittelbar aneinander grenzen. Sie bot viel zu wenig Raum für die Maſſen, die zum Angriff antreten mußten, und war zudem geſperrt durch umfaſſendſte franzöſiſche Befeſtigungen ſtärkſter Art vom Welſchen Belchen bis zur luxemburgiſchen und belgiſchen Grenze. Zudem hätte der Hauptangriff an dieſer Stelle die Rheinlande einem verderbenbringenden feindlichen Flankenſtoß durch Belgien ausgeſetzt. So wurde am 2. Auguſt an dieſes Land die Aufforderung gerichtet, den Durchmarſch zu geſtatten; man verſprach Erſatz alles Schadens und volle Unverſehrtheit des Beſitzes. Die Antwort war eine ſchroffe Ablehnung. England forderte am 4. erneut in Berlin das Verſprechen, Belgiens Neutralität zu achten. Als es nicht gegeben wurde, weil das Gebot der Selbſterhaltung es unmöglich machte, überreichte der britiſche Botſchafter Sir Edward Goſchen (in Berlin wie in Wien war Großbritannien beim Ausbruch des Krieges durch Männer deutſcher Herkunft vertreten!) die Kriegserklärung und forderte ſeine Päſſe.

England hatte ſeinen Kriegsfall und einen Kriegsfall, der wie geſchaffen war, Deutſchland vor der Welt ins Unrecht zu ſetzen. Die wilde Wut, mit der die belgiſche Zivilbevölkerung ſich unter gänzlicher Mißachtung aller völker- und kriegsrechtlichen Beſtimmungen unſeren einmarſchierenden Truppen widerſetzte, wurde dann weiter Anlaß zu Maßnahmen, die unter der Führung des durch den Orden Pour le mérite ausgezeichneten britiſchen Botſchafters in den Vereinigten Staaten John Bryce für einen ſchamloſen Lügen- und Verleumdungsfeldzug gegen die deutſchen „Barbaren“ ausgenutzt wurden. Leider hatte ſich der Reichskanzler in völliger Verkennung ſeiner ſtaatsmänniſchen Pflicht dazu verleiten laſſen, am 4. Auguſt im Reichstage von dem „Unrecht“ zu ſprechen, „das wir tun“, und das „wir wieder gutzumachen ſuchen werden, ſobald unſer militäriſches Ziel erreicht iſt“. Unſere Regierung hat ſich ſpäter große Mühe gegeben nachzuweiſen, was ihr zu Beginn des Krieges hätte bekannt ſein müſſen, daß Belgien durch ſeine

seit Jahren mit England und Frankreich geführten Verhandlungen und getroffenen Vereinbarungen längst das Recht eingebüßt hatte, als neutraler Staat zu gelten; den von den Gegnern so erfolgreich wie geschickt ausgenutzten ersten Eindruck hat sie nicht wieder zu verwischen vermocht, auch nicht, als die Feinde sich viel schwerere Verletzungen des Völkerrechts zu Schulden kommen ließen. Sie arbeiten noch heute mit der eingestandenen Schuld. Man gedenkt nicht ohne Erregung der unvergleichlichen Überlegenheit, mit der Bismarck 1870 den Krieg staatsmännisch eingeleitet hat gerade in der belgischen Frage, die ja in den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu allen Zeiten eine Rolle gespielt hat und immer spielen wird.

Was in den früheren Ausgaben dieses Buches fortgesetzt betont worden ist, bewährte sich in den ersten Augusttagen des Jahres 1914. Das Reich stand fest. Da war kein Deutscher, der es hätte verleugnen mögen; sie waren alle einig, es zu verteidigen mit Gut und Blut. Lodernde Begeisterung flammte empor wie nur irgendwo in deutschen Landen 1813 und 1870. Es drängte sich alles zum Dienst, mit der Waffe oder sonst, was noch nicht ausgebildet war. Kampffreudig und siegessicher zogen die Millionen hinaus, den Feinden zu begegnen. Für jeden, der es mit durchlebte, wird es eine gleich unauslöschliche Erinnerung sein wie für uns Ältere schon die der Julitage von 1870. Es wurde Wahrheit, was Fürst Bismarck in seiner unvergeßlichen Landsturmrede vom 6. Februar 1888 gesagt hatte: „Wenn wir angegriffen werden, dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren."

Die Erfolge entsprachen dem stolzen Mute unserer Streiter und der sicheren Führung, derer sie sich erfreuten. In raschem Siegeslauf ward Belgien durcheilt; seine starken Festen Lüttich und Namen erlagen kurzem Angriff. Bis tief nach Frankreich hinein ergossen sich die deutschen Scharen; ihre Vordersten trennte nur noch ein Tagemarsch von Paris. Da bewog die Entschlossenheit des Kom-

mandanten der Hauptſtadt Gallieni die Weichenden zu neuem Widerſtande. Auch der war ſchon gebrochen, als das unheilvolle Eingreifen des von der Oberſten Heeresleitung an die Front entſandten Oberſtleutnant Hentſch in Verbindung mit irrigen militäriſchen Anſchauungen des Führers der zweiten Armee aus dem erfochtenen Siege eine Niederlage machte. Der erteilte Auftrag wurde ziemlich genau in entgegengeſetztem Sinne ausgeführt, als er gegeben worden war. Am 11. September begann der deutſche Rückmarſch; man ſetzte ſich im Gebiet der Aisne feſt. Daß die „Marneſchlacht" einen Wendepunkt des Krieges darſtellt, kann ernſtlich nicht beſtritten werden. Der Hergang iſt wohl einer der ſchlagendſten Belege der Weltgeſchichte für die unheilvolle Wirkung, die Einzelverfehlungen nach ſich ziehen können. Im Weſten hat man nur auf belgiſchem Gebiet weiterhin noch Fortſchritte machen können. Am 9. Oktober ward Antwerpen trotz engliſchen Eingreifens genommen. Das ganze Königreich war ſo bis auf einen geringen Reſt von Weſtflandern in der Hand der Deutſchen. Im oberſten Elſaß war ein Grenzſtreifen jenſeit Mühlhauſen von den Franzoſen beſetzt worden.

Indem aber die Hauptkraft ſich gegen den Weſten wandte, fing der Oſten an Not zu leiden. Die ungeheuere Überlegenheit der Ruſſen an Zahl kam zur Geltung. Sie drangen verwüſtend in Oſtpreußen ein und bewieſen, daß ſie noch dieſelben waren wie ihre Vorfahren, die einſt im Siebenjährigen Kriege die unglückliche Provinz heimgeſucht hatten. Hindenburg gebot ihnen Halt. Auf demſelben Schlachtfelde, wo vor mehr als 500 Jahren die deutſchen Ordensritter der Übermacht der Polen und Litauer erlegen waren, brachte er ihnen in den Tagen vom 26. bis 28. Auguſt eine ſchwere Niederlage bei. Doch war damit die Kraft der Ruſſen keineswegs gebrochen; vermochten ſie doch immer neue Menſchenmaſſen aus dem ungeheuren Reiche heranzuwälzen. Sie konnten die Öſterreicher, die anfangs ins ruſſiſche Weichſelgebiet eingerückt waren, aus dem Oſten und der Mitte Galiziens und aus der Bukowina verdrängen, zeitweilig Poſen, Weſtpreußen und Oberſchleſien bedrohen, dann Karpathenpäſſe gewinnen und in ungariſche Täler hinabſteigen. Erſt Mitte Fe-

bruar 1915 gelang es Hindenburg, ſie durch die neuntägige „Winterſchlacht in Maſuren" ganz aus Oſtpreußen hinauszuwerfen; Przemyſl aber wurde ihnen noch am 22. März übergeben, weil es nicht genügend verproviantiert war.

Erſt mit dem einſetzenden Frühling vermochte man im Oſten zu neuen Schlägen auszuholen. Noch im April rückten die Deutſchen in Kurland ein; am 7. Mai wurde Libau beſetzt. Gleichzeitig gingen Deutſche gemeinſam mit Öſterreichern und Ungarn in Weſtgalizien und von Ungarn her über die Karpathen vor, überſchritten den San und eroberten am 3. Juni Przemyſl mit ſtürmender Hand zurück. Die Ruſſen wurden aus der Bukowina ganz, aus Galizien bis auf einen ſchmalen Streifen im Oſten wieder hinausgedrängt. Auch das Weichſelgebiet mußten ſie räumen; am 4. Auguſt ward Iwangorod von den Öſterreichern, am 5. Warſchau von den Deutſchen beſetzt. Die Feſtungen an Narew und Memel folgten; am 17. Auguſt ergab ſich Kowno, am 19. Nowo-Georgiewsk, beide mit außerordentlich großen Vorräten an Kriegsmaterial, Nowo-Georgiewsk mit nicht weniger als 93000 Streitern. Am 25. Auguſt fiel Breſt-Litowsk, am 2. September Grodno; Wilna ward beſetzt; man drang im Süden in Wolhynien vor, erreichte im Norden die Düna, ſtand links vor Riga, rechts vor Dünaburg. 13 ruſſiſche Gouvernements waren ganz, drei weitere zu erheblichen Teilen von den Verbündeten erobert; eine Viertelmillion Quadratkilometer feindlichen Landes mit ziemlich 20 Millionen Friedensbewohnern ſtand unter deutſcher oder öſterreichiſcher Verwaltung.

Der Herbſt brachte gewaltige Erfolge auf dem Balkan. Am 12. November 1914 hatte ſich die Pforte auf die Seite der Mittelmächte geſtellt, England, Frankreich und Rußland den Krieg erklärt. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß der Ausgang dieſes Ringens auch über ihren Beſtand entſcheiden werde, daß ein Sieg der Entente ihren Untergang bedeute. Es entſtanden ſo neue Kriegsſchauplätze an den Berührungsſtellen türkiſcher mit ruſſiſcher und britiſcher Macht, im armeniſch-kaukaſiſchen Grenzgebiet, am unteren Euphrat und Tigris, in Arabien, am Kanal von Suez, vor allem

aber an den Dardanellen. Nichts konnte beſſer die Gefahr von Ägypten ablenken als ein Angriff auf die Meerengen, der bei gutem Erfolge auch den Weg ins Schwarze Meer öffnete, Rußlands Getreidevorräte zugänglich und verwertbar machte. Engländer und Franzoſen begannen ihn im Februar 1915 mit den Flotten; als ſie abgewieſen wurden, landeten ſie bedeutende Streitkräfte auf Gallipoli. Die Türkei ward dort in einen harten Kampf verwickelt. Es wurde für ſie und für die Mittelmächte überaus wichtig, eine ungeſtörte, von Rumänien unabhängige Verbindung herzuſtellen. Das ermöglichte der Anſchluß Bulgariens, der am 14. Oktober 1915 mit deſſen Kriegserklärung an Serbien erfolgte.

Das Zerwürfnis, mit dem der Balkankrieg gegen die Abſicht ſeiner Anſtifter 1913 zum Abſchluß kam, trat damit in Wirkung. Vergebens hat Rußland noch während des Krieges auszugleichen geſucht; es vermochte weder Serbiens Widerſtand, noch Bulgariens Mißtrauen zu überwinden. Das Eingreifen der neuen Macht öffnete Serbien; deutſche Truppen traten den öſterreich-ungariſchen zur Seite, übernahmen die Führung. In den letzten Monaten des Jahres ward das ganze Königreich bis hinab zur griechiſchen Grenze erobert, im folgenden Januar und Februar auch Montenegro und faſt ganz Albanien bis hinab gegen Valona. Im Dezember 1915 räumten Engländer und Franzoſen die Halbinſel Gallipoli, belehrt über die Erfolgloſigkeit ihrer Anſtrengungen. Sie führten die Truppen nach Saloniki, wo ſie ſchon vom Beginn des Oktober an Mannſchaften gelandet hatten, ohne doch den heranrückenden Bulgaren und Deutſchen nachdrücklich entgegenzutreten. Sie haben weiterhin dort ganz erhebliche Streitkräfte geſammelt, zu den zurückgetriebenen Serben auch Italiener und Ruſſen, haben das ganze mazedoniſche Griechenland beſetzt, bis in den Herbſt 1918 doch nichts Ernſtliches unternommen, jedenfalls nichts erreicht, vielmehr genommene Stellungen zum Teil wieder räumen müſſen.

War der Verſuch gegen die Dardanellen und Konſtantinopel mißglückt, ſo ſollten doch an anderen Stellen nicht unerhebliche

Erfolge gegen die Türkei errungen werden. Das Vordringen deutſchen Einfluſſes in deren aſiatiſche Gebiete berührte einen, und nicht den am wenigſten wichtigen, der vielen Punkte, an denen England ſeine Weltſtellung durch den Vetter vom Lande bedroht fühlte. So richtete es im Kriege alsbald ſein Augenmerk auf die Sicherung des indiſch-europäiſchen Weges über den Perſiſchen Golf nicht weniger als auf die des ſchon von ihm beherrſchten durch den Suezkanal. Engliſch-indiſche Truppen landeten an der Mündung des Schat el Arab und ſuchten Meſopotamien zu gewinnen. Zunächſt vergeblich! Gegen Ende April 1916 mußte ſich General Townshend bei Kut el Amara am unteren Tigris mit mehr als 13000 Engländern den Türken ergeben. Aber weiterhin hat man doch Erfolg gehabt; Bagdad iſt am 11. März 1917 beſetzt worden. Auch an der kaukaſiſchen Grenze wurden die Türken langſam zurückgedrängt; Erzerum fiel in die Hand der Ruſſen. Zeitweiſe haben Streitkräfte des Sultans perſiſches Gebiet beſetzen können, haben es aber wieder räumen müſſen. Von der Landenge von Suez, wo ſie anfangs den Kanal bedroht hatten, ſind ſie langſam zurückgedrängt worden, haben ſelbſt Judäa nicht zu halten vermocht. Am 9. Dezember 1917 ergab ſich Jeruſalem dem General Allenby, der auch Truppen der Bundesgenoſſen heranführte. In Arabien iſt ein Aufſtand gegen den Beherrſcher aller Gläubigen angezettelt worden; die heiligen Stätten hat man ſeiner Macht entziehen können. Die Stellung des Sultans in den alten Sitzen der Kalifenmacht wurde ſchwer gefährdet.

Vom Beginn des Krieges an hatte Italien eine zweifelhafte Haltung beobachtet. Daß es ſeine Bündnispflichten erfüllen werde, ward bald nicht mehr gehofft. Öſterreich-Ungarn zögerte länger, als die Lage erforderte, es durch Angebot von Abtretungen in Tirol und durch Zugeſtändniſſe für Trieſt, zu denen Deutſchland geraten hatte, wenigſtens neutral zu erhalten. In Rom behauptete man Verletzung des Bündnisvertrages, weil das Ultimatum ohne Italiens Mitwiſſen an Serbien gerichtet worden ſei, und erklärte am 23. Mai 1915 der Nachbarmonarchie den Krieg. Die Vergrößerungsſucht

machte nicht Halt an den nationalen Grenzen; weit hinaus über die Ausbreitung italieniſchen Volkstums bis hinauf zum Brenner wollte man herrſchen. Militäriſch hat man dann nicht vermocht, Nennenswertes zu erreichen. Trotz Italiens neuer Gegnerſchaft bedeutete der Jahreswechſel 1915/16 für Deutſchland und ſeine Verbündeten einen Hochſtand. Feindliches Land, das im Frieden 35 Millionen Bewohner zählte, ſtand in der Gewalt der vereinigten Mittelmächte; nur in Deutſchlands Kolonien waren dem gegenüber namhafte Einbußen zu verzeichnen.

Die Lage iſt nicht ſo günſtig geblieben. Daß die im Frühjahr 1916 deutſcher- und auch die öſterreichiſcherſeits gefaßten Entſchließungen dabei eine Rolle geſpielt haben, iſt kaum in Abrede zu ſtellen, auch nicht, daß die kriegeriſchen Maßnahmen nicht ausſchließlich auf Grund militäriſcher Erwägungen getroffen worden ſind.

Die großen Erfolge des Jahres 1915 waren gegen Oſten und Südoſten, gegen Rußland und die Balkangegner, erreicht. Es war gleichſam gegeben, ſie weiter zu verfolgen. Nicht allzu großen Wert konnte das gegen den um Saloniki konzentrierten Feind haben. Die Verbindung mit Konſtantinopel war in vollem Umfange hergeſtellt; Vorgehen auf griechiſches Gebiet hätte Schwierigkeiten mit dieſem Staate hervorrufen können, den man mit Recht über Bulgariens endgültige Abſichten zu beruhigen wünſchte. Blieb alſo der Oſten. Rußland hatte ſchwerſte Verluſte an Menſchen und Kriegsmitteln erlitten. Einem kräftigen Vorſtoß in die Ukraine oder über die Düna oder nach beiden Richtungen hin, ſobald die Jahreszeit ſolchen erlaubte, hätte es kaum noch erfolgreichen Widerſtand entgegenſetzen können. Dazu hätte man, nordwärts vorgehend, Gebiete beſetzt, in denen alte und doch noch blühende deutſche Kultur nach Errettung von barbariſchem Zertreten lechzte, hätte Petersburg bedroht und durch bloßes Erſcheinen einen Druck ausgeübt auf Rußlands unſichere Stellung im geknechteten Finnland. Der Marſch gegen Kiew hätte Rumänien auf unſere Seite gezwungen. Es war ja niemand verborgen, daß dieſer Staat auch diesmal, wie im Balkankrieg, die

Rolle des Aasgeiers zu ſpielen gedachte, daß er abwartete, wer ſich als der Schwächere erwieſe, um ſich dann auf dieſen zu ſtürzen. Seine nationalen Wünſche ließen ſich ſo gut auf ruſſiſches wie auf öſterreich-ungariſches Gebiet richten; daß es ſeine Bündnispflichten gegen die Mittelmächte nicht zu erfüllen gedachte, war längſt klar.

Ein entſprechender Entſchluß iſt nicht gefaßt worden. Deutſchland wandte ſeine Kraft im Februar gegen Verdun, Öſterreich die ſeine etwas ſpäter vom Suganertal aus über die Tiroler Grenze hinweg gegen die Hochfläche der Sieben Gemeinden. Beide Bewegungen konnten im beſten Falle eine Verlegung des Stellungskrieges zur Folge haben, nicht aber Wiederaufnahme des Bewegungskrieges, der im verfloſſenen Jahr zu ſo großen Erfolgen geführt hatte. Es ſcheint, daß es ſich bei dieſen Entſchließungen um rein militäriſche Erwägungen gehandelt hat. Als ſicher darf doch gelten, daß der Gedanke, durch weiteren Angriff auf Frankreich deſſen Regierung ins Wanken zu bringen, ſeine Bevölkerung zum Frieden geneigt zu machen, überhaupt zu einer Verſtändigung nach Weſten zu gelangen, nicht ohne Einfluß blieb. Um die Zeit des Jahreswechſels begannen halbamtliche Federn darzulegen, daß Rußland der Feind ſei; leider ſind entſprechende Handlungen nicht gefolgt.

So hat Rußland Zeit gefunden, neu zu rüſten. England gab Geld; Amerika und Japan lieferten Kriegsbedarf. Das Menſchenmaterial war im weiten Reiche ja ſchier unerſchöpflich; es zählte Millionen von Bewohnern, die der Rekrutierungspflicht noch gar nicht unterlagen; Hunderttauſende von Chineſen konnte man als Arbeiter haben. Im Mai begannen die neu aufgefüllten und ausgerüſteten Diviſionen wieder vorzuſtoßen und hatten, wenn auch nur langſam, Erfolg. Die Bukowina ward abermals erobert; Czernowitz wechſelte zum fünften Male ſeinen Herrn; zu beiden Seiten des Dnjeſtr fiel ein erheblicher Teil Oſtgaliziens, Brody eingeſchloſſen, wieder in die Hände der Ruſſen; in Wolhynien gewannen ſie die beiden feſten Plätze Luck und Dubno zurück. Deutſche, Öſterreicher und Ungarn ſahen ſich überall auf die Abwehr beſchränkt. Verdun forderte Mannſchaften.

Da schien den Rumänen der Augenblick gekommen, ihre Stammesbrüder, von denen es allerdings hieß, daß sie „nicht erlöst sein wollten", aus Ungarn und der Bukowina herauszuhauen. Die Mittelmächte haben versäumt, sie rechtzeitig zu einer Erklärung über die Erfüllung ihrer Bündnispflichten zu zwingen. Als der Reichskanzler am 28. September 1916 im Reichstage auseinandersetzte, wie man Rumäniens Absichten seit langem erkannt habe, hat sich wohl manchem Hörer die Frage aufgedrängt: „Warum wurden sie nicht durchkreuzt? Warum wurde es nicht vor die Frage des Für oder Wider gestellt?" Der Frühling des Jahres wäre dafür die richtige, die erfolgsichere Zeit gewesen. König Karl hatte Vertragstreue bewahren wollen. Er hatte es nicht mehr durchsetzen können; am 10. Oktober 1914 war er 75jährig gestorben. Sein Neffe und Nachfolger erklärte am 27. August 1916 der Nachbarmonarchie den Krieg. Denselben Schritt hat gleichzeitig Italien unter nichtigen Vorwänden gegen Deutschland getan, zu dem es bisher noch formell im Friedensverhältnis gestanden hatte. Deutschland, Bulgarien und die Türkei antworteten, indem sie auch ihrerseits Rumänien den Krieg erklärten.

Der neue Gegner hat Erfolge nicht zu erringen vermocht. Er drang anfangs in Siebenbürgen ein. Unsere sächsischen Landsleute wurden in ihren besten Sitzen von Haus und Hof vertrieben. Moderne Kriegstechnik gestattet nicht mehr, in den Bauernburgen erfolgreich Widerstand zu leisten, wie einst die Vorfahren das vermochten in den Schrecknissen der Türken- und Kuruzzenzeit; Hab und Gut, Leib und Leben waren jetzt einem kaum weniger harten Feinde schutzlos preisgegeben. Er ist doch bald wieder hinausgeworfen worden und hat nicht nur im Laufe des Herbstes und Winters 1916/17 die ganze Walachei räumen müssen, sondern auch verloren, was er 1913 den Bulgaren abgetrotzt hatte, und was aus dem Balkankriege von 1877/78 als Gewinn davongetragen war, die Dobrudscha. Truppen aller vier Verbündeten haben dabei zusammengewirkt. Die Oberleitung der gesamten Streitkräfte war zwei Tage nach der rumänischen Kriegserklärung Generalfeldmarschall von Hindenburg über-

tragen worden; Generalquartiermeiſter war ſein Stabschef Ludendorff. Falkenhain, der bisherige Generalſtabschef, befehligte auf dem rumäniſchen Kriegsſchauplatz. Deutſche Heeresteile ſind beiderſeits der Donau und im Karpathenwall, der Siebenbürgen von Süden und Oſten umgibt, an allen Erfolgen entſcheidend beteiligt geweſen. Zurückweichend iſt der Feind, wie in Polen und Galizien, in Oſtpreußen, Litauen und Kurland, nach Kräften bemüht geweſen, eine Wüſte hinter ſich zurück zu laſſen. Die Rumänen ſind in dieſer Übung gelehrige Schüler des ruſſiſchen Meiſters geworden.

Inzwiſchen hat man ſich aber im Weſten auf die Abwehr beſchränkt geſehen. Das Unternehmen gegen Verdun hat den gehofften Erfolg nicht gehabt. Engländer und Franzoſen haben die Rolle des Angreifers übernommen und nicht nur 1916, ſondern auch in der Hauptſache während des ganzen Jahres 1917 behaupten können. Ihre faſt ununterbrochen fortgeſetzten, zum Teil überaus heftigen, faſt verzweifelten Anſtrengungen haben allerdings zu irgendwie entſcheidenden Ergebniſſen ſo wenig geführt wie die ſchwächeren Verſuche, die ſchon im Herbſt 1915 unternommen worden waren. Unſere Widerſtandskraft blieb unerſchüttert; wir behaupteten in der Hauptſache die Linien, die ſchon der Herbſt 1914 feſtlegte. Aber wir fanden uns hier doch in die Abwehr gedrängt, und das iſt nicht nur bei den Gegnern, ſondern auch bei den Neutralen nicht ohne Nachwirkung geblieben. Den Feinden wuchs wieder der Mut; von der Ausdauer erwarteten ſie ſicheren Erfolg. Wenn jetzt von Friedensmöglichkeiten geredet wird, die damals beſtanden haben ſollen, ſo iſt das ein vollſtändiges Verkennen der Lage. Die Neutralen aber begannen ſich der feindlichen Auffaſſung vom endlichen Ausgang des Krieges zuzuneigen und richteten ſich demgemäß ein. Lloyd George hat am 22. Auguſt 1916 geäußert: „Deutſchland hat ſeine Gelegenheit verpaßt und weiß es.“

Der Frühling 1916 hatte aber noch in anderer Weiſe eine beſondere Bedeutung für den Gang des Krieges.

Der langjährige, hochverdiente Organiſator der deutſchen Flotte,

Herr von Tirpitz, vertrat vom Beginn des Krieges an nachdrücklich die Meinung, daß die von ihm geſchaffene Waffe, die Schlachtflotte, ihrem Zwecke entſprechend alsbald in Tätigkeit zu treten habe. An Gelegenheiten dazu hat es in den erſten Monaten des Krieges nicht gefehlt. Er iſt mit ſeiner Auffaſſung an entſcheidender Stelle gegenüber dem Widerſtand des Reichskanzlers, der in den Jahren ſeiner Amtsführung den Ausbau der Flotte nach Kräften hintangehalten hatte, nicht durchgedrungen, obgleich unſere Schiffe, wo ſie mit den „Herren der Meere" zuſammentrafen, ſich ihnen nicht nur gewachſen, ſondern überlegen zeigten. Die Seeſchlacht vorm Skagerrak am 31. Mai und 1. Juni 1916 kann die britiſche Flotte nicht als Ruhmestitel buchen. Die Rolle der „Ratten im Loch" hat ſie kaum weniger geſpielt, als ſie uns zugedacht war. Unſeren U-Booten vermochte ſie nichts Ebenbürtiges entgegenzuſetzen. Das alles konnte aber nicht hindern, daß England die See beherrſchte, ſoweit Verkehr in Frage kam. Die ungeheuere Überlegenheit an Flottenmaterial ſicherte ihm dieſen Vorteil um ſo mehr, als für unſere Tätigkeit nur im innerſten Winkel des Weltmeers ein kurzer Küſtenſtrich als Ausgangs- und Stützpunkt zur Verfügung ſtand. Wir waren auch zu Lande ringsum von Feinden umgeben. Die kleinen neutralen Staaten in unſerer Nachbarſchaft ſtanden unter unerhörtem Druck, widerſetzten ſich nicht aus Furcht vor Englands Macht und verſchloſſen ſich mehr und mehr dem Verkehr mit uns. So waren wir von der Welt abgeſchloſſen und fühlten es je länger, deſto ſchärfer.

Es gab ein Mittel, der Gefahr zu begegnen, der Not ein Ende zu machen, England in die gleiche Lage zu bringen, in die es uns verſetzte. Unſere Reichsregierung hat es, allerdings auf Anregung von privater Seite her, früh ins Auge gefaßt. Am 4. Februar 1915 wurden deutſcherſeits die Gewäſſer rings um Großbritannien und Irland herum für Kriegsgebiet erklärt, auf dem vom 18. Februar ab jedes feindliche Kauffahrteiſchiff zerſtört werden würde; aus Rückſicht auf die Neutralen war eine Friſt geſetzt. Es war eine Maßnahme, die durchaus dem entſprach, was die Engländer ihrerſeits ins Werk geſetzt hatten. Sie hatten

sich bald überzeugt, daß eine Blockade in der alten Form der Küstenüberwachung gegenüber der starken deutschen Flotte nicht durchführbar war, überhaupt gegenüber den modernen Kampfmitteln zur See auch bei größter Überlegenheit schwer aufrecht zu erhalten ist. So hatten sie die Sperre auf das offene Meer vor alle Zugänge der Nordsee verlegt, was eine völkerrechtlich gültige Blockade nicht war. Wenn sie sich so über geltendes Recht hinwegsetzten, weil es ihnen so paßte, wie sie das ja wieder und wieder in brutalster Weise getan haben, so konnte es für Deutschland keinen Grund geben, auf seinen Vorteil zu verzichten und den Seekrieg nicht so zu führen, daß seine Überlegenheit in der Handhabung der U-Boot-Waffe zu voller Geltung kam. Es konnte das um so weniger, als es für diese Waffe irgend welche völkerrechtliche Abmachungen nicht gab. Deutschland hatte wahrlich ein Recht, die Normen ihrer Anwendung nach seinen Bedürfnissen zu bestimmen, zumal einem Volke gegenüber, für das es ein Völkerrecht, welches seinen Machtgelüsten widerspricht, nicht gibt. Engländer selbst haben sich in diesem Sinne ausgesprochen.

Deutschland hat von seinem zweifellosen Recht lange keinen ernsten, wirklichen Erfolg verheißenden Gebrauch gemacht. Bald nach Beginn des Krieges, am 8. September 1914, hat unser Kaiser an den Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Schreiben gerichtet, das eingegeben war von der Vorstellung, in diesem Machthaber keine andere Richtschnur des Handelns maßgebend zu wissen als die der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Es zeigte sich bald, daß man einer nackt politischen Denkweise gegenüberstand. Wilson hat als Leiter der Union nichts als deren Vorteil im Auge gehabt, wie er ihn verstand. Das wird nicht einmal tadeln können, wer politisch zu denken weiß, wenn der Grundsatz auch zu krassen Handlungen geführt hat. Wilson hat es beharrlich abgelehnt, der ungeheueren Munitionsausfuhr aus den Vereinigten Staaten, die allein es den Ententemächten ermöglichte, den Krieg fortzusetzen, irgend welche Schwierigkeiten zu bereiten. Die großen Waffen- und Munitionsfabriken der Union konnten sich zusammenschließen zu dem Zweck, einen planmäßigen Pressefeldzug zu organisieren für

Teilnahme am Kriege. Das fromme Amerika iſt ſo mitſchuldig, ja allein ſchuldig geworden an der Tötung und Verſtümmelung von Millionen europäiſcher Mitchriſten. Es hat keinen Anſtoß daran genommen, daß ſeine Handlungsweiſe allein und ausſchließlich den Ententemächten zugute kam. Im Gegenteil, ſein Präſident hat verſucht, die Mittelmächte am Gebrauch ihrer Kriegsmittel zu hindern, und hat das mit Erfolg verſucht.

Bürger der Vereinigten Staaten reiſten auf Schiffen kriegführender Mächte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der eine oder andere Opfer eines U-Boot-Angriffs wurde. Die Erklärung vom 4. Februar 1915 war hinausgegeben worden gegen den Rat des Marineminiſters; er hätte ſie verſchoben ſehen mögen, bis die Zahl der verfügbaren Boote wirkſamen Erfolg geſichert hätte. Als ſie einmal erlaſſen war, vertrat er die Anſicht, daß jetzt durchgehalten werde müſſe. Das iſt nicht geſchehen. Vor dem nachdrücklichen Einſpruch, den Amerika erhob, iſt zunächſt Deutſchland, dann, bewogen durch deutſche Einwirkung, auch Öſterreich-Ungarn zurückgewichen. Luſitania- und Ancona-Fall ſind in jedermanns Erinnerung. Alle an die Union gerichteten Aufforderungen, England im Sinne einer Mäßigung ſeiner Sperrwillkür zu beeinfluſſen, ſind ganz und gar ergebnislos geblieben. In Deutſchland nährte die Vereinigte Staaten-Regierung mit Erfolg die Hoffnung; an der Themſe wußte man, was dorthin gerichtete amerikaniſche Noten zu bedeuten hatten, und zog den Erdroſſelungsſtrick feſter und feſter an. Amerika ließ ſich von England alles, von Deutſchland nichts gefallen.

In den erſten Monaten des Jahres 1916 ſchien ſich eine Wendung vorzubereiten. Von Amerika kamen ſcharfe Erklärungen zum Luſitania-Fall; unſer Reichskanzler machte geltend, daß er ſich die U-Boot-Waffe „nicht aus der Hand winden laſſen könne". Am 8. Februar ward eine Erklärung veröffentlicht, in der angedroht wurde, daß alle feindlichen, mit Geſchütz bewaffneten Handelsfahrzeuge als Kriegsſchiffe behandelt werden ſollten. Auch ſie iſt hinausgegangen ohne Mitwirkung des Marineminiſters. Eine gleichzeitige, gleichlautende öſterreichiſch-ungariſche Erklärung beſtimmte eine Friſt von

drei Wochen. So nahm man an, daß am 1. März der „verſchärfte“ U-Boot-Krieg einſetzen werde. Aufmerkſame Leſer zweifelten ſofort. Der amerikaniſche Einwand traf alsbald den ſchwachen Punkt, auf den ſchon in Deutſchland hingewieſen worden war, wie man denn erkennen wolle, daß ein Handelsſchiff feindlich, und daß es bewaffnet ſei. Die Engländer hatten ſich ſo ziemlich von Anfang des Krieges an und in immer ſteigendem Umfange neutraler Flaggen bedient; die Bewaffnung, die ſie und die Franzoſen allen Kauffahrern geradezu zur Pflicht machten, verſtand man natürlich unſichtbar zu machen. Einen „verſchärften“ U-Boot-Krieg hat es denn auch nie gegeben trotz der ausdrücklichen Erklärung der Regierung vom 14. März 1916.

Die Wirkſamkeit wurde noch beſonders dadurch gelähmt, daß es unterſagt wurde, Paſſagierſchiffe anzugreifen. Der Munitionstransport erhielt damit gleichſam freie Bahn. Die günſtige Zeit des März, in der die Getreidezufuhren von der ſüdlichen Halbkugel das Vereinigte Königreich erreichen und die erſchöpften Vorräte wieder auffüllen, ging ungenutzt vorüber. Großadmiral von Tirpitz hatte im Sommer 1915 im Anſchluß an die von ihm mißbilligte Erledigung des Luſitania- und des Ancona-Falles wiederholt um ſeine Entlaſſung gebeten; ſie war ihm verweigert, zugleich aber zugeſagt worden, daß er bei allen England betreffenden Entſcheidungen zugezogen werden ſolle. Als er zu den Beratungen über die Geſtaltung des U-Boot-Krieges, die in den erſten Märztagen im Hauptquartier in Charleville gepflogen wurden, keine Einladung erhielt, reichte er ein Urlaubsgeſuch ein. Es wurde umgehend mit der Aufforderung beantwortet, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Das iſt am 15. März 1916 geſchehen. Der Mann, deſſen politiſches Urteil gerade über unſere Beziehungen zu England ſich ſo ſchlagend bewährt hatte, der in allem, was die Flotte betraf, als erſter Sachkenner gelten mußte, wurde vom deutſchen Staatsſchiff abgeſetzt.

Es iſt dann eine Agitation für rückſichtsloſe Führung des U-Boot-Krieges verſucht worden und hat in allen Gegenden des

Vaterlandes in weiteſten Kreiſen freudigſte Zuſtimmung gefunden; ſie iſt mit allen der Regierung zu Gebote ſtehenden Machtmitteln unterdrückt worden. Über U-Boot-Krieg und den „Fall Tirpitz“ durfte nicht geſchrieben werden, Verbote, die nur einſeitige Wirkung gehabt haben. Denn der Nachweis, daß ein wirkſamer U-Boot-Krieg überhaupt unmöglich ſei, wurde von den Vertretern der amtlichen Politik an allen Ecken und Enden zu führen verſucht, obgleich er der Anſicht der zunächſt zum Urteil berufenen Fachmänner ſchroff widerſprach. Der verabſchiedete Marineminiſter durfte ungeahndet herabgeſetzt und gar verleumdet werden, ohne daß er mit dem Nachdruck, den die Lage forderte, verteidigt werden konnte. An den verantwortlichen Stellen ſtützte ſich die Regierung auf den Einwand, daß rückſichtsloſer Gebrauch der U-Boot-Waffe den Krieg mit Amerika und weiter auch mit benachbarten Neutralen alsbald zur Folge haben werde. Gegenüber der amerikaniſchen Note vom 20. April, die nach ihrem Inhalt wie nach der Form ihrer Übergabe eine aufrechte Erwiderung erfordert hätte, gab die Antwort vom 4. Mai den deutſchen Standpunkt völlig preis, obgleich die oberſte Heeresleitung ſein Feſthalten nachdrücklich vertrat. General von Falkenhayn hat dieſes Zwieſpalts wegen ein Abſchiedsgeſuch eingereicht. Bethmann Hollweg drang an der entſcheidenden Stelle durch. Wenn die Antwort den Vorbehalt machte, daß Amerika England zu einer Milderung ſeiner Abſperrungsmaßregeln bewege, ſo iſt das nicht nur ganz und gar bedeutungslos geblieben, ſondern hat auch ſofort auf amerikaniſcher Seite den mehr als ſcharfen Einſpruch hervorgerufen, daß man jeden Verſuch, die Union auf Grund dieſes Vorbehalts zu drängen, als eine Nötigung auffaſſen müſſe. Zugeſtandenermaßen ſind der Regierung der Vereinigten Staaten Verſprechungen gegeben worden, die den vollen Gebrauch der U-Boot-Waffe ausſchloſſen.

So iſt Deutſchland vor den Vereinigten Staaten von Nordamerika vollſtändig zurückgewichen wie fünf Jahre früher im Marokkoſtreit vor England. Im Deutſchen Reichstag iſt von

einem der Herren Volksvertreter die Äußerung gefallen, daß eine Einflußnahme Amerikas auf den Gang der großen Politik zu begrüßen sei. Sie ist einer der krassesten Belege für den unermeßlichen Unverstand, der sich in Fragen der auswärtigen Politik bei uns breit machen kann. Die große Republik jenseit des Atlantischen Ozeans ist ja lange umstrahlt gewesen von dem Nimbus der Friedensmacht. Jeder, der auch nur einigermaßen mit ihrer Geschichte vertraut ist, weiß, daß sie von ihrem ersten Anfang an eins der machthungrigsten und skrupellosesten Gemeinwesen war, die es je gegeben hat, in nichts nachstehend dem Britentum, von dem sie ein Ableger ist, und dem Moskowiterstaat. Sie vertritt ihre Interessen, wie sich das für jeden politisch Denkenden von selbst versteht; sie erfüllt damit nur eine Pflicht. Diese Interessen sind aber unendlich hinausgewachsen über ihren ursprünglichen Bereich. Es hat eine Zeit gegeben, in der sie kaum über die Alleghanies hinausgingen; sie haben sich aber nach und nach nicht nur über ganz Nord-, sondern auch über Mittel- und Südamerika und weiter über den Stillen Ozean, ja über die Welt ausgebreitet, bis in Asiens und Afrikas innere Gebiete hinein. An der wichtigsten Stelle aber, an der ihre Vertretung bedenklichen Schwierigkeiten begegnet, im Stillen Ozean, gingen sie zur Zeit des Krieges parallel mit den englischen; hier hielt ein starkes Band die beiden Völker zusammen. Es war nicht in erster Linie die Stammesverwandtschaft, auch nicht der so entwickelte amerikanische Erwerbstrieb, sondern die Gemeinsamkeit der politischen Ziele auf einem für die Zukunft der Welt außerordentlich wichtigen Gebiete, was die Vereinigten Staaten und das Britische Reich an einander kettete. Amerika konnte nicht wünschen, daß England in Europa geschwächt, daß ihm im Gebrauch seiner Flotte auf dem Weltmeer eine Fessel angelegt werde, wie es etwa hätte geschehen können durch eine dauernde Festsetzung Deutschlands an der flandrischen Küste.

Unsere Regierung hat sich trotz der Erfahrung mit dem Kaiserbrief in ihrer Politik leiten lassen von der Auffassung, daß es möglich sein werde, Amerika durch Entgegenkommen zu gewinnen; gegenteilige Vorstellungen sind wirkungslos geblieben. Als wenn die

Vereinigten Staaten ſich jemals durch Nachgiebigkeit in der Verfolgung ihrer Intereſſen hätten beirren laſſen! Es iſt auch befürchtet worden, daß Amerikas Eintritt in den Krieg, wie ihn der rückſichtsloſe U-Boot-Krieg herbeiführen werde, durch völlige Sperrung der überſeeiſchen Zufuhren die noch neutralen Staaten auf die Seite der Gegner ziehen werde. Man überſah vollſtändig, welchen Erfolg England gerade ſeinem rückſichtsloſen Auftreten verdankte. Sein zielbewußtes Vorgehen hatte erheblich, wenn nicht entſcheidend, dazu beigetragen, Italien und Rumänien unſeren Feinden zuzugeſellen. Im März 1916 hatte es Portugal in den Krieg hineingezwungen; im folgenden Jahre iſt nach langen, unabläſſigen Verſuchen durch ſkrupelloſe Vergewaltigung bei Griechenland das gleiche Ziel erreicht worden. Franzöſiſche Truppen haben im Juni 1917 Athen beſetzt; der tapfere König Konſtantin, der Schwager unſeres Kaiſers, hat ſein Land verlaſſen müſſen und nur mit Mühe das Zugeſtändnis erlangt, in der Schweiz Aufenthalt nehmen zu dürfen. Prinz Alexander, nicht der Kronprinz, iſt dem Namen nach an ſeine Stelle getreten; in Wirklichkeit wurde der frühere Miniſterpräſident, der Kreter Venizelos, Herr im Lande. Griechiſche Truppen hat man doch in irgend erheblicher Zahl nicht in den Kampf führen können. In fortgeſetzter Nachgiebigkeit verſtrich die Zeit, in der die Unſicherheit der Verhältniſſe, die mit einer amerikaniſchen Präſidentenwahl naturgemäß verbunden iſt, noch hätte förderlich werden können. Im November 1916 wurde Wilſon wiedergewählt. Er konnte jetzt ſeiner Auffaſſung der amerikaniſchen Intereſſen, ſeinen angelſächſiſchen Anſchauungen, ſeiner verſtändnisloſen Abneigung gegen deutſche Art mit all der verblüffenden Unbedenklichkeit, die im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten Lebensart iſt, die Zügel ſchießen laſſen.

Am 12. Dezember 1916 haben unſer Kaiſer und ſeine Verbündeten den Feinden „vorgeſchlagen, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten, um dem Kampfe ein Ende zu machen“; ſie erklärten, nur Vorſchläge machen zu wollen, die „darauf gerichtet ſeien, Daſein, Ehre und Entwicklungsfreiheit ihrer Völker zu ſichern“.

Das Entgegenkommen ist mit einer neuen Betonung unerfüllbarer Vernichtungswillens beantwortet worden. Es gelangte endlich der Entschluß zum rücksichtslosen U-Boot-Krieg zum Durchbruch. Er wurde wieder von der obersten Heeresleitung nachdrücklich vertreten; der Reichskanzler mußte nachgeben. Am 31. Januar 1917 wurden alle die Küsten feindlicher Länder bespülenden Meere, unter Festsetzung bestimmter Umgrenzungslinien, für Sperrgebiet erklärt, das auch Neutrale auf eigene Gefahr befahren würden. Am unmittelbar folgenden Tage begann die Sperre. Die Erkenntnis, daß England der Feind sei, kam endlich auch im Handeln zur Geltung, leider zu spät, als daß die frühere Ansicht vom baldigen Erfolg noch berechtigt gewesen wäre; die Abwehrmaßregeln des Feindes waren mit großem Geschick vervollkommnet worden. Trotzdem haben bis zum Abschluß der Feindseligkeiten rund 16 Millionen Tonnen für die Feinde verfügbaren Schiffsraumes versenkt werden können. Vorher waren schon etwa 5 Millionen Tonnen den U-Booten zum Opfer gefallen. Der Gesamtbestand der Handelsmarine der Welt betrug 1912 ungefähr 32 Millionen Tonnen, von denen gegen 4 Millionen den Mittelmächten gehörten. Die Zahl der Neubauten läßt sich nicht mit genügender Sicherheit feststellen; gewiß konnten sie aber entfernt den Verlust nicht ersetzen. Die Waffe ist aus der Hand gelegt worden, als das Ziel in greifbarer Nähe lag; so haben Gegner selbst bekannt.

Amerika hat den Schritt seiner mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen beantwortet. Wilson hatte am 21. Dezember 1916 durch den Botschafter Gerard in Berlin eine Note überreichen lassen, die Amerikas Interesse an der Beendigung des Krieges betonte und Verhandlungen unter Beteiligung auch der Neutralen in Anregung brachte, zugleich stark unterstrich, daß es sich vor allem um die Rechte und den Schutz der schwächeren Staaten handele. Das wagte der Leiter eines Staatswesens zu verkündigen, das noch stets, so lange es besteht, über die Rechte kleiner Staaten rücksichtslos hinweggeschritten ist, sobald sie seinem Begehren im Wege gestanden haben. Er sah sich seinem Ziele nahe, bei erwaigen

Friedensverhandlungen nicht nur mitzureden, ſondern das entſcheidende Wort zu ſprechen. Er konnte ſich in dieſer Erwartung nur beſtärkt fühlen, als der ſoeben aus Amerika zurückgekehrte Gerard am 6. Januar 1917 bei einem Feſtmahl, das ihm die amerikaniſche Handelskammer in Berlin gab, und dem die Staatsſekretäre Helfferich und Zimmermann mit anderen leitenden Reichs- und Staatsbeamten beiwohnten, ohne jede Einwendung deutſcherſeits verkündete, daß „die Beziehungen zwiſchen Amerika und Deutſchland noch nie ſo gut geweſen ſeien wie jetzt", und daß es nicht ſchwierig ſein werde, ſie ſo zu erhalten, wenn die jetzt führenden Männer in Deutſchland am Ruder blieben, ein ebenſo unmißverſtändlicher wie anmaßender Fingerzeig, welche Geſtaltung der deutſchen Regierung Amerika wünſchte. Die Behauptung, daß das amerikaniſche Vermittlungsangebot von der deutſchen Friedenserklärung durchkreuzt worden ſei, iſt völlig grundlos. Es hatte von Seiten der Ententemächte eine glatte Ablehnung erfahren. Der rückſichtsloſe U-Boot-Krieg gab die allein mögliche Antwort. Dem Abbruch der Beziehungen iſt am 2. April die amerikaniſche Kriegserklärung gefolgt. Unter engliſch-amerikaniſchem Druck ſind dann im Laufe der nächſten Monate China, Siam und eine ganze Anzahl ſüd- und mittel-amerikaniſcher Staaten in die Reihen unſerer offenen Gegner eingetreten. Die weitverzweigten und wertvollen Unternehmungen deutſcher Kaufleute in dieſen Ländern erfuhren einen jähen Abbruch, deſſen dauernde Folgen auch heute noch nicht zu überſehen ſind. Unſer Auswärtiges Amt hat das Seine dazu beigetragen, die Stimmung in Amerika noch beſonders zu reizen, indem es Mexiko durch ein geradezu ſinnloſes Angebot von Unionsgebiet zu einem Bündnis zu bewegen ſuchte.

Inzwiſchen war in Petersburg die Revolution ausgebrochen. Am 14. März ging die Nachricht hinaus in die Welt. Was oft verkündet, lange erwartet war, hatte ſich ereignet. Zar Nikolaus mußte dem Throne entſagen; er wurde ein Gefangener ſeines Volkes. Konnte es anfangs ſcheinen, als ob ein Mitglied der Familie

an der Regierung bleiben werde, ſo erwies ſich das bald als unmöglich. Die näheren Angehörigen des Zaren ſind, gleich ihm ſelber, nach und nach ſämtlich getötet worden. Ein Volksregiment, deſſen Führung ſich immer weiter nach links verſchob, trat an die Stelle.

Ob dieſer Umſchwung zu einer dauernden Ausſchaltung Rußlands aus weltpolitiſcher Stellung führen wird, iſt eine Frage, die zurzeit niemand zuverſichtlich zu beantworten wagen darf, über die erſt in Jahren, wahrſcheinlich Jahrzehnten, einigermaßen Klarheit beſtehen kann. Sicher bedeutete er zunächſt eine ſtarke Minderung ruſſiſcher Macht. Leider iſt deutſcherſeits nichts geſchehen, was man als einen ernſtlichen Verſuch, dieſe Lage entſcheidend auszunutzen, gelten laſſen könnte. In ſozialdemokratiſchen Kreiſen Deutſchlands iſt die ruſſiſche Umwälzung als ein Akt der Volksbefreiung jubelnd begrüßt worden. Auch amtliche Stimmen glaubten den gleichen Ton anſchlagen und jeden Gedanken ablehnen zu ſollen, daß man ihr in den Rücken fallen könne. Die Norddeutſche Allgemeine leiſtete ſich am 16. April das Unglaubliche, einen am Stochod von unſeren Truppen errungenen kleinen Erfolg als „von einer unabweisbaren, örtlich begrenzten taktiſchen Notwendigkeit" erfordert zu entſchuldigen. Offenbar wirkte der leider weit verbreitete, aber darum doch nicht weniger falſche Glaube mit, daß demokratiſch regierte Völker friedfertiger ſeien als monarchiſch geleitete; das genaue Gegenteil iſt richtig. Der Weltkrieg ſollte darüber jedermann die Augen geöffnet haben. Wurde je ein Krieg gleich hartnäckig, ſo mit Aufgebot aller Kraft, ſo rückſichtslos geführt? In ihm aber zogen die Völker gegen einander zu Felde, nicht, wie es früher die Regel war, die Herrſcher; bei Franzoſen, Engländern und Amerikanern kam der Volkswille zum Ausdruck, auch bei den Ruſſen. Hätte ein ſolcher nicht beſtanden, die Einzelnen, welche die Fäden in der Hand hielten, hätten ſie nicht wirkſam anziehen können.

Die Heeresleitung hat doch nicht völlig auf weitere Bedrängung des in Freiheitswehen ſich windenden Gegners verzichtet. Im Juli und Auguſt wurden die Ruſſen wieder über Galiziens Oſtgrenze zurückgedrängt; Czernowitz ward abermals zurückgewonnen. Nur

im äußerſten Winkel der Bukowina hielt ſich noch der Gegner. Am 3. September wurde Riga, die alte Hanſeſtadt und vornehmſter Handelsplatz der Oſtſee, beſetzt; bis Jakobſtadt hinauf kam auch das rechte Dünaufer in deutſche Hand. Ein gemeinſames Unternehmen des Heeres und der Flotte brachte im November auch Öſel und Dagö und damit die volle Herrſchaft über den Rigaiſchen Meerbuſen in unſere Gewalt. Die Befreiten atmeten auf vom ruſſiſchen Druck, den die Revolution eher geſteigert als gemildert hatte. Leider blieben der Reſt von Livland und das eſtniſche Feſtland zur Verfügung der bisherigen Gewalthaber und wildeſten Ausſchreitungen ausgeſetzt; kein Beſitzender war dort ſeines Lebens und ſeiner Habe noch ſicher.

Inzwiſchen hatten ſich daheim erhebliche Wandlungen vollzogen. Anläßlich einer Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Abgeordneten- und Herrenhaus über die ganz nebenſächliche Frage einer Neuordnung der Tagegelder hielt Bethmann Hollweg es für angezeigt, am 14. März im Abgeordnetenhauſe wieder ſeinen Lieblingsgedanken vorzutragen, daß der Krieg mit Notwendigkeit eine verſtärkte Teilnahme weiteſter Volkskreiſe am Staatsleben fordere. Es folgte am 8. April die Oſterbotſchaft, die den Miniſterpräſidenten beauftragte, die Vorbereitungen zu treffen für eine Änderung des preußiſchen Wahlrechts auf der Grundlage unmittelbarer und geheimer Wahl unter Ausſchaltung jeder Klaſſenſonderung. „Der Austrag des Meinungsſtreites“ über die vorzunehmende Reform ſollte doch vertagt werden „bis zur Heimkehr unſerer Krieger“, damit „ſie ſelbſt am Fortſchritt der neuen Zeit mitraten und mittaten können“. Die erneute Wendung nach links hat doch den Reichskanzler in ſeiner wankenden Stellung nicht zu feſtigen vermocht. Am 14. Juli 1917 mußte er ſeine Entlaſſung nehmen. Er iſt nicht geſchieden, ohne die Regierung auf der neuen Bahn noch einen verhängnisvollen Schritt weiter gedrängt zu haben. Es war ein richtiger Gedanke, die Entſcheidung über die preußiſche Wahlrechtsreform hinauszuſchieben bis zur Heimkehr der Millionen, die draußen das Vaterland mit ihren

Leibern deckten. Am 11. Juli, als die erſchütterte Stellung des Kanzlers ſich noch einmal vorübergehend gefeſtigt hatte, beſtimmte ein königlicher Erlaß, daß „der dem Landtage der Monarchie zur Beſchlußfaſſung vorzulegende Geſetzentwurf wegen Abänderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhauſe auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts aufzuſtellen“ ſei und zwar „ſo zeitig, daß die nächſten Wahlen nach dem neuen Wahlrecht ſtattfinden können“. Eine überaus wichtige, die Gemüter erregende innerpolitiſche Frage war hineingeworfen worden in den Daſeinskampf, den unſer Volk zu beſtehen hatte, und damit erhitzend und verwirrend eingegriffen in den Meinungsſtreit über Ausgang und Ziele des Krieges.

Georg Michaelis, früher Unterſtaatsſekretär im Finanzminiſterium, während des Krieges Staatskommiſſar für Ernährungsfragen, wurde Bethmann Hollwegs Nachfolger. Schon in den erſten Tagen ſeiner Kanzlerſchaft offenbarte ſich, wie bedenklich der Siegeswille im deutſchen Volke geſchwächt war. Am 19. Juli fand ſich eine Reichstagsmehrheit zu einer Entſchließung zuſammen, die nicht zu ſcharf beurteilt iſt, wenn man ſie als ſinnlos bezeichnet. Sie verlangte einen „Frieden der Verſtändigung und der dauernden Verſöhnung der Völker“. Als wenn es jemals im Laufe der Geſchichte andere Friedensſchlüſſe gegeben hätte, als ſolche auf Grund einer Verſtändigung, und als wenn auf kriegeriſche Zuſammenſtöße großer Völker jemals unmittelbar eine dauernde Verſöhnung gefolgt wäre! Die kann ja nur die Zeit bringen. Die Entſchließung erklärte ſich gegen „erzwungene Gebietserwerbungen und politiſche, wirtſchaftliche oder finanzielle Vergewaltigungen“ und ſtieß damit um, was früher unter Zuſtimmung der großen Mehrheit des Reichstags von Bethmann Hollweg ſelbſt als Kriegsziel aufgeſtellt worden war. Sie ſprach von der „Freiheit der Meere“, verkannte alſo, daß Freiheit der Meere niemals geſichert werden kann durch Verträge, welchen Inhalts auch immer, ſondern allein durch Macht, die nur zu erreichen und zu behaupten iſt auf dem Wege des Zwanges und der Gewalt. Für die Entſchließung haben mit den Sozialiſten auch Zentrum und Freiſinn geſtimmt, obgleich nicht wenige An-

gehörige dieſer Parteien, und darunter führende Vertreter, früher in aller Öffentlichkeit Anſchauungen vertreten hatten, die ſich damit ſchlechterdings nicht vereinigen ließen. Urheber der Reſolution war Matthias Erzberger, eine Perſönlichkeit, der niemals von irgend einer parlamentariſchen Partei eine Vertrauensſtellung hätte eingeräumt werden ſollen.

Der Kanzler hat verſucht, ſich mit der Entſchließung, „wie ich ſie auffaſſe", abzufinden. Er hat betont, es komme in erſter Linie darauf an, „daß wir den Frieden als ſolche machen, die ſich erfolgreich durchſetzen", und hat für notwendig erklärt, „daß die Grenzen des Deutſchen Reiches für alle Zeiten ſichergeſtellt werden". Wenn er hinzufügte, daß wir „im Wege der Verſtändigung und des Ausgleichs die Lebensbedingungen des Deutſchen Reiches auf dem Kontinent und über See garantieren müſſen", ſo war das ein Entgegenkommen in der Form; ſachlich beſagte es nichts, da es ſich von ſelbſt verſtand. Er hat es doch nicht vermocht, den Abſichten, welche die Entſchließung verfolgte, auf die Dauer Widerſtand zu leiſten, vor allem nicht, die unnatürliche, innerlich ſo widerſpruchsvolle Verbindung zwiſchen Zentrum und Sozialdemokratie zu löſen. Am 1. November mußte er aus ſeiner Stellung weichen; der bisherige baieriſche Miniſterpräſident Graf Hertling, lange Jahre ein führendes Mitglied der Zentrumspartei, übernahm die Leitung des Reiches. Das iſt in weiten Kreiſen mit ſchmerzlichem Bedauern aufgenommen worden. In der Tatſache, daß Bismarcks Schöpfung einer Partei anvertraut wurde, die er von ſeinem Standpunkte aus nicht ohne Berechtigung der Reichsfeindſchaft hatte zeihen können, konnte man doch auch eine Beſtätigung des Reichsgedankens ſehen.

Sicher beſtand ein Zuſammenhang zwiſchen dieſem Wechſel und dem Eingreifen Seiner Heiligkeit des Papſtes.

Von allem Anfange an haben die Gegner mit tönenden Phraſen die Welt zu gewinnen, Deutſchland ins Unrecht zu ſetzen verſucht. Wilſon hat in dieſem Beginnen den Preis davongetragen. Der Profeſſor-Präſident ſchämte ſich nicht, ſeine Yankee-Republik als die

reinſte, uneigennützigſte Macht der Welt hinzuſtellen, die nichts erſtrebe als Menſchenglück und Menſchenrecht, die durch Abrüſtung, Völkerfrieden und Schiedsgericht ein goldenes Zeitalter der Welt begründen werde. Als ob niemals amerikaniſche Geldgier durch wucheriſche Munitionslieferungen ſchuldig geworden wäre am Untergange und der Verſtümmelung von Millionen geſunder, lebenskräftiger Männer! Das Volk, deſſen Kultur uns noch in den letzten Jahren vor dem Kriege von verwirrten deutſchen Gelehrtenköpfen als muſtergültig geprieſen worden war, erwies ſich vollkommen unfähig, den hohlen, heuchleriſchen Deklamationen ſeines politiſchen Führers irgendwelchen nachhaltigen Widerſtand entgegenzuſetzen. Er ſchmeichelte ja auch der Eigenliebe des unerſchütterlich ſelbſtbewußten Volkes. Er hat einmal der Bewunderung Ausdruck gegeben über die meiſterhafte Art, mit der europäiſche Staatsmänner auf dem Inſtrument der öffentlichen Meinung ihrer Völker zu ſpielen verſtänden; er hat ſie alle übertroffen. Am 1. Auguſt 1917 hat auch Papſt Benedikt XV. geglaubt, einen Vermittlungsverſuch machen zu ſollen. Eine an die Mächte gerichtete Note von dieſem Tage vertrat als Grundgedanken, daß an die Stelle der materiellen Kraft der Waffen die moraliſche Kraft des Rechts treten müſſe, und zog daraus Folgerungen für Verminderung der Rüſtungen, Einführung einer Schiedsgerichtsbarkeit, für wahre Freiheit und Gemeinſamkeit der Meere. Die Note hat ſich über Belgien und Polen in einer Weiſe geäußert, die deutſchen berechtigten Forderungen und Erwartungen abträglich erſcheinen mußte, wäre ohne das beſondere Intereſſe des Vatikans an dieſen beiden Ländern wohl nicht zuſtande gekommen. Sie iſt gleichwohl deutſcherſeits mit der Rückſicht und Verbindlichkeit beantwortet worden, die ihrem Urheber gegenüber angezeigt war.

Sie hat aber weitere Folgen gehabt. Der öſterreichiſche Miniſterpräſident Seidler und nach ihm der Leiter der auswärtigen Politik der Doppelmonarchie, Graf Czernin, haben, jener am 25. September in Wien, dieſer am 1. Oktober in Ofen-Peſt, die Gedanken der Papſtnote zum Ausgangspunkt weiterer

Ausführungen genommen. Czernin hat vom „Aufbau einer neuen Weltordnung", von einer „neuen internationalen Rechtsbasis", von „internationaler, vollständiger Weltabrüstung" gesprochen. Der „Krieg als Mittel der Politik" müsse bekämpft werden; die „obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit" habe ihn zu ersetzen. Bei solcher Ordnung der Dinge „brauche man keine territorialen Sicherungen, könne daher auf Gebietserweiterungen verzichten". Allerdings wurde der „Abrüstung zur See" die „Freiheit der Meere" zur Seite gestellt und die Warnung hinzugefügt, daß das so friedfertig abgewandelte Programm nicht für ewige Zeiten gelte: „Wenn unsere Feinde nicht hören wollen, wenn sie uns zwingen, dieses Morden fortzusetzen, dann behalten wir uns die Revision unseres Programmes und die Freiheit unserer Bedingungen vor."

Man muß annehmen, daß mit diesen schönen Floskeln den Ententemächten, die ihr zügelloses Machtstreben hinter dem blauen Dunst von Völkerbeglückungsphrasen zu verbergen suchten, der Wind aus den Segeln genommen werden sollte. Konnte doch kein Vernünftiger an die Durchführung dieser Grundsätze in absehbarer Zukunft glauben, er hätte denn angenommen, daß die Mittelmächte in der Lage sein würden, sie ihren Gegnern aufzuzwingen. Wie immer, Taktik oder ehrliches Wollen, daß dieser Weg alsbald auch von den deutschen Staatslenkern betreten wurde, daß unser neuer Staatssekretär des Auswärtigen, dem diese Stellung nach Zimmermanns Rücktritt am 6. August übertragen worden war, Herr von Kühlmann, die Äußerungen seines österreichischen Kollegen am 9. Oktober als „eine große Programmrede" bezeichnete und Graf Hertling in seiner Einführungsrede am 29. November für Polen, Kurland und Litauen vom „Selbstbestimmungsrecht ihrer Völker" sprach, hat sich bald als grober politischer Irrtum erwiesen. Kraß traten der Unterschied und der Mangel zutage. Den gestellten kriegerischen Aufgaben hat Österreich-Ungarn nur genügen können mittels „eingezogener deutscher Korsettstange"; wenn es auf dem diplomatischen Gebiet die Führung übernahm, so erklärt sich das aus dem traurigen Versagen der deutschen Regierung gegenüber den Aufgaben der

auswärtigen Politik, wie es ſich ſchon im Frieden ſeit langem angebahnt hatte.

Es war vor allem auch in der Behandlung der polniſchen Angelegenheiten offenkundig geworden. Die hier vorliegenden Schwierigkeiten ſind für Bismarck immer der Hauptgrund geweſen, einem Zerwürfnis mit Rußland mit denkbar größter Behutſamkeit aus dem Wege zu gehen; es konnte keine Neuordnung geben, die gegenüber der beſtehenden eine Verbeſſerung geweſen wäre.

Preußens Polen haben während des Krieges der deutſchen Sache nicht nur kühl, ſondern geradezu feindlich gegenübergeſtanden. Die Regierung hat vergebens verſucht, ſie durch Entgegenkommen günſtiger zu ſtimmen. Wenn deutſche Heerführer erwarteten, beim Einmarſch in Ruſſiſch-Polen als Befreier begrüßt zu werden, ſo mußten ſie ſich bald von der Gegenſtandsloſigkeit ihrer Hoffnungen überzeugen. Trotzdem hat der Reichskanzler fortgeſetzt dem Befreiungsgedanken nachgehangen. Alsbald nach der Einnahme von Warſchau ließ er in dieſer Richtung vorfühlen. Es kam zu Verabredungen, die von dem Gedanken ausgingen, daß ein ſtarkes und reiches Polen die beſte Deckung gegen ruſſiſche Macht darſtellen würde; man müſſe Polen wirtſchaftlich tunlichſt entwickeln, ihm auch nach Oſten die früher beherrſchten Gebiete wieder zur Verfügung ſtellen, um ſo an ihm eine feſte Schutzmauer zu haben. Die Tatſache, daß Polen den weitaus überwiegenden, den am ſchmerzlichſten entbehrten Teil ſeines Volkstums nicht von Rußland zurück zu erwarten hatte, wurde in den Wind geſchlagen. Man fühlte ſich beruhigt durch Zuſicherungen, die unverantwortliche Polen (andere gab es ja überhaupt nicht) natürlich mit größter Bereitwilligkeit gaben, daß man nie nach preußiſch-polniſchen Landesteilen trachten werde. Die militäriſchen Stellen hat man gewonnen durch weitgehende Hoffnungen auf kriegeriſche Leiſtungen der Polen; es wurde verkündet, daß ſie mit Begeiſterung für ihre Freiheit gegen Rußland kämpfen würden. Es war in den Tagen, als Rumänien offen auf die Seite der Feinde trat und eine Verſtärkung der verfügbaren Streitkräfte dringend erwünſcht war.

So iſt man im Auguſt 1916 an Öſterreich-Ungarn herangetreten, das bisher für die ſogenannte auſtropolniſche Löſung, Eintritt Polens in den Habsburgerſtaat als Dritter im Bunde, gearbeitet hatte. Die preußiſchen Regierungsſtellen, die über dieſe Abſichten hätten gehört werden ſollen, die ein dahin gehendes Verſprechen erhalten hatten, ſind erſt in ihrem letzten Stadium mit ihnen beſchäftigt worden. An Widerſpruch hat es dann nicht gefehlt. Aber am 5. November 1916 rief eine gemeinſame Erklärung Wilhelms II. und Franz Joſephs ein polniſches Staatsweſen ins Leben. Wenn beſtimmt wurde, daß es ſein Daſein den beiden Mittelmächten anpaſſen ſolle, ſo iſt das leerer Schall geblieben. Die Heeresleitung erwartete Rekruten für 4—5 neue Diviſionen; in Regierungskreiſen ſprach man von einer halben, einer ganzen Million. In Wirklichkeit haben die Polen militäriſch nichts geleiſtet. Die aus öſterreichiſchen Staatsangehörigen gebildete Legion, die bis dahin im Felde geſtanden hatte, wurde in Kongreßpolen verteilt, die Werbungen zu fördern; ſie hat ſie nach Kräften gehindert, ſo daß ſie aufgelöſt, ihr Führer gefangen geſetzt werden mußte. Trotzdem hat man die politiſchen Rechte der Polen Schritt für Schritt erweitert; am 12. September 1917 iſt ein Regentſchaftsrat eingeſetzt worden, hinter dem die beiden Generalgouverneure, der deutſche in Warſchau, der öſterreichiſche in Lublin, bald mehr und mehr zurücktraten. Als die Revolution ausbrach, war Polen zum vollen Abfall reif. Die Entente nahm es als Bundesgenoſſen auf; daß es Deutſchlands gefährlichſter Nachbar iſt, ſollte jedem Angehörigen unſeres Volkes klar ſein. Jeder Gegner Deutſchlands kann es nach Belieben gegen uns ins Feld führen. Schon lange vor ſeiner ſtaatlichen Wiederherſtellung, am 15. November 1915, war die Univerſität Warſchau als polniſche durch die deutſche Verwaltung neu eröffnet worden. Die Redewendung von der Zugehörigkeit der Polen zur weſtlichen Kultur hat in Fragen eine Rolle geſpielt, in denen ihr jede Berechtigung abzuſprechen iſt.

Die russische Revolutionsregierung hat begehrt, einen Waffenstillstand zu schließen, nachdem die Kriegführung schon längere Zeit abgeflaut war, und am 15. Dezember 1917 einen solchen zugestanden erhalten. Man stellte sich in den Verhandlungen auch deutscherseits auf den Boden des Selbstbestimmungsrechts der Völker, fand sich aber bald in vollständiger Meinungsverschiedenheit über die Art der Ausübung dieses Rechts. Im neuen Revolutionsstaat ihren Willen durchzusetzen, brauchten die russischen Machthaber Kanonen und Maschinengewehre, Säbel und Flinte mit so rücksichtslosem, ja grausamem Nachdruck, wie es selbst in Rußland kaum je erlebt worden ist; für das bunte Völkergemisch, das in den Rahmen des früheren Zarenreichs zusammengezwungen war, vertraten sie das Recht der Bestimmung der zukünftigen Gestaltung der Dinge durch Willensäußerung sämtlicher Volksangehörigen. Von einer Verständigung mit Notabeln, wie sie deutscherseits beabsichtigt war, wollten sie nichts wissen. In Litauisch-Brest, wo mit kurzer Unterbrechung vom 22. Dezember 1917 bis zum 12. Februar 1918 ergebnislos verhandelt worden ist, traten sie mit widerwärtiger Anmaßung auf.

Eben dort haben aber gleichzeitig Besprechungen mit Vertretern der Ukraine stattgefunden, die sich im Verfolg der Revolution für selbständig erklärt hatte. Sie führten am 9. Februar zu einem Friedensvertrag, der den neuen Staat anerkannte und seine Grenzen gegen Polen und Litauen festsetzte. Da die Petersburger Regierung trotz ihrer Erklärung, daß sie den Krieg als beendet ansehe, sich offensichtlich freie Hand vorbehielt, entschloß man sich deutscherseits, nun doch den Hilferufen aus den noch von den Russen besetzten baltischen Gebieten und aus Finnland Gehör zu schenken. Deutsche Truppen besetzten Livland und Estland, erreichten über die Ålandsinseln Finnland und unterstützten die „weiße" Garde in der Befreiung des Großfürstentums von der „roten". Überall wurden sie als Retter von der Grausamkeit der Bolschewiki empfangen. Gleichzeitig ging man ostwärts und in der Ukraine vor. In Pleskau zogen Deutsche ein, und die ganzen weiten Gebiete bis zum Don, bis ans Schwarze Meer und bis in die Krim wurden entlang den Bahn-

linien von Deutſchen beſetzt. Bis nach Kaukaſien wurden die Operationen ausgedehnt. Es waren dabei für das Vorgehen in der Ukraine und darüber hinaus mehr wirtſchaftliche als militäriſche und politiſche Erforderniſſe maßgebend; man bedurfte Zufuhren von unentbehrlichem Lebens- und Kriegsbedarf. Der gezeigte Ernſt hat die ruſſiſchen Revolutionäre zum Einlenken gebracht. Am 3. März, als das geſamte baltiſche Land ſchon in den Händen der Deutſchen war und ſie ſich zum Übergange nach Finnland rüſteten, ward in Litauiſch-Breſt der Friede unterzeichnet. Rußland verzichtete auf alles Land diesſeit einer Linie, die im Anſchluß an die ukrainiſche Nordgrenze über Düna und Peipus zum Finniſchen Meerbuſen lief. Die Neuordnung in den diesſeitigen Gebieten wurde den Mittelmächten überlaſſen. Die Hergänge übten auch ihren Einfluß auf Rumänien. Es verſtand ſich am 5. März zu einem Vorfrieden, dem allerdings erſt am 7. Mai der wirkliche Friede folgte. Im letzten Drittel des März und der erſten Hälfte des April wurden auch an der Weſtfront erfreuliche Erfolge errungen.

Es war der Höhepunkt deutſcher militäriſcher Leiſtungen. Peinlich wurde aber inmitten dieſer Hergänge wieder empfunden, daß der Verbündete mehr hemmte als förderte. Fünfmal hatte Deutſchland Öſterreich-Ungarn aus bedrängteſter Lage befreit, im Sommer 1915 nach dem Durchbruch von Gorlice, im Spätherbſt des Jahres durch die Niederwerfung Serbiens, im September 1916 durch die Eroberung der größeren Hälfte Rumäniens, im Sommer 1917 durch die Befreiung Oſtgaliziens und der Bukowina, endlich im Oktober und November des Jahres durch das Zurückwerfen der Italiener über Iſonzo und Tagliamento bis an den Piave; kein Feind ſtand gegen Ende des Winters 1917/18 mehr auf öſterreich-ungariſchem Boden. Trotzdem wurde inmitten der Verhandlungen öſterreichiſcherſeits mit ſcharfer Betonung gegenüber dem Bundesgenoſſen verkündet, daß man keine Annexionen, keine Vergewaltigungen wolle, eine Erklärung, die nicht abgehalten hat, im Abkommen mit Rumänien nicht unbedeutende territoriale Vorteile für Ungarn auszubedingen. Daß Graf Czernin am 15. April 1918 ſeine Entlaſſung nachſuchte

und erhielt, wurde in Deutschland mit verständlicher Genugtuung aufgenommen, änderte aber wenig an der Lage. Beim Bundesgenossen herrschte nicht der Wille, unter allen Umständen auszuhalten. Kaiser Karl hatte bald nach seinem Regierungsantritt die zum Tode verurteilten tschechischen Hochverräter begnadigt. Das „wegen Feigheit und Hochverrats vor dem Feinde für ewige Zeiten aus den Listen der österreichischen Regimenter gestrichene" 28. (Prager) Infanterie-Regiment war von ihm wiederhergestellt worden, und für verräterische Zettelungen mit Persönlichkeiten, die der Entente nahestanden, liegen jetzt, fast schon vom Beginn seiner Regierung an, die Beweise vor. Er hat in der ersten Hälfte des Jahres 1917 das Seine getan, die Siegeszuversicht der Gegner zu beleben, und hat dabei im Reichstagsabgeordneten Erzberger einen geschäftigen Helfer gefunden.

In überwältigender Einmütigkeit hatte sich unser Volk beim Ausbruch des Krieges erhoben, den Feinden zu begegnen. Die Erinnerung daran wird ihm, wird auch der Menschheit für alle Ewigkeit ein Schatz bleiben. Sobald man aber nach den ersten Waffenerfolgen anfing, sich Rechenschaft abzulegen über Ziel und zu erstrebenden Ausgang des Krieges, zeigten sich Meinungsverschiedenheiten. Unsere Feinde haben von allem Anfang an keine Zweifel darüber gelassen, welches Schicksal sie uns zudachten. Sie stempelten uns zu berufsmäßigen Friedensstörern, zu grundsätzlichen Unterdrückern fremder Völker, dichteten uns Weltherrschaftspläne an; sie wollten die Menschheit bewahren vor der Unterwerfung unter deutsche Machtgier. Unsere erwiesene Friedfertigkeit hat uns nichts genützt, nichts auch, daß alle diese Beschuldigungen so unendlich viel besser auf diejenigen paßten, die sie vorbrachten. Wo man anerkannte, daß es friedliche, wohlgesinnte Deutsche gebe, schuf man das Phantom eines Despoten- und Kastenregiments, das alle freier und edler Gesinnten knechte und unter den „Militarismus" beuge. Insbesondere hat Wilson, nachdem er in den Krieg eingetreten war, dieses Lied in

höchſten Tönen geſungen, völlig uneingedenk der perſönlichen, edelgedachten Hinwendung unſeres Kaiſers. Militarismus beliebte man unſere Macht zu nennen, während man die anderer Völker, die mit nicht minder ſtraffen, ja ſtrengeren Wehrverfaſſungen ihre Kräfte ſchon im Frieden militäriſch ſehr viel mehr angeſpannt hatten als die Deutſchen, als Dienerin der Freiheit pries. Von einem ſo verderbenbringenden, kulturfeindlichen Staat wollte man die Menſchheit erlöſen. Dafür kämpften angeblich unſere Gegner, für nichts anderes! Erlöſung aber konnte nur unſere Vernichtung bringen. Alſo weg mit dem Deutſchen Reich aus der Mitte Europas! Die Grenzgebiete an die Nachbarn, nicht nur an die großen, ſondern auch an die kleinen! Der innere Reſt wieder aufgelöſt in Sonderſtaaten, wie es in den guten Zeiten geweſen war, wo deutſche Tüchtigkeit nur dazu diente, Fremde zu bereichern, die Deutſchen Völkerdünger waren! Jede Möglichkeit, wieder etwas in der Welt zu bedeuten, mußte man dieſem Volke nehmen. So verkündeten es nicht nur ſtimmungmachende Zeitungſchreiber und Volksredner, ſondern verantwortliche Staatenlenker und Größen der Wiſſenſchaft und Kunſt, verkündeten es von Anfang des Krieges an und ſind beharrlich bei dieſer Predigt geblieben.

Unſer Volk hat dem gegenüber eine bewundernswürdige Ruhe bewahrt, ſich zu Schmähungen, von vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, nicht hinreißen laſſen. Es hat aber naturgemäß das Bedürfnis empfunden, ſich klar zu werden, wie Sicherheit zu gewinnen ſei gegenüber den Folgen ſo wilder Ausbrüche der Wut und des Haſſes. Es konnte in der ungeheueren Mehrheit aller ſeiner Urteilsfähigen nur zu der Überzeugung kommen, daß Sicherheit nur gefunden werden könne in Mehrung deutſcher Macht. Deutſchland war ja, verglichen mit ſeinen Gegnern, in einer überaus ſchwierigen Lage. Rußlands und Englands, bis zu einem gewiſſen Grade auch Frankreichs Kraft wuchs auch ohne jede Gebietserweiterung, von innen heraus. Alle drei Staaten, ganz beſonders Rußland und England, verfügten über weiträumige Lande, die ungeahnter Entwicklung fähig ſind, Millionen und aber Millionen

Menschen Raum bieten zu ausgiebigster, vielseitigster Tätigkeit. Deutschland hatte nichts als seinen dicht, überdicht bevölkerten Reichsboden; Siedlungskolonien besaß es nicht, hatte keine Aussicht, solche zu gewinnen. Fortbestehend in den alten Grenzen mußte es zurücksinken hinter die fortschreitenden, glücklicher ausgestatteten Weltvölker. Seine so aussichtsreich begonnene industrielle Tätigkeit konnte nur erhalten bleiben, wenn es gelang, sie wirksam zu sichern vor der Wiederholung einer Absperrung, wie sie im Kriege erlebt wurde. Diese Daseinsbedingungen unserer Zukunft konnten sich nur erfüllen, wenn wir aus dem Kriege hervorgingen mit einem gesicherten politischen Einfluß über unsere östlichen wie westlichen Grenzen hinaus.

Es lag in der Natur der Sache, daß man sich darüber in unserem Volke auch in den Einzelheiten klar zu werden suchte. Es ist unsäglich erschwert worden durch das lange aufrecht erhaltene Regierungsverbot, über Kriegsziele zu reden oder zu schreiben. Der Deutsche durfte in dieser Lebensfrage seine Meinung nicht zum Ausdruck bringen. Wenn je seit der Begründung des Reiches die Nachreden über Unfreiheit in Deutschland eine Berechtigung gehabt haben, so ist sie ihnen in diesem Falle gegeben worden. Man hat geltend gemacht, daß die Aufstellung deutscher Forderungen die Erregung im Auslande noch mehren, die Gegner noch weiter reizen werde. Die haben ihrerseits solche Bedenken nicht gekannt, und es hätte wahrlich nicht schaden können, wenn ihnen klar gemacht worden wäre, daß Wille gegen Wille stehe, nicht nur von Regierung zu Regierung, sondern auch von Volk zu Volk. Ihre Rechnung war darauf gestellt, daß das auf die Dauer nicht der Fall sein werde, und sie hat sich leider als richtig erwiesen. Der Bismarckschen Aufmunterung: „Laßt alle Hunde bellen!" hat das System Bethmann Hollweg nicht gedacht. Es ward von der Regierung und ihren Mitläufern mit Vorliebe betont, daß es gut sei, dem Auslande gegenüber einig zu erscheinen. Das Ausland wußte, daß wir einig waren in dem Willen zur Gegenwehr, auch zur angriffsweisen Gegenwehr. In der Frage der Kriegsziele aber erschienen wir ihm bei dem von unserer Regierung beliebten Verfahren viel weniger einig, als wir in Wirklichkeit

waren. Die unter uns zum Ausdruck kommenden Meinungsverſchiedenheiten kannte es genau, nicht weniger genau, als wir ſie ſelber kannten. Das übliche Vertuſchen, damit etwas nicht im Auslande bekannt werde, glich in zahlreichen Fällen dem bekannten Verfahren des Vogels Strauß. Über unerfreuliche Vorkommniſſe im Reichsland durfte z. B. nicht geſchrieben werden, damit das Ausland ſie nicht erfahre; in franzöſiſchen Blättern wurden ſie lang und breit beſprochen, ſind mehrfach erſt durch ſie in Deutſchland weiteren Kreiſen bekannt geworden! Das Entſcheiden allerwichtigſter Fragen, ohne daß nächſtbeteiligten Stellen oder gar der Öffentlichkeit die Möglichkeit gegeben wurde, ſich über ſie auszuſprechen, hat zu den verderblichſten Folgen geführt, wie vor allem die polniſche Neuordnung belegt. Unbehinderte Erörterung hätte alsbald ergeben, daß wir in allen Gegenden des Vaterlandes und in allen Schichten unſerer Bevölkerung einig waren in der Erkenntnis, daß unſere ſiegreichen Truppen gar nicht einfach in die alten Grenzen zurückkehren, nicht alles draußen beſetzte Land den Gegnern einfach wieder ausliefern konnten. Sie hätte eine Reichstagsentſchließung wie die vom 19. Juli 1917 unmöglich gemacht. Die Denkſchrift des ſozialdemokratiſchen Parteivorſtandes „Ein Appell an Denkende", die ſich bemüht, die Haltung der Partei gegen die Angriffe der Unabhängigen zu rechtfertigen, belegt das deutlich.

Es wäre jedem Deutſchfühlenden zu klarem Bewußtſein gekommen, daß es in dieſem Kriege nur Sieg oder Niederlage geben konnte, hätte die Regierung das Ihre getan. Ihr Leiter hing aber ortgeſetzt dem völlig verfehlten Gedanken eines Ausgleichs mit England nach; ſeine durchaus falſche Einſchätzung dieſer Macht hat einen überaus unheilvollen Einfluß geübt. Im Einvernehmen mit ihm, wahrſcheinlich auf ſeine Anregung, haben angeſehene Männer, über deren deutſche Geſinnung Zweifel nicht beſtehen können, im Juni 1915 das Bewußtſein, „einer Welt von Feinden ehrenvoll widerſtanden zu haben", für den höchſten Siegespreis erklärt und gegen Annexionen in aller Form Verwahrung eingelegt, obgleich ſolche von keiner beachtenswerten Seite in irgend welchem nennens-

werten Umfange gefordert worden waren, vor allem nicht verglichen mit dem, was uns jetzt abgepreßt worden ist und noch abgepreßt wird. Es ward von einem Hubertusburger Frieden gesprochen in völliger Verkennung der Tatsache, daß der Abschluß des Siebenjährigen Krieges in der damaligen Weltlage Preußens Anwartschaft auf eine Großmachtstellung bestehen ließ, ein ähnlicher Ausgang des gegenwärtigen Kampfes aber Deutschland jeder Aussicht auf eine gesicherte Weltstellung beraubte, es hoffnungslos auf den Stand einer Macht zweiten Ranges hinabdrückte. Das Ausland ward auf diese Weise in der Vorstellung bestärkt, ohne Einsatz das Spiel beliebig fortsetzen zu können.

Es trat unter Förderung der Regierung noch ein anderer, besorgniserregender Zug deutlich hervor. Die Rollen waren völlig vertauscht. Die bisher in allen großen, für Bestand und Zukunft unseres Volkes entscheidenden Fragen Stützen der Regierung gewesen waren, die nie geschwankt hatten bei der Bewilligung der zur Mehrung der Macht des Reiches erforderlichen Mittel, die begriffen hatten, daß der Staat zunächst und vor allem Macht ist und Macht braucht, sie wurden jetzt so gut wie geschlossen die Träger des Mißtrauens, dem die Reichsregierung mit ihrem Tun und Wollen begegnete. Die bis dicht vor dem Kriege hin nicht müde wurden, der Regierung gerade in diesen Fragen Schwierigkeiten zu bereiten, Leute, die noch anläßlich des Zaberner Falles Ende 1913 glaubten verkünden zu sollen, man müsse „Preußen den Militarismus austreiben", jubelten der Reichsleitung zu und verunglimpften jeden, der für einen unsere Zukunft wirklich sichernden Frieden eintrat. Und die Regierung pflegte diese Bundesgenossenschaft, kämpfte mit ihr vereint gegen alle, die nicht mit ihr einverstanden waren. Der Kaiser war in den Krieg eingetreten mit der Losung: „Ich kenne keine Parteien mehr; ich kenne nur Deutsche." Es war der einzige Standpunkt, der inmitten dieser schweren Heimsuchung Geltung haben durfte. In Wirklichkeit waren starke Parteien unausgesetzt am Werke, den Krieg auszunutzen für ihre Zwecke. Die Vaterlandsliebe der mehr rechts Stehenden, eben jener Männer, die stets Stützen und Förderer unserer Machtstellung

geweſen waren, ward verdächtigt, als ſei ſie eigennützigſte Intereſſenpolitik unter dem Deckmantel des Patriotismus. Die Sozialdemokratie hat zu ihrem größeren Teile ihre vaterländiſchen Pflichten ſo gut erfüllt wie jede andere Parteirichtung. Niemand hätte ſich nach dem Kriege ihren Beſtrebungen widerſetzen können mit dem Vorwurf, daß ſie nicht ſo vaterländiſch geſinnt ſei wie andere politiſche Gruppen unſerer Bevölkerung. Aber niemand kann doch ernſtlich den Standpunkt vertreten, daß die Erfüllung einer unabweisbaren Pflicht beſonderen Lohn verdiene. Wie in Zukunft in Deutſchland zu regieren ſei, das war eine Frage, die während des Krieges der Erörterung völlig hätte entrückt ſein ſollen. Sie in den Vordergrund zu ſchieben, war eine Verſündigung am Vaterlande. Der Krieg *mußte* ja, wenn er ſiegreich ausging, mit zwingender Notwendigkeit dazu führen, daß jeder im Deutſchen Reiche zu ſeinem Rechte kam, wenn er unbefriedigend ablief, alle, ohne jede Ausnahme, ins Verderben ziehen.

Beſonders verderblich iſt es aber geworden, daß in unſerem Vaterlande immer und immer wieder die Meinung vertreten werden konnte, man habe bei der Ordnung unſerer inneren Angelegenheiten Rückſicht zu nehmen auf die Auffaſſung des Auslandes, immer und immer wieder verkannt ward, wie das Ausland bei ſeinen Äußerungen zu dieſen Fragen ausſchließlich und allein den einen Zweck verfolgte, uns durch Zwietracht zu ſchwächen und zugleich in der Meinung der Welt herabzuſetzen, daß dabei in allen Schichten unſerer Bevölkerung bis zu den Regierenden hinauf unausrottbar ſich die Vorſtellung behauptete, man könne durch Entgegenkommen den Feind begütigen, dem Frieden vorarbeiten, während die Gegner unausgeſetzt jedes Entgegenſtrecken der Hand als Zeichen unſerer Schwäche, unſerer Ermattung jubelnd begrüßten und ſich zu weiterer Ausdauer angeſpornt fühlten. Wer das alles mit anſehen und ſo gut wie ausſichts- und hoffnungslos bekämpfen mußte, der konnte allerdings verzweifeln an dem Glauben, daß unſer Volk ſich jemals zu politiſcher Urteilsfähigkeit durchringen werde.

Es ist denn auch so gekommen, daß der Feind unsere innere Front aufzulösen vermochte, während er sich gegen die äußere umsonst abmühte. Er konnte sich dabei wirkungsvoller deutscher Hilfe bedienen. Es gab gemeine Menschen deutscher Geburt, deren verlogene Hetzschriften vom Auslande her massenhaft verbreitet wurden, die Gesinnung unseres Volkes zu untergraben. Unser ehemaliger Vertreter in London scheute sich nicht, die eigene Unfähigkeit vor aller Welt bloßzustellen, um Deutschlands Schuld am Kriege zu erweisen. Wirrköpfige deutsche Friedensschwärmer hatten von Anfang an solch vaterlandsverräterische Verdrehung der Hergänge vertreten. Während in der ganzen Welt die Mitglieder der internationalen Friedensliga sich überall auf ihre Volks- und Staatsangehörigkeit besannen, lieferten Deutsche das Material, das eigene Vaterland zu verleumden und zu schmähen. In keinem der feindlichen Völker wären solche Persönlichkeiten möglich gewesen; sie wären sofort vom allgemeinen Unwillen hinweggefegt worden. Die deutsche öffentliche Meinung kannte keine nationale Leidenschaft. Seit dem Beginn der russischen Revolution mehrten sich Nachdruck und Umfang der Hetzarbeit, begünstigt durch die Sympathien unserer Radikalen. Ihre Führer waren offenkundig bemüht, ihren staat- und gesellschaftstürzenden, Staatsverbindlichkeit und Privateigentum verneinenden Bestrebungen in aller Welt und insbesondere unter der Bevölkerung der Mittelmächte Boden zu gewinnen. Reden und Auftreten ihres Vertreters Trotzki in Litauisch-Brest waren unverkennbar von dieser Absicht geleitet. Sie sind nicht wirkungslos geblieben. Deutsche Sozialisten begannen offen zu lehren, daß Deutschland gar nicht siegen dürfe; daß ein deutscher Sieg der Verbreitung des Sozialismus hinderlich sein werde, war eine Auffassung, die in diesen Kreisen schon bald nach Beginn des Krieges nachdrückliche Vertretung fand. Schon vor dem Kriege hatte ein deutscher Hochschullehrer den Widersinn verkündet, daß für Deutschland ein Sieg über England das größte Unglück sein würde. Unsere Regierung tat nichts, zu hemmen. Während die westmächtlichen Vorkämpfer der Freiheit den Paßwünschen ihrer

Sozialiſten für den internationalen Kongreß in Stockholm ein unerbittliches Nein entgegenſetzten, haben Deutſchland und Öſterreich-Ungarn ungehinderten Verkehr geſtattet. Der Extremſte der ruſſiſchen Extremen, Lenin, iſt mit deutſchem Paß aus der Schweiz nach Rußland gelangt. Unſere Regierenden mochten ſich des Gedankens nicht entſchlagen, durch die Internationale zu einer Verſtändigung zu gelangen; hat doch Wilhelm II. ſelbſt geglaubt, den Bemühungen der deutſchen Sozialdemokratie um den Frieden anerkennende Worte widmen zu müſſen. Daß die verantwortlichen Staatenlenker, nicht aber Parteien über den Frieden zu entſcheiden hatten, war den gegneriſchen Regierungen ausnahmslos klar, der deutſchen nicht. Nach Abſchluß des Friedens haben die amtlichen Vertreter Rußlands in Berlin ſelbſt eine ausgedehnte Wühlarbeit betreiben können.

Sicher iſt die Auflöſung gefördert worden durch die Schwierigkeiten, die der Ausſchluß vom Seeverkehr bewirkte. Unſer Volk hatte Entbehrungen zu ertragen, zwar nicht über das Maß deſſen hinaus, was bei gutem und feſtem Willen auszuhalten war, aber doch in einem Umfange, der empfänglicher machte für die Locktöne der Entente und der ruſſiſchen Revolution. Dazu kamen nicht ganz unberechtigte Zweifel, ob die Verteilung des Vorhandenen in richtiger Weiſe erfolge. Es gab Kriegsgewinnler, und die zu dieſer Klaſſe gehörten, waren nicht aus dem Holze geſchnitzt, aus dem man Muſter von Takt und Gemeinſinn formt. Ihr Treiben, nicht ſelten verbunden mit unberechtigter „Unabkömmlichkeit", erregte nicht ohne Grund Zorn und Haß bei manchen Darbenden, beſonders wenn ſie Angehörige fürs Vaterland hatten dahingeben müſſen. Am 6. Dezember 1916 trat ein Hilfsdienſtgeſetz in Kraft. In übel angebrachter Nachgiebigkeit gegen ſozialiſtiſche Forderungen geſtaltete die Regierung es ſo, daß die Heimdienſtpflichtigen einen geradezu ſchreienden Vorteil genoſſen gegenüber den Wehrdienſttuenden. Dabei wurden die revolutionären Sozialdemokraten in ganz ungerechtfertigter Weiſe gegenüber den wirtſchaftsfriedlichen begünſtigt, gemäß der Tendenz, der die Regierung nun einmal verfallen war. Klagen über die Entbehrungen und Zuſtände in der Heimat ge-

langten natürlich in unendlicher Menge und Mannigfaltigkeit an die Front; auch die Hetzereien gegen den Krieg als ſolchen fanden dorthin ihren Weg. Eingeſtandenermaßen iſt ſozialiſtiſcherſeits planmäßig an der Unterwühlung des Geiſtes der Truppen gearbeitet worden, mit nur zu gutem Erfolg. Seit dem Sommer 1918 begannen Tauſende von Urlaubern ſich in der Heimat, beſonders in den großen Städten, herumzutreiben, rückten nicht wieder ein; gegen Ende des Krieges wurde ihre Zahl allein für Berlin auf 50000 angegeben. Die Fahnenflucht mehrte ſich in unerhörter Weiſe; ganze Truppenteile haben ſich dem Feinde ohne Not ergeben, ſind vielleicht direkt übergelaufen. In Öſterreich-Ungarn hatte von Beginn des Krieges an der Unterſchied der Nationalitäten die Schlagkraft des Heeres gelähmt. Während ſo die innere Feſtigkeit fühlbar nachließ, ſteigerte ſich der äußere Druck. Amerikas Eintritt begann nach Jahresfriſt an der Weſtfront in erheblicher Verſtärkung des gegneriſchen Mannſchafts- und Materialbeſtandes fühlbar zu werden. Man hatte bis in den Juli 1918 weſtwärts noch Fortſchritte gemacht. Im Auguſt wurde es zweifelhaft, ob man die gewonnenen Stellungen werde halten können. Im September erfolgte der Zuſammenbruch Bulgariens. Man hatte zugelaſſen, daß der amerikaniſche Geſandte auch nach dem Eintritt der Union in den Krieg in Sofia bleiben durfte; die Folgen traten zutage. Das Heer ward innerlich zerwühlt; die Soldaten verließen ihre Stellungen und wanderten nach Hauſe. Öſterreich und die Türkei folgten. Rumänien mußte geräumt werden. Nur zum Teil konnten die Deutſchen vom Balkan her die Heimat erreichen. Am 29. September mußte die Heeresleitung der Reichsregierung eröffnen, daß die militäriſche Lage die Einleitung von Waffenſtillſtandsverhandlungen erfordere.

Ein Wechſel der Regierung war die Folge. Der Kaiſer berief den Prinzen Max von Baden an Hertlings Stelle. Eine ungeeignetere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Der Prinz hatte in der badiſchen erſten Kammer, deren Vorſitzender er war, vom Weltgewiſſen geredet, auf das Deutſchland vertrauen, dem es

ſich zu eigen geben müſſe. Weltfremder konnte man den Dingen kaum gegenüberſtehen. Mitglieder der neuen Regierung wurden Angehörige der Mehrheitsparteien; Vizekanzler war ſchon unter Hertling der Führer der Demokraten, Payer, ſeit langem Württembergs einflußreichſter Parteimann, geweſen. Er glaubte verkünden zu ſollen, daß die Staatskunſt ſich löſen müſſe „von den ausgefahrenen Geleiſen unſeres hiſtoriſchen Wiſſens", daß der zu ſchließende Friede „ein anderer werden müſſe als die früheren". In welchem Sinne er recht hatte, hat die Folge gelehrt. Das Deutſche Reich hatte Lenker, denen die elementarſten Grundlagen politiſchen Denkens böhmiſche Dörfer waren. Sie waren Nachfolger Bismarcks! Den maßgebenden Einfluß in der neuen Regierung übte die Sozialdemokratie, die mit ihren führenden Leuten eingetreten war. Prinz Max hat am 4. Oktober der Entente ein Waffenſtillſtandsangebot gemacht auf der Grundlage von Äußerungen Wilſons, beſonders der 14 Punkte vom 8. Januar 1918.

Das Anerbieten bedeutete eine ſchmachvolle Selbſterniedrigung. In einem der Wilſonſchen Artikel wird geſagt, daß das Unrecht wieder gutzumachen ſei, welches Preußen 1871 Frankreich in betreff Elſaß-Lothringens zugefügt habe. Es wurde als Unrecht anerkannt, wofür unſer Volk glorreich geſtritten, deutſche Männer zu Hunderttauſenden ihr Leben eingeſetzt hatten, was jedermann in deutſchen Landen als beſcheidene Sühne für franzöſiſche Raubluſt und Anmaßung empfunden hatte. Es wurde ſtillſchweigend hingenommen, daß Wilſon ſich die ſchweren Beſchuldigungen gegen deutſche Kriegführung aneignete, die von der Entente zuſammengelogen waren, daß er unſere braven U-Boot-Kämpfer der Vernichtung der Boote zieh, in denen Reiſende Rettung ſuchten, daß er den Mittelmächten die Ehre abſprach, ſie anklagte, Gerechtigkeit nicht zu wollen, Verträge nicht zu halten, keine Grundſätze anzuerkennen als Gewalt und eigenen Vorteil. Die militäriſche Lage war in keiner Weiſe der Art, daß ſie zu ſolcher Erniedrigung nötigte. Die Regierung war wie hypnotiſiert einerſeits von dem Gedanken der inneren Umwälzung, andererſeits von blindem Vertrauen auf den Yankee.

Die folgenden Verhandlungen entsprachen der Art ihrer Einleitung. Schrittweise ist Wilson mit seinen Forderungen vorwärts gegangen, widerstandslos die Reichsregierung zurückgewichen. Den Boden, den sie räumte, besetzte er sofort mit neuen Ansprüchen Daß man es mit dem Politiker Wilson und nicht mit einem Menschenfreunde des Namens zu tun hatte, mußte auch dem Blödesten klar werden. Es ist in diesen Wochen viel von nationaler Verteidigung die Rede gewesen; in Wirklichkeit haben die maßgebenden Mitglieder der Reichsregierung niemals an etwas Ähnliches gedacht. Die dritte Entgegnung des Amerikaners forderte die Entfernung des Kaisers. Es ist ihr gewillfahrt worden, ehe noch die Verhandlungen zum Abschluß gekommen waren. Max von Baden, der anfangs noch davon gesprochen hatte, daß entehrende Forderungen auf den Widerstand der ganzen Nation stoßen würden, hat gedrängt. Von der Flotte ausgehend griff die Revolution auf Heer und Bevölkerung über. Sie wurde am 9. November Herrin von Berlin; Widerstand ist ihr hier von den Nächstverpflichteten nicht geleistet worden. Sie hatte einen geradezu verblüffend leichten Sieg. Der Kaiser wich dem Drängen am gleichen Tage; er begab sich von Spaa, wo das Hauptquartier seinen Sitz hatte, nach den Niederlanden. Max von Baden hat seine Abdankung verkündet, ehe sie erklärt worden war. Wie oft hatte Wilhelm II. in stolzen Worten von seinen und seines Volkes Aufgaben gesprochen, wie oft seinem Selbstgefühl tönenden Ausdruck gegeben! Daß er so aus seiner Stellung schied, stand zu solchem Gebaren in betrübendem Gegensatz. Es war schon während des Krieges unverkennbar zutage getreten, daß er großen Aufgaben nicht entfernt in einem Maße gewachsen war, das seinen früheren Äußerungen entsprochen hätte. Im Auslande war das lange erkannt, und er und deutsche Politik waren entsprechend eingeschätzt worden.

An die Stelle des Kaiserreichs trat die Republik. Sie verkündete Frieden, Freiheit und Brot. Sie hat Unfrieden, Knecht-

ſchaft und Not gebracht. Die Reden ihrer Urheber und Förderer können darüber nicht hinwegtäuſchen, erſt recht nicht das wahrheitswidrige, verbiſſene Schmähen der früheren Zuſtände. Es möchte ſchwer ſein, auch nur ein einziges Gebiet zu nennen, auf dem die Umwälzung gefördert hätte; ſie hat ihre Berechtigung bisher nur mit Zukunftshoffnungen erweiſen können. Am zweiten Tage nach ihrem Berliner Siege kam der Waffenſtillſtand zum Abſchluß. Er gab das linke Rheinufer, dazu Gebiete des rechten den Franzoſen preis, verpflichtete zum Räumen aller beſetzten Lande jenſeit der Reichsgrenze. Unſer beſtes Kriegsmaterial erhielt der Feind; unſere ſtolze, unbezwungene Flotte, leider entehrt durch das Verhalten ihrer Mannſchaften in den letzten Kriegstagen, mußte abrüſten. England beorderte ſie in ſeine Häfen, anſtatt ſie neutrale aufſuchen zu laſſen, wie der Vertrag in Ausſicht nahm. Wir entwaffneten vollſtändig und gaben uns ſo der Willkür der Gegner preis, unbelehrt durch das Schickſal, das die Römer Karthago bereiteten. Wir verpflichteten uns, die Gefangenen ſofort auszuliefern, während die Deutſchen in fremder Haft feſtgehalten wurden. Eine ganze Reihe weiterer harter Leiſtungen wurde auferlegt. In den verſchiedenen Verlängerungen des Stillſtandes, die notwendig geworden ſind, weil die Gegner den Abſchluß des Friedens immer wieder hinauszögerten, ſind immer neue Erpreſſungen verſucht und durchgeſetzt worden; die abſichtlich dehnbare Faſſung des Abkommens ermöglichte es, weitere Forderungen mit dem Schein des Rechts zu umkleiden. Von irgend welchem ernſtlichen Widerſtand war nichts mehr zu bemerken. Unſere prächtige Handelsflotte gaben wir zu ihrem größten und beſten Teil dahin für die nicht erfüllte Ausſicht, dadurch Zufuhren zu erhalten; kaum der ſechſte Teil ihres Beſtandes iſt übrig geblieben, nur Schiffe unter 1600 Tonnen. Maßgebender Einfluß auf die Verhandlungen geriet in die Hände Erzbergers, der ſeit dem 4. Oktober Regierungsmitglied war, während ſeine Eigenſchaften und ſeine Vergangenheit ihn von jedem Einfluß auf die Geſtaltung der vaterländiſchen Geſchicke hätten ausſchließen ſollen. War doch ſeit Beginn des Krieges ſein Name faſt mit jedem Hergang verknüpft, der als un-

heilvolle Wendung angeſehen werden muß, und iſt im weiteren Verlaufe der Dinge in noch geſteigertem Maße in ſolchen Verbindungen geblieben, ein wahrhaftes Unheil für Deutſchlands Geſchick und ein Wahrzeichen des Tiefſtandes der zur Herrſchaft gelangten ſittlichen Anſchauungen und politiſchen Einſicht.

Denn in unmittelbarem Zuſammenhang mit dem politiſchen und militäriſchen Zuſammenbruch offenbarte ſich ein geradezu entſetzlicher Verfall jeder Art ſittlichen Denkens, Handelns und Empfindens. Zu Anfang des Krieges hatte man des Glaubens leben können, daß er das Niedrige und Gemeine zurückdrängen werde; die Seelen ſchienen geläutert durch die große Aufgabe, die geſtellt war, und die Hingebung, die ſie forderte. Jetzt waren alle Höllengeiſter losgelaſſen. Robeſte Beute- und Genußgier, brutale Mißachtung jeder Art von Recht und Sitte wurden tägliche Übung. Raub und Plünderung, Erpreſſung und Diebſtahl, Lug und Trug, Gewalttat und Argliſt ſind in deutſchen Landen wohl niemals in dem Maße an der Tagesordnung geweſen wie in den Wochen und Monaten nach der Revolution; ſie haben nur mühſam und bis heute noch keineswegs mit durchſchlagendem Erfolge zurückgedrängt werden können. Bei dem Rückmarſch des Heeres und in den heimatlichen Beſtänden wurden nicht nur Millionen-, ſondern Milliardenwerte geſtohlen und verſchleudert; nie würde jemand derartiges unter deutſchen Truppen für möglich gehalten, nie geglaubt haben, daß es neben zahlloſen Stehlern auch zahlloſe Hehler geben könne. Die „glorreiche" Revolution erſchien als anerkannte Loſung, ſich an öffentlichem Gute ſchamlos zu bereichern.

Und mit dem leichten Gewinn trat gewiſſenloſe Vergeudung auf den Plan. Gemeinſte Genußſucht machte ſich in weiteſten Kreiſen breit. Amtlich wurde von Kunſt und Wiſſenſchaft geredet, die man dem Volke nahe bringen werde; in Wirklichkeit machte man es zur Beute gewiſſenloſeſter Spekulation auf die niedrigſten Triebe des Menſchen. Sie durchſeuchte alle Vergnügungen und Unterhaltungen, da jede Schranke weggeräumt wurde. In der Form von Arbeiter- und Soldatenräten drängte die Maſſe an die Staatskrippe; nie

zuvor ist Parteizugehörigkeit so ausschlaggebend gewesen für die Besetzung öffentlicher Ämter. Daß offenkundige Unfähigkeit sich breit macht an wichtigsten Stellen, ist die natürliche Folge. Unser vorbildliches Unterrichts- und Erziehungswesen wird von Reichs- und Staatswegen in Grund und Boden reformiert. Wann und wie diese Errungenschaften des Umsturzes ein Ende nehmen mögen, kann auch zurzeit noch niemand sagen.

Dabei ist unsere Geltung gegenüber dem Auslande fortgesetzt im Schwinden begriffen. Volle neun Monate vergingen, bis aus dem Waffenstillstand ein Friede wurde. Vergebens ist versucht worden, die grausamen Forderungen der Feinde zu mildern; es ist nur in ganz nebensächlichen Punkten gelungen. Was ist nicht alles amtlich geredet worden von Zumutungen, denen man sich nicht beugen werde! Es hat sich doch eine Regierung gefunden, die alles zugestand; die Mehrheit der im Januar gewählten, seit dem 6. Februar 1919 in Weimar tagenden „Nationalversammlung" hat sich durch Annahme des Friedens am 9. Juli des Jahres auf ihre Seite gestellt. Die Auswechslung der Urkunden erfolgte am 11. Juli in Paris.

Die eingegangenen Verpflichtungen sind vernichtend. Deutschland darf in Zukunft weder Heer noch Flotte halten, denn ein Heer von 100000 geworbenen Mannschaften und eine Flotte mit 15000 Mann ebenso beschaffter Besatzung verdienen solchen Namen nicht. Nicht nur Polen ist Deutschland militärisch überlegen, sondern auch die Tschecho-Slowakei. Daß die gegnerischen Mächte nicht abrüsten, versteht sich von selbst; Frankreich unterhält fortgesetzt eine Armee in gleicher Stärke wie vor dem Kriege; England, die Vereinigten Staaten, Japan wetteifern in Flottenrüstungen. Das ist die Vorbereitung des Weltfriedens! Deutschland darf nie wieder allgemeine Wehrpflicht einführen! Man will es ihm unmöglich machen, je wieder einen Krieg zu führen. Es soll in die Lage versetzt werden, sich alles gefallen lassen zu müssen, was der rachgierige und habsüchtige Feind ihm aufzulegen ür gut findet. Das Beispiel der Karthager, als Rom sie in gleiche Not gebracht hatte, haben wir nicht nachgeahmt.

Landabtretungen sind in einem Umfange gefordert worden, wie es, abgesehen vom Tilsiter und vom ersten Pariser Frieden, noch nie bei einem Friedensschlusse vorgekommen ist. Deutschland verlor gegen fünf Millionen seiner Angehörigen. Beim Vergleich mit dem ersten Pariser Frieden muß man sich erinnern, daß es sich damals darum handelte, Napoleons und der französischen Republikaner Raub zurückzunehmen! Weitere drei Millionen sollten unter dem Druck feindlicher Besatzungen über ihr zukünftiges Geschick abstimmen. Irgendwelche Kolonien erhält Deutschland nicht zurück. Das linke Rheinufer mit einem Vorgelände der Festungen auf dem rechten Ufer soll 15 Jahre von den Feinden besetzt bleiben, das Saargebiet ist unter französische Verwaltung gestellt worden. Die „Österreichische Republik", die unter Preisgabe von vier Millionen deutscher Angehöriger des zerschlagenen Kaiserstaats neu geschaffen und für sich völlig lebensunfähig ist, darf sich nicht mit Deutschland vereinigen, wie ihre Bewohner sehnsüchtig wünschen. Das ist das „Selbstbestimmungsrecht" der Völker, auf Deutsche angewandt; es gilt überall, wo es sich zum Nachteil der Deutschen gestalten läßt, nirgends, wo es einen Vorteil für sie in sich schließen könnte. Für Elsaß-Lothringen ist der Empfang, den die Franzosen beim Einmarsch in Straßburg von einem zusammengewürfelten Volkshaufen gefunden haben, als völlig genügender Ersatz für eine Volksentscheidung erklärt worden. Die abgetretenen Teile Westpreußens hätten sich bei einer Volksabstimmung zweifellos mit erdrückender Mehrheit für Deutschland entschieden. Sie bilden jetzt den polnischen Korridor, den man auf Grund polnischer Fälschungen dekretiert hat. Selbst in der Provinz Posen wäre der Ausfall mehr als fraglich gewesen, wenn sie vor die Wahl deutsch oder polnisch gestellt worden wäre. Und das hat geschehen können, obgleich vertragsmäßig feststand, daß polnisch werden solle, was unbestreitbar (undisputably) polnisch sei, wie Wilson es festgelegt hatte! Die Geschichte kennt kaum ein Beispiel, daß sich ein Volk so hat beschwindeln lassen wie unser deutsches. Für seine Mehrheit hatte Bismarck umsonst gelebt.

Der Friedensvertrag enthält eine ganze Reihe von Bestimmungen,

die Deutſchlands Selbſtbeſtimmung auch wirtſchaftlich nicht nur in ſeinen Beziehungen nach außen, ſondern auch im inneren Verkehr in einem Maße einſchränken, wie es kein Staat auf die Dauer ertragen kann, der überhaupt noch als ſelbſtändig gelten will. Mit Ausnahme der Weſer werden alle deutſchen Ströme unter Aufſicht von Kommiſſionen geſtellt, in denen Ausländer die Mehrheit haben; ſie entſcheiden über die Benutzung. Der Oberrhein darf, wo er die neue deutſch-franzöſiſche Grenze bildet, von den Franzoſen in jeder ihnen paſſend erſcheinenden Weiſe ausgenutzt werden, deutſcherſeits nur, ſo weit Frankreich es genehmigt. Belgien kann nach ſeinem Belieben auf deutſchem Boden von der Maas nach dem Rhein einen Kanal bauen. Der Durchgangsverkehr, ſo wichtig für das Land der europäiſchen Mitte, unterliegt der Überwachung der Fremden; ſie haben endgültig über ſeine Ordnung zu beſtimmen. Deutſchland iſt auch keineswegs mehr in der Lage, ſeine wirtſchaftliche Geſetzgebung, vor allem auch ſeine Handelsbeziehungen zum Auslande, allein nach eigenem Ermeſſen zu regeln. Der Friedensvertrag bietet die verſchiedenartigſten Handhaben einzugreifen. In empfindlichſter Weiſe zeigt ſich das ſchon jetzt in unſerem Verkehr mit den beſetzten Gebieten.

Empörend ſind die Beſtimmungen über die Auslieferung der Gefangenen. Sie ſollte erſt erfolgen, bis der Vertrag von den drei führenden gegneriſchen Mächten gutgeheißen war. Da die Erfüllung dieſer Vorbedingung unter allerlei nichtigen Vorwänden wieder und wieder hinausgeſchoben wurde, haben unſere armen Vaterlandsverteidiger noch länger als ein halbes Jahr im ſchlimmſter leiblicher und ſeeliſcher Not in Feindesland ſchmachten müſſen, ihrer Zehntauſende trotz des viel früher abgeſchloſſenen ruſſiſchen Friedens noch in Sibirien. Die Entente weigerte ſich, ſie heimzubefördern; deutſche Schiffe gab es nicht. Die Heimkehr durch Rußland verboten die dortigen Z ſtände. Erſt als am 10. Januar 1920 die Hinterlegung der Ratifikationsurkunden in Paris protokolliert worden war, trat der Friede in Kraft, ſo daß der Rücktransport der Gefangenen beginnen konnte. Das war Wilſons „Friede des Rechts und der

Gerechtigkeit", das die Staatskunſt der Mächte, die „für die Menſchheit zu den Waffen griffen". Die Weltgeſchichte hat kein Friedensinſtrument von ähnlichem Umfange geſehen, auch keines, das mit gleich teufliſcher Bosheit ſich über alles Recht hinwegſetzt, nur das Machtgebot des Siegers kennt und gleich erfolgreich durch Zweideutigkeit und Dehnbarkeit der Ausdrucksweiſe weitere Forderungen ermöglicht.

Das hat ſich zunächſt und mit lehrreichſter Deutlichkeit in der Frage der Entſchädigungen gezeigt. Das Friedensinſtrument beſtimmt ihre Höhe nicht; es legt nur feſt, daß ſie geleiſtet werden müſſen, indem es urkundlich anerkennen läßt, daß wir am Kriege ſchuld ſind. Wir ſind alſo in dieſem Punkt völlig in der Hand unſerer „menſchheitsfreundlichen" Gegner, die den Schädling unter den Völkern nun mittels ſeiner eigenen Dummheit glücklich zur Strecke gebracht haben. Sie wiſſen dieſe Lage auszunutzen, vor allem Frankreich mit der Glut ſeines Haſſes gegen die Boches und der ſchlotternden Angſt vor ihnen, die ſich wiederum militäriſch ſo hoffnungslos überlegen gezeigt haben. Es will Deutſchland vernichten, nicht nur ſeinen Wohlſtand, ſondern auch ſeinen Beſtand als Reich, ſeine verfaſſungsmäßige Einheit. Es ſucht mit ſchamloſer Verlogenheit über die Abſicht zu täuſchen, aber ſeine Handlungen machen ſie offenkundig. Bismarck hat recht geſehen, wenn er vom Weißbluten ſprach. Eine Forderung wird an die andere gehängt, und die geringſte Säumigkeit, jede Verzögerung, mag ſie noch ſo gut begründet ſein, alsbald mit Beſetzung neuen Gebiets beſtraft, mit „Sanctionen", die natürlich neue Erſatzforderungen an den Beſtraften begründen. So hat man mit der Annahme des Ultimatums am 10. Mai 1921 glücklich Anerkennung erpreßt für eine Schuldſumme von 132 Milliarden Goldmark, nach dem augenblicklichen Stande unſerer Valuta gegenüber der amerikaniſchen Währung mehr als 54 000 Milliarden Mark. Walther Rathenau hat als Sachverſtändiger erklärt, Deutſchland könne ſie aufbringen. Solange es nicht geſchehen iſt, bleibt es nicht nur ein Recht, ſondern eine Pflicht, zu betonen, daß in dieſem Falle nicht Sachverſtand geurteilt hat. „Erfüllung" iſt unmöglich.

Schlimmer als all das aber laſtet auf uns die Schande der Anerkennung eines ſolchen Friedensvertrags. Wir erklärten uns für ſchuldig am Kriege und wußten, daß wir logen, als wir das bekannten. Der angehängte Proteſt ändert daran ſo wenig wie einſt beim peinlichen Verhör der Wiederruf der unter Tortur gemachten Ausſagen; er berührt das Urteil nicht. Die Gegner verweiſen die Welt auf das Bekenntnis des Angeklagten und ſehen im Proteſt nur den Beweis, daß er Reue noch nicht empfindet. Und ſie haben das Ohr der Welt. Und weiter! Wir haben uns verpflichtet, unſeren Kaiſer auszuliefern, damit teufliſche Verrücktheit den angeblich zumeiſt Schuldigen vor ein Strafgericht ſtellen kann. Wilhelm II. wird mit Napoleon I. gleichgeſtellt, den man in Sicherheit bringen mußte, damit er nicht wieder über Europa herfiel. Man heuchelt, unbeugſamem Recht dienen zu wollen, während man nur daran denkt, ein weithin ſichtbares, die Völker blendendes Zeichen der eigenen Schuldloſigkeit aufzurichten. Nur der feſten Haltung der Niederländer verdanken wir es, daß der Schandverpflichtung nicht genügt wurde. Wir müſſen aber unſere „Kriegsverbrecher“ verfolgen. Zweifellos hat es ſolche gegeben. Hat je ein Heer einen Krieg durchgefochten ohne verbrecheriſche Ausſchreitungen? Aber wenn jemals unparteiiſch abgewogen werden ſollte, wo die ſchwerere Schuld liegt, ſo würde die Schale der Gegner Deutſchlands mächtig hinabſinken. Wir „Barbaren“ waren auch im Kriege die weitaus Edleren und Geſitteteren. Jetzt aber müſſen wir erleben, daß auf die Anzeigen und Ausſagen der Feinde hin deutſche Kriegsteilnehmer vor Gericht gezogen werden, während von einer Unterſuchung und Beſtrafung der zweifellos zahlreicheren und ſchwereren Kriegsverbrecher der Gegner nicht die Rede iſt. Wäre bei den „Siegern“ auch nur eine Spur von Gerechtigkeitsgefühl vorhanden, ſo würden ſie auch des Balkens im eigenen Auge gewahr werden. Aber ſie haben nichts im Sinn, als vor der Welt Exempel zu ſtatuiren; Wahrheit und Recht ſind ihnen völlig gleichgültig. Und ihr Vorhaben gelingt ihnen; denn ſie haben ja einen Rechtsboden. Wir haben unterſchrieben, unterſchrieben, obgleich wir wußten, daß wir

damit gegen Wahrheit und Recht verſtießen. Der Friede von Verſailles hat uns nicht nur wehrlos, er hat uns auch ehrlos gemacht. Wer das beſtreitet, hat keinen Begriff von Ehre. Das Ausland, ob gegneriſch oder neutral, hat Recht, uns zu verachten, und macht Gebrauch von dieſem Recht, obgleich wir in dieſem Kriege Leiſtungen aufzuweiſen hatten, wie die Welt ſie noch nicht ſah. Aber wir zeigten uns unfähig, unſer alles freudig an unſere Ehre zu ſetzen. Wie nennt unſer gefeiertſter Dichter die Nation, die das nicht vermag?

Daß wir wehrlos und deshalb auch rechtlos ſind, haben die vorgeſehenen Abſtimmungen uns deutlich vor Augen geführt. In den oſt- und weſtpreußiſchen Bezirken iſt der Volksentſcheid ſo glänzend für uns ausgefallen, daß man ſein Ergebnis nicht bei Seite ſchieben konnte. Trotzdem ſind wir vergewaltigt worden; man hat uns das Soldauer Ländchen abgeſprochen, obgleich es gar nicht daran dachte, polniſch werden zu wollen, hat am Weichſelſtrom unter rückſichtsloſer Beugung des Rechts in mehr als einem Falle den Polen überwieſen, worauf ſie nicht die Spur eines Anſpruchs beſaßen. In Nordſchleswig iſt das faſt vollſtändig deutſche Tondern in den Abſtimmungsbezirk einbezogen worden, obgleich es unmittelbar am geſchloſſenen deutſchen Sprachgebiet liegt; es muß wie die rings vom Dänentum eingeſchloſſenen Städte Sonderburg, Apenrade und Hadersleben der däniſchen Mehrheit folgen. Geradezu himmelſchreiend iſt das Verfahren der Belgier in den Kreiſen Eupen und Malmedy. Eupen hatte 1910 unter 26 156 Bewohnern ganze 65 mit franzöſiſcher, 164 mit walloniſcher, Malmedy unter 34 768 Bewohnern 169 mit franzöſiſcher, 9579 mit walloniſcher Mutterſprache! Letztere waren ſeit 1815 gute Preußen geworden. Eine unbeeinflußte Abſtimmung hätte *höchſtens* einige hundert Stimmen für den Anſchluß an Belgien ergeben; er iſt erklärt worden auf Grund eines Verfahrens, das aus dem ganzen Hergang einen heimlichen Akt machte. Die wiederholten deutſchen Einwendungen ſind mit verletzender Schnödigkeit beantwortet worden. Oberſchleſien hat ſich mit großer Mehrheit (710 000 gegen 480 000 Stimmen) für Deutſchland ausgeſprochen. Nach dem Wortlaut des Friedens-

vertrags mußte das Land Deutſchland zugeſprochen werden. Aber die Polen wurden nicht müde, durch gefälſchte Karten ihr angebliches Recht zu erweiſen, und beim „Oberſten Rat“ fand jede Lüge Gehör, wenn ſie nur in den Kram paßte. Seine „Sachverſtändigen“ offenbarten eine geradezu verblüffende Unwiſſenheit oder Voreingenommenheit. Wahrheit und Recht waren ganz gleichgültig; man hatte ja die Macht. Die Polen traten jedes Recht mit Füßen; ſie erregten einen Aufſtand nach dem andern, wüteten mit Mord und Brand, Raub und Plünderung im Lande. Vom Königreich her wurden ſie offen unterſtützt. In den Augen der Franzoſen vertraten ſie nur ihr gutes Recht. Der franzöſiſche Befehlshaber im Lande begünſtigte ſie unausgeſetzt, glaubte jeder Lüge über die Deutſchen und ließ keine Wahrheit gelten, die ihm in ſeiner Abſicht, Oberſchleſien polniſch zu machen, hinderlich ſein konnte. Briand erging ſich in Äußerungen, die man nur als ſchamloſe Lüge oder als ſtarrende Unwiſſenheit bezeichnen kann. Als nach jahrelanger empörendſter Brutaliſierung am 20. Oktober 1621 endlich die Entſcheidung gefällt wurde, ward trotz gegenteiliger Abſtimmung gerade dieſer Bezirke der wichtigſte Teil des Induſtriegebiets Polen zugeſprochen. Erſt im Juni und Juli dieſes Jahres wurde das von den Ententetruppen beſetzte Gebiet langſam geräumt. Das Hultſchiner Ländchen iſt gegen den unverkennbaren Willen ſeiner Bevölkerung ohne Abſtimmung den Tſchechen überwieſen worden. Auch der oberflächlichſte Blick in die Geſchichte und die Verhältniſſe Oberſchleſiens genügt, um erkennen zu laſſen, daß dieſes Land zu Deutſchland gehört. Aber Deutſchland iſt zu vollſaftig; es muß zur Ader gelaſſen werden bis zur Blutleere. Die oberſchleſiſchen Hergänge ſind der bitterſte Hohn auf Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Trotzdem ſcheuen die Mächte ſich nicht, dieſe Tugenden als Richtſchnuren ihres Handelns fortgeſetzt im Munde zu führen.

Gibt es einen Ausweg aus dieſer Not? Man verweiſt auf den Dreißigjährigen Krieg und auf Preußens Niederlage 1806/7. Aber dieſe Vergleiche ſind hinfällig. Der Weſtfäliſche Friede hat Deutſchland

nicht wehrlos gemacht, auch ſeine politiſche Bewegungsfreiheit nicht in Feſſeln geſchlagen; dazu bewahrte unſer Volk damals Willen und Fähigkeit zur Arbeit. Arbeit war auch in vollem Umfange möglich, da ſie ausländiſcher Rohſtoffe und Nahrungsmittel nicht bedurfte. Heute ſind Millionen von Menſchen im Deutſchen Reiche zu viel, können nicht arbeiten, auch wenn ſie wollten, ſo lange der gewohnte Außenverkehr nicht wieder einigermaßen in Gang gebracht iſt, was zurzeit geradezu unmöglich iſt und noch lange ſein wird. Gelingt es einmal wieder, ſo ſind menſchlicher Vorausſicht nach unſere heimiſchen Betriebe im Beſitz von Ausländern; denen mag dann der deutſche Arbeiter frohnden.

Der Tilſiter Friede machte Preußen zum Sklaven eines Eroberers; aber dieſer Eroberer war verhaßt ſo ziemlich in ganz Europa. Man möge ſich nur die Frage vorlegen, ob 1813 die Befreiung hätte gelingen können ohne Bundesgenoſſen. Heute wird es uns ſchwer werden, ſolche zu finden, in abſehbarer Zeit gewiß nicht. Wir ſind umgeben von Nachbarn, die ſich auf unſere Koſten vergrößerten und weiter vergrößern möchten: Franzoſen und Belgier, Polen und Tſchechen, Dänen und Italiener; ſie ſtehen in einem natürlichen Bunde zur Sicherung und Mehrung ihrer Beute. Es gibt Leute, die auf Zerwürfniſſe der Mächte hoffen. Sicher wird die Zukunft ſolche bringen; aber bis ſie Deutſchland Gelegenheit bieten werden, aus ihnen Vorteil zu ziehen, möchte eine lange, lange Zeit vergehen. Inzwiſchen iſt fremdem Einfluß Tür und Tor geöffnet, Deutſchland in die alte Uneinigkeit zurückzuwerfen. Die Verſuche dazu haben ſchon merklich begonnen, und kein Beſonnener wird ihnen jede Ausſicht auf Erfolg abſprechen. Die Kreiſe, die bei uns ihre Hoffnung auf Weltrevolution ſetzen, werden ſich noch viel ſchwerer enttäuſcht ſehen. Soweit Rettung für unſer Volk möglich iſt, kann ſie nur aus ihm ſelber kommen.

Bis jetzt ſind aber Anfänge der Beſſerung leider kaum erkennbar. Die neue Verfaſſung wird ſich nicht als Quelle der Kraft erweiſen wie die, welche einſt Bismarck ſchuf, obgleich ihr unfähiger erſter Bearbeiter in ſeinem Unverſtand es wagte, das Werk des Reichsgründers zu bemäkeln. Parlamentariſches Regiment iſt nur

möglich, wenn alle Angehörigen eines Staates ausnahmslos einig ſind, den Staat zu erhalten und ihn dem Auslande gegenüber vorbehaltlos zu vertreten. Es iſt ferner nur möglich, wenn die Anſichten über die Wege, die zu dieſem Ziele führen, in zwei großen regierungsfähigen Parteien, die einander in der Regierung ablöſen können, ihre Ausgeſtaltung finden. Beide Vorbedingungen erfolgreichen parlamentariſchen Lebens ſind in Deutſchland nicht erfüllt. Das Beſtehen der Einzelſtaaten, die Bismarck ſo weiſe verſtanden hat dem Geſamtreich einzugliedern, erſchwert die Löſung der Aufgabe, nun ihre Beziehungen zum Reich in Frage geſtellt ſind. Es iſt nicht leicht, die Politik der Länder mit der des Reiches in Einklang zu bringen, und iſt doch in allen wichtigeren Fragen unerläßliche Vorbedingung des Gelingens. Die verſchiedenen Regierungen, die nach der Revolution einander gefolgt ſind, haben gegenüber dem Auslande immer nur ein Ziel im Auge gehabt, zu beſänftigen und auszuſöhnen durch Nachgiebigkeit, ein Beginnen, das ausſichts- und hoffnungslos iſt. Denn alle anderen Staaten treiben nur Politik d. h. verfolgen ihren Vorteil nach Maßgabe der verfügbaren Macht; ſie werden daher uns gegenüber durchzuſetzen verſuchen, was irgend erreichbar iſt. Schranken ſetzt ihnen in dieſem Streben nur die Erwägung, ob ein winkender Vorteil die Opfer wert iſt, die er fordert, und ob er ſich dauernd als Vorteil erweiſt, nicht aber irgend welche Rückſicht auf Deutſchlands Wohlverhalten oder auf das freundliche Geſicht, das es macht, wenn es ausgeplündert wird. Der krankhafte Unſinn des amtlichen Suchens nach den Kriegsurhebern und Kriegsverlängerern, das ja einen Erfolg gar nicht haben *kann*, macht uns im Auslande nur lächerlich; als Zeichen reuiger Selbſterkenntnis und beginnender Beſſerung wird es gewiß nicht gewertet. Wer es von dieſem Geſichtspunkt aus einſchätzt, greift gröblich fehl. Einen überaus traurigen, auch gefährlichen Eindruck machten die wiederholten Beteuerungen unſerer Regierenden, daß die Erfüllung dieſer oder jener Forderung unmöglich ſei, während man ſich nachher durch Drohungen doch bewegen lies, ſie anzuerkennen und ihre Erfüllung zu verſprechen. Beſonders in Frankreich iſt dieſes Ver-

fahren mit Worten gekennzeichnet worden, die wahrlich keine Ehrentitel ſind. Man ſagt nicht zu viel, wenn man erklärt, daß nach der Revolution ſich noch keine deutſche Regierung gefunden hat, der man die Wahrung deutſcher Würde gegenüber dem Auslande nachrühmen könnte; wohl aber iſt nicht ſo ſelten begründeter Anlaß vorhanden geweſen, das Gegenteil zu behaupten, ganz beſonders bei allen Regierungshandlungen, an denen der famoſe Herr Erzberger einen Anteil hatte.

So iſt das Bild kein erfreuliches, wenn man den Blick nach oben richtet; wenn nicht alles trügt, ſo werden wir tiefer und tiefer in den Verfall hineinregiert trotz der äußeren Ordnung, die in wichtigen Reichsbetrieben wieder hergeſtellt ſcheint. Vor allem macht unſer Finanzgebahren dieſen Eindruck. Im Reich und in den Ländern, in Provinzen, Kreiſen und Gemeinden werden fortgeſetzt Gelder bewilligt, angewieſen, ausgezahlt, die man gar nicht hat, deren Vorhandenſein man nur mit Hilfe der Notenpreſſe vorſpiegelt. So ſcheint überall Wohlſtand zu herrſchen, nirgends Geldknappheit, abgeſehen von den Armen und Bedrängten, die nicht in der Lage ſind, ihre Bezüge zu vermehren, und die nun verkümmern und verkommen, meiſtens unbemerkt, da ſie nicht gewohnt ſind, von ihrem Daſein viel Aufhebens zu machen. Ihre Zahl iſt nicht ſo gering, und es ſind auch nicht die ſchlechteſten im Lande. Was die Maſſe als Lebensgenuß ſchätzt, lehren in den Städten die Anſchlagſäulen, im ganzen Lande die Preßinſerate Tag für Tag. Es iſt nicht allzuviel darunter, was Herz und Kopf erfüllen und erheben könnte. Es wächſt eine Jugend heran, die Beſſerung hoffen läßt. Aber die Geſinnungen, die ſie vertritt, müſſen, wenn ſie Gewicht haben ſollen, Eigentum der Maſſe werden; denn *ſie* iſt jetzt Herr und beſtimmt unſer Geſchick. Sie aber ſcheint noch ganz beherrſcht vom *internationalen* Sozialismus, obgleich ſie vom Auslande her einen Beweis um den andern erhält, daß man dort einen ſolchen Sozialismus nicht kennt. Man iſt überall erſt national, dann ſozial; einzelne Sonderlinge, die draußen anders reden, bieten ihren Landsleuten den Vorteil, das man ſie als Lockvögel verwenden kann, den politiſch urteilsloſen Deutſchen in der gewünſchten Stimmung zu erhalten.

Es iſt zur Zeit gleichgültig, ob man die Monarchie oder die Republik für die beſſere Regierungsform hält; was Deutſchland braucht, iſt ſtarker nationalſtaatlicher Sinn, der erkennt, daß nur ein einiges, ſelbſtändiges und ſelbſtbewußtes, von ſeiner Eigenart und ſeinem Wert überzeugtes Volkstum uns wieder emporheben kann. In den Wahlen, die vorgenommen wurden, ſeit dem die „Nationalverſammlung" aufhörte, Organ des deutſchen Volkes zu ſein, iſt wohl ein gewiſſer Wandel in der öffentlichen Meinung erkennbar geworden, aber lange nicht ſtark genug, um die Hoffnung zu berechtigen, daß beſſere Einſicht bald Platz greifen werde. Weite Kreiſe halten ſich nach wie vor vom ſtaatlichen Leben fern; die Maſſe verharrt in den alten und neuen Organiſationen, die nur Partei-, Klaſſen-, Standesziele kennen. Von einer entſchloſſenen Sammlung um das Vaterland iſt wenig zu ſpüren. Und doch können wir nur erhalten bleiben, wenn wir alle, vom erſten bis zum letzten, Deutſche ſein wollen, Weltbürger nur, ſofern unſer Deutſchtum in voller Gleichberechtigung anerkannt wird, auch in der ihm ſeiner Zahl und Bildung nach gebührenden Machtſtellung. Es iſt ein Verbrechen, Verrat an unſerem Volke, gegen nationale Geſinnung zu hetzen; auch der extremſte Sozialiſt ſollte ſolche Sünde meiden. Sie iſt eine Sünde wider den heiligen Geiſt. Leider gibt es kein Staatsweſen, unter deſſen Angehörigen ſie ſo häufig wäre wie im Deutſchen Reich, nicht, weil der Deutſche weniger Anlaß hätte, ſich an ſeinem Volke und ſeinem Reiche zu freuen, ſondern weil er durch Jahrhunderte unſtaatlichen Daſeins verlernt hat zu verſtehen, was nationale Staatseinheit für ein Volk bedeutet. Lernen wir das nicht wieder fühlen und begreifen, ſo ſind unſere Ausſichten trübe genug. Dieſem Ziel haben wir zuzuſtreben, zugleich mit unſerem Ringen um ſittliche Ertüchtigung und Erneuerung. Es iſt kein erfreuliches Ergebnis einer zweitauſendjährigen, an Ehren und Erfolgen reichen Geſchichte; aber es ſtellt doch auch eine Aufgabe, deren Löſung alles weckt und anſpornt, was ſtark und gut in uns iſt. Möchte dieſe Erkenntnis über alle Spaltungen hinweg unſer Volk durchdringen und einigen!

Rückblick und Schluß.

Wer den Verlauf der deutſchen Geſchichte und ihr endliches Ergebnis überblickt, dem drängt ſich unwillkürlich Vergils Vers auf die Lippen:

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Schon Herder hat ihn auf die Germanen angewendet, und haben beide Anwendungen auch nicht das endliche Ergebnis in der Entwickelung der beiden Völker im Auge, ſondern ihren Eintritt in die Geſchichte, ſo mag es gleichwohl geſtattet ſein, auch an jenes zu denken. Kein Zweifel aber, daß unſeres Volkes Werdegang ungleich bewegter und wechſelvoller ſich geſtaltet hat als der des römiſchen auf dem Wege zur Weltherrſchaft. Seitdem aus den Inſaſſen der Tiberſtadt ein Volk geworden war, iſt ſeinem Staatsweſen die Frage Sein oder Nichtſein nie ſo ſcharf geſtellt worden wie mehrfach dem deutſchen. Durch Jahrhunderte, durch ein halbes Jahrtauſend war es fraglich, ob ein deutſcher Staat beſtehen werde; für einige Jahre, — wenn man, wie wohl geſtattet, den Deutſchen Bund als Staat nicht gelten läßt, für eine Reihe von Jahrzehnten — war ein ſolcher in der Tat nicht vorhanden.

Der Eintritt unſerer Vorfahren in das geſchichtliche Leben ließ einen ſolchen Wechſel der Geſchicke nicht vorausſehen. Es hat kaum je eine Völkergruppe gegeben, die wirkungsvoller in das Rad der Weltgeſchichte eingegriffen hätte als die germaniſche. Sie iſt römiſcher und griechiſcher Art nicht nur vergleichbar, ſie überragt ſie jedenfalls in der Fernwirkung. Die abendländiſche Welt und was

aus ihr jenseit der Meere hervorging, iſt ohne ſie nicht denkbar. Indem ſie ſich ſelbſt an die Stelle der zukunftsreicheren Hälfte des Römiſchen Reiches ſetzte, ward ſie zum Ausgangspunkt der noch heute auf dem Erdenrund führenden Staaten und Völker. Sie wurde Erbe der römiſchen Kultur, wußte aber den Grundriß der Neubauten aus Eigenem zu entwerfen und ſich ſtaatlich und geſellſchaftlich in ihrem Sinne einzurichten.

Nur in einem kleinen Teile der gewonnenen weiten Gebiete vermochten die Germanen ihre Sprache, das deutlichſte und ſicherſte Kennzeichen der Nationalität, zu behaupten. Für diejenigen ihrer Stämme, die ganz oder teilweiſe in ihren alten Wohnſitzen zurück blieben, bedeutete, ſoweit ſie Mitteleuropa bewohnten, die Völkerwanderung ſogar einen Verluſt an Geltungsbereich. Vom 7. bis ins 10. Jahrhundert ſtanden die Wohnſitze der eine germaniſche Sprache redenden Bewohner des feſtländiſchen Europa denen der taciteiſchen Zeit an Umfang nach. Zur Zeit der Araberſchlacht von Tours ſah ſich das feſtländiſche Germanentum, das Deutſchtum, auf den ſchmalen Streifen Landes beſchränkt, der ſich zwiſchen Nordſee und Alpen von der Schelde, der Maas und den Vogeſen bis zur Elbe, Saale und dem Böhmerwald erſtreckt.

Karl dem Großen iſt es zu danken, daß die hier zuſammengedrängten Stämme Angehörige *eines* Reiches wurden. Es vollbracht zu haben, ſtellt den Kern ſeiner geſchichtlichen Größe dar. Denn nur ſo konnte Mitteleuropa ſich zu einem einheitlichen, national geſchloſſenen Staatsweſen entwickeln. Indem unter den Teilreichen das oſtfränkiſche die Führung übernahm, öffnete ſich den Deutſchen der Weg zu einer leitenden Stellung im Abendlande. Unſere ſächſiſchen Herrſcher haben ſie feſtgelegt, indem ſie ein Übergewicht über die ſlaviſchen Nachbarn erkämpften und dem deutſchen Königtum die römiſche Kaiſerwürde erwarben.

Die Verbindung des kaum begründeten deutſchen Staatsweſens mit Rom und dem Papſttum gab ihm eine univerſale Bedeutung. An ſich war es ſeltſam genug, daß die Germanen, deren Auftreten

nationales Staatsleben erſt wieder zu Anſehen und Geltung gebracht hatte, in ihrer vornehmſten ſtaatlichen Schöpfung Träger univerſaler Tendenzen wurden. Der Widerſinn hat Zwieſpältigkeiten genug gezeitigt. Aber zunächſt waren die nahen Beziehungen zur Kirche, die dieſe Verbindung mit ſich brachte, aus denen ſie geboren war, ein Moment der Stärke. Sie haben der deutſchen Königsgewalt einen Vorſprung gegeben vor jeder anderen, die im Abendlande empor kam. Sie haben die Deutſchen früher als die übrigen abendländiſchen Völker zu feſterer ſtaatlicher Einheit gebracht; der Anſpruch auf Rom iſt nicht nur ein Anſpruch des deutſchen Königs, ſondern auch ſeines Volkes geworden. Sie haben auch die Entwickelung des geſamten Abendlandes beeinflußt. Das Eintreten Heinrichs III. für die Reform der Kirche hat das Papſttum erſt befähigt, ſeine volle Bedeutung für die mittelalterliche Geſtaltung der abendländiſchen Welt zu gewinnen. Von Otto I. bis auf dieſen Salier übertrifft das Reich der Deutſchen jedes andere des Abendlandes an Tragweite ſeines geſchichtlichen Lebens.

Aber was Stärke war, wurde Schwäche, als die Kirche beanſpruchte, oberſter Herr in allem zu ſein, und in dieſem Streben Erfolge errang. Der Kampf, den ſie um Erreichung ihres Zieles mit der deutſchen Königsmacht zu beſtehen hatte, führte zu deren Zertrümmerung. Doch ward die Beute nicht alleiniger Gewinn des Siegers. Ihr Löwenanteil fiel der Fürſtenmacht zu, deren die Kirche ſich hatte bedienen müſſen. Sie hatte das deutſche Königtum zu einem Schattendaſein herabzudrücken vermocht; der Bundesgenoſſen, die dazu geholfen hatten, hat ſie nie Herr werden können. Die territorialen Gebilde, neben den fürſtlichen die aufkommenden bürgerlichen, wurden die Erben ſtaatlicher Macht, ſoweit ſie in deutſchen Landen vorhanden war. Sie haben eine Zeit der Blüte erlebt; reiche, zum Teil vor anderen Ländern auszeichnende Kultur iſt ihnen entſproſſen; den nationalen Aufgaben haben ſie nicht zu genügen, die Grenzen nicht zu decken vermocht. Das 15. Jahrhundert hat den Beſtand des Reiches, Einheit und Selbſtändigkeit der Nation dem Untergange nahe gebracht.

Ohne Zuſammenhang mit dieſem ſtaatlichen Leben iſt Luther erſtanden. Daß er aber aus ſeinem religiöſen Drange heraus ſo tief in die Zeit eingreifen, eine neue kirchliche Ordnung aufrichten konnte, verdankte er der ſtaatlichen Lage. Ein Einheitsſtaat, wie er ſich inzwiſchen in den anderen führenden Ländern Europas herausgebildet hatte, hätte ſich unter dem Oberhaupt, das nun einmal an Deutſchlands Spitze ſtand, ſolcher Neuordnung widerſetzt oder aber ſie in anderer Form durchgeführt, ſchwerlich die Verbindung mit Rom völlig gelöſt. Daß das notwendig wurde, verdankt Rom allein ſich ſelbſt; in der deutſchen Reformation erntete es, was es geſät hatte. Für Deutſchland aber war, wie die Dinge lagen, Zuſammenhalt nur noch auf einem Gebiete möglich, entweder auf dem kirchlich-religiöſen oder dem ſtaatlichen. Es war ein unſchätzbares Glück, daß die landesherrlichen, insbeſondere kurfürſtlichen Beſtrebungen nach Reichsreform noch unmittelbar vor Luthers Auftreten zu einer wenn auch loſen, doch geſetzmäßigen Reichsordnung geführt hatten. Sie war beſſer als die Auflöſung, an deren Stelle ſie trat.

Durch Luther griff das deutſche Volk zum zweiten Male mächtig ein in den Gang der Weltgeſchichte. Den Weg, den es einſt der Kirche durch ſeine Kaiſer geöffnet hatte, verſchloß es ihr wieder durch ſeinen Reformator. Iſt des Papſtes Macht nicht denkbar ohne unſere Kaiſer, ſo der Sieg der Laienbildung über die Kirche nicht ohne Luther. Er iſt der wirkungsvollſte Vorkämpfer geiſtiger Freiheit geweſen, den die Chriſtenheit geſehen hat.

Trotz der Glaubens- und Kirchenſpaltung, die ſich an Luthers Namen knüpft, kann ihm das Lob nicht verſagt werden, folgenreich mitgearbeitet zu haben an dem Aufbau deutſcher Geiſteseinheit. Humanismus und Reformation waren nach der Verbreitung des Chriſtentums die erſten großen geiſtigen Bewegungen, die unſer geſamtes Volk in allen ſeinen Verzweigungen und in den Gebieten beider Zungen, der nieder- wie der oberdeutſchen, ergriffen. Der Reformation verdanken wir vor allem, was ſonſt mitwirkte, die gemeinſame deutſche Sprache, die Erbin des Lateins und Mittel

geiſtigen Austauſches werden ſollte, ſoweit Deutſche wohnen. Seitdem haben ſich die Geiſtesanliegen der Nation langſam aber ſicher zu Geſamtangelegenheiten, zu nationalen Fragen, zum Ringen um eine deutſche Bildung ausgeſtalten können.

Es hat noch Jahrhunderte gedauert, ehe ſie auf dieſem Wege nähere Fühlung mit den Erforderniſſen des deutſchen Staates gewannen. Ihnen zu genügen, war durch die religiöſe Trennung noch mehr erſchwert worden. Es iſt als ein unleugbares Glück anzuſehen, daß das Haus Habsburg ſeine Macht zugleich an unſerer Oſt- und an unſerer Weſtgrenze aufrichtete, und daß im Kampfe gegen Türken und Franzoſen ſein Vorteil mit dem des Deutſchen Reiches und Volkes zuſammenfiel.

Es hat durch Ferdinand II. den Verſuch gemacht, dem proteſtantiſchen Teil Deutſchlands ſein Bekenntnis und im Zuſammenhang damit dem Reiche eine ſtärkere Kaiſergewalt aufzuzwingen, und hat dadurch den unheilvollſten Krieg herauf beſchworen, den die deutſche Geſchichte kennt. Während dieſer tobte, offenbarte ſich mit voller Klarheit die Stellung unſeres Landes inmitten ſeiner glücklicheren Nachbarn. Sie kämpften ihre Machtfragen auf unſerem Boden aus und ſuchten ſie zu löſen durch Aufteilung unſeres Gutes. In zwei Anliegen hat doch dieſe entſetzliche Prüfung Klarheit geſchaffen. Es erwies ſich als unmöglich, Deutſchlands religiöſe Einheit mit Waffengewalt herzuſtellen und ebenſo, auf dieſe Weiſe Öſterreich zum Herrn in Deutſchland zu machen. Ein anderer Weg mußte gefunden werden, einen wirklichen deutſchen Staat zu begründen.

Er mußte gefunden werden und iſt doch kaum irgend wie und irgend wo *geſucht* worden. Die Übergriffe Ludwigs XIV. ſtachelten an, was noch an Geſamtgefühl in der Nation lebte. Sie genügten, dem Verhältnis zu Frankreich eine Schärfe zu geben, die ihm früher fremd geweſen war, nicht aber, den deutſchen Gedanken in unſerem ſtaatlichen Leben einzubürgern. Er hat ſich völlig neu einen Platz erringen müſſen. Es iſt geſchehen durch Preußens Emporkommen. Friedrich der Große hat ſeinem Staate eine Stelle in der Reihe der Großmächte erobert. Damit war deutſchen Rechten

und Ansprüchen neben Österreich ein zweiter Vorkämpfer erwachsen, aber in dem Gegensatz beider Staaten auch ein neues Moment der Spaltung geschaffen.

Preußen hatte sich zur Geltung bringen müssen im Gegensatz nicht nur zu Österreich, sondern auch zum weitaus größeren Teile von Deutschland. Dabei hatte Friedrich der Große doch Sympathien erweckt als deutscher Held. Sein Tun hat nicht nur das preußische, sondern auch das deutsche Nationalgefühl gehoben. Von entscheidender Bedeutung ist aber geworden, daß nicht nur ohne, sondern geradezu gegen ihn das deutsche Geistesleben einen gewaltigen Fortschritt machte, daß das Jahrhundert, dem er angehörte, auch eine auf sich gestellte deutsche Literatur schuf, die sich ihres Wertes bewußt war. Es erstand ein Volk, das durch kein staatliches Band, wohl aber durch die gleiche Richtung seines Geisteslebens zusammen gehalten war. Die neue Denk- und Empfindungsweise verbreitete sich nicht überall, wo Deutsche wohnten, in gleicher Stärke; sie war mehr vom protestantischen als vom katholischen Teile des Volkes getragen; aber sie machte keineswegs Halt an der Grenze der Bekenntnisse und war bewußt deutsch.

Ohne das Bestehen dieser geistigen Gemeinsamkeit ist das Zustandekommen eines lebensfähigen deutschen Staatswesens im 19. Jahrhundert nicht denkbar. Was ihr diente, ist von den verschiedenen Richtungen her, die in ihr vertreten waren, durch die Stürme, die Revolution und Napoleon über Deutschland heraufbeschworen, mit dem Gedanken deutscher Staatsbildung in Fühlung gebracht worden. Erst dadurch konnte aus dem Trümmerhaufen des Alten Neues erstehen. Preußen, das im Kampfe gegen den Unterdrücker den deutschen Gedanken am kräftigsten und reinsten vertreten hatte, ging aus der Neugestaltung der Dinge unbefriedigt hervor. Österreich entzog sich den Aufgaben der Grenzdeckung gegen Frankreich. So floß Preußens Streben nach Befestigung seiner fragwürdigen Machtstellung zusammen mit dem immer dringender und klarer sich äußernden Verlangen des deutschen Volkes nach einem starken Einheitsstaate. In den Persönlichkeiten Bismarcks und Kaiser

Wilhelms I. stellt sich die volle Vereinigung dar. Sie gingen aus vom Preußentum; sie endeten im Deutschtum. Der Sonderstaat und der Gesamtstaat wurden unzertrennlich mit einander verschmolzen, an einander gekettet. Es hat nicht geschehen können ohne Preußens Schwert, aber auch nicht ohne deutsches Denken, Fühlen und Glauben.

Die Einigung ist keine allumfassende geworden, nicht das, was Arndt besang. Unendlich oft ist ihr das zum Vorwurf gemacht, ihre Berechtigung dieses Mangels wegen oft bestritten worden. Aber es hat sich vollzogen, was geschichtlich möglich war. Das sind eben die nimmer verwachsenden Narben, die das Volk der Mitte Europas aus zweitausendjährigem Kampfe davon getragen hat, daß es hier Glieder seines Leibes hat einbüßen, dort fremde Bestandteile in seinen Körper hat aufnehmen müssen.

Hergänge, die Jahrhunderte zurück liegen und ihre Erklärung in unserer staatlichen Schwäche finden, haben die Niederlande, haben die Eidgenossenschaft von unserem Reiche gelöst, unserem Volkstum zum Teil entfremdet. Es ist für immer geschehen. Kein besonnener Reichsdeutscher wird mit dem Gedanken einer Wiedervereinigung auch nur spielen.

Und nicht anders schien es mit dem Schnitt, den das Jahr 1866 vollzog. Er war das unvermeidliche, das unausbleibliche und auch das erlösende Ergebnis unserer Geschichte. Habsburg und Hohenzollern konnten nur neben, nicht über oder unter einander gedacht werden. Die jetzt geschaffene Lage gibt der Frage eine andere Gestalt. Die Verbindung mit dem Völkergemisch der Donau- und Karpathenländer, die durch das Haus Habsburg gegeben war, läßt sich in der bisherigen Form nicht wieder herstellen. Die Wiedervereinigung der Deutschen Österreichs mit dem Reiche, dem sie durch ein Jahrtausend angehörten, wird aber beiderseits sehnlichst gewünscht und wäre für beide Teile ein unschätzbarer Gewinn. Aber eben deshalb wird sie von der Entente untersagt; sie will nichts dulden, was Deutsche fördert. Hier ist deutscher Staatsmannschaft die für die Folgezeit nächste und wichtigste Aufgabe gestellt.

Unserer Geschichte verdanken wir es auch, daß Brocken unseres Volkstums über alle Lande zerstreut sind. Der mittelalterliche Kolonisationstrieb, der unsere Art weithin über den Osten verbreitete, ist nie völlig erstorben. Er ist stark zurückgeschnitten worden durch die nationale Reaktion, die im 15. Jahrhundert in tschechischen und polnischen Landen die Herrschaft erlangte. Dann sind über die deutschen Bewohner Polens im Gefolge der Reformation schwere Zeiten herein gebrochen. Da sie sich dem neuen Glauben anschlossen, bekämpfte man sie aus doppeltem Anlaß, aus dem neuen ungleich schärfer als aus dem alten. Auch in die livländischen Gebiete, die ja der Fremdherrschaft verfielen, sind nach dem 15. Jahrhundert nur noch vereinzelte Deutsche, meistens Stadtbewohner, eingewandert.

Der Dreißigjährige Krieg hat es für längere Zeit unmöglich gemacht, Menschen abzugeben, soweit die Not sie nicht hinaus trieb. Als aber die Bevölkerung wieder wuchs und dann Englands nordamerikanische Kolonien zur Besiedelung einluden, während ungefähr gleichzeitig Ungarn ein Besitz der Habsburger geworden war, mehrte sich auch wieder die Auswanderung. Die blühenden deutschen Bauern-Kolonien im südlichen Ungarn entstammen dem 18. Jahrhundert, ganz überwiegend der Regierung Maria Theresias; Pennsylvanien trat in die Union ein mit deutscher Staatssprache neben der englischen. Katharina II. hat deutsche Kolonisten in nicht geringer Zahl nach Rußland gezogen; die Wolga-Siedelungen verdanken der deutschen Fürstentochter ihren Ursprung.

Das verflossene Jahrhundert hat der deutschen Auswanderung einen Umfang gegeben, wie er früher nie erreicht worden ist. Von der mittelalterlichen Bewegung unterscheidet sich die neuzeitliche vor allem durch Zerstreuung in weiteste Fernen. Es gibt keinen Erdteil, in dem deutsche Siedler sich nicht in größerer oder geringerer Zahl geschlossene Wohnsitze geschaffen hätten, nicht nur in den verschiedensten Gegenden Nordamerikas, sondern auch in Brasilien, Chile und Argentinien, in Südafrika, Australien, Kaukasien und Syrien und nicht zuletzt in den südlicheren Gegenden des europäischen Rußlands. Zerstreut sind sie überall in der Welt. Nirgends

aber hat bis in die jüngſte Gegenwart herab Anſiedelung ſtattgefunden in unmittelbarer Anlehnung an unſer geſchloſſenes Volkstum. Erſt mit dem Anſiedelungsgeſetz von 1886 hat Preußens Regierung für die Provinzen Poſen und Weſtpreußen wieder zurückgegriffen auf das bewährte mittelalterliche Verfahren, dem unſer Volk ſo viel verdankt. Der Ausgang dieſes Krieges ſcheint leider die geleiſtete Arbeit wieder vernichten zu ſollen.

Die Millionen, die, beſonders in den mittleren und in ſpäteren Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, das Vaterland verließen und ſich draußen eine neue Heimat ſuchten, ſind uns bis auf verſchwindende Ausnahmen ſtaatlich verloren gegangen. Es iſt ein neuer abgeſprengter Brocken, an Umfang und Wert kaum einem anderen nachſtehend. Es möchten im Laufe des letzten Jahrhunderts insgeſamt nicht ſo ſehr viel weniger Deutſche hinaus gezogen ſein, als im zertrümmerten öſterreichiſch-ungariſchen Staatsweſen leben. So wenig wie bei den anderen beſteht auch bei dieſem Verluſt eine Möglichkeit, ihn wieder einzubringen. Die Erwägung, daß die Auswanderung ſeit anderthalb Jahrzehnten faſt ganz aufgehört hatte, an ihre Stelle eine nicht unerhebliche Einwanderung getreten war, die zum Teil mit unſerem Volkskörper verſchmolz, vermag keinen Troſt zu ſpenden. Der Zuzug wird aufhören, vermag ja auch den Verluſt nicht zu erſetzen.

Es beſtand der natürliche Wunſch, auch bei dem weitaus größeren Teile der Hinausgezogenen, eine Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten. Deutſcher Brauch und deutſche Sitte, deutſche Sprache und deutſche Kultur wurden als Güter empfunden, die man nicht ohne Not miſſen mochte. Staatliche Macht konnte da nicht allzu viel tun. Sie mußte ſich Zurückhaltung auferlegen, da die weite Verbreitung deutſcher Volksteile im Auslande nicht ſelten Mißtrauen und Beſorgnis erregte, noch häufiger benutzt ward, das Reich zu verdächtigen, ihm Abſichten und Pläne unterzuſchieben, die nicht beſtanden. Auch dachten unſere Volksgenoſſen im Auslande nirgends an eine ſtaatliche Verbindung mit der Heimat; ſie waren, auch wo ſie ihr Deutſchtum hoch hielten, treue, ja oft die

treueſten Untertanen der Obrigkeiten, die Gewalt über ſie hatten. So mußte ſich die Regierung darauf beſchränken, die Auslandsdeutſchen im engeren Sinne, die verhältnismäßig geringe Zahl derer, die noch Untertanen des Reiches waren, zu ſchützen und zu ſtützen. Die Gemeinſamkeit mit der großen Maſſe der Deutſchſprechenden draußen, die ihnen und uns am Herzen lag, konnte nur eine kulturelle und, damit im Zuſammenhang ſtehend, eine wirtſchaftliche ſein. Der Weltkrieg hat auch dieſe Form der Gemeinſchaft in Frage geſtellt. Der Auslandsdeutſche iſt Opfer blinder Verfolgungswut geworden; in der Union, für deren Einheit Zehntauſende ihr Leben ließen zu derſelben Zeit, als auch die deutſche Einheit erſtritten wurde, iſt er Bindeſtrich-Amerikaner geworden. Ein Feld der Betätigung wie bisher ſteht nicht mehr offen, ein weiterer empfindlicher Verluſt, den wir verwinden müſſen.

Weit mehr noch als bislang ſchon werden alſo Beſtehen und Geltung unſeres Reiches abhängen von den Leiſtungen ſeiner Bewohner und zwar nicht nur in wirtſchaftlichem und politiſchem, ſondern ganz in allgemeinem Sinne, von ihrer Tüchtigkeit, von der Geſundheit unſerer heimiſchen Zuſtände. Unſer Volk hat gewaltig gewonnen an Lebenskraft und Lebensäußerungen, ſeitdem es zunächſt wirtſchaftlich und dann auch politiſch zu einer Einheit zuſammenwuchs. Der äußere Fortſchritt drängte ſich jedem auf, der ein halbes Jahrhundert zurückblicken konnte, überwältigend dem, der Deutſchland verließ und es erſt nach einem ſolchen Zeitraum wieder ſah. Genauer als frühere Zeiten können wir ihn ziffernmäßig feſtſtellen und jeden Zweifel zerſtreuen. Wir haben mit allen Nationen Schritt gehalten, die meiſten übertroffen. Wir ſtanden auf eigenen Füßen und hatten in unſeren wirtſchaftlichen Errungenſchaften etwas zu bieten. Auch das Ausland erkannte das mit wenigen Ausnahmen an. Aber es meinte nicht ſelten, daß wir andere geworden ſeien, als wir zuvor waren. Es hatte ſich in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewöhnt, ſeine Hochachtung, ſoweit es zu ſolcher willig war, dem Volke der Dichter und Denker darzu-

bringen; jetzt ſah es in uns vor allem die erfolgreichen Soldaten und Erwerbsleute.

Wir hatten in der Förderung unſeres Wohlſtandes nachzuholen. Allzu ſchwer hatte die Zerſplitterung auch auf unſerem Erwerbsleben gelaſtet, allzu oft und heftig Kriegesnot uns heimgeſucht, als daß wir es zu mehr als einem dürftigen Daſein hätten bringen können. Von einer großen, reichen, nach außen ſich darſtellenden Kultur hatten wir nicht allzuviel aufzuweiſen; entwickeltere Lebens- und Verkehrsformen waren bei uns ein Sondergut bevorzugter Kreiſe geworden. „Preußen hat ſich groß gehungert.“ Man kann die Äußerung unſeres Kaiſers auf Deutſchland übertragen, ohne etwas Falſches zu ſagen.

Das war anders geworden. Wir zählten unter die wohlhabenden Völker und mühten uns unausgeſetzt und mit Erfolg, unſeren Wohlſtand zu mehren. Wir hatten uns auch den gebeſſerten Verhältniſſen entſprechend, nicht ſelten auch darüber hinaus, eingerichtet und fuhren fort, unſer Heim nicht nur wohnlicher, ſondern auch glänzender auszuſtatten. Aber mit alldem war auch ein neuer Geiſt eingezogen. Wir ſind nicht zufriedener, nicht glücklicher geworden, als da wir uns anſpruchslos und einfach auch kleinen Beſitzes, dürftiger Umgebung und beſcheidener Zerſtreuungen freuten. Eine veränderte Lebensauffaſſung breitete ſich bedenklich aus; weite Kreiſe hatte ein Geiſt der Unruhe ergriffen, der raſtlos vorwärts drängte, vor allem nach Erwerb und dem Genuß, den Erwerb zugänglich machen kann. Die Freude an der Arbeit ſelbſt war vielfach zurück getreten hinter der Freude am erwarteten Gewinn. Realismus, Materialismus fanden plumpe Vertreter in erſchreckender Zahl, die nur noch die Güter des Tages ſchätzten und prieſen.

Und ſie bemächtigten ſich nicht nur unſeres Sinnens und Trachtens im Schaffen und Mühen, ſie ſtellten ſich auch in den Geiſtesfreuden, die uns über den Tag hinaus heben ſollen zu geläutertem Denken und Empfinden, breit in den Vordergrund. Weiteſte Kreiſe waren eines behäbigen Wohlſtandes, einer gewiſſen Bildung teilhaftig geworden und gewannen mit ihrem Urteil und ihrem Geſchmack Einfluß auf die Darbietungen der Kunſt ſo ziemlich auf jedem Ge-

biete. Wie konnte es anders sein, als daß *sie*, die, wie man sagt, „nach Brot geht", sich anpaßte den Erwartungen, mit denen man ihr begegnete. Nicht zuletzt richteten sich diese Erwartungen mit zunehmendem Nachdruck auf Anreizung zu gesteigertem Sinnenleben. Man hatte die Empfindung, als könnten dereinst Deutsche und Franzosen neben einander gestellt werden wie vormals Griechen und Römer. Das römische Schwert ward Meister über die entarteten Hellenen; aber die Sieger unterlagen den vergiftenden Unsitten, welche die Besiegten bei ihnen einschleppten. Unsere Reichshauptstadt wetteiferte mit der französischen auf einem Felde, auf dem sie ihr kampflos den Preis hätte überlassen sollen. Eine widerwärtige Schund- und Schmutzliteratur, die um schnöden Gewinstes willen jede Scham verleugnete, Darbietungen, die logen, daß sie Kunst seien, verseuchten bei uns, wie nur je im Seine-Babel, die Gemüter. Und das Gleiche ist nicht einmal das Gleiche. Das, womit der Franzose spielt, bricht dem Deutschen das sittliche Rückgrat. Er hat es nun einmal nicht gelernt, sich über das sechste Gebot frivol hinweg zu setzen. Der Romane kann das tun und männliche Tatkraft bewahren, der Deutsche nicht. Wir haben durch die Jahrhunderte den Ruhm genossen, ein reines, ein keusches, ein treues Volk zu sein. Es war die Quelle unserer Kraft. Wir hörten jetzt Ausländer, vereinzelt mit Teilnahme, überwiegend mit schlecht verhohlener Schadenfreude, tuscheln und fragen: Sind denn die Deutschen noch das sittenreine, das ehrliche, das zuverlässige Volk, das zu sein sie sich rühmten und gerühmt wurden?

Gewiß ließ sich mancherlei sagen, solche und ähnliche Bedenken zu beschwichtigen. Der Übergang von kleinen und dürftigen zu stattlichen, ja reichen Verhältnissen erfolgte rasch, im engsten Anschluß an blendende Taten. Die wenigen Jahrzehnte genügten nicht, sich einzuleben. Wir durften hoffen, es würden sich die Formen finden, in denen das neue Dasein sich in ruhigeren Bahnen fortbewegen lerne. Auch schien unsere Kultur zu fest gefügt, als daß man zu befürchten brauchte, sie so leicht gesprengt zu sehen. Unser öffentliches Leben in Staat und Gemeinde, in jeder Form landschaftlicher und körperlicher Selbstverwaltung war so auf vertrauenswürdigste

Ehrlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit geſtellt, daß nicht leicht ſchien, es ins Wanken zu bringen. Wir durften glauben, daß es wohl kein Land gebe, das auf dieſem Boden über feſtere Grundlagen ſeines Beſtandes verfüge. Auch war die Fähigkeit zu entſagungswilliger, ſchaffensfreudiger Hingabe, die uns chriſtliche Geſittung in notvollen und mühereichen Jahrhunderten anerzogen hatte, noch nicht geſchwunden. Unſer fortdauerndes glückliches Beſtehen im Wetteifer mit anderen Nationen in wirtſchaftlicher und nicht zuletzt auch in wiſſenſchaftlicher Tätigkeit wäre ja ſonſt nicht möglich geweſen. Der Blick konnte ſich auch hoffnungsfreudig beleben, wenn er des Gemeinſinns gewahr wurde, den die Gegenwart in freiwilliger Betätigung ſtärker offenbarte als manche frühere Zeit. Daß andere Nationen weniger befallen waren von dem Geiſte, den wir mit Bedenken in unſerer Mitte Macht gewinnen ſahen, ließ ſich auch nicht behaupten. Die Gegenwart zeigt leider, daß wir die Gefahren, die in der Ausbreitung dieſes Geiſtes lagen, zu gering einſchätzten. Dem politiſchen und wirtſchaftlichen Zuſammenbruch geht ein ſittlicher zur Seite, der vaterländiſches Empfinden faſt noch tiefer beugt.

Dieſe Lage iſt um ſo ernſter, als unſer Daſein in zwiefacher Hinſicht ſchwerer belaſtet iſt als das irgendeines anderen großen Volkes. Uns drückt die Wucht unſerer konfeſſionellen Spaltung und unſerer mitteleuropäiſchen Lage.

Die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe erſchwert bei uns die Behandlung der beherrſchenden Zeitfrage, der Frage der ſozialen Schichtung und ihrer Stellung zum Staate, in einer Weiſe, wie man das anderswo nicht kennt. In den Verſuchen, die richtige Antwort zu finden, durchkreuzen ſich ſtaatliche und kirchliche Beſtrebungen, religiöſe und politiſche Überzeugungen mit verwirrendem Eifer. Ernſter als je zuvor wird die Frage nach der Stellung der Religion überhaupt aufgeworfen. Die Geſchichte weiß es nicht anders, als daß die ſittlichen Vorſtellungen der Völker ſich aufbauen auf der Grundlage der Religion. Iſt es möglich, einen

anderen Boden zu gewinnen? Unsere Zeit stellt christliche Lehre vor ein schwierigeres Problem, als ihr je eins gegenüber trat.

Wenn früher fast allein philosophisches Denken an unseren religiösen Vorstellungen Kritik zu üben versuchte, so haben jetzt naturwissenschaftliche und geschichtliche Forschung, und zwar unabhängig von einander, die Quellen unserer religiösen Erkenntnis in ein ganz neues Licht gesetzt; sie haben ihre Geltung im alten Sinne in Frage gestellt. Davor kann auch der Gläubige seine Augen nicht verschließen. Selbst im Kreise der katholischen Theologie beteiligt man sich an der Bibelforschung in diesem Sinne. Wie werden die Kirchen sich zu diesem Wandel stellen? Wird fortdauernd versucht werden, ihm allein mit schroffer Ablehnung zu begegnen? Kann ein solches Verhalten Erfolg in kirchlichem Sinne haben? Wird andererseits angestrebt werden, die neue Erkenntnis einzufügen in unsere religiösen Anschauungen? Wird das möglich sein, ohne christlichen Glauben und christliche Weltauffassung ernstlich zu gefährden? Werden sie ihre Bedeutung als Grundlage der öffentlichen Moral auch in anderer Form als der überkommenen behaupten können? Das sind Fragen, die sich unwiderstehlich aufdrängen. Darüber können alle Urteilsfähigen nur gleicher Meinung sein, daß Glauben und Wissen sich nicht ausschließen, daß sie nicht nur neben einander bestehen *können*, sondern müssen. Aber ebenso unbestreitbar ist, daß ihr Geltungsbereich nicht zu allen Zeiten der gleiche war und sein wird, und daß jede Zeit, in der ihre Abgrenzung schwankt, in ihren Grundlagen unsicher wird. Wir gehen gefährlichen Geisteskämpfen entgegen, deren Durchführung erschwert werden wird durch die grundverschiedene Gestaltung unserer beiden Kirchen.

Wie wird unsere öffentliche Ordnung, wie unser Staatsleben das jetzt überstehen? Die inneren Gegensätze, die uns unsere Geschichte so zahlreich und so einschneidend überlieferte, hatten im neuen Reich angefangen sich auszugleichen. Das Verständnis für die Notwendigkeit der Einheit, nicht nur für die Gesamtheit, sondern für jede Einzelgruppe, war im Wachsen begriffen. Wir durften hoffen, daß es stets stark genug sein werde, alle zusammenzuführen in

dem feſten Willen, dieſe Einheit aufrecht zu erhalten gegen jede Einmiſchung, gegen jeden Angriff von außen her. Durch Jahrhunderte ſtanden die dynaſtiſchen Gewalten unſerer Einheit im Wege. Der Krieg ſah ſie in unverbrüchlichem Bunde zuſammengeſchworen, bereit, zu ſtehen und zu fallen mit dem Reiche. Die Revolution hat die Verantwortung für ſeine Erhaltung auf das Volk ſelber übertragen. Es hat ſich ihr bis jetzt nicht gewachſen gezeigt. Es hatte durch die Begründung des Reiches große Rechte gewonnen; es war und iſt wahrlich eine Lüge, wenn man von einem rechtloſen und unfreien deutſchen Volke ſprach und ſpricht. Es hat jetzt in einem Maße Verfügung über ſein eigenes Geſchick wie kaum eine andere Nation des Erdballs. Aber jedem Recht ſtehen Pflichten gegenüber, um ſo zahlreicher und ſchwerer, je größer jenes. Unſer Volk kann ihnen nur genügen, wenn es ſich klar macht, daß unſere gegenwärtige Lage uns mit der Vernichtung nicht nur unſeres ſtaatlichen, ſondern auch unſeres kulturellen Seins bedroht, mit unſerer Verdrängung aus dem Kreiſe der führenden Völker, unſerer Unterordnung unter diejenigen Nationen, die einen einheitlichen Willen haben und ihn zur Geltung zu bringen vermögen.

Man kann ſeine Hoffnungen nicht auf eine internationale Zukunft bauen. Daß der Revolutionsgedanke noch weitere Wellenkreiſe ziehen könnte, iſt eine Erwartung, die ſicher täuſcht; aber wenn ſie auch zutreffen ſollte, ſo wird es keine internationale Ordnung der Menſchheit geben. So lange die Welt ſteht, hat das Nationale tiefer gegriffen als das Soziale. So wird es auch in aller Folgezeit ſein. Die ſtarken Völker werden die ſchwachen beherrſchen, ſie nach ihrem Sinne und zu ihrem Vorteil lenken. Es wird nie einen Völkerbund geben, in dem allein das Recht herrſcht. Wer von dieſem Schwindel noch heute redet, iſt entweder ein Tor oder ein Betrüger. In jedem Völkerbund, wie er auch immer geformt ſein mag, werden die Mächtigen die Herren ſein. Ohne Macht iſt der Deutſche als Glied eines ſolchen Bundes Diener der Fremden.

Zur Zeit sind wir ohne Macht. Wir können sie auch nur in langer Arbeit wiedergewinnen. Voraussetzung des Erfolges aber bleibt immer, daß wir uns selbst wieder finden, uns erheben aus dem Tiefstand sittlichen Seins, in den wir hinabgesunken sind. Wir müssen uns erinnern der Quellen unseres Aufstiegs, unseres Wohlergehens. Wir waren ein fleißiges, arbeitsames, ein schlichtes und einfaches, sparsames und genügsames Volk; wir hielten auf Treu und Glauben, auf Manneswort und Mannesehre; unsere Sitten waren rein; wir verabscheuten den Schmutz; wir wußten uns unterzuordnen, wenn das Wohl des Ganzen es verlangte; wir waren ein Volk, das auf Zucht und Ordnung hielt; in dem allen lag unsere Stärke. So haben wir es selbst verstanden, so haben es die Fremden wieder und wieder anerkannt. Der Umsturz hat nicht nur unsere staatliche und wirtschaftliche Ordnung, nein, er hat unsere ganze Denk- und Empfindungswelt auf den Kopf gestellt. Kein Beobachter der gegenwärtig herrschenden Zustände kann einen anderen Eindruck gewinnen. Man hört sagen, das werde vorübergehen. Gott gebe, daß recht behalten, die so glauben. Es hat aber auch schon Völker gegeben, die in solcher Lage verkommen und untergegangen sind, auch ohne daß Fremde in dem Umfange ihre Vernichtung als Vorteil ansehen konnten, wie das bei uns Deutschen jetzt der Fall ist. Wer da glaubt, daß das Ausland aus Furcht vor eigenem Schaden uns nicht recht- und machtlos lassen werde, möchte schweren Enttäuschungen entgegengehen. Wir müssen uns selbst retten; daß wir damit nicht nur uns selbst, sondern auch die Menschheit fördern, darf mit gutem Grunde unsere Überzeugung sein. Denn der Untergang deutscher Art wäre ein Verlust für sie, vielleicht der schwerste, den sie je erlitten hat. Des Dichters Wort, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen solle, hat denn doch einen mindestens ebenso guten Grund wie die zahlreichen ähnlichen Äußerungen anderer Völker über ihren besonderen, ihren Vorzugswert. Die früheren Ausgaben dieses Werkes haben abgeschlossen mit Versen des gleichen Dichters, der wie kein anderer der jüngsten Vergangenheit vaterländisch ins

Herz geſungen hat. Man kann ſchwankend werden, ob ſie noch am Platze ſind. Aber den Glauben an unſer Volk darf niemand aufgeben; es wäre ſonſt alles verloren. So mögen ſie hier auch jetzt wieder ihre Stelle finden:

Mut und Treue ſonder Fehle,
Einfalt, die von Herzen klingt,
Und den tiefen Zug der Seele,
Die nach ihrem Gotte ringt;
Wahrſt du die, wohlan, ſo wage
Jeden Kampf voll Siegesluſt,
Denn du trägſt zukünft'ger Tage
Frohe Bürgſchaft in der Bruſt.

Namen- und Sachverzeichnis.

Abkürzungen: Kg. = König, Kurf. = Kurfürſt, Hz. = Herzog, G. = Gattin, S. = Sohn, T. = Tochter, Br. = Bruder.

Aachen 125; Friede zu (1668) 174; Friede zu (1748) 215f.; Kongreß zu (1818) 322
Abensberg, Kampf bei (1809) 284
Adolf, Hz. von Schleswig-Holſtein-Gottorp († 1631) 146
Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp, Kg. von Schweden (1751—71) 205, 218
Afrika 428f.
Agnes von Mansfeld, Nonne 125
Alberoni, Miniſter Philipps V. von Spanien 207
Albert, Kg. von Sachſen, als Kronprinz 401, 413
Albert, Prinz von Sachſen-Koburg, Gatte der Königin Viktoria von England 433
Albert, Hz. v. Sachſen-Teſchen 246, 254
Albrecht, Erzherzog von Öſterreich 410
Albrecht V., Hz. von Baiern 111, 123
Albrecht, Hochmeiſter des deutſchen Ordens, Hz. von Preußen 57
Albrecht, S. Kaiſer Maximilians II., Statthalter der Niederlande 135
Albrecht Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Kulmbach 82
Albrecht Friedrich, Hz. von Preußen 177
Alexander I., Kaiſer von Rußland (1801—25) 270, 275f., 282, 285f., 293, 306, 309, 314
Alexander II., Kaiſer von Rußland (1855—81) 394f.
Alexander III., Kaiſer von Rußland (1881—94) 423
Algeſiras, Konferenz von (1906) 435
Algier 67
Alſen, Eroberung der Inſel (1864) 393, 401
Altenſtein, Karl Freiherr von, preußiſcher Miniſter 326
Amalie Eliſabeth, Landgräfin von Heſſen-Kaſſel 187
Amiens, Friede von (1802) 274
Amſterdam 96
Anhalt 57, 130, 290, 399
Anhalt-Köthen 328
Anna, G. Kaiſer Ferdinands I. 22, 51
Anna, Kaiſerin von Rußland (1730—40) 208
Anna, G. Wilhelms I. von Oranien 127
Ansbach 155, 276, 280
Antiſemitismus 456
Anton, Hz. von Lothringen 47
Antwerpen 89, 96, 480
Aragonien 22

Arenberg, Herzogtum 277, 304
Arndt, Ernſt Moritz 94, 287, 296, 301, 303, 337, 340, 537
Artois, Grafſchaft 55
Artois, Graf von, 252. Siehe auch Karl X., Kg. von Frankreich
Aſchaffenburg 308
Aspern, Schlacht bei (1809) 284
Audenarde, Schlacht bei (1708) 200
Auerſtedt, Schlacht bei (1806) 281
Auerswald, Hans Adolf von, Abg. im Frankfurter Parlament 362
Aufklärung, Zeitalter der A. in Deutſchland 235ff., 340ff.; A. und die katholiſche Kirche 345f.
Augsburg, Reichstag (1518) 9f.; Reichstag (1530) 58, 62ff.; Interim (1548) 80; Religionsfriede (1555) 82ff.; Allianz (1686) 191; Reichsſtadt 271, 276; Bistum 273
Auguſt, Kurf. von Sachſen (1553—86) 111, 125, 127
Auguſt der Starke ſ. Friedrich Aug. I.
Auguſtenburger 361, 391
Auſterlitz, Schlacht bei (1805) 276
Auswanderung aus Deutſchland 371, 425, 451, 538
Aventinus 13
Avesnes 173

Bach, Sebaſtian 240
Baden (Schweiz), Friede von (1714) 201
Baden, Kurfürſtentum 272, 274, 276; als Großherzogtum im Rheinbund 277, 279; ſagt ſich von Napoleon los 293; 311, 314, 319f.; B. und die Regelung des deutſchen Zollweſens 331; 347, 384, 402, 408; B. und die Errichtung des Deutſchen Reiches 415
Baden-Durlach 130
Baiern, Stellung der Herzöge von B. zu Papſttum und Reformation i. J. 1524 50, 66ff.; Gegenreformation in B. 123, 160, 186f., 195f.; B. im 1. Schleſiſchen und im Öſterreichiſchen Erbfolgekriege 213ff.; Bairiſcher Erbfolgekrieg 230f.; 255, 270; B. im Reichsdeputationshauptſchluß 273f.; B. und der 3. Koalitionskrieg 275f.; wird Königreich 276; B. im Rheinbund 277, 279; Abfall von Napoleon 293; B. auf dem Wiener Kongreß 308, 314, 319f.; B. und der Zollverein 328ff.; 347, 368, 402f.; B. und die Errichtung des Deutſchen Reiches 415; Zentrumspartei in B. 441
Balthaſar, Abt von Fulda 124
Bamberg, Bistum 273
Banat 194, 203
Bar, Konföderation von (1768) 227
Barbareskken 314
Baſel, Friede von (1795) 258
Bataviſche Republik ſ. Niederlande
Bauernkrieg 45ff., 98
Bautzen, Schlacht bei (1813) 291
Bazaine, franzöſiſcher Marſchall 413f.
Beatus Rhenanus, Geſchichtſchreiber 13
Beauharnais, Eugen 277
Belfort 414, 416
Belgien 249f., 323, 407, 418, 478f.
Belgrad 192f., 203; Schlacht bei (1717) 203; 250
Benedek, Ludwig von, öſterreichiſcher General 400
Benedetti, Graf, franzöſiſcher Diplomat 405, 410
Benedikt XV. 501
Bennigſen, Rudolf von, deutſcher Staatsmann 384
Bennigſen, Graf, ruſſ. General 282
Berchtesgaden, Abtei 273, 276, 284
Berg, Herzogtum 73, 125, 177, 210, 216; Großherzogtum 276f., 279, 283
Bergen, Schlacht bei (1759) 221
Berlichingen, Götz von, Selbſtbiographie 40
Berlin 224; Univerſität 288; Kongreß (1878) 420f.

Bernadotte, franzöſiſcher Marſchall 267, 275; als Kg. von Schweden 292, 359
Bernhard, Hz. von Sachſen-Weimar 151, 187
Bernis, Abbé, franzöſiſcher Staatsmann 220
Beuſt, Graf, ſächſiſcher, dann öſterreichiſcher Miniſter 409, 419
Bilderſturm (1522) 32
Bismarck, Otto v., Fürſt, ſeine Anfänge 380ff.; Geſandtentätigkeit in Frankfurt, Petersburg, Paris 382f.; B., die Verfaſſung und die deutſche Frage 387f.; B. und die Bundesreformverſuche Öſterreichs 389f.; B. und die ſchleswig-holſteinſche Frage 392f.; B. und Rußland 393f.; 395; B. und das allgemeine Wahlrecht 397f.; 403ff., 408; B. und die ſpaniſche Thronfolgefrage 409; B. und die Emſer Depeſche 410f.; B. und die Erneuerung der deutſchen Kaiſerwürde 415, 418, 420; B. und der Dreibund 421, 424; B. und die Kolonien 427, 429; B. und England 433; B. und der Kulturkampf 439f., 443, 457, 466
Blittersdorf, Friedrich Karl, Freiherr, badiſcher Miniſter 354
Block von 1907 460f.
Blücher, Gebhard Leberecht, Fürſt von Wahlſtatt 287, 292, 294, 310
Böhmen 107, 133; die konfeſſionellen Verhältniſſe B.'s zu Beginn des 17. Jahrhunderts 135ff.; der Aufſtand gegen Ferdinand II. 137ff.; die geſchichtliche Bedeutung der Unterwerfung B.'s durch Ferdinand II. 141, 214
Böhmer, Joh. Friedr., Hiſtoriker 349
Boiſſerée, Gebr., Kunſthiſtoriker 341
Bokelſon, Johann, Wiedertäufer 94
Bologna, Sitz des Trienter Konzils 80
Bonin, Adolf von, preußiſcher General 402
Bopp, Franz, vergleichender Sprachforſcher 341
Börne, Ludwig, Schriftſteller 344
Borries, Graf von, hannoverſcher Miniſter 384
Borromeo, Carlo, Kardinal 119
Bosnien 421, 424
Bourbaki, franzöſiſcher General 414
Bourgogne 55
Boyen, Hermann Ludwig v., preußiſcher Kriegsminiſter 315
Brahe, Tyche, Aſtronom 135
Brandenburg, Reformation in 69; im 30jährigen Kriege 146, 157, 159f.; Br. ſeit dem Auftreten der Hohenzollern 176ff.; Erwerbungen im Weſtfäliſchen Frieden 179, 187f., 191. Siehe auch Preußen
Brandenburg, Miniſterium in Preußen 363
Braunau, Kirchenſtreit in 137
Braunſchweig, Herzogtum 218, 283, 323; Br. und die Regelung der deutſchen Zollverhältniſſe 329f.
Braunſchweig-Grubenhagen, Reformation in 69
Braunſchweig-Kalenberg, Reformation in 69
Braunſchweig-Lüneburg 173f., 186
Braunſchweig-Wolfenbüttel, Reformation in 69f.
Braunſchweig, Stadt 144
Breiſach 168, 194
Breisgau 265, 273, 276
Breitenfeld, Schlacht bei (1631) 157
Bremen, Erzbistum bezw. Herzogtum 83, 145, 168, 174, 210
—, Stadt 80, 271, 304; die Regelung der deutſchen Zollverhältniſſe 329ff.
Breslau, Friede von (1742) 214, Univerſität 288
Brieg, Herzogtum 212
Brixen, Bistum 273
Broglie, Hz. von, franzöſiſcher Marſchall 221
Bromberg, Vertrag von (1657) 180
Browne, öſterreichiſcher Feldmarſchall 218

Brüſſel 247
Bucher, Lothar, deutſcher Diplomat 409
Bulgarien 420f., 468f., 482
Bulle, Ad dominici gregis custodiam (1827) 347; De salute animarum (1821) 347; Impensa (1824) 347; Provida sollersque (1821) 347
Bülow, Friedrich Wilhelm, Graf von Dennewitz 292
Bülow, Bernhard v., Fürſt, deutſcher Reichskanzler 461
Bund der Landwirte 456
Bunzelwitz, Lager bei (1761) 221
Burenkrieg 434
Burgund (Freigrafſchaft) 167, 183
Burgund (Herzogtum) 22, 72, 107f.
Burkersdorf, Schlacht bei (1762) 222
Burſchenſchaft 313
Bute, Graf v., engliſcher Staatsmann 222
Buturlin, ruſſiſcher Feldmarſchall 221
Butzer, Martin, Reformator 118

Cajetan, Kardinallegat 9f.
Calvinismus 127
Cambrai, Friede von (1529) 55, 108
—, Bistum 72, 108, 183
Campeggio, päpſtlicher Legat 62
Campoformio, Friede von (1797) 264f.
Caniſius, Peter, erſter deutſcher Jeſuit 122
Caprivi, Leo v., Graf, deutſcher Reichskanzler 430, 433, 455
Carlowitz, Friede von (1699) 194
Carnot, franzöſiſcher Kriegsminiſter 257
Caſtlereagh, Lord, engliſcher Staatsmann 310
Centuriatoren, Magdeburger 101
Chaireddin Barbaroſſa, Seeräuber 67
Chieregati, päpſtlicher Legat 29
China 423, 434, 496
Choiſeul, Hz., franzöſiſcher Miniſter 220
Chotuſitz, Schlacht bei (1742) 214
Chriſtian II., Kg. von Dänemark, Norwegen und Schweden (1513—23) 51, 62, 74, 91f.
Chriſtian III., Hz. von Schleswig-Holſtein, Kg. von Dänemark und Norwegen (1534—59) 57, 69, 74, 92
Chriſtian IV., Kg. von Dänemark und Norwegen (1593—1648) 110, 144ff., 148, 152ff.
Chriſtian VIII., Kg. von Dänemark (1839—48) 360f.
Chriſtian IX., Kg. von Dänemark (1863—1906) 392
Chriſtian, Hz. von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg 392
Chriſtian, Prinz von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt 143, 145, 187
Chriſtine, Kgin v. Schweden (1632—54) 179
Chriſtine, T. Hz. Georgs von Sachſen, G. Philipps von Heſſen 75
Chriſtoph, Hz. von Württemberg 111, 127
Chriſtoph, Graf von Oldenburg 92
Cirkſena, oſtfrieſiſches Fürſtengeſchlecht 216
Clemens VII., Papſt (1523—34) 49, 55, 58
Clemens XIV., Papſt (1769—74) 345
Clerfait, öſterreichiſcher Feldmarſchall 264
Cochlaeus, Gegner Luthers 63, 69
Cognac, Bündnis von (1526) 55
Collegium Germanicum 122
Comenius, Johann Amos, Pädagog 236
Crépy, Friede von (1544) 74
Créqui, franzöſiſcher Feldherr 183
Crotus Rubianus, Humaniſt 12
Cuſtine, franzöſiſcher General 254
Cuſtozza, Schlacht bei (1866) 400

Dahlmann, Friedr. Chriſtoph, Hiſtoriker und Staatsmann 337, 360, 364, 377

Dalberg, Karl Theodor von, Kurfürſt von Mainz 272, 277, 304
Dänemark, Reformation in 69; 74, 92, 110; D. unter Chriſtian IV. 144; D. und Guſtaf Adolf 152ff.; 160, 168, 180, 205, 210; D. und Schleswig-Holſtein 358ff., 367, 391f.; der däniſche Krieg 393
Danzig 247, 256, 281
Daun, Graf, öſterreichiſcher Feldmarſchall 219ff.
Demagogenverfolgungen 321
Dennewitz, Schlacht bei (1813) 292
Deſaix, franzöſiſcher General 268
Deſpotismus, aufgeklärter D. in Deutſchland 233ff.
Dettingen, Schlacht bei (1743) 215
Deutſcher Bund 311ff., 359, 361, 371ff.; Reformverſuche am D. B. 388ff.; D. B. und die Löſung der ſchleswig-holſteiniſchen Frage 391f., 399, 497
Deutſch-franzöſiſcher Krieg 411ff.
Deutſchland (Deutſches Reich), Nationale Oppoſition gegen Rom 12f.; Bedeutung der Reformation für D. 85ff.; Wandlung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe D.'s im Zeitalter der Reformation 88ff.; D.'s Seehandel und die Stellung der Hanſe 90f., 95f.; Stellung D.'s zur überſeeiſchen Koloniſation des 16. Jahrhunderts 97f.; die Zweiteilung der habsburgiſchen Macht in ihrer Bedeutung für D. 106ff.; Zurückdrängen der Deutſchen in England, Skandinavien, Livland am Ende des 16. Jahrhunderts 109f.; innere Ordnung des Reichs in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts 111f.; das Reſtitutionsedikt und die Unmöglichkeit ſeiner Durchführung in ihrer Bedeutung für D.'s Geſchichte 149ff.; Unfähigkeit und Hilfloſigkeit der evangeliſchen Reichsſtände im 1. Jahrzehnt des 30jährigen Krieges 151f.; die Folgen des 30jährigen Krieges für D. 165ff.; Neugeſtaltung der deutſch-franzöſiſchen Beziehungen unter Ludwig XIV. 170ff.; militäriſche Kräftigung der größeren deutſchen Reichsſtände nach dem Weſtfäliſchen Frieden 186ff.; D. gegen Ende des 18. Jahrhunderts 232ff.; die deutſche klaſſiſche Bildung 237ff., 262f.; Lage des deutſchen Volkes im Vergleich zu der des franzöſiſchen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts 241ff.; D. und die franzöſiſche Revolution 244ff.; Bedeutung des Auftretens Napoleons für Deutſchland 270, 294ff.; das Ende des alten Deutſchen Reiches 277; Schwierigkeit der deutſchen Neuordnung nach dem Sturze Napoleons 300ff.; Deutſcher Bund begründet 311ff.; Wirkungen der Julirevolution in D. 323; D.'s wirtſchaftliche Lage bis zum Zollverein 325f.; verſchiedene Richtungen deutſcher Denkweiſe und ihre Grundlagen 340f.; Neuordnung der katholiſchen Kirche in D. 346f.; D. und die Türken in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts 354; Wirkung der Niederlage Öſterreichs 1859 auf D. 384; Errichtung des Deutſchen Reiches 415; unbegründete Furcht vor dem neuen Deutſchland 417ff.; geſteigerte Spannung in den Beziehungen zu Rußland 423f.; D.'s Eintritt in die Kolonialpolitik 424ff.; erſte Beſitzergreifungen 427; die Rivalität Englands gegenüber D.'s Kolonialpolitik 428ff.; England und die deutſche Handelskonkurrenz 431f.; englandfreundliche Epiſode der deutſchen Politik 433f.; Wirtſchaftspolitik und Finanzen des neuen deutſchen Reiches 449ff.; Sozial- und Kolonialpolitik des neuen Deutſchen Reiches 453ff.; Kolonien 454, 455; die Finanzreform der neueſten Zeit 460; die „deutſche Uneinigkeit" 461f.; der Sieg des Reichs-

gedankens 462ff.; das Reich und die Auslandsdeutſchen 513ff., 538ff.
Devolutionskrieg (1667) 174
Diedenhofen 173
Diez, Friedrich Chriſtian, Begründer der romaniſchen Philologie 341
Dillingen, Jeſuitenſchule zu 123, 129
Ditmarſchen, Reformation in 36
Dominikaner, Streit mit Reuchlin 12
Donauwörth 128f.
Dortmund 273
Dreibund 421f., 424
Dreikönigsbündnis (1849) 368
Dreißigjähriger Krieg 132ff.; der böhmiſche Aufſtand 137ff.; der pfälziſche Krieg 142ff.; der niederſächſiſch-däniſche Krieg 144ff.; Wallenſtein 147f., 156f., 159; Reſtitutionsedikt 148f.; Unfähigkeit und Hilfloſigkeit der evangeliſchen Reichsſtände 151f.; Guſtaf Adolfs Kampf 152ff.; nach Guſtaf Adolfs Tode 158ff.; Weſtfäliſcher Friede 161, 165ff.; die Folgen des Krieges 165ff.
Dresden, Friede von (1745) 215
Droſte zu Viſchering, Clemens Auguſt, Freiherr von, Erzbiſchof von Köln 350f.
Drouyn de l'Huys, franzöſiſcher Staatsmann 404
Dumouriez, franzöſiſcher General 254
Dunin, Martin von, Erzbiſchof von Poſen 351
Dunkelmännerbriefe 12
Düppel, Erſtürmung der Schanzen (1864) 393
Dürer, Albrecht 103

Eberhard I. im Barte, Graf, ſpäter Hz. von Württemberg 68
Eberhard II., Hz. von Württemberg 68
Eck, Johann Mayr, gen. Eck, Gegner Luthers 9f., 16, 63
Eckmühl, Schlacht bei (1809) 284
Eduard VII., Kg. von England (1901 bis 1910) 434, 437
Ehrenbreitſtein 266
Eichhorn, Johann Albrecht Friedrich, preußiſcher Staatsmann 326
Eichhorn, Karl Friedrich, Rechtshiſtoriker 341
Eichsfeld, Gegenreformation auf dem E. 124, 273
Eichſtädt, Bistum 273
Eidgenoſſenſchaft (ſiehe auch Schweiz) 59, 266
Eiſenbahn, erſte deutſche 330
Elba 274
Eleonore, Schweſter Karls V., Königin von Portugal, ſpäter von Frankreich 53, 55
Eliſabeth, Kaiſerin von Rußland (1741—62) 205, 217, 222
Eliſabeth, Königin von England (1558—1603) 109f.
Eliſabeth von Parma, G. Philipps V. von Spanien 206f.
Eliſabeth, G. des Kurf. Joachim I. von Brandenburg 69
Eliſabeth, G. des Kurf. Friedrich V. von der Pfalz 140, 144
Elſaß 168, 174, 186, 479
Elſaß-Lothringen 307, 415f., 439, 473
Emigranten während der franzöſiſchen Revolution 244, 251
Emſer, Gegner Luthers 63
Emſer Punktationen (1786) 346
Engels, Sozialiſt 352
Enghien, Louis Anton Henri, Hz. von 274
England, Zurückdrängen der Deutſchen in E. am Ende des 16. Jahrhunderts 190f., 170f., 174f., 192f., 195, 200; Beginn der maritimen Überlegenheit E.'s 203, 204; England im Öſterreichiſchen Erbfolgekriege 215; E. im 7jährigen Kriege 217f., 219ff., 222, 224, 247ff.; E. und der 1. Koalitionskrieg 256f.; und der 2. Koalitionskrieg 267f., E. und der 3. Koalitionskrieg 274f., E. und Napoleon 1809/10 285; E. und die Erhebung Preußens 292; E. auf dem Wiener Kongreß 306;

E. und die Regelung des deutſchen Zollweſens 329ff., 333; E. und die ſchleswig-holſteinſche Frage 362, 394; E. und der deutſch-franzöſiſche Krieg 420; die Rivalität E.'s gegenüber der deutſchen Kolonialpolitik 428ff.; E. und die deutſche Handelskonkurrenz 431f.; england-freundliche Epiſode der deutſchen Politik 433f.; engliſch-franzöſiſche und engliſch-ruſſiſche Annäherung in letzter Zeit 434ff., 471f.
Erasmus von Rotterdam, Humaniſt 11, 17
Erfurt 273; Fürſtenverſammlung zu (1808) 283f.; Unionsparlament (1850) 368
Ernſt der Bekenner, Hz. von Lüneburg 56, 63
Ernſt, Graf von Mansfeld 143, 148, 187
Ernſt, Prinz von Baiern, Erzbiſchof von Köln, Biſchof von Freiſing, Hildesheim, Lüttich 125
Ernſt Auguſt, Kg. von Hannover (1837—51) 330, 337
Ernſt Auguſt, Hz. von Braunſchweig-Lüneburg, Kurf. von Hannover 196f.
Erthal, Friedrich Karl von, Kurfürſt von Mainz 231
Eßling, Schlacht bei (1809) 284
Etrurien, Königreich 275
Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien 277
Eugen, Prinz von Savoyen 194, 196, 199f., 203, 207
Eylau, Preußiſch-, Schlacht bei (1807) 282

Faber, Gegner Luthers 63
Fehrbellin, Schlacht bei (1675) 183
Ferdinand I., deutſcher Kaiſer (1558 bis 64) als Statthalter des Reiches 22, 29, 50f., 58, 68; als römiſcher K. (ſeit 1531) 65, 66ff., 81, 84; als Kaiſer 106, 113, 119, 133
Ferdinand II., deutſcher Kaiſer (1619 bis 37) 133ff.; wird Kg. von Böhmen (1617) 137; F. und der böhmiſche Aufſtand 137ff.; F. in ſeiner Bedeutung für die habsburgiſche Monarchie 141; F. und Wallenſtein 147f.; 159, 213
Ferdinand I., Kaiſer von Öſterreich (1835—48) 363f.
Ferdinand der Katholiſche, Kg. von Aragonien (1478—1516) 22, 117
Ferdinand, Br. Kaiſer Franz' II., Kurf. von Würzburg 276
Ferdinand, S. Kaiſer Ferdinands I., Erzherzog von Tirol 134
Ferdinand, Hz. von Modena 273, 276
Ferdinand, Prinz von Braunſchweig 220ff.
Fermor, Graf von, ruſſiſcher General 220
Feſch, Kardinal, Oheim Napoleons I. 277
Fichte, Johann Gottlieb 282, 287, 301, 340
Finanzen des neuen Deutſchen Reiches 450
Finanzweſen der deutſchen Territorien im 18. Jahrhundert 234
Finck, v., preußiſcher General 221
Fiſchart, Johann 103
Flacius Illyricus, Theolog 101
Flandern 55
Fleurus, Schlacht bei (1794) 257
Fleury, Kardinal, franzöſiſcher Staatsmann 207
Florenz 58
Flotte, Deutſche 373, 431f., 458
Flottengeſetz (1900) 432, 434
Flottenvorlage (1897) 432
Fontainebleau 222
Fortſchrittspartei 445, 451
Franck, Sebaſtian, Geſchichtſchreiber 13
Francke, Auguſt Hermann 236
Frankenhauſen, Schlacht bei (1525) 47
Frankenthal, Feſtung in der Kurpfalz 143
Frankfurt a. M. 271, 278, 304; Frankfurter Putſch (1833) 324; Fr.

und die Regelung des deutſchen Zollweſens 329ff.; das Frankfurter Parlament 357, 361f.; das Fr. Parlament und die deutſche Verfaſſung 364f., 367; Fürſtentag von 1863 389; Preußen einverleibt 405, 441

Frankfurt a. O., Univerſität 63, 248

Frankreich. F. und die Begründung der habsburgiſchen Weltmacht 21ff.; die Kriege gegen Karl V. 53ff., 67, 74; Fr. und das Tridentiner Konzil 119f., 130; Fr. und der letzte Teil des 30jährigen Krieges 159f.; Vorteile durch den Weſtfäliſchen Frieden 168; Neugeſtaltung der Beziehungen Fr.'s zu Deutſchland unter Ludwig XIV. 170ff.; Fr. und der Große Kurfürſt 180ff., 193; die Bedeutung von L.'s XIV. Regierung für Frankreich 202ff.; Gegner Öſterreichs zur Zeit Karls VI. 207f.; Fr. im 1. Schleſiſchen Kriege u. im Öſterreichiſchen Erbfolgekriege 213ff.; Fr. nach dem 2. Schleſiſchen Kriege 216f.; Fr. im 7jährigen Kriege 218, 220ff., 227; die franzöſiſche Revolution u. Deutſchland 241ff., 244ff., 247ff.; der Revolutionskrieg 251ff.; der 1. Koalitionskrieg 256f., 258, 260f.; Weſen der franzöſiſchen Machtausbreitung zur Zeit der Revolution und des erſten Kaiſerreiches 259ff.; der 2. Koalitionskrieg 266ff.; Napoleon Retter Frankreichs? 269f.; der 3. Koalitionskrieg 274ff.; Fr. und der deutſche Zollverein 333; Fr. als politiſches Vorbild in den deutſchen Verfaſſungskämpfen 343f., 354; Fr. und Öſterreich 1859 378; Fr. und der öſterreichiſch-preußiſche Konflikt 396f., 403f.; Fr. nach dem Kriege von 1866 407ff.; der Krieg mit Deutſchland 411ff.; Wiedererſtarken 419; Fr. und Rußland 423; Fr. als Kolonialmacht 424, 429f., 433; engliſch-franzöſiſche Annäherung in neueſter Zeit 434ff.; 473f.

Franz I. Stefan, Hz. von Lothringen, Großherzog von Toskana, deutſcher Kaiſer (1745—65) 207f., 213, 215, 218

Franz II., deutſcher Kaiſer (1792—1806) 253, 255, 257f., 264, 274ff.; Erbkaiſer von Öſterreich (1806—35) 277, 293, 308

Franz I., Kg. von Frankreich (1515—47) 21, 23, 160; Kämpfe mit Karl V. 53ff., 67

Franz, Hz. von Lüneburg 63

Franz Joſef I., Kaiſer von Öſterreich (1848—1916) 364, 378, 404, 474

Freiberg, Schlacht bei (1762) 222

Freiburg im Breisgau 184, 194, 273, 347

Freiſing, Bistum 273

Freiſinnige Partei 451, 499

Fridericia, Belagerung von (1849) 367

Friedland, Schlacht bei (1807) 282

Friedrich III., deutſcher Kaiſer und Kg. von Preußen (1888), als Kronprinz 401, 412, 433; als Kaiſer 466f.

Friedrich I., Kg. von Dänemark (1523 bis 33) 57, 74, 91, 358

Friedrich III., Kg. von Dänemark (1648—1670) 145

Friedrich IV., Kg. von Dänemark (1699—1730) 198

Friedrich VII., Kg. von Dänemark (1848—1863) 361, 391

Friedrich I. (III.), Kurf. von Brandenburg (1688—1701), Kg. von Preußen (1701—13); als Kurprinz 191, 213; als Kurf. 192; als Kg. 197f., 208f.,

Friedrich II., Kg. von Preußen (1740 bis 86) 208; Fr. und ſein Vater 212; Anſpruch auf Schleſien 212f.; 1. Schleſiſcher Krieg 213f.; Fr. und Maria Thereſia 214; 2. Schleſiſcher Krieg 215; Urſprung des 7jährigen Krieges 216f.; der 7jährige Krieg 217ff.;

Fr.'s Bedeutung für Preußen 223ff.; friedliche Politik nach dem 7jährigen Kriege 226; Fr. und die 1. Teilung Polens 226ff.; Fr. und Kaiser Joseph II. 229; Fr. und die bairische Erbfolgefrage 230f.; Fr. und der deutsche Fürstenbund 231; Toleranz Fr.'s 240f.
Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, Kg. von Schweden (1720—51) 205
Friedrich I., Kg. von Württemberg 276, 319f.
Friedrich I., Kurf. von Brandenburg 176
Friedrich II., Kurf. von Brandenburg 176
Friedrich III. der Fromme, Kurf. der Pfalz 127
Friedrich IV., Kurf. der Pfalz 130
Friedrich V., Kurf. der Pfalz, Kg. von Böhmen 137ff., 143, 151
Friedrich der Weise, Kurf. von Sachsen 6, 23f., 29, 32, 48f., 52
Friedrich, Großherzog von Baden 399
Friedrich II., Hz. von Liegnitz, Brieg und Wohlau 212
Friedrich, Hz. von Schleswig-Holstein-Augustenburg 392ff.
Friedrich von Wied, Erzbischof von Köln 125
Friedrich August I., Kurf. von Sachsen, „der Starke", Kg. von Polen (August II.) 198, 204, 207
Friedrich August II., Kurf. von Sachsen, Kg. von Polen (August III.) 204, 206f., 227
Friedrich August III., Kurf. von Sachsen 230; als Kg. (I.) 283, 290, 293
Friedrich Eugen, Hz. von Württemberg 264
Friedrich Karl, Prinz von Preußen 400f., 412
Friedrich Karl von Erthal, Kurf. von Mainz 231
Friedrich Ulrich, Hz. von Braunschweig-Wolfenbüttel 144, 146
Friedrich Wilhelm I., Kg. von Preußen (1713—40) 201, 209f.; in seiner Bedeutung für Preußen 210ff.
Friedrich Wilhelm II., Kg. von Preußen (1786—97) 247, 249f., 252f., 255
Friedrich Wilhelm III., Kg. von Preußen (1797—1840) 279f., 289f., 309, 315; sein Wesen 335; 338, 351
Friedrich Wilhelm IV., Kg. von Preußen (1840—61) als Kronprinz 350; sein Wesen 335f.; die Anfänge 336f.; die preußische Verfassungsänderung 337f.; Fr. W. und die deutsche Kaiserwürde 365ff., 374f.
Friedrich Wilhelm der Große, Kurf. von Brandenburg 175; Erwerbungen im Westfälischen Frieden 178f.; Fr. W. im polnisch-schwedischen Krieg 179f.; Eintreten für die Niederlande 180f.; Rathenow und Fehrbellin 183; der Friede von St. Germain 184; Fr. W. und die Türkengefahr 190; geht auf die Seite des Kaisers (1686) 191, 210f., 212f.
Friedrich Wilhelm I., Kurf. von Hessen 323
Friedrich Wilhelm, Hz. von Braunschweig 284
Friedrichstadt, Gefecht bei (1850) 367
Fugger, Familie 45
Fulda, Abtei 273
Fürsten, Verhältnis der deutschen F. zu Rittern und Städten in der Reformationszeit 39—45
Fürstenbund, Deutscher 231
Füssen, Friede von (1745) 215

Gablenz, Freiherr von, österreichischer General 399f., 402
Gagern, Hans von, Staatsmann 315
Galizien, Neu- 258, 286, 480, 497, 506
Gambetta, französischer Staatsmann 414
Gastein, Vertrag von (1865) 394f.

Gebhard, Truchſeß von Waldburg, Erzbiſchof von Köln 125
Gegenreformation, Beginn 118f.; in Mittel- und Süddeutſchland 123f.; am Rhein und in Weſtfalen 124ff.; in den habsburgiſchen Ländern 141f.
Geldern, Herzogtum 73, 108; Oberquartier 209, 306
Geldernſche Fehde (1542—44) 73f.
Georg I., Kg. von England (1714—27) 204
Georg II., Kg. von England (1727—60) 215
Georg V., Kg. von Hannover (1851 bis 66) 401
Georg, Hz. von Braunſchweig-Lüneburg 146, 187, 196
Georg, Hz. von Sachſen 10, 23, 29, 69
Georg der Fromme, Markgraf von Brandenburg-Ansbach 57, 63, 212
Georg Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach 142f., 187
Georg Ludwig, Kurf. von Hannover 197, 210. Siehe auch Georg I. von England
Georg Wilhelm, Kurf. von Brandenburg 146, 151, 157, 159, 178
Georg Wilhelm, Hz. von Liegnitz, Brieg und Wohlau 212
St. Germain en Laye, Friede von (1679) 184
Germaniſtenverſammlungen (1846 u. 47) 355
Geſchichtſchreibung, Auftauchen einer deutſchen G. 13
Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde 342
Glatz, Grafſchaft 214, 216; Feſtung 281
Glogau 224
Glückſtadt 168
Glücksburger 361, 391
Gneiſenau, Auguſt Wilhelm Anton, Graf Neithardt von 287, 300, 315, 418
Goslar 69, 273, 306
Goethe, Joh. Wolfgang 17, 99, 239, 254, 263, 340
Görres, Guido, S. von Joſef Görres 352
Görres, Joſef, Publiziſt 315, 351f.
Gortſchakow, Fürſt, ruſſiſcher Staatsmann 421
St. Gotthard, Schlacht von (1664) 189
Gotthardbahn 407
Göttinger Sieben 336
Gottorper in Schleswig-Holſtein 359
Grafenfehde (1534—35) 92f.
Gramont, Hz. von, franzöſiſcher Staatsmann 409
Graudenz 281
Gregor VII., Papſt (1073—85), ſ. Bedeutung für Luthers Reformation 37f.
Griechenland 323, 468f., 482, 484, 494
Grimm, Gebrüder 337, 341
Grillparzer, Dichter 363
Großbeeren, Schlacht bei (1813) 292
Großgörſchen, Schlacht bei (1813) 291
Grumbach, Wilhelm von, fränkiſcher Ritter 112
Guinea, Neu- 427
Guſtaf I. Waſa, Kg. von Schweden (1523—60) 70, 91f., 152
Guſtaf II. Adolf, Kg. von Schweden (1611—32) 146, 152—158, 212
Guſtaf III., Kg. von Schweden (1771 bis 92) 248, 250

Habsburg (ſiehe auch Öſterreich), Begründung der Weltmachtſtellung d. H. 21f., 51ff.; Gegenſatz zu Baiern 66ff.; die Zweiteilung der habsburg. Macht nach dem Rücktritt Karls V. u. ihre Bedeutung für Deutſchland 106ff., Gegenreformation in habsburgiſchem Gebiet 123, 132ff., 173
Hadrian VI., Papſt (1522—23) 27, 118
Halberſtadt, Bistum 83, 179
Haller, Karl Ludwig von, ſtaatsrechtlicher Schriftſteller 316, 349
Hambacher Feſt 324

Hamburg, Friede von (1536) 93, 144, 148, 271, 290, 304; H. und die Regelung der deutſchen Zollverhältniſſe 331
Händel, Georg Friedrich 240
Handelspolitik des neuen Deutſchen Reiches 449f.
Handelsverein, mitteldeutſcher 329
Hannover, Kurfürſtentum 196f., 210; H. und der deutſche Fürſtenbund 231, 256, 274, 279f., 282; wird Königreich 306; H. und die Regelung der deutſchen Zollverhältniſſe 329f., 347; H. und die Union 368; 392, H. 1866 399, 401; Preußen einverleibt 405
Hanſe 90f., 97, 109f., 144
Hardenberg, Karl Auguſt, Fürſt 287, 309, 315
Haſſenpflug, kurheſſiſcher Miniſter 368
Haſtenbeck, Schlacht bei (1757) 219
Haugwitz, Graf von, preußiſcher Staatsmann 279f.
Haydn, Joſeph 240
Heerweſen, Deutſches H. im 18. Jahrhundert 233
Heilbronn, Bündnis von (1632) 159
Heilige Allianz 322
Heine, Heinrich 344
Heinrich VIII., Kg. von England (1509—47) 51
Heinrich II., Kg. von Frankreich (1547 bis 59) 81
Heinrich IV., Kg. von Frankreich (1589—1610) 130, 172
Heinrich d. Jüngere, Hz. von Braunſchweig-Wolfenbüttel 69, 77
Heinrich der Fromme, Hz. von Sachſen 69
Heinrich, Prinz von Preußen, Br. Friedrichs d. Gr. 222
Heinrich, Biſchof von Augsburg 129
Heinrich Julius, Hz. von Braunſchweig-Wolfenbüttel 144
Helgoland 430; Gefecht bei (1864) 432
Helvetiſche Republik 266
Hennersdorf, Groß-, Schlacht bei (1745) 215
Herder, Johann Gottfried 238, 531
Hermann von Wied, Eb. von Köln 74, 122, 125
Hermes, Georg, Profeſſor 350
Hertzberg, Ewald Friedrich, Graf, preußiſcher Miniſter 247ff.
Herwarth von Bittenfeld, preußiſcher General 401
Herwegh, Georg 344
Herzegowina 421
Heſſen-Darmſtadt 174, 276; als Großherzogtum im Rheinbund 277, 279; ſagt ſich von Napoleon los 293; auf dem Wiener Kongreß 308, 318, 321; H.-D. und die Regelung des deutſchen Zollweſens 328, 347, 384, 402; H. und die Errichtung des Deutſchen Reiches 415
Heſſen-Homburg, Landgrafſchaft 308
Heſſen-Kaſſel, Landgrafſchaft 56f., 127; Gegenreformation 143f., 173, 218, 253; Kurfürſtentum 272, 274, 283, 314, 323; H. und die Regelung des deutſchen Zollweſens 329f., 347, 368; H. 1866 399, 401; Preußen einverleibt 405
Hildesheim, 83, 124, 273, 306
Hindenburg 480f.
Hiſtoriſch-politiſche Blätter für das katholiſche Deutſchland 352
Hochkirch, Überfall bei (1758) 220
Höchſtädt, Schlacht bei (1704) 196
Hohenfriedberg, Schlacht bei (1745) 215
Hohenlinden, Schlacht bei (1800) 268
Hohenlohe-Schillingsfürſt, Chlodwig Fürſt, deutſcher Reichskanzler 433
Hohenzollern, Geſchlecht 176
Hohenzollern-Hechingen, Fürſtentum 277, 378
Hohenzollern-Sigmaringen, Fürſtentum 277, 378

Holland (siehe auch Niederlande) als Gegner der Hanse 90f., 92, 96; Königreich Holland 276f., 283
Holstein siehe Schleswig-Holstein
Holstein-Gottorp 205
Hubertusburg, Friede von (1763) 222, 511
Hügel, Karl Freiherr von, württembergischer Minister 382
Humanismus 10f., 12f.; H. und Luther 14
Humanität, Zeitalter der H. in Deutschland 235ff.
Humboldt, Wilhelm von 309, 318
Hutten, Ulrich von 12ff., 40

Ibell, von, nassauischer Staatsrat 318
Idstedt, Schlacht bei (1850) 367
Innocenz XI., Papst (1676—89) 189
Inquisition 120
Isabella von Portugal, Kaiserin, G. Karl V. 52
Isabella, Schwester Karls V., G. Christians II. von Dänemark 51
Isabella, Königin von Kastilien 22, 117
Isenburg-Birstein, Fürstentum 277, 304
Italien 22, 53ff., 107f., 118; italienische Republik 274; Königreich 275; der ital. Krieg (1859) 378, 396f., 400, 404, 409; J. und der Dreibund 422, 424, 429, 438, 443, 468, 482, 483, 506
Iwan IV. Wassiljewitsch, Zar (1547—84) 110

Jägerndorf, Herzogtum 212
Jahn, Turnvater 337
Jakob I., Kg. von England (1603—25) 145
Jakob II., Kg. von England (1685—88) 192
Japan 423, 433f., 436, 485
Jassy, Friede von (1792) 259
Jemappes, Schlacht bei (1792) 254
Jena, Schlacht bei (1806) 281
Jerome, Bruder Napoleons I., Kg. von Westfalen 283
Jesuitenorden 87, 117f.; J. in Deutschland 121ff.; 345f.
Joachim I., Kurf. von Brandenburg 24, 63, 69, 177
Joachim II., Kurf. von Brandenburg 69, 77, 177
Johann I., Kg. von Dänemark (1481—1513) 91
Johann der Beständige, Kurf. von Sachsen 63, 70
Johann, Erzherzog von Österreich 268; Reichsverweser 357
Johann III., Hz. von Kleve 73
Johann, Graf von Hoya 92
Johann Albrecht I., Hz. von Mecklenburg 111
Johann Ernst I., Hz. von Sachsen-Weimar 151
Johann Friedrich der Großmütige, Kurf. von Sachsen 52, 69f., 75, 78, 80f.
Johann Georg I., Kurf. von Sachsen 138, 146, 151, 157, 159, 178
Johann Georg III., Kurf. von Sachsen 190
Johann Georg, Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf 212
Johann Kasimir, S. Friedrichs III. von der Pfalz 128
Johann Philipp von Schönborn, siehe unter Schönborn
Johann Sigmund, Kurf. von Brandenburg 130, 177f.
Johann Sobiesky, Kg. von Polen 190, 198
Johann Wilhelm, Hz. von Jülich-Kleve-Berg 130, 177
Johanna, T. Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien, G. Philipps des Schönen von Burgund 22
Josef I., deutscher Kaiser (1705—11) 192f., 199f.

Joſef II., deutſcher Kaiſer (1765—90) 229ff., 241, 245ff.
Joſef, Kg. von Neapel, Br. Napoleons I. 276
Joſef Ferdinand, Kurprinz von Baiern 195
Joſef Klemens, Prinz von Baiern, Erzbiſchof von Köln 196
Jourdan, franzöſiſcher General 264
Jülich, Herzogtum 73, 125, 177, 210, 216
Julius, Hz. von Braunſchweig-Wolfenbüttel 111
Julius II., Papſt (1503—13) 80
Julius III., Papſt (1550—55) 122

Kaliſch, Abmachungen von (1813) 291, 304
Kamerun 427, 430
Kammin, Bistum 83, 179
Kant, Immanuel 239
Kappel, Gefecht bei (1531) 65
Kara Muſtafa, türkiſcher Vezier 189
Karl V., deutſcher Kaiſer (1519—56) 21f.; die Wahl 23f., 25; K. und Luther 26ff.; K. und das Reichsregiment 44; Stellung zur Reformation und zum Papſttum 50f., 56, 58, 62ff., 65f., 76f., 79ff.; ſeine Weltmachtſtellung 51ff.; Kämpfe mit Frankreich 53ff., 67; europäiſche Aufgaben 67; nimmt Utrecht, Cambrai und Geldern an ſich 72ff.; Krieg gegen den Schmalkaldiſchen Bund 77f.; K. und Moritz von Sachſen 80f.; Entfremdungen von Reichsgut 81; Abdankung 106, 117
Karl VI., deutſcher Kaiſer (1711—40) als ſpaniſcher Thronkandidat 199f., 200f.; pragmatiſche Sanktion 206, 208; 210
Karl VII., deutſcher Kaiſer (1742—45), vorher Kurf. von Baiern 206, 214f.
Karl VIII., Kg. von Frankreich (1483 bis 98) 22, 53
Karl X., Kg. von Frankreich (1824—30) 323
Karl IX., Kg. von Schweden (1604—11) 152f.
Karl XII., Kg. von Schweden (1697—1718) 198f., 209
Karl II., Kg. von Spanien (1665—1700) 193ff.
Karl III., Kg. von Spanien (1759—88), vorher Kg. von Neapel 207
Karl, Kurf. von der Pfalz 191
Karl, S. Kaiſer Ferdinands I., Erzherzog von Öſterreich 134
Karl, Erzherzog von Öſterreich, Br. Kaiſer Franz' II. 264, 268, 276, 284
Karl, Hz. von Braunſchweig 323
Karl, Hz. von Geldern 73
Karl IV., Hz. von Lothringen (1624—75) 175, 187
Karl V., Hz. von Lothringen (1675—90), 183, 190, 192, 194
Karl, Hz. von Mecklenburg, Bruder der Königin Luiſe 317
Karl, Hz. von Pfalz-Zweibrücken 230
Karl Albert, Kg. von Sardinien 363f.
Karl Albert, Kurf. von Baiern ſ. Karl VII., deutſcher Kaiſer
Karl Anton, Fürſt von Hohenzollern-Sigmaringen 378, 409
Karl Auguſt, Hz., ſpäter Großherzog von Sachſen-Weimar 240, 283, 303
Karl Eduard Stuart, engliſcher Prätendent 215
Karl Emanuel IV., Kg. von Sardinien 266
Karl Friedrich, Markgraf, ſpäter Großherzog von Baden 264, 277
Karl X. Guſtaf, Kg. von Schweden (1654—60) 179f.
Karl Leopold, Hz. von Mecklenburg-Schwerin 210
Karl Peter Ulrich, Hz. von Holſtein-Gottorp ſ. Peter III., Kaiſer von Rußland
Karl Theodor, Kurf. der Pfalz, ſpäter auch von Baiern 230f., 255, 264, 268

Karl Wilhelm Ferdinand, Hz. von Braunſchweig 254, 256, 281
Karlsbad, Beſchlüſſe von (1819) 318, 320
Karlſtadt, Andreas Bodenſtein, gen. K. 9, 35, 48
Karolyi, Alois, Graf, öſterreichiſcher Staatsmann 390
Katharina, Kaiſerin von Rußland (1762—96) 222, 227, 232, 247, 250, 255, 359, 538
Katharina, Königin von England, G. Heinrichs VIII. 51
Katharina, Schweſter Karls V., Königin von Portugal 53
Katharina, G. Kg. Wilhelms I. von Württemberg 320
Katholizismus 36f., 105f., 117ff., 123ff., 165f.; Neuordnung der katholiſchen Kirche in Deutſchland 346f.; der neue Geiſt des K. 348ff.; 438f.; der K. und Preußens Führerſtellung 442, 452
Katzbach, Schlacht an der (1813) 292
Kaunitz, Fürſt Wenzel von, Miniſter Maria Thereſias 216
Kehl 190, 194
Kepler, Johannes 135
Kerner, Georg 263
Keſſelsdorf, Schlacht bei (1745) 215
Ketteler, Gotthard, Landmeiſter des livländiſchen Schwertordens, ſpäter Hz. von Kurland 110
Kiautſchou 433
Kirchenſtaat 285, 440
Kleiſt, Heinrich von 340
Kleve, Herzogtum 73, 125; geht an Brandenburg über 177, 180f.; 280
Klopſtock, Friedrich Gottlieb 238, 339
Kloſtergrab, Kirchenſtreit in 137
Knipperdolling, Berndt, Wiedertäufer 94
Koalitionskriege (1793—97) 256f., 264f.; (1798—1801) 266f.; (1805) 274ff.
Kolin, Schlacht bei (1757) 219
Kolberg 168, 222, 281
Köln, Erzſtift 74, 83, 125
—, Katholikentag (1888) 455
—, Kirchenſtreit (1836) 350f.
—, Kurfürſt von (1658) 173; (1672) 175
—, Stadt 70
Koloniſation im 16. Jahrhundert, Stellung Deutſchlands dazu 97f.
Kolumbus 53, 88
Kongo-Konferenz 429
Königgrätz, Schlacht bei (1866) 402
Königsberg, Vertrag von (1656) 179; 224
Königshofen, Schlacht bei (1525) 47
Konkordienformel (1577) 127
Konſervative Partei 445, 452, 460
Konſtanz 63
Kontinentalſperre 285
Köprili, Achmed, türkiſcher Vezier 189
—, Mohamed, türkiſcher Vezier 189
—, Muſtafa, türkiſcher Vezier 193
Körner, Theodor 340
Korvey, Abtei 273
Kosciusko, polniſcher General 257, 287
Koſel 281
Kottbus 283
Kotzebue, Auguſt von, ruſſiſcher Staatsrat 318
Krechting, Wiedertäufer 94
Krefeld, Schlacht bei (1758) 220
Kriegsweſen nach dem Weſtfäliſchen Frieden 186ff.
Krimkrieg 372, 383, 395
Krüger-Telegramm 433
Kujavien 256
Kulturkampf 443f., 452
Kunersdorf, Schlacht bei (1759) 220
Kunſt im Zeitalter der Reformation 103
Kurland, Herzogtum 110, 481, 505
Kutſchuk-Kainardſche, Friede von (1774) 228

Labiau, Vertrag von (1656) 179f.
Lachmann, Karl Konrad, Philologe 341

Laibach, Kongreß zu (1821) 322
Landau 201, 310
Landsberger Bund 128
Landshuter Erbfolgekrieg (1503 bis 05) 67
Langensalza, Kapitulation von (1866) 401
Lassalle, Ferdinand, Sozialist 398
Laudon, Freiherr von, österreichischer Feldmarschall 220f., 250
Lauenburg 306, 361, 391ff.
Lausitz 159
Lavigerie, Kardinal 455
Lebrun, französischer General 410
Leibniz, Gottfried Wilhelm von 99, 169, 236
Leipzig, Disputation von (1519) 9; Schlacht bei (1813) 292
Leo X., Papst (1513—21) 8f., 10f.
Leoben, Friede von (1797) 264
Leopold I., deutscher Kaiser (1658 bis 1705) 181f., 190ff., 193f., 195, 199
Leopold II., deutscher Kaiser (1790 bis 92) 245f., 250, 252
Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau 215
Leopold, Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen 409f.
Leopold Josef, Hz. von Lothringen 194
Lessing, Gotthold Ephraim 238f., 262
Leszczynski, Stanislaus, Kg. von Polen siehe Stanislaus Leszczynski
Leuthen, Schlacht bei (1757) 219
Leyen, von der, Fürsten 277, 279, 304
Liberalismus 445f.; die liberale Partei und die Heeresfrage 446; 449f. 451
Lichnowsky, Felix, Fürst, Abgeordneter im Frankfurter Parlament 362
Liechtenstein, Fürstentum 277, 279
Liegnitz, Herzogtum 212; Schlacht bei (1760) 221
Liga (1608) 130f., 139f., 142
Ligny, Schlacht bei (1815) 311
Ligurische Republik 275
Lille, Einnahme von (1708) 200
Limburg, Herzogtum 331
Limburg, Bistum 347
Lindau 63
Lingen, Grafschaft 209, 306
Lippe-Detmold, Fürstentum 331
Lissa, Schlacht bei (1866) 400
List, Friedrich, Nationalökonom 327, 333
Literatur im Zeitalter der Reformation 102f.
Livland 110, 498, 505
Lobositz, Schlacht bei (1756) 218
Lombard, preußischer Kabinettssekretär 279
London, Protokoll von (1852) 391
Lothringen, Herzogtum 174f., 194, 207f.
Loyola, Ignatius von 117
Lübeck, Bistum 83; Friede zu (1629) 148; Stadt 83, 91ff., 97, 144, 271, 290, 304, 331
Lucchesini, preußischer Minister 279
Lüderitz, Kaufmann aus Bremen 427
Ludwig I., Kg. von Baiern 334
Ludwig II., Kg. von Böhmen und Ungarn (1516—26) 22, 51, 58
Ludwig XII., Kg. von Frankreich (1498 bis 1515) 53
Ludwig XIV., Kg. von Frankreich (1643—1715) 170ff.; Angriffspolitik gegenüber Deutschland 174f., 183ff.; die Reunionen 185f., 188, 190f.; L. und die Türkenkriege 189; L. und die pfälzische Erbfolgefrage 191ff.; L. und der spanische Erbfolgekrieg 194f., 200f.; Bedeutung der Regierung L.'s für die Lage Frankreichs 202ff.
Ludwig XV., Kg. von Frankreich (1715 bis 74) 203, 207
Ludwig XVI., Kg. von Frankreich (1774 bis 92) 203, 246, 252
Ludwig XVIII., Kg. von Frankreich (1814—24) 322
Ludwig, Br. Napoleons I., Kg. von Holland 277

Ludwig VI., Kurf. der Pfalz 172
Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden-Baden 190
Luiſe von Savoyen, Mutter Franz I. von Frankreich 55
Luiſe Ulrike, Schweſter Friedrichs d. Gr., Königin von Schweden 218
Lüneburg, Herzogtum 56f.
Lüneburg-Celle 187
Lüneburg-Hannover 187
Luneville, Friede von (1801) 269
Luther, Martin, Entwickelung bis 1517 3ff.; die 95 Theſen 6ff.; L. und Eck 9f.; L. und Erasmus 11; Beziehungen zum Humanismus 14; L.'s Deutſchtum 15f.; die Schriften des Jahres 1520 16f.; L. und Karl V. 25, 26ff.; L. in Worms 25f.; L. und die Wittenberger Unruhen 31ff.; L. und die kirchliche Neuordnung 33ff.; L. und Karlſtadt 35; L. und Sickingen 40; Stellung zur Bauernerhebung 48; Beziehungen zu Friedrich dem Weiſen 49; L. und Zwingli 60ff.; L. ein Gegner gewaltſamer Einführung der Reformation 71; ſein Ende 78f.; L.'s Wertſchätzung ſtaatlicher Gewalt 87; L. und die deutſche Sprache 101f., 263
Luthertum 70f., 87, 114f., 127
Lutter am Barenberge, Schlacht bei (1626) 146f.
Lützen, Schlacht bei (1632) 157
Luxemburg, franzöſiſcher Feldherr 183
Luxemburg, Großherzogtum 331, 399, 407f., 418
Luxemburg, Feſtung 185, 191, 408

Maaßen, Karl Georg, preußiſcher Finanzminiſter 326
Machiavelli 87
Macdonald, franzöſiſcher Marſchall 292
Mack, öſterreichiſcher General 275
Mac Mahon, franzöſiſcher Marſchall 413
Madrid, Friede von (1526) 54f.
Magdeburg, Erzbistum 83, 145, 179
—, Stadt 80, 157, 224
Magdeburger Centuriatoren 101
Mähren 107
Maigeſetze 444
Mailand 53f., 58, 107, 195, 203, 265
Mainz, Akkord von (1621) 142; Eroberung von (1792) 254; Eroberung von (1793) 256
Majeſtätsbrief (1609) 136f., 141
Malmö, Waffenſtillſtand von (1848) 362
Malplaquet, Schlacht bei (1709) 200
Mansfeld, Ernſt Graf von 143, 148, 187
Manteuffel, Miniſterium in Preußen 378
Mantua 195, 203, 264f.
Marburg, Religionsgeſpräch zu (1529) 61
Marengo, Schlacht bei (1800) 268
Margarete von Öſterreich, Tante Karls V. 55
Maria, Schweſter Karls V., G. Ludwigs II. von Böhmen und Ungarn 52
Maria, Mutter Kaiſer Ferdinands II. 134
Maria Anna, Schweſter Maria Thereſias 206
Maria Karolina, Königin beider Sizilien, Tochter Maria Thereſias 267
Maria Thereſia, deutſche Kaiſerin (1740—80) 206f.; ihr Charakter 213f.; 1. und 2. Schleſiſcher Krieg 214f.; 215f.; ihre Lage nach den erſten beiden Schleſiſchen Kriegen 216f.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 245f.
Marie Antonie, T. Kaiſer Leopolds I., G. des Kurfürſten Max Emanuel von Baiern 195
Marie Chriſtine, Erzherzogin, G. des Hz. Albert von Sachſen-Teſchen 246
Marie Luiſe, T. Kaiſer Franz' II., G. Napoleons I. 291

Marignano, Schlacht bei (1515) 53
Mark, Grafschaft 73, 177
Marlborough, Hz. von 196, 199f.
Marokko 435f.
Marsiglio v. Padua 87
Mars la Tour, Schlacht bei (1870) 413
Marx, Karl, sozialistischer Schriftsteller 352
Masovien 256
Mathy, Karl, badischer Minister 399
Mathys, Jan, Wiedertäufer 94
Matthias, deutscher Kaiser (1612—19) 114, 133, 135ff.
Maxen, Kapitulation von (1759) 221
Maximilian I., deutscher Kaiser (1493 bis 1519) 10, 21ff.
Maximilian II., deutscher Kaiser (1564—76) 111, 113f.
Maximilian I., Hz., später Kurf. von Baiern 129f.; M. und Kaiser Ferdinand II. 139; Vorgehen gegen Böhmen 139f.; 151, 187
Maximilian, S. Kaiser Maximilians II., Erzherzog von Österreich 135
Maximilian, Erzherzog von Österreich, Kaiser von Mexiko 396, 407
Maximilian Emanuel, Kurf. von Baiern 190, 192, 195f.
Maximilian III. Josef, Kurf. von Baiern 230
Maximilian IV. Josef, Kurf. von Baiern 268; erhält die Königswürde 276; 319
Mazarin, Kardinal 172, 174f.
Mediceer 58
Mehemed Ali, türkischer Pascha 354
Mecklenburg, Reformation in 69; M. und die Erhebung gegen Napoleon 290; M. und die Regelung des deutschen Zollwesens 331, 347, 399
Melanchthon, Philipp 14f., 61, 63, 101, 118
Melchior von Zobel, Bischof von Würzburg 112
Memmingen 63
Metternich, Fürst 291, 307ff., 317f., 324, 328, 330, 363
Metz, Bistum 81, 167, 174
—, Stadt 413ff.
Miltitz, Karl von 9
Minden, Bistum 83, 145, 179; Schlacht bei (1759) 221
Mirabeau, Graf 250
Missunde, Gefecht bei (1850) 367
Mohacz, Schlacht bei (1526) 58
Mollwitz, Schlacht bei (1741) 214
Moltke, Helmuth Graf von 400f., 412
Montecuccoli, österreichischer Feldherr 183, 189
Montenegro 420, 468, 471
Montgelas, Graf, bairischer Minister 284, 319
Monumenta Germaniae Historica 342
Moreau, französischer General 264, 268
Moritz, Hz., später Kurf. von Sachsen 69, 77f., 80ff., 115
Moritz, Landgraf von Hessen-Kassel 142f.
Moritz von Sachsen, französischer Marschall 215
Mörs, Grafschaft 209
Moser, Karl Friedrich von, staatsrechtlicher Schriftsteller 263
Motz, Adolf von, preußischer Finanzminister 326
Mozart, Wolfgang Amadeus 240
Mühlberg, Schlacht bei (1547) 78
Mühlhausen i. Th. 273
Müller, Adam, Publizist 349
Müller, Johannes von 282, 341
Münster, Bischof von (1672) 175; Bistum 83, 124f., 174, 273
—, Friede von (1648) 161, 165ff.
Münster, Unruhen (1534—35) 93f.
Münzer, Thomas 48
Münzwesen, Ordnung des deutschen M. im 16. Jahrhundert 112
Murat, Großherzog von Berg 276
Mustafa II., türkischer Sultan 194
Mutianus Rufus, Humanist 5, 17

Nachod, Gefecht bei (1866) 402
Nachtigal, Guſtav, Afrika-Reiſender 427
Nantes, Edikt von aufgehoben 191
Napoleon I., Kaiſer von Frankreich (1804—14) als General der Republik 264f., 267; als Konſul 268; N. Retter Frankreichs? 269f.; wird Kaiſer 274; N. u. der 3. Koalitionskrieg 275f.; N. und Preußen bis 1806 279ff.; N. auf der Höhe ſeiner Macht 283ff.; Feldzug gegen Rußland 285f.; N. und die Erhebung Preußens 287ff.; N.'s Bedeutung für Deutſchland 294ff.; ſeine Rückkehr von Elba 305f., 310
Napoleon III., Kaiſer von Frankreich (1852—70) 378, 394; N. und der öſterreichiſch-preußiſche Konflikt 396f., 403f.; N. u. Frankreich nach dem Kriege von 1866 407ff.; N. 1870 408ff.; 420
Naſſau, Herzogtum 329f., 347, 399; Preußen einverleibt 405
Naſſau-Uſingen, Herzogtum im Rheinbund 277, 318
Naſſau-Weilburg, Fürſtentum 277, 318
Nationalliberale Partei 445, 451, 455f.
Nationalverein 384, 386
Nationalverſammlung, Deutſche (1848) 357f., (1919) 519
Nauklerus, Geſchichtſchreiber 13
Neapel 22, 53, 58, 107f., 207, 275
Nebenius, Karl Friedrich, badiſcher Miniſter 327
Neiße 229, 281
Neuenburg, Fürſtentum 209, 280
Ney, franzöſiſcher Marſchall 292
Niebuhr, Barthold, Hiſtoriker und Staatsmann 341, 347
Niederlande (ſiehe auch Holland), Keim ihrer Selbſtändigkeit 74; 130, 144f.; Trennung vom Deutſchen Reiche anerkannt 167; 168, 170, 174f.; N. und der Große Kurfürſt 180f.; 183, 192f., 195, 200, 215; N. u. d. Revolutionskrieg 256f.; werden zur bataviſchen Republik 257, 259f.; 306, 418
—, Spaniſche 167, 174, 191
—, Öſterreichiſche 215, 231, 247, 265
Nikolaus I., Kaiſer von Rußland (1825—55) 324, 368, 395
Nikolaus II., Kaiſer von Rußland (1894—1917) 423, 496
Nikolsburg, Friede von (1866) 402
Nizza, Waffenſtillſtand von (1538) 67; 254
Norddeutſcher Bund 405f.
Nordhauſen 273
Nordiſcher Krieg 198f.
Nördlingen, Schlacht bei (1634) 159
Norwegen, Reformation in 70; 110, 418
Novara, Schlacht bei (1849) 364
Nürnberg, Reichstag zu (1524) 44; 63, 130, 271, 278
Nymwegen, Friede von (1678) 183

Oettingen, Graf von (1608) 130
Ofen 192
Oldenburg, Grafſchaft 168; Herzogtum 272; auf dem Wiener Kongreß 308; O. und die Regelung der deutſchen Zollverhältniſſe 329ff; das Haus O. in Schleswig-Holſtein 359; 399
Oliva, Friede von (1660) 180
Olmütz, Verhandlungen in (1850) und ihre Folgen 368ff.
Oranien, Fürſtentum 273
Oraniſche Erbſchaft des Hauſes Hohenzollern 209f.
Orſova, Alt- 250
Ortenau 273, 276
Ortenburg, Graf von (16. Jahrhundert) 124
Osmanen ſiehe Türkei
Osnabrück, Bistum 83, 124, 145, 165
—, Friede von (1648) 161, 165ff.

Oſtafrikaniſche Geſellſchaft 427
Oſtende, Handelsgeſellſchaft Karls VI. in O. aufgehoben 208
Öſterreich (ſiehe auch Habsburg) 66 ff.; Stärkung Ö.'s durch die Regierung Ferdinands II. 141 f., 173; Ö. und die Türkengefahr im 17. Jahrhundert 189 f.; 195; Lage nach dem Spaniſchen Erbfolgekriege 203; Schwierigkeiten in der Nachfolge Karls VI. 206 f.; Stellung Ö.'s nach dem 2. Schleſiſchen Kriege 216 f.; Ö. und die 1. Teilung Polens 227 f.; Ö. und die bairiſche Erbfolgefrage 230 f.; Ö. unter Joſef II. 246 f.; Ö. und der Hertzbergiſche Plan 248 ff.; Ö. und der Revolutionskrieg 215 ff.; Ö. und die 2. und 3. Teilung Polens 255 ff.; Ö. und der 1. Koalitionskrieg 256 f., 264 f.; und der 2. Koalitionskrieg 266 ff.; Ö. und der Reichsdeputationshauptſchluß 273 f.; Ö. und der 3. Koalitionskrieg 274 ff.; Ö. und der Krieg von 1809 284; Ö. und die Erhebung Preußens 1812/13 291; ſagt ſich von Napoleon los 293; Ö. und die ſächſiſch-polniſche Frage auf dem Wiener Kongreß 305; Stellung Ö.'s zu Preußen und zur deutſchen Frage auf dem Wiener Kongreß 307 f., 317; Ö. und die Regelung des deutſchen Zollweſens 328 f., 333, 372; Wiederherſtellung der Regierungsmacht in Ö. 1848/49 363 f.; Ö. und die Frage der Reichsverfaſſung auf dem Frankfurter Parlament 365 f.; Ö. und die Union 368 f.; Ö., Preußen und der Bund nach Olmütz 372 ff., 382 ff.; Ö. und der Krimkrieg 372; Ö. und der italieniſche Krieg 1859 378; Ö. und die Bundesreformverſuche 388 ff.; Ö. und der Krieg von 1864 393; Ö. und Preußen nach dem däniſchen Kriege 394 ff.; der Krieg mit Preußen 399 ff.; Ö. und Frankreich 1866 404; 409; Ö. während des deutſch-franzöſiſchen Krieges 419 f.; Ö. und Rußlands Balkanpolitik 420; Ö. u. d. Dreibund 421 f., 424; 435, 468 474 f. Zuſammenbruch 515
Öſterreich. Erbfolgekrieg 208, 215 f.
Oſtfriesland 168, 216, 306
Oſtpreußen 219, 361; Neu-Oſtpreußen 258
Oſtrumelien 421, 469
Otto, Truchſeß von Waldburg, Biſchof von Augsburg 123
Oudinot, franzöſiſcher Marſchall 292
Oxenſtjerna, Axel, ſchwediſcher Kanzler 158

Paderborn, Bistum 83, 124 f., 145, 273
Palm, Johann Philipp, Buchhändler 277 f.
Papſttum 18 f., 49 ff., 75 f., 79 f., 118 ff., 285, 345, 384, 443, 500
Paris 294; Friede (1814) 299; Friede (1815) 310; 414
Parma 207, 216, 275
Parthenopäiſche Republik 267
Paſſarowitz, Friede von (1718) 203
Paſſau, Bistum 273; Vertrag von (1552) 81
Paul I., Kaiſer von Rußland (1796 bis 1801) 267 f., 359
Paul III., Papſt (1534—49) 77, 80, 117
Paul IV., Papſt (1555—59) 119 f.
Pavia, Schlacht bei (1525) 54
Peter der Große, Kaiſer von Rußland (1682—1725) 198, 209
Peter III., Kaiſer von Rußland, früher Hz. Karl Peter Ulrich von Holſtein-Gottorp (1762) 205, 222
Peters, Karl, Afrika-Reiſender 427
Peterwardein, Schlacht bei (1716) 203
Pfalz, Kurfürſtentum 126 ff.; der pfälziſche Krieg (1620—23) 142 ff.; der pfälziſche Erbfolgekrieg (1688—97) 191 ff.
Pfalz-Neuburg 130, 173, 177, 210

Pfalz-Simmern 126
Pfalz-Sulzbach 210
Pfizer, Paul, württembergiſcher Publiziſt 353 f.
Philipp I. der Schöne, Hz. von Burgund, Kg. von Spanien (1504 bis 1506) 22
Philipp II., Kg. von Spanien (1556 bis 98) 107 f., 113 f., 117
Philipp V., Kg. von Spanien (1701 bis 46) 195, 199, 207
Philipp, Hz. von Orleans, Br. Ludwigs XIV. 191
Philipp, Hz. von Parma 216
Philipp der Großmütige, Landgraf von Heſſen 42, 50, 61, 63, 68 ff., 75, 78, 81
Philipp II., Markgraf von Baden-Baden 124
Philipp Wilhelm, Pfalzgraf von Neuburg, Hz. von Jülich-Berg, ſpäter Kurfürſt von der Pfalz 191
Philippsburg 168, 184, 194
Phillips, katholiſcher Kirchenrechtslehrer 352
Piacenza 207, 216
Pichegru, franzöſiſcher General 257
Piemont 274
Pillnitz, Zuſammenkunft zu (1791) 252
Pirna 218
Pitt, Wilhelm (Chatam), engliſcher Miniſter 219 f., 222
Pius IV., Papſt (1559—65) 113, 119
Pius VII., Papſt (1800—23) 285, 346, 348
Pläswitz, Waffenſtillſtand von (1813) 291
Polen 110, 113, 152 f.; P. und der Große Kurfürſt 179 f.; 189; an Kurfürſt Friedrich Auguſt I. von Sachſen 198; 204; 1. Teilung Polens 226 ff.; der Hertzbergſche Plan 247 ff.; 2. und 3. Teilung P.'s 255 ff.; Bedeutung der Vernichtung P.'s 258 f.; die ſächſiſch-polniſche Frage auf dem Wiener Kongreß 304 f.; 324, 361, 393, 480, 501, 503 f.
Polignac, Fürſt, franzöſiſcher Miniſter 323
Polniſche Fraktion im Deutſchen Reichstag 444
Polniſcher Erbfolgekrieg 207, 210
Poltawa, Schlacht bei (1709) 209
Pommern, Reformation in 69; 159, 177, 179 f., 183; Vorpommern 209, 306, 475
Poniatowski, Stanislaus, Kg. von Polen, ſ. Stanislaus Poniatowski
Portugal 200, 322, 435, 494
Poſen 521, 539
Prag, Fenſterſturz in 137; Friede von (1635) 159; Schlacht bei (1757) 218 f.; Friede von (1866) 402
Praga, Erſtürmung von (1794) 257
Pragmatiſche Sanktion 206, 208, 213
Preßburg, Friede von (1805) 276
Preußen, Ordensland in ein weltliches Herzogtum verwandelt 57; an Brandenburg 177, 179 f.; 184; wird Königreich 197 f.; 201; Pr. im Spaniſchen Erbfolgekriege und im Nordiſchen Kriege 209 f.; Pr. im Polniſchen Erbfolgekriege 210; Pr. unter Friedrich Wilhelm I. 211 f., 217; Pr. nach dem 7jährigen Kriege 224 ff.; Pr. und die 1. Teilung Polens 227 ff.; Pr. und der deutſche Fürſtenbund 231; Pr. und der Revolutionskrieg 251 ff.; Pr. und die 2. und 3. Teilung Polens 255 ff.; Pr. und der 1. Koalitionskrieg 256 f., 265, 270; Pr. und der Reichsdeputationshauptſchluß 273 f.; Pr. im 3. Koalitionskriege 276; Pr.'s Politik vom Baſeler Frieden bis 1806 279 f.; der Krieg von 1806 281 ff.; die Erhebung Preußens 287 ff.; Pr. und die deutſche Einigung nach Napoleons Sturz 303; Pr. und die ſächſiſch-polniſche Frage auf dem Wiener Kongreß 304 f.; Pr. im Nachteil auf dem Wiener Kongreß 307 ff.; Pr.'s Stellung in Deutſchland nach dem Wiener Kongreß 315; die preußiſche Verfaſſungsfrage 315 ff.,

321f.; Neuordnung des preußiſchen Zoll- und Steuerweſens 326f.; Pr. und die Begründung des Zollvereins 327ff., 333; die Verfaſſungsfrage und Friedrich Wilhelm IV. 337f.; Pr. und die Neuordnung der katholiſchen Kirche 347; Pr. und der Kölner Kirchenſtreit 351; die preußiſche Führung 353f.; Pr. und die Revolution von 1848 355, 358, 362f.; Pr. und die ſchleswig-holſteiniſche Frage 362, 367; Pr. und die Union 368ff.; Pr., Öſterreich und der Deutſche Bund nach Olmütz 372ff.; Pr. und Öſterreichs italieniſcher Krieg (1859) 378; die Heeresreform unter Wilhelm I. 379f.; Pr. und die Bundesreformverſuche 389f.; Pr. u. der däniſche Krieg 392f.; Pr. und Öſterreich nach dem däniſchen Kriege 394ff.; Pr. und der Krieg mit Öſterreich 399ff.; Pr. nach dem Kriege von 1866 406f.; Pr.'s Führerſtellung und der Katholizismus 441; die preußiſche Regierung und das Zentrum 452f.; Wahlrecht 498

Prierias, Silveſter, Dominikaner 9

Prim, ſpaniſcher General und Staatsmann 410

Proteſtantismus ſiehe Reformation, Luthertum

Pufendorf, Samuel, Staatsrechtslehrer 167

Pyrenäiſcher Friede (1659) 173

Quatrebras, Schlacht bei (1815) 311, 323

Radetzky, Graf, öſterreichiſcher Feldmarſchall 363f.

Rakoczy, Franz, Führer eines ungariſchen Aufſtandes 200

Ramillies, Schlacht bei (1706) 199

Ranke, Leopold von, Hiſtoriker 341

Raſtatt, Friede von (1714) 201; Kongreß von (1797) 265f.; Geſandtenmord von 267f.

Rathenow, Einnahme von (1675) 183

Ratke (Ratichius), Pädagoge 236

Ratzeburg, Bistum 83

Ravensberg, Grafſchaft 73, 177

Reaktion nach der Volkserhebung von 1848 371

Rechberg, Johann Bernhard, Graf, öſterreichiſcher Miniſter 390

Rees, Stadt 182

Reformation 3ff.; R. eine Störung „ruhiger Bildung"? 17f.; 20; Bedeutung einer Kaiſerwahl Friedrichs des Weiſen für die R. 23f.; 30, 33ff.; gewaltſame Einführung der R.? 35f., 70ff.; R. und deutſches Territorialweſen 37f.; R. und Bauernkrieg 46; R. und Karl V. 50, 56, 62ff., 65f.; Fortſchritte der R. nach dem Speierer Reichstag von 1526 56f.; weitere Fortſchritte 67ff.; Konzilsgedanke zur Zeit der R. 75f.; die R. in ihrer Bedeutung für Deutſchlands Geſamtlage 85ff.; R. und das Geiſtesleben der Zeit 99ff.; Ausſichten des Proteſtantismus nach dem Reſtitutionsedikt 149

Reformverein von 1862 389

Regensburg, Reichstag von (1532) 66; (1653—54) 182; Waffenſtillſtand von (1684) 190; Erſtürmung von (1809) 284

Reichenbach, Konvention von (1790) 249

Reichensperger, Auguſt, Parlamentarier 442

Reichsdeputationshauptſchluß 270ff.

Reichskammergericht 64ff.

Reichsregiment 25, 28f.; Stellung zu Luther 29; R. und die Ritterſchaft 39ff.; R. und die Städte 42ff.; R. und Karl V. 44; 49

Reichstag, erſter des neuen deutſchen Reiches 440, Reſolution (1914) 499

Reichsverfaſſung, deutſche R. durch die Reformation gefördert 86

Reinhard, Karl Friedrich, Staatsmann 263
Religionsgespräche 76
Rembrandt 103
Restitutionsedikt 148f.
Reuchlin, Johannes, Humanist 11f., 17
Reunionen, Französische R. unter Ludwig XIV. 185f., 188, 190f.
Reuter, Fritz 325, 337
Reutlingen 63, 68
Revolution (1848) 339, 335ff., 367; (1918) 516, 537
Revolutionskrieg von 1792 251ff.
Rezonville, Schlacht bei (1870) 413
Rheinbund 277ff., 293
Rheinischer Bund (1658) 173f.
Rheinpfalz 308
Richard von Greifenklau, Erzbischof von Trier 41, 62
Richelieu 159f., 172
Ried, Vertrag von (1813) 293
Ritterschaft, deutsche R. zur Reformationszeit 39ff.; 112
Rom erobert (1527) 55; (1870) 440
Romantik 341
Römische Republik 266
Ronge, Johannes, Theologe 441
Roon, Albrecht von 401
Rostock 93, 168
Roßbach, Schlacht bei (1757) 219
Rottenburg (Neckar), Bistum 347
Rottmann, Bernhard, Wiedertäufer 94
Rückert, Friedrich 302, 340
Rudolf II., deutscher Kaiser (1576—1612) 114, 123, 133, 135f.
Rügen 168, 183, 209
Rumänien 420, 471, 484f., 486 506
Rumbold, englischer Geschäftsträger 274
Rußland 110, 152, 207, 209; R. im 7jährigen Kriege 218f., 220ff.; R. und die 1. Teilung Polens 227f., 231; R. und der Hertzbergsche Plan 248ff.; R. und die 2. und 3. Teilung Polens 255ff.; R. nach der 3. Teilung Polens 259; R. und der 2. Koalitionskrieg 267f.; R. und der 3. Koalitionskrieg 274ff.; R. im Kriege 1806 282; der Feldzug von 1812 286f.; R. und die Erhebung Preußens 1812/13 291; R. und die polnische Frage auf dem Wiener Kongreß 304f.; R. und die schleswig-holsteinische Frage 362, 393f.; R.'s Einfluß auf die Reaktion in Preußen 368; 372; R. und der österreichisch-preußische Konflikt 395f.; R.'s Balkanpolitik 420f.; gesteigerte Spannung in den Beziehungen Deutschlands und R.'s 423f.; 426, 433f.; englisch-russische Annäherung in neuester Zeit 437, 469f., 480f.
Ryswick, Friede zu (1697) 193f.

Saal, Margarete von der, Nebengattin Philipps d. Großmütigen von Hessen 75
Saarbrücken 310, 413
Saarlouis 310
Sachs, Hans 103
Sachsen, Kurfürstentum 56f., 80, 82; im 30jährigen Kriege 138, 146, 157, 159f., 186f., 198; S. im 1. Schlesischen Kriege und im Österreichischen Erbfolgekriege 213ff., 217f.; S. und der deutsche Fürstenbund 231; wird Königreich 283; die sächsisch-polnische Frage auf dem Wiener Kongreß 304f.; S. und die Regelung des deutschen Zollwesens 329; S. und die Union 368; 392; S. 1866 399ff., 402f.
Sachsen (Herzogtum), Reformation in 69
Sachsen-Gotha 218, 329
Sachsen-Koburg 308, 321
Sachsen-Meiningen 321, 329
Sachsen-Weimar 283, 318
Salentin von Isenburg, Erzbischof von Köln 125
Salm-Kirburg, Fürstentum 277, 304
Salm-Salm, Fürstentum 277, 304
Salzburg, Kurfürstentum 272f., 276, 284, 308

Samoa 434
Sand, Karl, Mörder Kotzebues 318
Sansibar 430
Sardinien 207
Savigny, Friedrich Karl von, Jurist und preußischer Minister 341
Savoyen 192, 200, 207, 254
Scharnhorst, Gerhard Johann von 287f.
Schaumburg-Lippe 318, 330f., 399
Schenkendorf, Max von 303, 340
Schill, Ferdinand von 284
Schiller, Friedrich 239, 262f., 340
Schlegel, Friedrich 316, 349
Schleiermacher, Friedrich Daniel 282
Schlesien 107, 136, 148, 191; Anspruch Friedrichs d. Gr. auf Schl. 208, 212f.; 1. Schlesischer Krieg 213f.; 2. Schlesischer Krieg 215; 216
Schleswig-Holstein 57, 144, 314, 331; Schl.-H. und seine Beziehungen zu Dänemark bis zum 19. Jahrhundert 358f.; die schleswig-holsteinische Frage 359ff., 367f., 391f., 399; der Krieg von 1864 393; Preußen einverleibt 405
Schlick, Graf, General Wallensteins 148
Schlosser, Heinrich, Gelehrter 349
Schmalkaldischer Bund 65f., 70f., 74, 78, 93
Schmalkaldischer Krieg (1546—47) 78
Schmerling, Anton Ritter von, österreichischer Staatsmann 365, 388f.
Schneckenburger, Dichter der Wacht am Rhein 355
Schönborn, Johann Philipp von, Erzbischof und Kurf. von Mainz 173
Schönbrunn, Vertrag von (1805) 280; Friede von (1809) 284
Schulwesen, deutsches Sch. im 18. Jahrhundert 235f.
Schulze, Johannes, preußischer Geh. Rat 326
Schwäbischer Bund 42, 68
Schwarzburg-Rudolstadt 318, 399
Schwarzburg-Sondershausen 328, 399
Schwarzenberg, Felix, Fürst, österreichischer Staatsmann 364f.
Schwarzenberg, Karl Philipp, Fürst von, österreichischer Feldmarschall 292
Schweden, Reformation in 70; 92, 110; Schw. und Gustaf Adolf 152ff.; Schw. und der 30jährige Krieg nach Gustaf Adolfs Tode 158ff.; Erwerbungen im Westfälischen Frieden 168; 171, 174f.; Schw. und der Große Kurfürst 179f., 183, 191, 204, 209; Schw. im 7jährigen Kriege 218f., 222f., 259, 274, 286, 362, 418
Schweidnitz 219, 221f.
Schweiz (siehe auch Eidgenossenschaft) 64f.; Trennung vom Deutschen Reiche anerkannt 167, 275, 418
Schwerin, Bistum 83
Schwerin, Graf von, preußischer General-Feldmarschall 219
Schwiebus, Kreis 191, 213
Sedan, Schlacht und Kapitulation (1870) 413f.
Selim I., türkischer Sultan 52
Semgallen 110
Serbien 420, 468f., 474, 482, 506
Serralonga, Urbanus de 9
Sezessionisten 451
Sickingen, Franz von 40ff.
Siebener-Ausschuß (1848) 356
Siebenjähriger Krieg 216ff.; Bewertung des Krieges 222f.
Sievershausen, Schlacht bei (1553) 82
Sigmund III., Kg. von Polen (1587 bis 1632) und Schweden (1593—99) 152
Sistowo, Kongreß von (1790) 249
Sizilien 207
Slankamen, Schlacht bei (1691) 193
Sobiesky, siehe Johann Sobiesky
Soliman II., türkischer Sultan 52, 58, 65
Soltikow, Graf, russischer General 220

Somaliland 430
Soor, Schlacht bei (1745) 215
Sophie, Kurfürstin von Hannover, Enkelin Jakobs I. von England 197
Sozialdemokratie 352, 447f., 454, 456, 464ff., 497, 510 514
Soziale Parteien im neuen Deutschen Reich 456
Sozialistengesetz 447, 453
Sozialpolitik des neuen Deutschen Reiches 453f.
Spanien geht an die Habsburger 22; 51f.; Trennung von den deutschen Habsburgern 107f.; Sp., die Reformation und Rom 116f., 119f.; Spanier als Helfer der deutschen Gegenreformation 125f.; 130; Sp. und die Thronfolge Kaiser Ferdinands II. von Deutschland 135; Sp. und der pfälzische Krieg (1620) 142, 144f., 170f., 173, 182f., 191ff.; spanischer Erbfolgekrieg 194ff., 199ff., 206f., 213, 215; Sp. und Napoleon I. 285; die spanische Thronfolgefrage 409f.; 435
Speier, Reichstag von (1526) 56
—, — (1529) 57
—, — (1544) 74, 77
Spener, Philipp Jakob 236
Spicheren, Schlacht bei (1870) 413
Spiegel, Ferdinand August von, Erzbischof von Köln 350
Spinola, spanischer Feldherr 142
Sprache, Deutsche 101f., 238
Stadion, Philipp Graf, österreichischer Minister 284
Städte, Stellung der St. zum Reichsregiment und den Fürsten 42ff.; St. und Reformation 63, 65, 70; wirtschaftliche Stellung zu Beginn der Neuzeit 88ff., 94ff.; städtische Unruhen 92f.; Städte im 17. Jahrhundert 186
Stanislaus Leszczynski, Kg. von Polen, Hz. von Lothringen 207
Stanislaus Poniatowski, Kg. von Polen 227f., 256
Staupitz, Johann von, Theolog 5f.
Stefanie Beauharnais, Großherzogin von Baden 277
Stefano, Friede von San-St. (1878) 420
Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom 287, 289, 301ff., 315f., 341, 418
Steinmetz, Karl Friedrich von, preußischer General 412
Stettin 110, 209, 224
Steuerverein 330
Stolberg, Friedrich Leopold, Graf, Dichter 349
Stralendorf, Leiter der Gegenreformation im Eichsfeld 124
Stralsund 93, 148, 168, 186, 209, 219
Straßburg 63, 130; von den Franzosen besetzt 186, 190; 413; 415
Strauß, David Friedrich, Theologe 338, 354
Sund 95, 96, 144
Suworow, russischer General 257, 268
Szathmar, Vertrag von (1711) 200

Talleyrand, französischer Staatsmann 307, 309ff.
Targowicz, Konföderation von (1792) 255
Tauentzien, Friedrich von, preußischer General 292
Tauroggen, Konvention von (1812) 289
Tegethoff, Wilhelm von, österreichischer Admiral 432
Telegraph, Nutzbarmachung des 338
Territorien, deutsche T. gegen Ende des 18. Jahrhunderts 232ff.
Teplitz, Verhandlungen zu (1813) 302f.
Teschen, Friede von (1779) 230, 232
Tetzel, Johann, Dominikaner 9
Thiers, Louis Adolphe, französischer Staatsmann 354, 407, 415
Thomasius, Christian, Rechtslehre: 236

Thon, Adjutant Karls Auguſts von Sachſen-Weimar 303
Thorn 247, 256, 305
Thun, Graf von, öſterreichiſcher Diplomat 382f.
Thüringen 273
Tilly, Feldherr 142f., 147, 157
Tilſit, Friede von (1807) 282f.
Tirol 276; Erhebung (1809) 284, 484
Tirpitz, Alfred v., 488, 491
Togo 426, 430
Tökölyi, Emerich Graf v. 189
Toleranzgedanke in Deutſchland im 18. Jahrhundert 240f.
Torgau, Schlacht bei (1760) 221
Toskana 203, 207f., 245
Toul, Bistum 81, 167, 174
Tourcoing, Schlacht bei (1794) 257
Trautenau, Gefecht bei (1866) 402
Trient, Konzil zu (1545—63) 77, 80, 113, 119f.; Bistum 273
Trier 252
Tripelallianz (1668) 174f.
Troppau, Kongreß zu (1820) 322
Tunis 67, 424
Turenne, franzöſiſcher Feldherr 183
Turin, Schlacht bei (1706) 199
Türkei 52, 65, 67, 171; Kriege des 17. u. 18. Jahrhunderts mit Habsburg 189f., 191f., 193f., 203; 204, 208; T. und die 1. Teilung Polens 227f.; 231, 248ff., 259, 286; T. und Deutſchland in den 40er Jahren des 19. Jahrh. 354, 372, 420, 438, 468f., 481; Zuſammenbruch 515
Turmair (Aventinus) Geſchichtſchr. 13

Uganda 430
Uhland, Ludwig 365
Ulm 130; Vertrag zu (1620) 140; Kapitulation von (1805) 275
Ulrich, Hz. von Württemberg 68
Ulrike Eleonore, G. Kg. Friedrichs von Schweden 205
Ungarn 58, 107, 133, 141; U. und die Türkenkriege des 17. Jahrhunderts 189f.; 191f., 194, 200; U. zur Zeit Maria Thereſias 213f.; 247; erklärt ſich für unabhängig 364, 420, 485
Union (1608) 130f., 138ff., 142
Union, von Preußen angeregte deutſche U. 368
Univerſitäten 99f., 103f.
Utrecht, Bistum 72, 108; Friede von (1711) 200

Valmy 254
Vandamme, franzöſiſcher Marſchall 292
Venedig 58, 89, 189, 203; Republik 265, 276
Venetien 404, 502
Verden, Bistum, bzw. Herzogtum 83, 168, 174, 210
Verdun 81, 145, 167, 174, 483, 484
Vereinigte Staaten von Amerika 426, 489f., 516
Vereinigter Landtag in Preußen 338f.
Verona, Kongreß zu (1822) 322
Verſailles, Vertrag von (1756) 217; Kaiſerkrönung z. 415; Friede (1919) 519
Verſen, von, preußiſcher Major 409
Vierkönigsbündnis 368
Viktor Emanuel II., Kg. von Sardinien, 1861 von Italien 397, 405, 410
Viktoria, deutſche Kaiſerin, Königin von Preußen 433
Villafranca, Friede von (1859) 378
Villars, franzöſiſcher General 199
Vionville, Schlacht bei (1870) 413
Virchow, Rudolf, Arzt und Abgeordneter 443, 452, 454
Volkspartei, Süddeutſche 369
Vorparlament in Frankfurt a. M. 356f., 361
Vorpommern ſiehe Pommern
Voſſem, Friede von (1673) 182

Wagram, Schlacht bei (1809) 284
Walachei 203, 486

Waldeck, Fürstentum 318, 331
Wallenstein 147f., 156f., 159, 187
Wallis, Republik 275
Warschau, Schlacht bei (1656) 179; Eroberung von (1794) 257; Generalgouvernement W. (Kongreßpolen) 258, 305; Großherzogtum 283, 304f., 481, 503, 504
Waterloo, Schlacht bei (1815) 311
Wehlau, Vertrag von (1657) 180
Weimar 240
Weingarten, Abtei 273
Weißenburg, Schlacht bei (1870) 413
Weißer Berg, Schlacht am (1620) 140
Welfenpartei 444
Wellington, englischer Feldmarschall 310
Welser, Philippine, G. Erzherzogs Ferdinand von Tirol 134
Wesel 180, 182
Wessenberg, Karl Freiherr von, Generalvikar von Konstanz 346
Westfalen, Königreich 283, 293
Westfälischer Friede (1648) 161, 165ff., 179
Westminster-Konvention 217
Westpreußen 361, 539
Wiedertäufer 31f., 93
Wien, Belagerung von (1529) 58; Belagerung von (1683) 190; 275; Kongreß (1814) 299ff.; Wiener Schlußakte (1820) 321; Wiener Friede (1864) 393
Wilhelm I., deutscher Kaiser und Kg. von Preußen (1861 bzw. 1871—1888), sein Wesen 375ff.; Beginn der Regentschaft 377f.; seine Heeresreform 379f.; W., Preußen und Deutschland 384ff.; W. und die spanische Thronkandidatur 410 412; W. und die Kaiserwürde 415, 466
Wilhelm II., deutscher Kaiser, Kg. von Preußen (1888—1918) 435, 467, 517
Wilhelm I., Kg. v. Württemberg (1816 bis 64) 313, 320, 322, 354
Wilhelm I. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande 115, 127
Wilhelm II. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande 181
Wilhelm III. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande, später Kg. von England (1689—1702) 183, 186, 192
Wilhelm V. von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande 247, 273
Wilhelm II., Kurfürst von Hessen 323
Wilhelm V., Hz. von Baiern 111, 123
Wilhelm, Hz. von Braunschweig 323
Wilhelm IV. der Reiche, Hz. von Kleve 73f.
Wilhelm V., Landgraf von Hessen-Kassel 187
Wilhelm August Hz. von Cumberland, S. Kg. Georgs II. von England 219
Wilhelmshaven 373
Wilson 500, 516
Wimpfen, Schlacht bei (1622) 143
Wimpheling, Geschichtschreiber 13
Wimpina, Gegner der Reformation 63, 69
Windelmann, Joh. Joachim, Kunsthistoriker 239
Windischgrätz, Fürst, österreichischer General 364
Windthorst, Ludwig, Parlamentarier 444
Winterfeldt, v., preußischer General 219
Wirtschaftsleben, deutsches W. im 18. Jahrhundert 234
Wirtschaftspolitik des neuen Deutschen Reiches 449ff.
Wismar 93, 168, 209
Wittelsbacher, Gegensatz zu den Habsburgern 66f., 195
Wittenberg, Universität 6, 104
—, Unruhen zu (1521/22) 31f.
Witu 430
Wohlau, Herzogtum 212
Wolff, Christian, Philosoph 236
Wolfgang, Fürst von Anhalt 63
Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf von

Neuburg, ſpäter Hz. von Jülich-Berg 130f.
Norms, Reichstag zu (1521) 25ff.
Nörth, Schlacht bei (1870) 413
Nrede, Fürſt, bairiſcher Feldmarſchall 293
Nullenweber, Jürgen 92
Nürttemberg, Reformation in 68, 70; 130, 174; wird Kurfürſtentum 272f.; W. und der 3. Koalitionskrieg 276; wird Königreich 276; W. im Rheinbund 277, 279; ſagt ſich von Napoleon los 293, 311, 318, 320; W. und der Zollverein 328ff., 347, 368, 384, 402; W. und die Errichtung des Deutſchen Reiches 415
Nürzburg, Bistum 273; Kurfürſtentum 276, 279, 308
Nurmſer, öſterreichiſcher Feldmarſchall 256, 264

York von Wartenburg, Hans David Ludwig, Graf 289

Zabern, Schlacht bei (1525) 47, 473, 511
Zapolya, Joh., Gegenk. i. Ungarn 58
Zenta, Schlacht bei (1697) 194
Zentrumspartei 443ff.; die Z. und die Regierung 452ff., 456; die Stellung des Zentrums und der Reichsgedanke 459f., 464; die Z. in jüngſter Zeit 460f., 463, 499
Zeven, Konvention von (1757) 219
Znaim, Waffenſtillſtand von (1809) 284
Zollverein, deutſcher 325, 327ff.; die Erweiterung des Z. zu einer deutſchen Wirtſchaftseinheit 330ff.; Schwierigkeiten der Zolleinigung 332f.; 372, 406
Zorndorf, Schlacht bei (1758) 220
Zütſen, Heinrich von, Reformator in Ditmarſchen 36
Zweibrücken, Pfalzgraf von (1608) 130
Zwickau, Unruhen in (1522) 31
Zwingli, Ulrich 59ff., 63, 64f.

F. Pätzſche Buchdruckerei, Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. S.

DD
90
S32
1922
Bd.2

Schäfer, Dietrich
Deutsche geschichte. 9. bis auf die gegenwart fortgeführte aufl.
Bd.2

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

POSTE. LUDDECKE. BÖHNISCH & CO
GROSSBUCHBINDEREI, LEIPZIG.